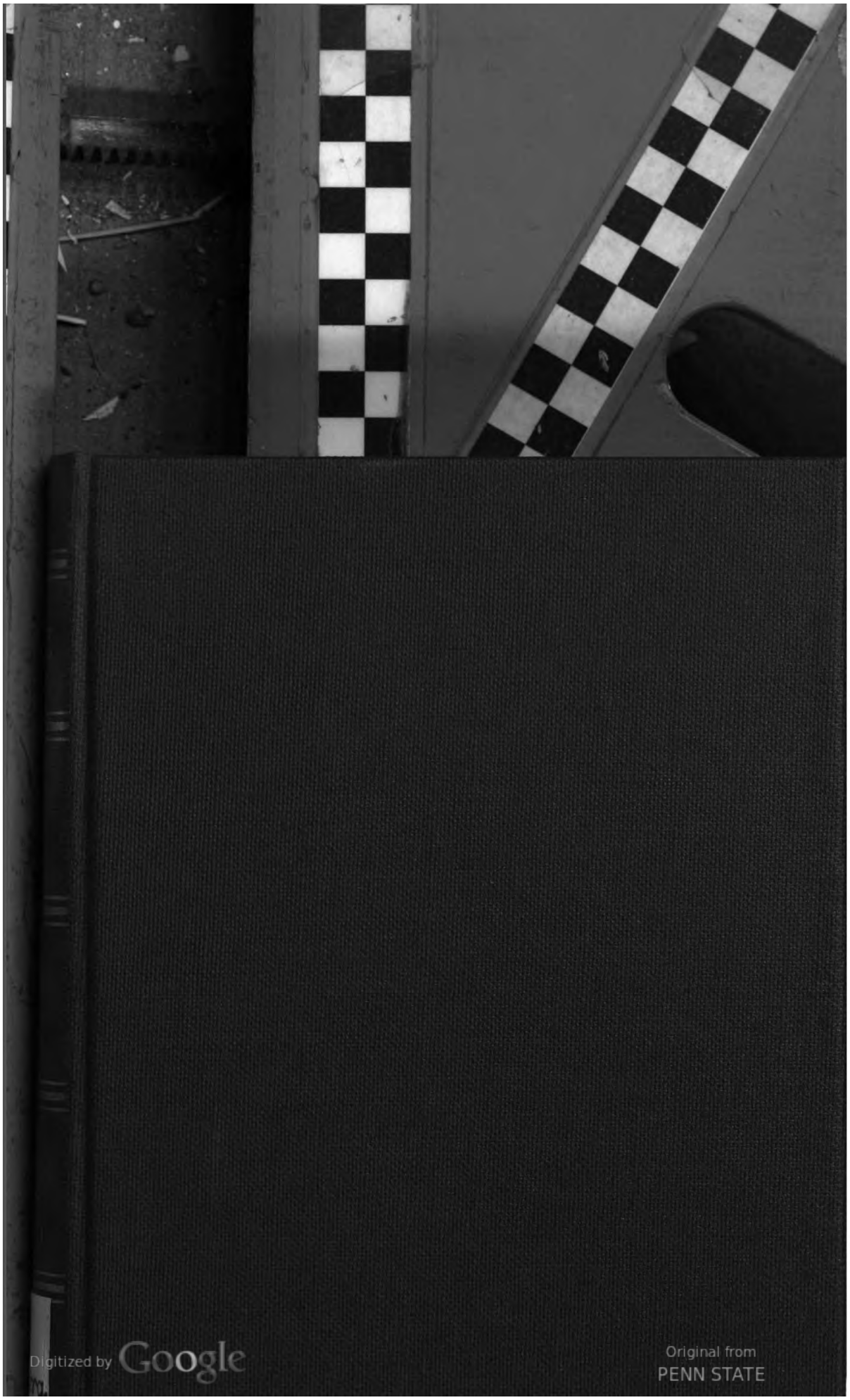
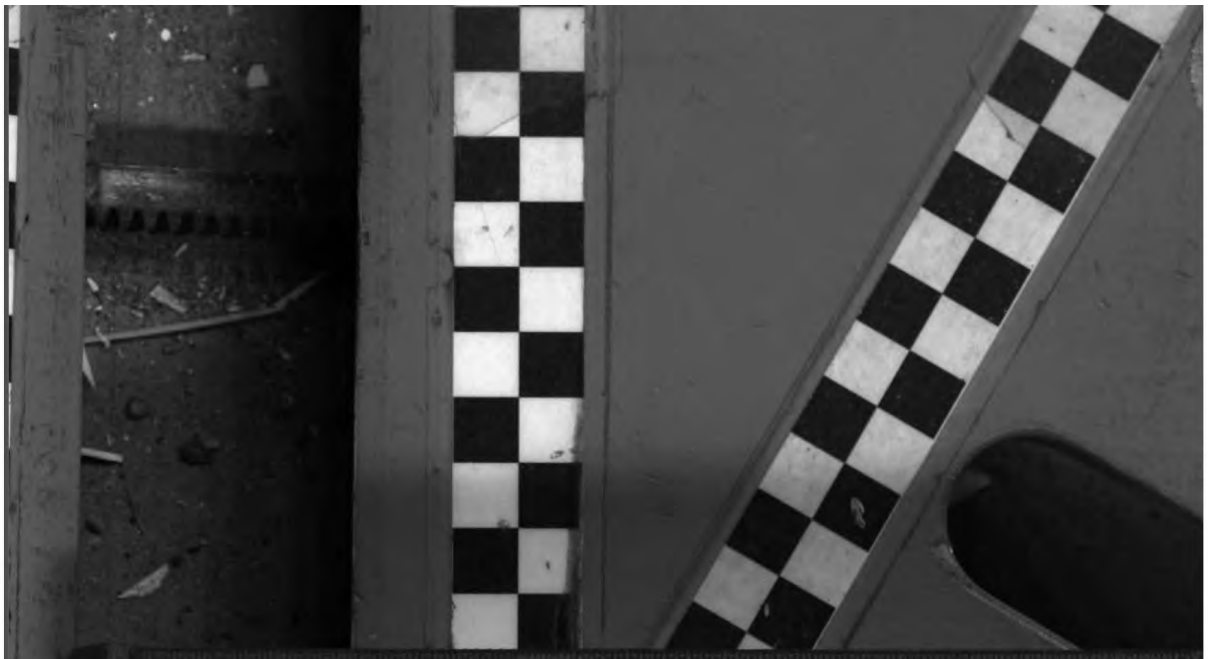

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

$$\frac{1}{-}-\frac{x}{-}$$

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

März

Eine Wochenschrift

Gegründet von Albert Langen und Ludwig Thoma

Geleitet von Dr. Theodor Heuß

Zehnter Jahrgang 1916

Erster Band

(Januar bis März)

BERLIN-MÜNCHEN 1916

KRAUS REPRINT
Nendeln/Liechtenstein
1969

Digitized by Google

Original from PENN STATE

Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Reprinted by permission of Albert Langen Georg Müller Verlag GmbH, München
KRAUS REPRINT
A Division of
KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED
Nendeln/Liechtenstein
1969
Printed in Germany
Lessingdruckerei Wiesbaden

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Inhalt des Ersten Bandes 1916

Hauptteil

Seite

Barthel, Max: Die Wildgänse 77
Die seltsamen Vögel 173
Blunck, Hans Fr.: Ehre 153
Bonus, Beate: Der Baum 96
Braun, Felix: Der Knecht mit dem Licht 236
Buß, J. P.: Bismarck—Andrassy—Crispi 81
Daltar: Die Dreißig von Bergamo 7
Delbrück, Joachim: Von Thomas Carlyle zu Thomas Mann . 246
Dünwald, Willi: „Lebenstag eines Menschenfreundes" 113
Ernst, Paul: Die Ostermesse in Rom 106
Goldschmidt, Dr. Alfons: Ausblick 71
Gothein, Georg, M. d. R.: Die Juden in Polen 221
Gottschalk, Hermann: Das Schwerste von allem 251
Graedener, Hermann: Morgen 116
Harbeck, Hans: Meines Schicksals leichter Wagen 157
Haußmann, Conrad, M. d. R.: England und der Frieden . . 1
Die Vierte 201
Hennig, Richard: Der Panamakanal 121
Heuß, Theodor: Koalitionen 21
Hochdorf, Max: Der französische Soldat mit den deutschen Gedanken 86
Horn, Hermann: Der Landsturmmann 231
Jentsch, Dr. Karl: Wort und Wesen 101
Jessen, H. C.: Vicekönige, Präsidenten und Banditen im Lande Mexiko 185
Kahn, Harry: März 1916 174
Kiczales, Maximilian: Feuerwerker Slowak 11
Rumänien am Scheideweg 181
Kiefer, Dr. Otto: Pantheismus im Islam 53
Kleeis, Friedr.: Die zunehmende Erwerbstätigkeit der Frau . 241
Lachmann, Eduard: Der große Vorstoß 30
Luebeck, Julius: Englands Frachtraumnot 192
Pfleiderer, W.: August Halm 212
Priebatsch, F.: Randbemerkungen 91
Rheinsch, Else: An den Gefangenen 136
Rothe, Hermann: Elbasan 228

Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Seite

Saenger, Alwin: Sozialdemokratie und Vaterland 25, 41
Schmidt, Karl Eugen: Wilson, Bryan, Roosevelt 141
Schrickel, Leonhard: Krieg oder Kultur? 61
Siebert, Margarete: Die weibliche Dienstpflicht 203
Sosnosky, Theodor von: Dies irae 146
Stern, Edgar: Französische Psyche 161
Sternberg, Leo: Umwälzung 175
Trott, M.: Bagdad und seine Umgebung 130
Wittko, Paul: Paul Ernst, der Theoretiker der Tragödie 169
Wöhrle, Oskar: Skizzen 49, 134
Der Tod als Freund 94
Es ist so 157
Landsturm 198
Zoff, Otto: Rückkehr in die Heimat 73
Der alte Mann 215
Zschorlich, Paul: Erinnerungen an Nowipasar 66

Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Glossen

Seite

Adler, Max: Worte 57
Behne, Adolf: Heinrich Zille 100
Beran, Felix: Weltis Briefe 118
Blech-Merwin, Thekla: Ein österreichischer Dichter 217
E. P.: Eine Kunstgeschichte 80
Fenigstein, Berthold: „Unteroffizier Hartmann" 119
Friedenthal, Joachim: Gedanken über Menschlichkeit 96
Fontana, Oskar Maurus: Das Jahr der Bühne 116
Goldschmidt, Dr. Alfons: Bark 138
Goldschmit, Rudolf Karl: Nachsechsung 260
Heuß, Theodor: Heydebrandt an der Arbeit 158
Hildebrandt, Hans: Pazaureks Schöpfung 36
Kersten, Hugo: Fünfzehn Kapitel über Theaterdinge 237
Kiefer, Dr. Otto: Leonhard Frank: Die Ursache 137
Korn, Walter Achilles: Das Telephon im Krieg 176
Kühl, Hugo: Deutsches Platin 257
Luebeck, Julius: Versteurung von Kunstbesitz 178
Mayer, Alfred: Strindbergs „Advent" 39
Franz Marc † 258
Mayer, Paul: Ein deutscher Diplomat in Rom 18
Die gottlosen Jahre 78
Das deutsche Volk und die Politik 139
Carl Peters: Afrikanische Köpfe 159
Ratonek, Hans: Leid 98
Reisser, Dr. Arthur: Eugen d'Alberts „Tote Augen" 218
Nicolaus, Paul: Romantische Porträts 180
Heine als Symbol 259
Reitz, Walter: Peter von Pier, der Prophet 188
Rieß, Richard: Geschmack und Bildung 240
v. S.: 1916 19
Der erste Friede 80
Unsere Kriegspresse 236
Sutter, Otto Ernst: Ins Schwarze getroffen 216
Weer, Dr.: Kellermanns „Krieg im Westen" 239
W. R., Dr.: Armee-Nachwuchs 59

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

England und der Frieden

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Europa liegt anno 1916 in verheimlichten Friedenswehen; die weisen Frauen von Windsor meinen, es drohe eine Frühgeburt.

Ob er früher oder später kommt, der Friede muß ein Akt des Willens vor Allem auf Seiten Englands und Deutschlands sein. Ich habe nie einen Sonderfrieden mit Rußland in Rechnung genommen, ich meine nicht, daß Frankreichs Nerven sich beruhigen können, solange diejenigen Englands weiterarbeiten und halte Italien rettungslos von England abhängig. Man kann als eine geschichtliche Tatsache, charakteristisch für die gegenwärtige Zeit eines zögernden Uebergangs zum Vorfrieden, feststellen, daß Albion sich sperrt. Ich weiß wohl, und die Zeitungen und Kundgebungen aller Länder lehren es, daß man psychologisch bei allen Willensäußerungen des Kriegs unterscheiden muß: was ist Wille und was ist Taktik? Man kann aus Taktik sagen, man wolle den Frieden nicht. Ebenso muß man beachten, daß Völker gerade auch in Zeiten der Erschütterung einen fluktuierenden und gemischten Willen haben können. Ich begegne der Vorstellung, England werde, wegen des Deutschland günstigen Standes der militärischen Operationen, dem Abschluß derselben geneigt sein. Diese Meinung ist ebenso logisch als unpsychologisch. Weil die Waffen der Ententegegner zur Zeit günstig stehen, gerade deshalb will England den Frieden nicht und sträubt sich gegen seine eigenen Anwandlungen. Das war in seiner schwierigen Lage staatsmännisch eine Zeit lang richtig, genauer gesagt, solange England vernünftigerweise auf eine Verbesserung der militärischen Kriegsergebnisse der Entente rechnen kann, welche eine Grundlage der Friedensverhandlungen bilden werden. Die Rechnung ist dann falsch, wenn sich die ungünstige

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

militärische Lage gleich bleibt oder für England verschlimmert. Ein Standpunkt kann zu Zeiten staatsmännisch richtig sein, und beim Fortschreiten einer Entwicklung ein schwerer staatsmännischer Fehler werden. England scheint im Begriff zu sein, diesen Fehler zu demonstrieren. Es ist nützlich, wenn wir uns das Friedenssträuben Englands auf Grund der Tatsachen und Zeitabschnitte vergegenwärtigen, und uns insbesondere vergegenwärtigen, daß England Deutschland im Juli 1914 der Kriegslust, ab Ende August 1914 und seither fortlaufend der Friedenslust beschuldigt hat. Seither hat sich folgendes abgespielt.

In Mitte August 1914 hatte Joffre auf seiner ganzen Ostfront den Angriff eröffnet; seine Aggressive war durch eine konzentrische Gegenoffensive von den deutschen Armeen zurückgeworfen bis in das Marnetal und in die Nähe von Paris. Die französische Regierung flüchtete nach Bordeaux. In dem momentan ernüchterten Frankreich dachten Staatsmänner an den Abbruch des Weltkriegs vor künftigen Riesenopfern. Sofort erwirkte England den Friedensverbots-Vertrag vom 4. September 1914.

Am 10. September legte Deutschland seine Linie von der Marne an die Aisne zurück. Noch im September schrieb Kaiser Wilhelm an Präsident Wilson seinen Protestbrief gegen die Dumdum-Kriegführung, in dem er den Präsidenten der „Vereinigten Staaten" als einen „der hervorragendsten Vertreter der Menschheit" anredete und einlud, den Kriegsgreueln entgegenzuwirken. Die englische Presse schüttete mit Erlaubnis des Auswärtigen Amts ihren beschränkten Spott aus über diese Friedenslust des deutschen Kaisers, die von militärischer Schwäche eingegeben sei und über die parallelen Schritte und Auslassungen des deutschen Botschafters in Washington, über deren Inhalt wir eine authentische Aufklärung noch entbehren. Der anglikanische Wilson gab unter dem kurzsichtigen Beifall Englands eine Antwort von welthistorischer Unzulänglichkeit.

Der deutsche Vormarsch in Belgien und in Nordfrankreich belehrte die englischen Zeitgenossen, daß die Unterstellung militäri-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

scher Schwäche ein blöder Fehler gewesen war. Heute müssen sie sich sagen, daß vor dem Fall von Antwerpen die Einleitung von Friedensverhandlungen durch Belgien im Interesse Englands gelegen gewesen wäre. Sie aber redeten sich und den Belgiern ein, Antwerpen könne nicht fallen. Am 9. Oktober flüchteten Churchill's Truppen und das gefallene Antwerpen ist seither von den Deutschen zu einer uneinnehmbaren Festung ausgebaut worden.

Da die Engländer fortgesetzt Deutschland Kriegsmüdigkeit unterstellten, so wäre im März 1915 für einen klugen englischen Staatsleiter ein verführerisch günstiger Moment gewesen, dieselbe zu nützen. Die Front im Westen stand unbeweglich. Die Russen waren in den Karpathen, Warschau hielt Hindenburg Stand; der Durchbruch durch Serbien, die Geschütz- und Munitionszufuhr nach Konstantinopel war von Potiorek nicht erreicht, Italien wetzte den Dolch im Gewande und Bulgarien war unentschieden. England rechnete, ohne diesen niemals wiederkehrenden Augenblick weitblickend zum Einlenken zu nützen, nach veralteten Tabellen, daß den Deutschen bis zum Mai Pulver, Mehl und Kartoffel ausgegangen und die Türken wegen Pulvermangel auf Gallipoli geschlagen sein werden. Rechenfehler über Rechenfehler!

Am 2. Mai wurde Rußland bei Gorlice geschlagen und es begann die russische Niederlage, die durch die Bezeichnung als herrlicher Rückzug den Sturz des russischen Generalissimus und Kriegspolitikers Nikolajewitsch nicht abwenden konnte. Konstantinopel hatte, obwohl das eiserne Tor geschlossen war, so viel Kraft und so gute Verbündete, daß es seine Munition selbst herzustellen geplant hatte. Und die Italiener standen nach ihrem Abfall und Vorstoß sofort am Berg.

England aber verstand nicht diese Zeichen zu deuten. Im Juni 1915 haben sich die Londoner Politiker, voran Lord Robert Cecil, dahin schlüssig gemacht, als Voraussetzung von Friedensverhandlungen die vorausgehende Räumung von Nordfrankreich und Belgien zu verlangen, eine Zumutung, so unmöglich und so lächerlich, wie das Verlangen einer Prozeßpartei an ihren

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Prozeßgegner, er solle die Faustpfänder, die er in Händen hat, vor den Vergleichsverhandlungen ohne Gegenleistung zurückgeben!

Am 1. August 1915, dem Jahrestag des Weltkriegs, erließ der deutsche Kaiser die Proklamation, in der er formulierte: „Unter heroischen Leiden und Taten harrt Deutschland bis der Friede herankommt".

Damals war Serbien noch nicht im Stich gelassen und geopfert. Aber England hat wieder einen Augenblick verpaßt und nicht mit der Verschlechterung seiner Lage gerechnet, die gleichsam automatisch kommen mußte, als 5 Tage nach der Proklamation Kaiser Wilhelms Warschau fiel und dann den August hindurch jeden dritten Tag eine weitere russische Festung, bis die kürzeste Verteidigungslinie erreicht war, die Hindenburg von der Düna bis Bessarabien anstrebte und spannte.

Jetzt war der russische Druck auf den Balkan ausgeschaltet, aber England verkannte wieder die politischen und militärischen Konsequenzen. Es hoffte blindlings, und warb immer um die Waffenhilfe Rumäniens, Griechenlands und Bulgariens, dessen Interessen die Entente denen Serbiens geopfert hatte. Die Staatsmänner in London waren nicht so blind wie seine Balkandiplomaten, aber auch jetzt noch einäugig.

Der September brachte die Mobilisation Bulgariens. Am 7. Oktober überschritten die Deutschen, Oesterreicher und Ungarn die Donau. Serbien war nach ein paar großen Zügen auf seinem eigenen Schachbrett matt und der König mit Offizieren und Soldaten geschlagen.

Am 9. Dezember wurde der deutsche Reichskanzler wegen des Friedens interpelliert. Er hat deutlich und nicht zu deutlich gesprochen. Englands Zeitungen haben kein Ohr für den Unterton, kein Auge für die Fortschritte ihrer Gegner und die Gesetzmäßigkeit dieser Fortschritte.

England sagt, seit seinem Friedensverbotsvertrag vom 4. September 1914, unausgesetzt Woche für Woche, es müsse erst besser

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kommen und es werde besser kommen und es ist seither, mit Ausnahme des Quartals der vorübergehenden russischen Karpathen-Invasion, unausgesetzt schlimmer für England geworden seit dem Fall von Antwerpen.

Jetzt ist das halbbelagerte Konstantinopel entsetzt, jetzt mußte die halbe Dardanellen-Armee von dem Feldzug, der ein Abenteuer blieb, zurückgezogen werden; jetzt ist Serbien, das den Krieg entfesselte, selbst gefesselt und das zwecklose Rettungsheer in tödlicher Verlegenheit zu Saloniki eingekapselt; jetzt ist der englische Vormarsch auch in Mesopotamien gescheitert, jetzt steht Italien noch auf dem gleichen Fleck, nachdem es Lybien zum großen Teil verloren hat. Es wetterleuchtet am Rand von Aegypten, Persien und Indien und des Donnerers Wolken ziehen schwer herab nicht auf Ilion, sondern auf London.

Also die passive Resistenz und Parole Englands, „es muß uns vorher militärisch besser gehen", hat bisher dahin geführt, daß es England militärisch immer weniger gut geht. Das ist nicht Vermutung, das ist Gewißheit, das ist nicht Zufall, sondern die Folge der kriegerischen Improvisationen, einer hastigen an Planlosigkeit grenzenden Planmacherei und einer Strategie, die in wichtigen Abschnitten politisch und nicht militärisch ist und durch die Reisen der Generale und Minister bisher nicht verbessert, sondern verschlimmert wurde.

Carson, dieser wenig sympathische Politiker, hat Recht, es fehlt an Tat, Energie und Plan, aber woher wollte er, wenn die Verwirrung ihn ans Ruder brächte, die Tat und den Plan nehmen, wenn jedes Vorgehen auf der einen Seite eine Entblößung auf der anderen zur Folge hat und nur größere Verlegenheiten heraufbeschwört. Hat er nicht von Lloyd George, der den Teufel an die Wand zu malen liebt, dessen Klage, daß ihm die Heeresverwaltung zu wenig gelernte Munitionsarbeiter belasse, mitangehört, und dessen sorgenerfüllten Kehreim: Wenn es nicht rasch besser wird, dann ists „zu spät!"

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Anderthalb Jahre lang verkündet die Entente dem Sieg nahe zu sein und sie hat sich seit Mai 1915 mit jedem Monat weiter von ihm entfernt. Die Hoffnung auf den Sieg der Waffen ist, wenn man Suggestion, Vision und Fiktion in London ausscheidet, im umgekehrten Verhältnis zur Kriegsdauer kleiner geworden und die im Ton ernste und ruhige Weihnachtsbotschaft des Königs von England sagt vorsichtig nur, daß „das Ziel immer deutlicher in Sicht komme", wobei er es offen läßt, ob der Sieg oder der „ehrenvolle Friede" das Ziel ist, auf das die unleugbar tapfere Armee Englands Anspruch hat.

Deutschland hatte die militärischen Chancen in Galizien, Polen, Wolhynien, in Serbien und an den Dardanellen im Mai und Juni 1915 vorsichtig und zurückhaltend eingeschätzt, überall sind die bloßen Wahrscheinlichkeiten zu Gewißheiten geworden und die Verteidigung des Eroberten ist, wie der Krieg lehrt, viel leichter als die Eroberung.

* * *

Aber vielleicht reden beide Teile aneinander vorüber:

Deutschland pocht auf den Erfolg der Waffen und England auf den der Erschöpfung. Die Siegeshoffnung jedes Teils wurzelt auf einem anderen Acker. Diese Frage bevarf ebenso einer besonderen Prüfung, wie das Problem von den „Sicherheiten" und der „Dauerhaftigkeit" des Friedens. Aber schon ehe wir den gegnerischen Beweggründen der derzeitigen Abstinenz nachgehen, und unabhängig von dem Ergebnis, kann nach dem vorstehenden Tatsachenmaterial eines festgestellt werden: Mag England darüber rechten, ob es der Ursächer des Kriegs war, unmöglich kann es leugnen, der Verlängerer des Krieges zu sein. Das ist eine Feststellung von geschichtlichem, moralischem und politischem Wert für Deutschland, für England, für seine Alliierten und die Neutralen. Vielleicht wird auch die englische Geschichte aussprechen: England war beim Kriegsbeginn voreilig, beim Friedensbeginn saumselig.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die dreißig von Bergamo

Von Dalkar

Mailand, Ende November 1915.

Der Pöbel wird unter Führung von gewissenlosen Lock-Spitzeln mit verbrecherischer Wut gegen alle diejenigen gehetzt, die nach Maßgabe der Entwicklung der Kriegsereignisse an der österreichischen Grenze den gesunden Menschenverstand wiederfinden und sich nicht mehr für den Krieg begeistern. Es ist sehr bemerkenswert, daß in verschiedenen Städten Italiens ohne irgend eine moralische Bürgschaft sich Gruppen von Bürgern gebildet haben, die sich der Unterdrückung des Spähertums widmen. Diese Leute, die zweifellos viel gefährlicher sind als die andern, die sie zu überwachen und anzuzeigen beabsichtigen, und die sich oft hinter der Anonymität verstecken, handeln nach vorgefaßter Meinung, aus politischem Haß und aus Rachsucht. Trotz den Klagen der Opfer und trotz dem Eingreifen politischer Persönlichkeiten, die Einspruch dagegen erheben, und Gerechtigkeit fordern, denkt die Regierung des Herrn Salandra nicht daran, die guten Normen des Rechts wiederherzustellen und das Land von derartigen Schandflecken zu reinigen.

Um zu begreifen, wie man dem Volk „hohen vaterländischen Sinn" einflößen und „über dem Heil des Vaterlands" wachen will, muß man ein Rundschreiben lesen, welches eine Gruppe hervorragender (!) Bürger von Bergamo, außerordentliche Mitarbeiter der Polizei, in einigen Städten der Lombardei verteilt hat. Hier der Wortlaut dieses Rundschreibens des Bergamasker Vereins, der seine Heldentaten bereits eröffnet hat:

Mein Herr, wir benachrichtigen Sie hiermit, daß eine Gruppe von Bürgern, die keine andere Sorge haben, als daß unser teures Vaterland seine glänzenden Geschicke ruhmreich zur Vollendung

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bringe, sich zu dem Zweck verständigt hat, zu verhindern, daß irgend jemand in der Oeffentlichkeit, und insbesondere in öffentlichen Lokalen jene verderblichen Töne der Schwarzseherei anschlage, die zersetzend auf die nationale Eintracht wirken. Wir sind gesonnen, dies gegebenenfalls mit den kräftigsten Mitteln zu bewirken. Euer Hochwohlgeboren ist uns als einer von denen bezeichnet worden, die vor dem vergangenen Mai am heftigsten gegen den jetzigen Krieg Italiens geeifert haben. Wir möchten glauben, daß Ihre gegenwärtigen Ueberzeugungen nicht mit Ihren früheren übereinstimmen. Jedenfalls ist es gut für Sie, zu wissen, daß wir uns die bestimmte Aufgabe gestellt haben, jedes Gerede zu unterdrücken, welches nicht Begeisterung für unsern Befreiungskrieg atmet. Wir sind unser 30 mit schlagfertigem Mundwerk und kräftigen Fäusten. Das Sprichwort sagt: A buon intenditor poche parole. (Wer verstehen will, hat nur wenige Worte nötig.) Mit aller Achtung — —" (Unterschrift unleserlich).

Kurz gesagt werden also im Namen der glühenden National-Bestrebungen reichliche Prügel versprochen. So wird die Verteidigung des Vaterlandes den Fäusten von 30 wachsamen Bergamasker Patrioten anvertraut. Diese Erscheinung in Verbindung mit gleichen in Mailand, Vicenza, Padua, Rom, beweist zur Genüge, wie der Krieg in Italien bei manchen Leuten nicht heldenhafte Wallungen, sondern ganz bestimmte Gefühle erweckt, die zwischen Donquichotterie und Gemeinheit schwanken. Wir brauchen nicht hervorzuheben, daß das obige Rundschreiben in einer Form abgefaßt ist, daß im Einklang mit dem Gesetz die italienische Justiz sich damit beschäftigen sollte. Gewiß würde in normalen Zeiten ein Verein, der sich vornimmt, sei es auch unter dem Vorwand des öffentlichen Wohls, „gegebenenfalls mit den kräftigsten Mitteln" zu handeln, indem er sich an Stelle der Behörde setzt und derartige Ankündigungen verbreitet, zum mindesten sofort aufgelöst würde; seine Mitglieder würden ins Gefängnis oder ins Narrenhaus geschickt werden. Denn solche Leute sind wirklich entweder Verbrecher oder Narren.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In Bergamo und anderwärts haben die wachsamen Bürger herausgefunden, daß die Sicherheitspolizei allzu bedächtig vorgeht, und gedachten sich als Richter und Urteilsvollstrecker zugleich aufzutun mit Angeberei und Prügeln! Es ist unnütz, diese Faustkämpfer zu fragen, warum sie nicht lieber eine Freiwilligentruppe für die Front gebildet haben. Inzwischen haben wirklich diese Kriminaltypen ohne Gewissen, die als Beschützer des Vaterlandes von den Behörden begünstigt werden, die Ehre und die Freiheit von Tausenden von unbescholtenen Bürgern in der Hand, die jetzt gezwungen werden, in den finanziellen Schwierigkeiten und moralischen Qualen des Zwangswohnsitzes zu leben, ohne daß sie sich gegen eine Anklage verteidigen können, die ihnen nicht kundgegeben worden ist, und ohne ihren namenlosen Angebern die Stirn bieten zu können. Ich könnte sehr viele Fälle von Personen anführen, die fern von ihrem Heim und ihren Geschäften auf eine bestimmte und begründete Anklage warten, um ihre Verteidigung dagegen vorbringen zu können.

Ein Bild von der seltsamen und schmerzvollen Lage, in die viele durch ungesetzliches Vorgehen geraten sind, gibt schon der folgende Brief einiger in der sizilischen Stadt Castelvetrano festgesetzten Bürger:

„Hier werden wir aus verschiedenen Gründen festgehalten, wie wir auf Umwegen erfahren konnten; der eine einfach wegen Spähereiverdacht, ein anderer, weil er genötigt gewesen war, in Oesterreich zu arbeiten, wieder einer, weil er als Oesterreicherfreund angezeigt worden war, einer, weil er bei der Arbeit auf dem Lande oder auf einer Geschäftsreise irgend einen Verdacht auf sich gelenkt hat, andere endlich, weil sie die Opfer eines Vereins oder einer einzelnen Person von bestialischer Gewissenlosigkeit geworden sind. Wir werden verhaftet und monatelang im Gefängnis gehalten und wie wahre Späher hart behandelt, für unbestimmte Zeit sind wir in Castelvetrano festgehalten. Unsere Verhaftung erfolgte unversehens auf der Straße, zu Hause, im Bett, ohne daß man uns einen Augenblick gewährte, um von Kindern,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Weib und alten Eltern Abschied zu nehmen. Man gestattete uns nicht, die für eine lange und ferne Haft notwendigen Kleidungs- und Wäschestücke mitzunehmen. So sind viele von uns schlecht bekleidet und ohne Geld, mit schweren Mühsalen beladen wegen des Abbruchs unserer Geschäfte und einem schmerzzerrissenen Herzen. Wir können der Verzweiflung nicht widerstehen, wenn wir denken, daß unsere Familien sich im trostlosesten Elend befinden, und daß niemand ihnen die geringste Hilfe leisten kann. Wie viele Demütigungen haben wir erdulden müssen! Wir fühlen uns völlig verraten, unsere Verhaftung hat keinerlei nützlichen oder vernünftigen Zweck, sondern ist der Bosheit von Leuten ohne Herz und ohne Menschlichkeit zuzuschreiben, die von Rachedurst aus persönlichem Neid, aus nationalem, religiösem und politischem Fanatismus erfüllt sind. Nach so vielen Leiden erflehen wir aus unserm langen Exil so schnell wie möglich in volle unbeschränkte Freiheit gesetzt zu werden".

Unter den festgesetzten und ohne Möglichkeit einer Verteidigung getroffenen Personen sind auch Bürgermeister, Gemeinderäte und Provinzialräte, die so der Möglichkeit beraubt werden, in ihren Körperschaften die Angelegenheiten ihrer Wähler zur Geltung zu bringen. Bis heute ist die Regierung des Herrn Salandra vergeblich aufgefordert worden, die schreienden und beschämenden Ungerechtigkeiten abzustellen, der Ruf nach einer Maßnahme zur Verteidigung der grundlegenden bürgerlichen Freiheiten blieb ungehört. Die Nationalisten, die geistigen Führer des Pöbels, wollen allen ihren Willen um jeden Preis und mit jeglichem Mittel aufzwingen. Einer von ihnen erklärte mir mit Bezug auf die Wiedereröffnung der Deputiertenkammer, daß man „für die Rettung des Vaterlandes" die Volksvertreter auf die Insel Sardinien einsperren müßte!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Feuerwerker Slowak

Von Maximilian Kiczales (Bukarest)

In einer kalten, stürmischen Nacht, am 26. Oktober des Jahres 1741, hatten die Verbündeten durch Ueberfall Prag erobert und die kleine Besatzung gefangen genommen. Das Hauptverdienst an diesem kühnen Coup gebührte dem französischen Obersten Chavert und dessen Regiment. Während noch in den Straßen einzelne Schüsse fielen, Reiter hin- und hergaloppierten, hatten die erschreckten Bewohner überall Licht gemacht und beugten sich zu den Fenstern hinab, um zu sehen, was es eigentlich gab.

Im dritten Stocke eines uralten Hauses, in nächster Nähe des Pulverturmes, steckte ein junges, hübsches Mädchen eben den Kopf heraus, als ihr gegenüber, fast so nahe, daß sie sich die Hände reichen konnten, an einer Lücke des Magazins ein junger Kanonier erschien.

„Guten Morgen, Jungfer!" rief er, „was gibt es denn da unten?"

„Die Franzosen sind hereingedrungen," erwiderte sie aufgeregt.

„Wie ist das möglich?"

„Durch Verrat vielleicht," antwortete das Mädchen, „Prag ist überfallen; rette er sich, Herr Offizier."

„Danke für die gute Meinung," erwiderte der Kanonier, „ich bin der Feuerwerker Slowak, und was das Fliehen betrifft, so ist das nicht meine Sache."

Der junge tapfere Feuerwerker versammelte sofort die Wache, die nur aus vier Mann bestand, und teilte mit, was geschehen war. „Wer sich retten will," sagte er zuletzt, „dem steht es frei. Ich werde bleiben und mich lieber in die Luft sprengen, als mich ergeben."

Da nun das „In-die-Luft-fliegen" nicht jedermanns Geschmack ist, so machten die anderen Kanoniere den Vorschlag, sich durchzuschlagen. „Versucht Euer Glück," entschied Slowak, „ich verlasse meinen Posten nicht." Die vier Kanoniere verließen darauf den Turm und der Feuerwerker blieb allein in demselben zurück. Er verrammelte das Tor und die Stiege, machte sich für den äußersten Fall ein Pulverfaß und eine Lunte zurecht und erwartete nun kaltblütig das Weitere. Er stieg neuerdings hinauf in das oberste Gelaß, von dem aus er die Straße zu beiden Seiten überschauen konnte, und fand das hübsche Mädchen noch immer am Fenster.

„Er ist nicht entflohen?" fragte sie erstaunt.

„Nein, Jungfer, ich habe vielmehr die Absicht, mich in die Luft zu sprengen."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Jesus, Maria und Josef, da fliegen wir ja alle mit!"

„Sehr wahrscheinlich."

„Wer ist er denn?"

„Nur ein Soldat, der seine Pflicht tut; aber mit wem habe ich denn eigentlich das Vergnügen?"

„Mein Name ist Babette Pribudel, aber man nennt mich Babuschka. Meine Mutter hat einen Kram im Hause und ich bin Näherin."

In diesem Augenblicke kamen mehrere Reiter die Straße herauf vom Altstädter Ring und machten vor dem Turme Halt.

„He! Wo ist der Kommandant?" rief der Anführer.

„Hier."

„Prag ist über," fuhr der fremde Offizier fort, „ich fordere ihn auf, uns den Turm zu übergeben. Jeder Widerstand ist nutzlos."

„Das weiß ich; ich werde mich auch im Fall eines Angriffes nicht verteidigen, sondern einfach die Lunte in das Pulvermagazin werfen."

„Das ist nicht sein Ernst."

„Es steht ihm frei, sich davon zu überzeugen."

Die fremden Offiziere steckten die Köpfe zusammen, dann rief der Anführer Slowak zu: „Wir wollen dem Kommandanten referieren."

„Gut, referier er," gab der resolute Feuerwerker zur Antwort, „aber das sage ich ihm: bei der geringsten verdächtigen Bewegung fliegt halb Prag in die Luft."

Nach einer Weile kehrten die feindlichen Offiziere zurück.

„Der Marschall Bell-Isle," sagte der Anführer, „bietet ihm freien Abzug mit Waffen und Gepäck, sofern der Turm sofort übergeben wird."

„Wird nicht angenommen."

„Ja, was will er denn?"

„Auf meinem Posten bleiben."

„Er hört ja, daß Prag in unseren Händen ist."

„Tut nichts, ich bleibe hier," fuhr Slowak fort, „aber ich bin bereit, einen Waffenstillstand zu schließen, bis die Oesterreicher zurückkehren oder der Friede unterzeichnet ist."

„Das ist neu!"

„Meine Bedingungen sind: man macht keinerlei Versuch, den Turm durch List oder Gewalt zu erobern, und man liefert, solange es nötig, den Proviant und zwar jedesmal für eine ganze Woche, durch Personen, die ich dazu designieren will."

„Das ist unannehmbar."

„Dann fliegt halb Prag in die Luft."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wieder berieten die Offiziere, wieder meldeten sie das Ergebnis der Unterhandlung dem Kommandanten und endlich kamen sie mit der Bewilligung des sogenannten Waffenstillstandes und den von Slowak gestellten Bedingungen zurück.

„So wären wir denn in Ordnung. An mir wird es nicht fehlen. Ich bitte nun, auch Ihrerseits den Vertrag pünktlich einzuhalten."

„Er hat das Ehrenwort eines Marschalls von Frankreich."

„Und er das Wort eines kaiserlichen Feuerwerkers."

„Wer aber soll ihm denn Proviant bringen?"

„Ich will es tun!" rief Babuschka herüber, „sofern der Herr Feuerwerker kein Mißtrauen in mich setzt."

„Im Gegenteil, ich wollte Sie eben darum bitten. Also," rief er dem feindlichen Offizier zu, „den Proviant werden wir jeden Samstag um 12 Uhr mittags der Frau Pribudel und deren Tochter, hier im Hause nebenan, einhändigen und es darf, während dies geschieht, sich auf hundert Schritte in der Runde kein feindlicher Soldat oder sonst ein Mensch zeigen. Die brennende Lunte wird jederzeit parat liegen."

Am nächsten Tage herrschte wieder vollkommene Ruhe in Prag, fast wie in stillen Friedenszeiten. Der Herzog von Lothringen war nur noch wenige Stunden von der Hauptstadt entfernt, als der Ueberfall erfolgte. Er zog sich in die Gegend von Budweis zurück und die Verbündeten dachten nicht daran, ihn zu beunruhigen. Der Winter mit seinen Schneemassen und unwegsamen Straßen trennte die Kämpfenden.

Während die Franzosen sich in der schönen Hauptstadt Prag einrichteten und sich auf das Beste amüsierten, langweilte sich der Feuerwerker Slowak bald nicht wenig in seinem einsamen Turme mit seinen Pulverfässern und seiner brennenden Lunte, und so entspann sich mehr und mehr ein reger Verkehr zwischen ihm und Babuschka.

Er begann damit, daß der junge hübsche Feuerwerker an dem offenen Fenster des obersten Turmzimmers seine Pfeife rauchte und der Jungfer, welche an dem Fenster gegenüber saß und nähte, mit Hilfe einer komplizierten Mimik allerhand Mitteilungen machte, welche Babuschka in gleicher Weise beantwortete. Denn es war eine strenge Kälte eingetreten, die dem anmutigen Mädchen nicht gestattete, das Fenster offen zu halten. Nur manchmal, wenn die Zeichensprache nicht ausreichen wollte, lehnte sie einen Augenblick das Fenster auf und sie wechselten so eilig ein paar Worte.

An dem ersten Samstag, wo Babuschka mit ihrer Mutter ihm zwei Körbe mit Proviant brachten, wurden von beiden Seiten die nötigen Vorsichtsmaßregeln getroffen: die Franzosen sperrten zu beiden Seiten die Straße durch Wachposten, auf 200 Schritte Entfernung vom Turme, und Slowak öffnete

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das Tor erst, nachdem er sich überzeugt hatte, daß eine Ueberrumpelung unmöglich sei, und schloß es sofort wieder, nachdem die beiden Frauen eingetreten waren.

Der Feuerwerker und Babuschka sahen sich zum ersten Male in der Nähe und gefielen sich noch besser als aus der Ferne, von Fenster zu Fenster. Slowak sah ganz stattlich in seiner Uniform aus und sie wurde noch hübscher durch die roten Backen, die ihr der Frost eingehaucht hatte.

Kaum hatte sie die Körbe ausgepackt, ergriff Slowak Babuschkas Hände, die ganz eisig waren, und rief: „Ah, wie schade um die hübschen Hände! Hat sie kalt, Jungfer? Ich will sie erwärmen." Und nun begann er, ihre Finger anzuhauchen und dann mit Küssen zu bedecken.

„Was tut er, Herr Feuerwerker? Das ist nicht erlaubt. Das hat ihm der Marschall Belle-Isle nicht bewilligt."

„Jungfer, sie ist gar zu hübsch. Ist es meine Schuld, wenn ich allzu feurig werde? Aber ich hoffe, sie ist eine gute Patriotin und macht sich ein Verdienst daraus, einem kaiserlichen Soldaten, der auf seinem Posten ausharrt und sich dabei langweilt wie der Mops einer alternden Dame, mit ihren schwarzen Augen Mut zu machen."

„Nun, an Mut fehlt es ihm wohl nicht," antwortete Babuschka, indem sie sich schalkhaft von ihm befreite.

„Mein Los müßte ihr doch mindestens Mitleid einflößen," fuhr Slowak fort, „die ganze Woche hindurch muß ich sie an ihrem Fenster sehen, ohne nur ihre Hand berühren zu können, und kommt sie dann am Samstag zu mir, wie eben heute, dann ist es, als wären wir noch weiter voneinander entfernt. Könnte ich ihr nur schreiben."

Babuschka lächelte. „Warum nicht?" sprach sie. „Das will ich ihm erlauben und will ihm auch nächstens mit dem Proviant Tinte, Feder, Papier und auch ein Buch hereinschmuggeln, eine schauerliche Liebes- und Mordgeschichte; da mag er dann bei der stolzen, grausamen Raubgräfin ein wenig an mich denken."

„Ich würde ein Buch vorziehen," erwiderte Slowak, „wo die Heldin ein zärtliches Herz besitzt und wo ein Kanonier der Held ist."

„Das gibt es nicht."

„Also denn in Gottesnamen die Raubgräfin."

„Wie aber werde ich ihm die Briefe zukommen lassen und die seinen erhalten?"

„Ich will eine Schnur mit einem Stein, an dem der Brief befestigt sein wird, aus dem unteren Fenster herablossen, und ebenso kann sie mir den ihren übermitteln."

„Gut, aber wir müssen auch ein Zeichen verabreden," sagte Babuschka.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Ein Zeichen? Ja! Also, wenn ich einen Brief für sie habe, so klopfe ich so lange an mein Fenster, bis sie es bemerkt und zeige ihr den Brief, und wenn sie die Gewogenheit und Freundlichkeit hat, mir ihre Repons zukommen zu lassen, macht sie es ebenso."

Hierauf nahmen die Frauen ihre Körbe und verließen den Turm, dessen Tor von Slowak wieder rasch geschlossen und tüchtig verrammelt wurde.

Wirklich brachte ihm am nächsten Samstag Babuschka das versprochene Schreibzeug und das Buch von der Raubgräfin, und nun begann zwischen dem Kanonier und der schmucken Näherin ein lebhafter und bei allen Sünden gegen Sprachlehre und Rechtschreibung, die von beiden Seiten begangen wurden, in seiner Art poetischer Briefwechsel, denn die Liebe bleibt immer die erste der Musen, mag sie mit dem Hermelin oder mit Feldblumen geschmückt umhergehen.

Babuschka zeigte sich noch häufiger am Fenster, von dessen Scheiben sie die Frostblumen durch ihren warmen Hauch wegtaute, und ihr Blick wurde immer freundlicher, ihr Lächeln vertraulicher.

Eines Samstags, nachdem die Körbe ausgeladen waren, stemmte Babuschka den Arm herausfordernd in die volle Hüfte und begann, die roten Lippen mutwillig kräuselnd: „Weiß er schon, Musjö Slowak, daß ich jetzt außer ihm noch einen zweiten Verehrer habe?"

„Nein," murmelte Slowak ergrimmt, „das weiß ich nicht. Wer ist der Glückliche?"

„Ein französischer Sergeant Ducot, ein sehr feiner Mann."

„Sag' sie ihm, daß ich ihm das Lebenslicht ausblase, sobald er sich herausnimmt, ihr noch ferner die Cour zu schneiden."

„Und wenn er mir besser gefiele?"

„Dann erst recht."

Babuschka lachte. „Nein, vorläufig bin ich noch gut österreichisch gesinnt," sagte sie, „also laß' sich der Herr Feuerwerker durch den Franzosen nicht den Appetit verderben, ich habe ihm noch apart von mir aus eine Leberwurst gebracht und ein paar Olmützer Quargeln."

„Danke schön, Jungfer."

Als der galante Sergeant Ducot das nächste Mal bei Babuschka saß und ihr lächelnd das Garn hielt, klirrte plötzlich die Fensterscheibe und mit den Glassplittern flog eine kleine Handgranate in die Stube. Dieselbe war allerdings nicht angezündet, ja nicht einmal gefüllt, aber der Schrecken war deshalb nicht geringer. Frau Pribudel und Babuschka flogen in zwei entgegengesetzte Ecken, während der Sergeant rasch das Fenster öffnete und sich in diesem Augenblicke seinem Nebenbuhler gegenüber sah.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Das ist nur der Anfang," begann Slowak, „ich betrachte sein Erscheinen in diesem Hause, mein Herr Sergeant, als eine flagrante Verletzung des zwischen mir und dem Marschall Belle-Isle geschlossenen Waffenstillstandes und werde, wenn seine Besuche fortdauern sollten, erst dieses Haus, dann mich selbst, den Turm und halb Prag in die Luft sprengen."

„Ventre saint gris!" rief der Franzose, „das nenn' ich eine feurige Liebe."

„Bomben und Granaten!" erwiderte Slowak, „ein Feuerwerker kann doch nicht so fühlen wie ein Wasserträger."

„Eh bien!" fuhr Ducot fort, „dann proponiere ich eine Entscheidung mit dem Degen."

„Kann ich nicht annehmen, kann meinen Posten nicht verlassen."

„Gut, dann komme ich zu ihm."

„Darf auch niemand einlassen."

„Bah, ich komme doch!"

Der Sergeant schloß das Fenster, verklebte die zerschmetterte Scheibe, so gut es ging für den Augenblick, mit Papier und ging dann einen Glaser holen.

Jetzt öffnete Babuschka das Fenster. „Was hat er in seiner Rache getan?" rief sie mehr spaßhaft als böse herüber; „alarmiert da die ganze Nachbarschaft für nichts."

„Sie wollte es ja nicht anders, Jungfer."

Das Fenster war bald wieder in Ordnung, aber damit gab sich Ducot nicht zufrieden. Da er dem verdammten „Kaiserlik", wie er den Feuerwerker nannte, alles zutraute, konnte er Babuschka vorläufig nicht wieder besuchen, legte sich aber Abend für Abend auf die Lauer, um Mittel und Wege zu erspähen, wie er in den Pulverturm einzudringen vermöchte.

So wurde er einmal Zeuge der Prodezur, mit Hilfe welcher Slowak der hübschen Babuschka seine Briefe zukommen ließ, und sofort war sein Plan gemacht.

Als Slowak das nächste Mal den Strick mit dem Stein herabließ, um die Antwort in Empfang zu nehmen, stürzte Ducot aus dem Hinterhalte hervor, schwang sich mit Hilfe des Strickes hinauf und drang durch das Fenster in den Turm ein.

„Hier bin ich," sprach er mit militärischem Gruß, als er Slowak gegenüber stand.

„Das nenne ich Wort halten," erwiderte der Feuerwerker lächelnd.

Die beiden Gegner zogen hierauf ruhig ihre Röcke aus, kreuzten die Klingen und der Kampf begann. Nach kurzem Gefechte wurde der Franzose entwaffnet und Slowak setzte ihm die Spitze seines Degens auf die Brust.

„Musjö Ducot, erklärt er sich für besiegt?"

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Ohne Zweifel."

„Gut. Ich könnte ihn niederstechen, aber ich will ihm als Kriegsgefangenen Quartier geben unter der Bedingung, daß er keinen Versuch macht, den Turm in die Gewalt des Marschalls zu bringen, und daß er täglich ein paar Stunden mit mir Karten spielt."

„Angenommen."

„Auf Ehrenwort."

„Auf Ehrenwort."

Wenige Minuten später wurde auf dem Pulverturm die weiße Fahne aufgezogen. Man meinte, Slowak wolle sich ergeben, und ein paar Offiziere kamen eilig herbei.

„Ein Sergeant namens Ducot," begann der Feuerwerker, „ist bei mir eingedrungen und wurde von mir zum Gefangenen gemacht. Eigentlich hätte ich jetzt das Recht, die Lunte in das Pulverfaß zu werfen, aber ich ziehe es vor, mit Ducot Karten zu spielen. Da ich ihn aber nicht verhungern lassen kann, so stelle ich die Bedingung, daß mir von heute an zwei Rationen verabfolgt werden.

Die Offiziere lachten und bewilligten die neue Forderung, ohne erst dem Marschall Bericht zu erstatten.

Ducot war und blieb Slowaks Gefangener. Dieser richtete ihm einen sicheren abgeschlossenen Raum in der Tiefe des Turmes als Gefängnis her und hielt ihn hier eingesperrt, mit Ausnahme des Nachmittags, wo er mit ihm Karten spielte und immer noch die Vorsicht gebrauchte, eine geladene Pistole auf seinen Knien bereit zu halten.

Das zärtliche Verhältnis zu Babuschka wurde nun nicht weiter gestört. Mit dem Beginne des Frühlings konnte das hübsche Mädchen auch das Fenster offen halten, und der Verkehr wurde jetzt noch lebhafter und herzlicher. Als Babuschka wieder eines Samstags mit der wackeren Frau Pribudel in zwei Körben die beiden Rationen für die zwei Nebenbuhler brachte, konnte Slowak nicht mehr an sich halten. Sein Herz platzte wie eine Granate, wie er später zu erzählen liebte.

„Jungfer Babuschka!" rief er, „sie ist zu hübsch und ich habe sie zu lieb, ich muß sie küssen!" Und trotz ihres Sträubens und einiger Püffe, die er erhielt, zog er sie an seine Brust und küßte sie zweimal.

„Was war denn das?" rief sie, über und über rot, als er sie endlich los ließ; „ist er denn des Teufels? Schickt sich das?"

„Das war eine Liebes-Deklaration," erwiderte Slowak, „und, wenn sie will, ein Heiratsantrag."

„Und wenn ich nicht will?"

„Dann sprenge ich . . . ."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Halb Prag in die Luft," fiel sie ihm in das Wort, „das wissen wir schon. Also meinetwegen — aber nur, um das kaiserliche Pulver und die arme Stadt zu verschonen."

* * *

Im Dezember wurde Prag von den Kaiserlichen eingeschlossen. Marschall Belle-Isle entkam in der Nacht vom 16. auf den 17. aus der Festung mit einem großen Teile der Besatzung und gelangte unter ungeheuren Verlusten nach Eger. Graf Chavert ergab sich mit 6000 Mann den Oesterreichern.

Als der Herzog von Lothringen und der General Fürst Lobkowitz ihren Einzug hielten, waren sie nicht wenig erstaunt, als sie vor dem Pulverturme von einem kaiserlichen Feuerwerker begrüßt wurden, der gehorsamst Meldung erstattete und um Ablösung von dem Posten bat, den er genau 13 Monate und 7 Tage mitten im feindlichen Lager behauptet hatte. Slowak wurde auf der Stelle zum Offizier befördert und führte noch denselben Winter Babuschka zum Altare.

Ein deutscher Diplomat in Rom

Die unerwiderte Liebe, die Deutschland jederzeit Italien entgegengebracht hat, äußert sich auch darin, daß es des öfteren als seine offiziellen Vertreter Männer nach Rom gesandt hat, die nicht beliebige Dutzenddiplomaten waren, sondern Persönlichkeiten, die sich für ihren Posten in Rom durch Begeisterung für die ewige Stadt und durch Kenntnis römischen Wesens und römischer Geschichte empfahlen. Humboldt, Niebuhr und Bunsen waren Vertreter Preußens beim Heiligen Stuhl. Zu den Verehrern und Kennern Roms gehört auch Kurt von Schlözer, den sein Diplomatenberuf zweimal für längere Zeit an die Tiber führte. Von 1864—1869 weilte er in Rom als preußischer Legationssekretär beim Vatikan; sein Chef war anfangs Willisen, der als Generaladjutant Friedrich Wilhelm IV. bekannt ist, später Harry Arnim, dessen Glück und Ende Bismarck in „Gedanken und Erinnerungen" mit tacitеischer Charakterisierungskunst geschildert hat. Briefe, die Schlözer in diesen Jahren an den Bruder und die in Lübeck hausende Mutter geschrieben hat, sind von einem Träger seines Namens unter dem Titel: „Römische Briefe von Kurt von Schlözer" herausgegeben worden. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin.)

Die Entsendung an die Kurie ist für Schlözer kein Avancement. Damals gehört er noch zu den Gegnern Bismarcks und er läßt durchblicken, daß „Otto" ihn aus Berlin entfernt hat, weil er ihm durch seine Kritik unbequem geworden ist. So kommt er ohne günstiges Vorurteil in seinen neuen Wirkungskreis; aber schon bald erliegt er dem Zauber des Südens. Immer wieder versichert er der geliebten Mutter, wie er der Fülle der Gesichte sich kaum erwehren kann, wie sich sein Dasein erhöht, wie Rom ihn beglückt. Seine Aufnahmefähig-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

keit ist so groß wie sein Interessenkreis; er erlebt Rom, wie vielleicht nur ein Deutscher Rom erleben kann. Taines Meisterhand hat die welkende Blume des hinsiechenden Kirchenstaates in das Herbarium seines klassischen Italienbuches gepreßt, Schlözer verweilt lieber bei der Sonnenseite des südlichen Lebens. Ausfahrten ins Albanergebirge oder die Campagna, gemeinsame Wanderungen mit Gregorovius, Besuche bei Liszt, Gartenfeste in der Villegiatur eines römischen Granden sind Begebenheiten, von denen er am liebsten erzählt. Die Axe seines Wirkens ist natürlich die hohe Politik. Man fühlt seine Freude an der Buntheit des internationalen Lebens, seine Genugtuung darüber, ein vielfältiges Getriebe zu überschauen und bisweilen selbsttätig in das Triebwerk der Diplomatie eingreifen zu dürfen. Niemals verleugnet er den patriotischen Preußen, der den Fall Düppels fiebernd erwartet, niemals den skeptischen Protestanten, der allzu handgreifliche Wunder diskret belächelt, aber immer wird seine Weltkenntnis den seltsamen Erscheinungen fremder Lebensart und fremden Volkstums gerecht. Als liebenswürdiger Causeur nimmt er dabei die eigene Person und den Beruf nicht allzu wichtig; ihm liegt nichts daran, sich als Geheimniskrämer oder kleinen Talleyrand aufzuspielen. Gesandtschaftskabalen und Diplomateneitelkeiten behandelt er lediglich als schalkhafte Chroniqueur menschlicher Schwächen. Als die Vertreter Preußens und Oesterreichs sich die hochweisen Köpfe darüber zerbrechen, wer dem anderen zuerst einen Besuch abzustatten habe, schreibt er, ohne über dies schier unlösbare Problem in Aufregung zu geraten: „Es ist doch scherzhaft, welch winzige Ideen während großer Weltfragen diese Diplomaten bewegen, von denen man so häufig wähnt, daß sie furchtbar wichtige Leute sind". Ein andermal heißt es: „Die Welt ahnt noch garnicht, wie groß der diplomatische Tiergarten ist."

Im Umgang mit Monarchen hat Schlözer auch ein wenig von der Devotion verloren, die gewöhnliche Sterbliche beim Anblick gekrönter Häupter zu befallen pflegt. Erzherzog Maximilian kommt mit seiner Gattin Charlotte nach Rom, um den Segen des Papstes für seine Mexikofahrt zu erbitten. Hier begegnet er dem „re bomba", Franz II., dem entthronten König von Neapel. Und Schlözer vermerkt despektierlich über diese Zusammenkunft: „Dieser aus dem Geschäft ausgetreten, jener dies erst beginnend. Der eine mit einer Krone von Louis Napoleons Gnaden, der andere ohne Krone, weil Louis sie ihm nicht befestigen wollte".

Paul Mayer

1916

Das Jahr 1915 ist zu Ende — nicht aber der Krieg, in dessen Zeichen das ganze Denken und Tun fast aller Völker der Erde stand. Und wenn sonst der kalendarische Ablauf eines Jahres für die meisten Gebiete menschlicher Tätigkeit einen gewissen Abschluß bedeutet hatte, steht es diesmal anders um das Neujahr — denn der Krieg läuft ja leider ununterbrochen weiter. Soweit liegt unsere Sache klar, daß nach dem tatsächlichen Stand des Kriegsverlaufes und nach den abzusehenden Kriegszielen nicht wir es sein können, die die Friedensfrage anschneiden. In den gegnerischen Lagern muß die Einsicht durchbrechen, daß die Fortführung des mörderischen Kämpfens nach dem Fall ihrer Programme, nutzlos

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und verbrecherisch wird. Insolange diese Ueberzeugung bei unsern Gegnern nicht besteht, bleibt jeder Versuch einer Friedensvermittlung ein sinnloser Luftstreich. Denkt man darüber ruhig und möglichst objektiv nach, woraus sich wohl dieses Beharren und Bestehen auf Fortführung des Krieges bei unsern Gegnern speist, wird man geradezu an aller Logik irre. Die fest begründete Ueberzeugung, daß die eigenen Kräfte unbedingt zureichen, das Schicksalsrad umzudrehen, ist bei keinem unserer Feinde mehr vorhanden, daß sich Chauvinismus, Kriegsbegeisterung, à Berlinstimmung, Einkreisungs- und Aushungerungsgedanken vollends abgenützt haben, bedarf kaum der Erwähnung. Es bleiben daher nur zwei Antriebe über, soweit sich der gesunde Menschenverstand an der Suche des Schlüssels beteiligt, die Weiterführung um jeden Preis zu erklären.

Entweder wirken die Urheber des Krieges und Träger der großen Verantwortung dort aus selbstischer Sorge und Angst dahin, die Stunde der Abrechnung mit ihren Völkern möglichst hinauszuschieben und führen daher nach Art der Spieler, die ihr Geld verloren und es durchaus wiederbekommen wollen, das Glücksspiel weiter, oder aber ziehen die Kriegswütigen den Schluß, der aber sehr nach einem Fehlschluß aussieht, daß sie durch Fortsetzung der Feindseligkeiten leichtere, bessere Friedensbedingungen erreichen können, indem sie dann die allgemeine Erschöpfung, als für sie günstig, in Rechnung stellen.

Schon der fortgesetzte Wechsel in Plänen, Projekten, Unternehmungen, die immer neue Nebenkriegsschauplätze eröffnen und dann wieder fallen lassen, weist darauf hin, daß unsere Feinde kein Selbstvertrauen haben, in den Hauptaktionen ihren Willen durchzusetzen. Die Zeiten sind vorüber, da noch Aussichten offen waren, neue Verbündete zu gewinnen — für die man eine Extratour riskierte.

Die Tatsache, daß der Krieg ohne die geringste Möglichkeit auch nur annähernd sein Ende vorauszusagen, auch im Jahre 1916 fortdauert, müssen wir hinnehmen. Die versuchte Klarstellung der Gründe, aus welchen der Vierverband den Krieg um jeden Preis fortsetzen will, kann nur beitragen, unsere Haltung noch zu festigen. Denn es sind keine großen, haltbaren Motive mehr, die den Krieg antreiben — sondern es scheint recht minderes Machwerk einzuwirken.

v. S.

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1915 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin W. 15, Kaiserallee 21.

Generated on 2019-10-28 16:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Koalitionen

Von Theodor Heuß

Wenn der südöstliche Kriegsschauplatz auch militärisch nur als eine Angelegenheit zweiter Ordnung gewertet werden sollte, die Begebenheiten, die sich an den serbischen Feldzug anschließen, sind um ihrer politischen Wirkungen von höchstem Gewicht. Denn mit dem Augenblick, da der Krieg von den eigentlichen Grenzgebieten der Mittelmächte weggetragen war, begann innerhalb unserer Gegnergruppe eine eigentümliche Unsicherheit des inneren Gefühls, Mißbehagen verwandelte sich in Mißtrauen, die groteske Unruhe der Inspektionsreisen und der Kriegsräte verriet, daß mit dem Balkangebiet der kritische Boden für die Richtungnahme der gegnerischen Koalition betreten war. Wird unsere Generation noch die pragmatische Darstellung dieser Reibungen und Spannungen erleben?

Die Geschichte arbeitet nicht nach sauber gefeilten Maßstäben, es gibt keine reinlichen Theorien ihrer Ereignisse. Nur Erfahrungsgruppen vereinigen sich zu Gleichnissen, hinter die man das Wort setzt: historia docet. Das, was wir jetzt erleben, wird einmal das glänzendste Schulbeispiel für die Grenzen von Koalitionskriegen und Kriegskoalitionen sein.

Bündnisse, seien sie zur Abwehr oder zum Angriff, haben wohl politische Ursachen und Ziele, aber militärische Konsequenzen. Die Politik kann ihrer nicht entraten, die militärische Führung muß sich mit ihnen abfinden oder sie nutzbar machen. Moltke hat sich bekanntlich sehr skeptisch über jegliche Kriegskoalition ausgesprochen, da ihm durch die sonderstaatlichen Interessen notwendig die Einheitlichkeit der Kriegsleitung gefährdet erschien. Während der beiden letzten großen Kriegsepochen hatte sich in

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Friedrich wie in den Revolutions- und Kaiserheeren des jungen Frankreichs die Einheitlichkeit der Minderheit siegreich behauptet. Das waren die Beispiele der Geschichte.

Wenn es richtig ist, daß der Krieg die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln ist, so tritt ja mit dem Kriegsausbruch die Heeresleitung an die Spitze der Geschäftsführung: sie vollzieht die politischen Ziele. Aber daß daneben die „eigentliche" Politik nicht ruht, ist offenbar genug. In jedem Krieg kann und wird das politische Ziel, anregend oder hemmend, zum Bösen oder zum Guten, die militärischen Entschließungen beeinflussen. Das klassische Beispiel bleibt für uns Deutsche ja das oft gegensätzliche Verhältnis zwischen Moltke und Bismarck in den Jahren 1866 und 1870/71. In jeder Koalition, die mit einer Mehrzahl von politischen und militärischen Zentren zu rechnen hat, müssen sich diese Spannungen notwendig vervielfältigen.

Bei dem gegenwärtigen Krieg ist seine schrittweise Ausdehnung besonders charakteristisch. Als er begann, erschien er nur als eine große Koalition gegen die beiden kaiserlichen Zentralmächte, die selber wie eine Einheit dastanden — seitdem die Türkei und nach langem Abwarten Bulgarien hinzutraten, hat sich auch auf unserer Seite die Situation verschoben. Auch wir sind „Koalition".

Aber wir fechten unter den besseren Bedingungen. Gewiß ist die Lage Deutschlands mit zwei gefährdeten großen Grenzen von vornherein ungünstig gewesen, weil sie Kräftezersplitterung erzwang — aber im Lauf des Krieges hat uns diese „innere Linie" das Uebergewicht geschaffen. Gerade im territorialen Zusammenhang mit Oesterreich-Ungarn, durch den die Harmonie und Einheitlichkeit der militärischen Leitung sich als eine fast automatische Notwendigkeit und Selbstverständlichkeit ergab. Anders bei den Gegnern. Ihre Länder und Kriegsschauplätze hängen geographisch nicht zusammen: Rußland, Serbien, Nordostitalien, Frankreich. Darin könnte man oberflächlich gesehen den Vorzug erkennen, daß überall die einheitliche Oberleitung unbestritten sei — aber dieser Gesichtspunkt erweist sich als recht unerheblich,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wenn mit dieser Selbständigkeit des Handelns auch die des Nichthandelns verbunden ist. Die Koalition unserer Gegner erzeigt sich als bloße politische Kombination, für deren militärische Zielsetzung die geographische Zerrissenheit das erste Moment der Schwäche sein mußte. Was sie sich bringen konnten, war nie Macht, Hilfe, Unterstützung, sondern nur Versuche der „Entlastung", also militärische Maßnahmen von sehr zweifelhafter Schlagkraft, die nur im zweiten Kriegsmonat wichtig wurde, als die russische Bedrohung von Oberschlesien mit eine der Ursachen war, im Westen den Stellungskrieg aufzunehmen.

Serbiens Schicksal ist ja typisch. Im Sommer 1915 sollten die Serben zu einer Offensive gehetzt werden, um vielleicht durch einen Einbruch ins Banat die geschlagenen Russen zu „entlasten"; sie hatten aber kein besonderes Bedürfnis nach unsicheren Abenteuern. Ehe aber darüber die Verstimmung ausgeglichen war, brach das Verhängnis herein und Serbien war, trotz aller Tapferkeit, in seiner Isolierung preisgegeben.

Die militärische Wirkungslosigkeit der gegnerischen Koalition wird nur noch übertroffen von den politischen Schwierigkeiten, die sie in sich selber trägt. Gewiß war es ein Erfolg Englands, Italien an seine Seite zu bekommen; aber der Erfolg trug fast mehr Hemmungen als Förderungen in sich. Er nützte zunächst den Russen militärisch, dadurch, daß er österreich-ungarische Streitkräfte an der Südwestfront band; er komplizierte aber das Adriaproblem, indem er das Mißtrauen der Serben (und damit auch panslawistischer Kreise in Rußland) wachrief und den wichtigsten Keil zwischen Griechenland und die Entente trieb. Italiens Beitritt zur Koalition wirkte bisher sachlich nur zersetzend.

Aehnlich wie mit der Adriafrage liegt es mit den übrigen Orientunternehmungen: Saloniki, Dardanellen, Aegypten. Alle diese exzentrischen Strebungen, soweit sie mehr als unüberlegte militärische Abenteuer sind, beschweren notwendig den einheitlichen Geist der Entente. Was bedeutet jetzt noch Aegypten für die Franzosen, Gallipoli für die Italiener? Wo mußte eigentlich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Rückzug von Anaforta stärker wirken als in Rußland, für das mit dem halb ausgesprochenen Verzicht auf die Eroberung Konstantinopels das volkstümlichste Kriegsziel sozusagen ins Wasser fiel?

Kriegskoalitionen erstarken mit dem Sieg, werden aber naturnotwendig brüchig in Niederlage und Mißerfolg. Natürlich hat auch das Siegen theoretisch seine „Gefahren", wenn die Ansprüche der Beteiligten noch während des Kämpfens zu Reibungen führen. Erfreulicher Weise ist die mitteleuropäische Gruppe davon bisher verschont geblieben. Sicher aber wird jede Koalition von Siegern mit einem festeren Bestand ihrer Bindung nach dem Kriege rechnen dürfen als die der Besiegten.

Das ist auch jetzt unsere Lage. Gleichgiltig, wann und wie der Krieg im einzelnen ausgehen wird, er endet die Zweckkoalition unserer Gegner und stärkt unsere eigene. Nichts können wir, die Wirtschafts- und Weltgestaltung ins Auge fassend, so ruhig betrachten als die Versuche, über den Londoner Vertrag hinaus den Ewigkeitsboykott der Zentralmächte einzuleiten. Das schreckt uns umsoweniger, als wir jetzt schon täglich die nervösen Bemühungen sehen, die nationalen Egoismen unserer Feinde auf gemeinsame Aktionen hinzulenken.

Bei den Engländern hat es ja nie an Stimmen gefehlt, die vor diesem Dilettantismus warnten, die den englisch-russischen Gegensatz als eine weltgeschichtliche Zukunftsfrage im Gefühl behielten. In Frankreich aber beginnt man, erstaunt und nicht ohne Sorge, auf einmal jene Bestrebungen zu beobachten, die sich unter dem Wort „Mitteleuropa" zusammenfassen und in denen man eine Kraft und einen Willen wittert, der über Kriegszufälligkeiten hinaus das kontinentale Gesicht Europas zu bestimmen droht.

Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Sozialdemokratie und Vaterland

Von Alwin Saenger (München)

Westlicher Kriegsschauplatz, November 1915

I.

n der Sitzung der bayerischen Kammer der Abgeordneten vom 11. Januar 1906 kam beim Militäretat Georg von Vollmar auf das zurück, was er bei gleicher Gelegenheit 12 Jahre vorher, 1893, über die grundsätzliche Stellung der Sozialdemokratie gegenüber den Heeresangelegenheiten gesprochen hatte. Vollmar hatte 1893 erklärt:

> „Wenn es sich um die Not und den Schutz des Landes gegen feindliche Angriffe handelt, dann wird man erfahren, daß die Sozialdemokraten ihr Vaterland wahrlich nicht weniger lieben und bei seiner Verteidigung nicht die schlechtesten und am wenigsten opferbereiten Soldaten sein werden."

Unter lebhaftem Bravo der Sozialdemokraten erklärte der Redner dann (1906), daß die Fraktion unverändert auf dem gleichen Standpunkt stehe.

7 Jahre vor dem hatte in der Sitzung des Deutschen Reichstages vom 20. Mai 1899 August Bebel erklärt: „Wir sind in Deutschland und somit als Deutsche geboren — und wir, die wir die deutsche Sprache sprechen, an der Kulturarbeit des deutschen Volkes uns ebenso gut beteiligt haben wie Sie und vielleicht in höherem Maße als die meisten von Ihnen, haben dasselbe Recht an unser Vater- und Heimatland wie Sie!" — Wir dürfen zu den Anfängen der politischen Parteibildung zurückgehen; in Weitling's „Garantien der Harmonie und Freiheit lesen wir:" „Vaterland, das alle seine Glieder und keine Müßiggänger nährt; für das ist es wohl der Mühe wert, gegen die Ungerechtigkeit zu kämpfen; für solch ein Vaterland kann man schon Leben, Blut und Freiheit wagen!" Lassalle prägte das große Wort: „Das uralte Vestafeuer aller Zivilisation, den Staat verteidige ich mit Ihnen ..... eine Einrichtung, in welcher die ganze Tugend der Menschheit sich verwirklichen sollte."

Und trotzdem bis zur Morgenstunde des großen Deutschland, den Augusttagen 1914, vaterlandslos? Trotzdem auch nur Zweifel in das historische Versprechen des Führers von „Die Flinte auf den Buckel nehmen?" Durften wir nicht bei allen gegen uns gerichteten Vorwürfen den Geist der größten Deutschen, einen Goethe, einen Fichte beschwören? Doch damit genug. Wer

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

es fürderhin wagt, uns vaterlandslos zu nennen, darf — die Berliner Schloßrede gab die Sanktion — straffrei der Verleumdung geziehen werden; Weiteres bleibe in der Ferne. Es gilt die große Gegenwart zu erfassen, die größere Zukunft Deutschlands zu erbauen. Und darum sei's gefragt: die „formelle" Seite ist erledigt, die Pflicht ist getan, wird stündlich in dem Millionenheer mit blutenden Wunden erfüllt; das Vaterland *wird* verteidigt. Wie nun: ist für uns deutsche Sozialdemokraten in dieser Jahrtausendwende auch der Begriff *deutsch* ein anderer geworden, ein anderer für Intellekt und Gemüt? Daß es nach dem Kriege weiter politische Kämpfe geben werde — vielleicht schwerere als bisher — hat und wird nie ein Einsichtiger bezweifeln; daß das Erfurter Programm nie Ideengemeinschaft entferntester Art mit den Grundsätzen des Soester Programms haben kann, ist nie bezweifelt worden; daß sich die politische Entwickelung nach wie vor in der Form des politischen Parteikampfes gestaltet, bleibt eine Wahrheit; daß wir gemäß unserer Ueberzeugung gegen Fehler der Regierung so scharf wie ehedem auftreten, ist selbstverständlich. Mögen die parlamentarischen Kämpfe der Zukunft Kämpfe von Politikern im Range eines Bebel, Windthorst und Bismarck sein.

Vor uns aber erhebt sich die Frage: bedeutet uns Deutschland heute mehr?, Deutschland, der „neutrale" — von Einzelnen losgelöste — staatliche und nationale Begriff. Die Frage stellen, heißt sie bejahen. Das Deutschland vor dem Kriege ist für uns ein anderes geworden, wir haben es in diesem Kriege *voll* erkannt, seine intellektuelle, seine wirtschaftliche und weltpolitische, seine moralische Größe. Und es ist das erste Eingeständnis unserer persönlichen Moral: wir haben *umgelernt* von der Erkenntnis angefangen, daß Alles, was unsere Reden in Werkstatt und Parlament vom Wesen des Zukunftskrieges in langen Debatten vortrugen, fundamental unrichtig war bis hinauf zu der Erkenntnis der Notwendigkeit eines erhöhten *deutschen Nationalstolzes*. Dieses Eingeständnis ist lediglich ein Bekenntnis der Wahrhaftigkeit und nicht irgend einer politischen Schuld, ist lediglich die Folge des größten weltgeschichtlich-politischen Ereignisses, das auch bei anders Denkenden gleichfalls nicht ohne Wirkung bleiben wird. Mit jener genannten Notwendigkeit aber — das sei vorweg und nachdrücklichst betont — hat es nichts zu tun, was der Politiker beim Friedensschluß für zweckmäßig hält, was Polizei- und Staatsgewalt fürderhin für zweckdienlich halten, denn es sind alles Fragen des politischen Tageskampfes. *Unerschüttert* bleibt *über* Allem die Erkenntnis, die diese Völkerschlacht uns gab: was es künftighin heißt, *Deutscher zu sein*.

Gewiß: wir Sozialisten haben unsere Heimat so heiß geliebt wie kein Anderer, wir haben gewußt, was für die Menschheit die engeren Kreise heimatlicher Kulturen bedeuten, wir haben gewußt und offen vertreten, was Wissenschaft, Kunst

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Technik in Deutschland sind und was das weitere Vaterland in der großen menschlichen Kulturgemeinde ist; aber die englische Magna Charta und die Ballhausnacht des 4. August schienen uns doch Alles zu überragen, das englische und französische Staatsleben schien uns doch das Höhere zu sein, unser politisches Leben und seine staatlichen Vertreter schienen uns mindestens so minderwertig wie die anderen; wenn Friedenskonferenzen scheiterten, so war der preußische Militarismus daran schuld, der deutsche Michel sollte zuerst sich bessern für die „Vereinigten Staaten von Europa", an die Internationale gaben wir am Meisten und waren am Bescheidensten; jeder Ausländer durfte mit dem Stempel des Evangelisten über die deutsche Reaktion schelten und prophezeien. Was Engelbert Pernerstorfer in diesen Blättern jüngst als die beschämendste und niederdrückendste Tatsache bei uns Deutschen bezeichnet hat, „Die unreine Wunde nationaler Würdelosigkeit", sie war leider auch bei uns deutschen Sozialisten an unserem parteipolitischen Körper aufzufinden. Heute aber wissen wir, was die Worte des Kanzlers in der Dezembertagung des Reichstages bedeuten für alle Zeiten: „Das deutsche Wesen ist mit elementarer Gewalt zum Durchbruch gekommen, ein Geist, eine sittliche Größe des Volkes, wie sie die Weltgeschichte noch nie gekannt hat." Wir stehen für alle Zeiten an des Kanzlers Seite bei diesen Worten. Heute kann es keinen deutschen Sozialdemokraten mehr geben, dem Fehler seines eigenen Landes den Wunsch je erstehen lassen könnten, lieber Engländer oder lieber Franzose zu sein. Heute gibt es keinen deutschen Sozialdemokraten mehr, der nicht mit schärfster Rede gegen jeden Vorwurf des Auslandes gegen uns, gegen Volk, Staatsmann und Fürst auftreten würde. Heute kann es keinen deutschen Sozialdemokraten geben, der nicht an einem überragenden Einfluß seines großen Vaterlandes in der Menschheitsgeschichte der Zukunft glauben würde. Wenn heute bei dem Namen Deutsch das Herzblut nicht höher schlägt, der ist ein armer, kranker Mann. Die Wandlung aber, die sich vollzog, daß es uns etwas Wunderbares und Hohes dünkt, deutscher Bürger zu sein, wird durch drei Ursachen bedingt: unsere Erfolge, unsere Gegner und unsere Parteifreunde der früheren Internationale.

Als nach dem schmachvollen, von den französischen Sozialdemokraten (!) als Postulat der Kultur mit erbettelten Treubruch der italienischen Regierung Italien auf die Seite der Feinde der 3 Kaiserstaaten trat, da meinte eine Französin des von uns besetzten Landes: Wenn Deutschland jetzt auch noch nicht unterliege, müsse es doch sehr stark sein. Die Frau hat in richtiger Weise zum Ausdruck gebracht, was die Feinde als mit der Sicherheit eines mathematischen Gesetzes unmittelbar eintreffend als ihren Glaubenssatz aufstellten, was vielleicht mancher von uns Deutschen selbst glauben mochte, was aber jedenfalls

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Welt um uns fast ausnahmslos als sicher annahm. Wir haben mit unseren Verbündeten die Welt mit Lügen gestraft. Was Deutschland in diesem Kriege geleistet, täglich leistet und noch leisten wird, ist so unerhört, so über Alles für möglich gehaltene, so über Alles, was bisher von Völkern in der Geschichte geleistet wurde, weit hinausgehend, daß Worte heute nicht im Stande sind, es wiederzugeben. Die Geschichte wird einst darüber in Jahrhunderten zu Gericht sitzen. Deutschland vom Meere abgeschlossen gegen eine ungeheuere Ueberzahl kämpfend, diese ungeheuere Ueberzahl allüberall siegreich schlagend, mit einer Genialität der Kriegswissenschaft arbeitend, die fast täglich zu neuen Erfindungen und Entdeckungen vorwärts schreitet, unwiderstehlich außerordentlich tapfer kämpfende und sehr gut geführte feindliche Millionen-Heere aus allen Weltteilen, denen Alles zu Gebote steht, bis tief in Feindesland hinein schlagend: Dieses Deutschland wird für die kommenden Generationen der Staat der Welt sein, dessen Name Kultur und Heldentum bedeutet und dessen Friedensarbeit dem kommenden Zeitalter ein Großes sein wird.

Hätte es Einen gegeben, der angesichts der in jeder Hinsicht ungeheueren Feinde es nicht schon für eine weltgeschichtlich-große Leistung angesehen hätte, wenn wir „nur" auf unseren Grenzen den Millionen Feinden Stand gehalten? Auch diese reine Defensive an des Reiches Grenzen wäre eine unerhörte Tat gewesen. Da das Vielfache mehr getan, kann eben erst ein späteres Jahrhundert diese Größe des Deutschen voll würdigen. Das Geschlecht von heute hat zunächst nur die Tatsache vor Augen und dieser Wertmesser des Deutschen steht als ehernes Wahrzeichen in dem Strome ewigen Geschehens.

Man mag den Grund dieses deutschen Sieges worin immer suchen, die Dialektik mag ihn mit einem Bande von Marx' Kapital begründen; die religiöse Metaphysik mag die Gleichung bester Christ = bester Soldat mit mehr parteipolitischem als religiösem Geschick verteidigen; Eines steht fest: nur weil wir ein mehr als der Gegner an Tüchtigkeit, intellektuell und moralisch aufzuweisen haben, kann dieser Sieg der Deutschen zu Stande gekommen sein. Die virtus gab dem römischen Volke einst Namen und Rang des ersten Volkes. Weil wir Deutschen diese virtus unser nennen dürfen, darum konnte die größere Materie durch die kleinere besiegt werden. Daß wir die Besseren im Sinne jener virtus sind, hat diese ungeheuere Tat gegen unsere Feinde ermöglicht; und selbst in dem Falle, den Keiner von uns erwartet, daß die Zukunft unser Volk nicht mehr wie bisher in diesem Ringen siegen sehen würde, bliebe die hier ausgesprochene Wahrheit doch Wahrheit.

Was intellektuell, was wissenschaftlich, was technisch von uns Deutschen jetzt geleistet wird, mag den Bänden der künftig zu schreibenden Kulturgeschichte vorbehalten bleiben. Wer nur einen Teil der deutschen Kulturarbeit im Feindesland täglich sieht, wie aus den verwahrlosten französischen Landfriedhöfen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wohlgepflegte Stätten des Friedens werden, wie Ordnung und Organisation die unsaubersten Nester umgestalten, wie das Sanitätswesen wirkt von den zu tadellosen Badeanstalten umgestalteten verschmutzten französischen Waschhäusern bis zu den anbefohlenen Fliegenfängern in den Wohnungen der Einheimischen — ein verwundeter französischer Hauptmann rühmte mir gegenüber in begeisterten, ehrlichen Worten unser Sanitätswesen gegenüber dem französischen —, wer nur diesen Bruchteil unserer kriegerischen Kulturarbeit im kleinen Ausschnitt sieht, muß gestehen, daß wir das bestorganisierte und organisierende Volk der Welt sind.

Würdigen wir jenen zweiten Faktor der Zeitigung unseres deutschen Stolzes, unsere Gegner, dann eben werden wir wieder auf die virtus zurückgreifen und die angesichts der vorhandenen Mittel und zweifellosen individuellen Kriegstüchtigkeit doppelt unbezweiflichen feindlichen Niederlagen an dem Fehlen jener virtus grade nach der einseitig moralischen Seite hin zu suchen haben; wie der Einzelne das dialektisch zu ergründen trachtet, ist für die Tatsache selbst zunächst ganz gleichgültig.

So wenig für absehbare Zeiten an einen gesicherten, ewigen Frieden zu denken ist, so wenig steht eine unterschiedslose Gemeinschaft der Vereinigten Staaten von Europa — so sehnsuchtsvoll dieses Ziel staatsrechtlich zu erstreben wäre — für die kommende Generation bevor. Gerade dieser Krieg hat uns mit klassischer Deutlichkeit gezeigt, daß Weltvölker Aufstieg und Abstieg in ihrer Geschichte haben und daß jede Nation eben ihre Jahrhunderte hat. Die Römer besiegten die Punier, aber sie besiegten nicht mehr die Perser. Daß dieser Krieg zu einer Erhöhung des Ansehens der Romanen führen würde, daß etwa Victor Emanuel und Herr Salandra eine autoritative Völkerfibel herausgeben könnten, daß eine Ausdehnung oder Verherrlichung des britischen Weltreiches erstehen würde, wird wohl Niemand behaupten. Es kann sich nur um Deutsche, Russen oder Japaner handeln. Von den Russen wußten wir, daß sie letzten Endes auch vor dem diplomatischen Mord nicht zurückschrecken; wir haben sie höchstens im Lügen — unterschätzt. Daß die englische, politische Moral perfide und verlogen ist, daß sie Tränen der Mütter und Leiden der Söhne, daß sie zerschossene Beine und Arme nur gleich einem Kilo Abfallpapier in ihrer Krämerbilanz bewerten, hat zu allem Ueberfluß noch die Begründung ihrer Kriegserklärung an uns Deutsche bewiesen.

Es ist letzten Endes eine Phrase, von dem Verteidigungskrieg eines jeden an diesem Ringen beteiligten Volkes zu sprechen. Es gibt nur hie Angreifer, hie Verteidiger. Nicht wer im Parlament und Presse behauptet, der Andere habe frivol angegriffen, zum Kriege seit langem vorbereitet, den friedliebenden Staat überfallen, sondern wer wirklich in seinem inneren politischen Kämmerlein den Krieg nicht gewollt hat, der nur kann mit den Erfolgen eines Ver-

Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

teidigungskrieges rechnen. Nur weil Deutschland in allen seinen Gliedern jedem Kriegswillen ferne stand, darum konnte in uns dieser heilige, unüberwindliche Verteidigungswille entstehen; und weil eben in einem Volke, das einer englischen Einkreisungspolitik von der Bedeutung derjenigen des VII. Eduard mit Herz und Nieren verschrieben war, nie die innerlich erlebte Wahrheit eines heiligen Verteidigungskrieges aufkommen kann, darum konnte alles Geschrei vom deutschen Ueberfall moralisch in den kämpfenden feindlichen Völkern keine besiegende Wirkung hervorbringen. Diplomatische Kunst-Fehler mögen gemacht sein, welche immer: aber Kaiser Wilhelm II. ist kein Raimondo Poincaré, kein Nikolaus II., kein Victor Emanuel; Bethmann Hollweg ist kein Grey, kein Salandra, kein Delcassé, kein Sassonow. Und wenn wir uns diese ganze Leporello-Liste verantwortlicher, berufsmäßiger Kriegsintriganten und Eidbrecher vor Augen führen, dann müssen wir deutschen Sozialisten laut und deutlich vor der Welt erklären: Ueber jeden Zweifel erhaben steht die persönliche Reinheit des Charakters der deutschen Fürsten und Staatsmänner. (Schluß folgt.)

Der große Vorstoß

Von Eduard Lachmann (z. Zt. im Felde)

Ein gutes halbes Jahr geht das nun schon so. In einer kalten Nacht haben sie den breiten Fluß, der vor dem Lande liegt, auf schwankender Brücke überschritten. Sind in aller Heimlichkeit und Eile in das feindliche Gebiet eingedrungen und haben es leer gefunden. Unheimlich leer, bis dann irgendwo und irgendwann der Gegenstoß erfolgte und harte Kämpfe kamen. Zurück ging es und wiederum vor und wieder zurück. Ein schmaler Fluß im Lande von Norden nach Süden bildete Schwelle, Eingang und Ausgang, und in den Wäldern und Tälern um ihn herum wurde Mann auf Mann gerungen. Sibirische Schützen, Ussurireiter, seine besten Truppen, sandte der Feind entgegen, und überall wuchsen an den Uferrändern die Sandschlangen vor den Gräben, die der anstürmenden und fortschreitenden Bewegung einen Halt setzen. Bis dann wieder nach ein paar Wochen irgendwo eine

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bresche in den Wall geschlagen wurde und Bewegung kam und der eigentliche Reiterkampf mit Patrouillen und weiten Ritten und einsamen Feldwachen im feindlichen Gelände. Und dann wiederum steckte ein Fluß oder ein Sumpf Grenzen, hinter denen der Feind sich sammelte, standhielt und die Angreifer auflaufen ließ.

Ein gutes halbes Jahr geht das nun schon so. Und das weite, leicht hügelige Land liegt breit und unbeweglich da und erduldet das stürmische Hin und Her, den Tritt der Tausende von Mann und Roß, die schweren Räder der Geschütze, ihre Schläge, ihre Stöße und Furchungen, das Gewühl des Zusammenstoßes und das schlimme, tiefe Aufreißen und Eingraben, wenn die Erde mit ihrer natürlichen Gewalt den Menschen Schutz gewähren soll gegen die Vernichtung von Mensch gegen Mensch. Das Land gewährt diesen Schutz, und es nimmt schließlich, milde auch die Opfer dieses Menschengeschehens in seinem Schoße auf, um sie aus dem Wirren der Zeit in die große unabänderliche Ruhe der Natur zurückzuführen.

Kalte, rauhe Winde des Frühlings gehen über das Land von Morgen zu Abend. Spät, sehr spät wird der Himmel mild, und Blüten stecken an den Fruchtbäumen, ein weißer Schleier, plötzlich, über Nacht von den tiefen breiten Zweigen bis zum Wipfel geworfen. Sommer wird es, und die weiten grünen Baumgärten um die Gutshöfe liegen still da in der trägen Ruhe, die das Geheimnis der Fruchtwerdung umgibt. Und auf einmal ist die Luft an den Tagen so klar wie nie zuvor, der Himmel von einem unerhörten Blau, und ein leises Frösteln, ein kühler Hauch ist, wie ein Erschrecken spürbar in der sommerlichen Wärme: der erste Anruf des Herbstes. Noch stehen die Bäume im Laub, aber ihre Aeste tragen schwer an den Früchten des Jahres, den wilden saueren Kirschen zunächst und den gelben Pflaumen später, und wenn du einmal des nachts einsam auf Posten stehst, in der Stille am Dorfrand, dann hörst du es, wie in den Gärten die reifen schweren Aepfel auf dem

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Grasboden dumpf aufklopfen, und in der Frühe liegen sie da im Tau und sind süße Morgenspeise.

Auch das ist vorüber, und der Halbbogen des Jahres hat sich zu Ende gewölbt, und immer noch geht es hin und her, ist Bewegungskrieg und wieder Stilliegen im Graben. Wenn auch schon ein großes Stück Land erobert ist, besetzt, dienstbar gemacht, wenn auch viele Orte blutigen Kampfes und viele kreuzgeschmückten Gräber hinter der Kampflinie im neuen Frieden liegen, so sitzt doch noch wie ein Kern in harter unzerbrochener Schale die große Festung im Süden, zwar halb schon umgangen, aber doch bedrohlich und ein Hemmschuh. Und die große Bahn, die wesentlichste Stütze der feindlichen Bewegungen, liegt vor uns, wie ein Strang alles weitere Vordringen abschnürend, immer neue Massen des Feindes heranführend auf keuchenden Zügen, neue Massen täglich ausspeiend, die sich den Andrängenden entgegenwerfen und eine eiserne Mauer bilden vor jenen vier Geleisen.

Da, mit einem Male, ist der Bann gebrochen. Die Erstarrung löst sich. Kunde kommt von dem Fall der großen Festungen im Süden, eine nach der anderen vom Sieger wie eine reife Frucht nach dem Halbjahr des Ausharrens gepflückt. Und im Graben gellt das Hurrarufen in die Luft bei diesen Botschaften, und es dringt vor zu dem Horchposten, der ins Korn vorgeschickt ist und von der anderen Seite das Klingen eines fremdartigen Saitenspiels vernimmt und eine melancholische Singweise und manchmal auch einen lauten, unverständlichen Befehlsruf. Denn so nahe liegen sie einander gegenüber, ständig bereit, auf der Lauer, und des nachts werden Handgranaten geworfen und Leuchtkugeln steigen auf.

Am nächsten Morgen aber setzt die Bewegung ein. Ablösung erfolgt durch Landstürmer im Graben, und der Reitergeist ist wieder obenauf und steht über den auf der Straße im Morgengrauen aufgereihten Schwadronen, und wie seines Zeichens knattert der rauhe Wind in den rot-weißen Lanzenwimpeln, flat-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ternde Flammen der Verheißung, zu Häupten der Kämpfer züngelnd.

Aus der Ruhe ihrer behaglichen Stelle und grünen Weiden sind die Pferde geholt, frisch und kräftig. Zwanzig oder dreißig Kilometer südlich hat die Stellung ein Loch. Durch das ergießen sich die Reiterschwärme in den Rücken des Gegners. Der läßt seine Plätze, rollt sich zusammen wie ein Igel, ohne weiteres ein breites Stück Land preisgebend und kriecht rückwärts mit nach allen Seiten gesträubten Stacheln.

Neue Karten werden ausgegeben an die Unterführer, denn die alten langen nicht mehr. Neue Karten, die aneinander gereiht, eine weite Strecke offen legen, und Namen kommen in den Bereich greifbarer Möglichkeit, die vorher unbekannt waren oder aus der schon fast zur Sage gewordenen Erinnerung an den Zug des großen Eroberers auftauchen: Wilna, Minsk und das strahlende: Beresina. Reiten heißt es, reiten, unaufhaltsam mit nur kurzer Rast in verlassenen Dörfern, an den Rainen der Straße, auf Stoppelfeldern, wo man die zusammengehäuften Hafergarben nur zu greifen braucht, um sie den Pferden vorzuwerfen.

Ein kurzer Widerstand ersteht am neuen Flusse, aber er ist von kurzer Dauer, bröckelt bald ab, die Mauer bricht wieder ein, und frei liegt die schnurgerade breite Straße vor uns, mit den in der Nacht leuchtenden weißen Steinen wie ein Perlenband an den beiden Grasrändern bestickt. Und wirklich, nicht lange, und, siehe, eines Morgens, in aller Frühe, bist du auf Patrouille, fühlst einsam vor, da tauchen Telegraphenstangen auf und noch wenige Schritte und du bist an der großen Bahn. In der Sonne schimmernd liegen die vier Eisenbänder und ziehen mit der Sehnsucht nach Nordosten, verlassen die Wärterhäuschen und die Bahnhöfe, aber alles noch in Ordnung, unzerstört, und selbst die Telegraphendrähte, etwa fünfzig über und nebeneinander, spannen sich noch von Mast zu Mast.

Aber diese Bahn ist offenbar gar kein Ziel mehr, weiter noch im Land liegende werden erstrebt, rückwärtige Verbindung dem

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gegner abzuschneiden, mag der Auftrag lauten, und der Marsch geht weiter, unaufhaltsam durch Tag und Nacht und Nacht und Tag.

Durch Wald reiten sie und Wiesen, und nun schimmert es dunkelblau vor den Augen. Bewegung ist in der Fläche, unaufhörlich. Ist es ein Urwald blauer Kronen, ist es ein Heer von stahlblinkenden Helmen, sind es die Rücken einer Herde unbekannter Fabeltiere, was sich da in der Ebene versammelt hat? Es ist der See? Einen Namen hat er, von seltsam verstocktem Klang, wie der eines bösartigen, bartstruppigen Riesen. Und er ist auch ein Riese, denn einen halben Tag lang reiten sie an ihm entlang. Die Pferde stehen in den klaren Wellen und trinken. Und die Landschaft ist verwandelt. Es ist kein Wald mehr da. Leicht und endlos dehnt sich die Weite, alles ist hell und freundlich, Türme ragen in der Ferne und bauchige Kuppeln von schwermütiger Bogenlinie. Und an dem fernen Ufer fällt nackt und kahl ein Abhang ins Wasser: Italisches Bild.

Sie reiten noch immer am Wasser, als sich die Sonne senkt. Mal mir Apoll, riefe der Dichter, und deine Schilderei ist eine schwache Nachahmung von der Pracht und Glut dieses Unterganges. Ein freundlicher Knabe, mit Abschiedsblick, die Hände Glanz und Licht streuend, steht er über dem Lande, und tiefes warmes Gold säumt, in Silber schäumend, das Land. In der Mitte des Wassers aber leuchtet es grün auf und blau, und ein sanftes Rot liegt über allem gebreitet.

In der Nacht erreichen wir die zweite Bahn. Der Feind muß überrascht sein, denn hier fahren noch Züge, und als die rasch aufgefahrene Artillerie einen Zug beschießt, stößt die sausende Lokomotive angstvolle Signale und weiße Dampfwolken aus. Es kommt zum Gefecht, und als der Feind sich zurückzieht und in langer Kette unsere Schützen den Bahndamm besetzen, überzuckt Brandhelle die Waldränder an allen Orten, rollen hin und wieder dumpfe Donner: die Sprengpatrouillen sind am Werk.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auch dieser Schienenstrang wird an einem strahlenden Morgen überschritten, und die Spur des fliehenden Feindes weisen zerbrochene Wagen, abgeworfene, zum Platzen volle Hafersäcke, Konservenkisten, herrenlose, gezäumte Pferde. Der Kreuzungspunkt, die große Stadt, wird erreicht, jetzt vom Feinde frei, und die Beute wächst ins schwer meßbare. Ein Haus hoch stehen am Bahnhof die Kisten mit den wohlschmeckenden gewürzten Konserven, Brotberge liegen in Schuppen gehäuft, Butterfässer sind aufgeschlagen und verheißungsvoll leuchtet helles Gelb hervor. Daneben liegen die Toten des Feindes, denn es ging nicht ohne Kampf. Und bei den hellodernden Güterwagen liegt eine große gerade ausgeladene Kanone, die der Feind zurücklassen mußte.

Aber kein Halten ist. Die nächste Bahnlinie liegt nicht weit mehr, und auch dieser Strang soll abgewürgt werden. Durch Wald und Sumpf, über schwankende Brücken stoßen die Reiter vor, und in der Nacht donnert es wieder ringsum dumpf, ein Zeichen, daß auch hier an der dritten Linie ganze Arbeit getan wird. Hier aber hockt der Feind zäh, und der Kampf bleibt doppelköpfig.

Der Auftrag jedoch ist erfüllt, und es gilt, in die große Frontlinie zurückzukommen. Rückwärts geht es wieder durch Sumpf und Wald, und alles ist umgedreht. Nun ist es nicht mehr ein vom gelegentlichen Kampf unterbrochener Marsch, sondern ein ständiges Ringen mit dem klebenden Feinde, das in harterkämpften Pausen mit Reiten wechselt. Feindliche Reiterschwärme werden auch von vorn gemeldet, und plötzlich sind sie auch sichtbar am fernen Waldrand, eine weißschimmernde Schnur mehrerer Schimmelschwadronen.

Und es kommt zur Attacke. Kein Wort versuche die Bilder des äußeren und inneren Menschen in rückschauender Betrachtung wiederzugeben, wie sie bei jenem Gipfelpunkt des Kampfes, bei Ansturm und Zusammenprall, die langzusammengehaltene Spannung lösend, aus dem Tiefsten ans Licht treten. Kein Wort mehr, als daß sie gelingt. Der Feind flieht und wird verfolgt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

An der Straße macht man kurze Rast, um die Verwundeten zu bergen, die Toten zu begraben.

Die Führer treten zusammen, und man lehnt an einem Zaun und läßt langsam die Empfindungen ausebben, die jetzt erst nachträglich im Bewußtsein deutlich werden. In der Satteltasche eines gefallenen feindlichen Offiziers werden Papiere gefunden, die vielleicht taktisch bedeutsam sind. Der Dolmetscher übersetzt. Es ist nicht viel von Belang, und es bleibt nur ein schwarzes Heft übrig, dessen Blätter überaus sorgsam, eng beschrieben sind, klar und deutlich, mit Mühe und Liebe offenbar, mit unterstrichenen Ueberschriften, mit fortlaufenden Nummern an den Absätzen. Alles blickt gespannt auf die Mienen des Dolmetschers. Der stutzt und lächelt dann: Kupletverse seien es, „In der höheren Töchterschule" laute die verheißungsvoll doppelt unterstrichene erste Ueberschrift.

Man geht an die Pferde und muß acht geben, nicht auf den Leichnam zu treten, dessen durch Säbelhieb gespaltener Mund aus dem Staub der Straße grinst.

Die Attacke aber hat Luft geschaffen. Der Weg ist frei, und in einer Nacht ziehen die Reiter in eine von Sturm und Regen gepeitschte Stadt ein, die von Truppen birst. Auf der Straße stehen sie in Kolonnen. In allen Häusern ist Licht. Lärm ist und Rufen. Platz den Geschützen! Rechts ran! Und die Eingliederung in die eigentliche Kampffront der zusammenhängenden Linie vollzieht sich unter dem Zorn des Himmels.

Pazaureks Schöpfung

Vor zehn Jahren kam Gustav Edmund Pazaurek aus Böhmen nach Stuttgart. 1892 war er, 27jährig, zur Leitung des Nordböhmischen Gewerbemuseums berufen worden und von dessen musterhafter Einrichtung begründete sich sein Ruf als ein Pionier des neuen Museumswesens. Wie hat er nun auf dem neuen Arbeitsboden, dem Stuttgarter Landesgewerbemuseum, gewirkt.

Pazaurek kommt von der Kunstgeschichte. In seiner Doktorarbeit behandelte er Schloß Friedland. Gründlichste archivalische Studien über die Kunstgeschichte Böhmens schlossen sich an.

Mit dem Uebertritt in die Leitung eines Kunstgewerbemuseums verband sich ganz von selbst auch der Ueber-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tritt auf ein anderes Gebiet wissenschaftlicher Forschung. Alle nach 1892 verfaßten historisch-kritischen Arbeiten widmen sich mit einer einzigen Ausnahme dem Kunstgewerbe.

Mit der Publikation über die Gläsersammlung seines Museums betrat Pazaurek jenes Gebiet wissenschaftlicher Forschung, auf dem er als erste Fachautorität angesprochen werden muß. Niemand weiß wie er Bescheid um die Bedeutung des Glases für das Kunstgewerbe. Ist er doch selbst Besitzer einer der wertvollsten und gewiß der vollständigsten Gläsersammlung überhaupt. Die wundervollen Abbildungen des Tafelwerks, die sein Studium zu einem hohen Genuß machen, wurden nur durch allerhand raffiniert erdachte Verfahren ermöglicht, die nach Pazaureks Vorgang heute allgemein bei der Reproduktion von Gläsern angewendet werden.

Hier tritt eine Eigenschaft Pazaureks zu Tage, die zu den allercharakteristischsten gehört. Er ist Pfadfinder. Neuland zu betreten, seine großen Linien forschend selbst zu bestimmen, die spätere Detailforschung aber anderen zu überlassen, ist so recht seine Sache. Wer hat vor ihm daran gedacht, die Krankheiten der Gläser, die Glasperlenarbeiten, Besuchkarten und Glückwunschkarten, wie die Biedermeierzeit sie liebte, systematisch zu untersuchen?

Die ungestörte, beinahe 14jährige ausbauende Tätigkeit am Nordböhmischen Gewerbemuseum kam Pazaurek sehr zu statten, als er vor eine weit umfassendere Aufgabe gestellt wurde, in der sich vor allem seine organisatorischen Fähigkeiten bewähren konnten. Das Stuttgarter Landesgewerbemuseum war bis 1906 überhaupt kein Kunstgewerbemuseum. Seine Sammlungen umfaßten nur, was die schwäbischen Gewerbe jeder Gattung zur rationellen Anlage und zur Vervollkommnung ihrer Betriebe an Anschauungsmaterial verwerten konnten. Es war ein reines Nutzmuseum mit ausgesprochenem Lehrzweck, eine praktische, sehr brauchbare Einrichtung, doch ohne Beziehung zur Kunst. Kunstgewerbliche Erzeugnisse früherer Epochen waren grundsätzlich ausgeschaltet und wenn die Sammlungen trotzdem eine Reihe schöner alter Webereien enthielten, so waren diese nur darum zugelassen, weil sich mit modernen Erzeugnissen gewisse Verfahren nicht darstellen ließen. Dem neuen Vorstand ist es binnen 10 Jahren geglückt, dem Landesgewerbemuseum eine Kunstgewerbesammlung von anerkanntem Range anzugliedern. Der frühere Bestand, kunstgewerbliche Arbeiten aus den schlimmen Jahrzehnten der Stillosigkeit, der Nachahmung alter Stile und der Billigkeit stammend, wurde im Erdgeschoß unter der Bezeichnung „Geschmackswandlungen der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts" untergebracht. Das eigentliche Museum füllt das obere Stockwerk. Alle Gattungen des Kunstgewerbes wurden und werden hier mit gleicher Liebe bedacht. Daß binnen 10 Jahren und bei Festhaltung des Grundsatzes, daß geringere Stücke, lediglich um eine Abteilung zu vervollständigen, nicht aufgenommen werden dürfen, eine so reichhaltige und auf manchen Gebieten (Uhren, Gläser, Musikinstrumente usw.) schlechthin mustergültige Sammlung zusammengebracht werden konnte, zeugt am besten von der organisatorischen Kraft, aber auch von der Energie und von der überlegenen Fachkenntnis Pazaureks. Bei der Aufstellung der Sammelgegenstände kämpfte sein sicherer Geschmackinstinkt gegen die Unbrauchbarkeit der Museumräume zu Museumzwecken mit soviel Glück wie irgend möglich an.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Neben den Katalogschriften des Landesgewerbemuseums, die als vorbildlich bezeichnet werden dürften, zeigte die museale Tätigkeit eine Reihe von Arbeiten, die von außerordentlichem praktischem Wert sind, und in denen Pazaurek seinen Fachgenossen mit seltener Uneigennützigkeit die Ergebnisse eigener Erfahrung, eigenen Nachdenkens und eigener Versuche zur Verfügung stellte. „Feuersgefahr in Museen", „Einheitliche Nomenklatur", „Die Tradition in der wissenschaftlichen Arbeit" und die „Kunst des Plakatsammelns" gehören hierher. Wo an Kunstgewerbemuseen Plakate gesammelt werden, geschieht es nach der bis ins Feinste durchdachten Methode Pazaureks, dem das Stuttgarter Museum die beste und vollständigste Plakatsammlung verdankt, die überhaupt existiert.

Die große, ursprünglich wohl vornehmlich zu einem repräsentativen Prunkraum bestimmte Treppenhaus-Halle gab dem Museumvorstand die erwünschte Gelegenheit, wechselnde Ausstellungen zu veranstalten, deren anregende Kraft und geschmackbildender Wert nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Die Unerschöpflichkeit an fruchtbringenden Einfällen tritt nirgends klarer zu Tage als bei diesen Veranstaltungen. Manche Ausstellungen, wie „Dreierlei Rokoko", „Symmetrie und Gleichgewicht", „Vereinskunst", „Studentenkunst", zu deren Verständnis meist auch eine knappe, alles Wichtige betonende Schrift von bleibendem und selbständigem Wert das Wesentliche beitrug, haben Berühmtheit erlangt.

Mit strengster wissenschaftlicher Forschung praktische Arbeit zu verbinden, das leistungsfähige moderne Kunstgewerbe mit aller Kraft zu fördern — wieviele deutsche und österreichische Künstler verdanken Pazaurek nachhaltigste Unterstützung ihrer Bestrebungen! —, den Kitsch aber mit allen Mitteln zu bekämpfen, ist der Inhalt dieses arbeit- und erfolgreichen Lebens. In keiner Arbeit zeigt sich diese gewiß nicht häufig anzutreffende Doppelbegabung stärker wirksam als in Pazaureks ästhetischem Hauptwerk, dem umfassenden, vortrefflich illustrierten Buch „Guter und schlechter Geschmack im Kunstgewerbe" (1912, Deutsche Verlagsanstalt), das sämtliche denkbaren Fragen dieses Stoffs erschöpfend behandelt, und das jeder Künstler und Kunstgewerbler, jeder Fabrikant und Handwerker, und endlich jeder Laie besitzen müßte, dem es nicht gleichgültig ist, wie er wohnt, und was er sich kauft. Mit diesem ebenso fachmännisch-gründlichen wie frisch-aktuellen Buch hat Pazaurek dem Deutschen Werkbund, zu dessen eifrigsten Vorstreitern er zählt, und damit dem deutschen Kunstgewerbe die größten Dienste geleistet.

Auch eine Abteilung des Landesgewerbemuseums ist ganz der — leider so dringend nötigen — Geschmacksverfeinerung gewidmet: Sie umfaßt die „Geschmacksverirrungen" und ist das Vorbild aller Veranstaltungen ähnlicher Art. Wenn auch Geschmacksverirrungen aller Epochen Aufnahme fanden, gebührt doch den letzteren Jahrzehnten der Ruhm, mehr als neun Zehntel der Sammelgegenstände beigesteuert zu haben. Die Sammlung ist zugleich traurig und lehrreich und amüsant. Der grimmige Humor, der um der guten Sache willen alles Schlechte hier zusammengetragen hat, ist auch in der letzten Ausstellung „Krieg und Kunstgewerbe" und in Pazaureks letzter Schrift „Patriotismus, Kunst und Kunsthandwerk" (unter den vortrefflichen Politischen Flugschriften Dr. Ernst Jäckhs) lebendig. Der Kampf gegen den Kitsch ist ja während des Krieges drängender als

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

je geworden, da die „Gesinnung“ wieder einmal zum einzigen Maßstab des Kunstwerks gemacht werden soll, und da spekulierende Fabrikanten den patriotischen Instinkten der geschmacklich teils ungebildeten, teils verbildeten Masse aller Stände mit billigstem und gedankenärmstem Schund entgegenkommen. Die Früchte einer jahrzehntelangen Arbeit, verrichtet von ernsten Künstlern, Gewerbetreibenden, einsichtigen Fabrikanten und geschmacksicheren Laien, steht auf dem Spiele. Freuen wir uns in dieser Stunde doppelt, daß unser deutsches Kunstgewerbe, dem um seiner inneren Tüchtigkeit willen die Weltherrschaft gebührt, in Gustav Pazaurek sein „Getreuer Eckehart“ zur Seite steht.

Hans Hildebrandt (Stuttgart)

Strindbergs „Advent“

Ein Weihnachtsmysterium, das selbst in Schweden den Weg zur Bühne nicht finden konnte, kam an den Münchner Kammerspielen zur Uraufführung.

Neben der moralisierenden Tendenz eines Weihnachtsspiels — offenbart sich im Mysterium Strindbergs eine Weltdichtung von aufwühlender Gewalt, einzeln dastehend, selbst im Gesamtschaffen Strindbergs.

Mit dem Lobgesang der „Menge der himmlischen Heerscharen“, der auf nächtlichem Felde vor Bethlehem erscholl, klingt das Weihnachtsmysterium aus. Aber es ist ein weiter Weg bis zu dem Ziele der frohen Botschaft des „Fürchtet Euch nicht“. Vom Hochsitz der blutleeren Gerechtigkeit führt er durch Beben und Furcht zum Grauen des Inferno, bis nach der letzten Station die Stunde des Heils erreicht ist — als ein Geschenk aus der Fülle der Gnade allein.

Stofflich wächst das Mysterium aus einer Familiengeschichte heraus.

Der sündige Richter und sein Weib sind am Abend eines Lebens, das sie weise geführt und gerecht vor der Welt genützt zu haben vermeinen. Sie haben in ihrer Habsucht genug des sicheren Wohlstandes gesammelt und fest rühmt sich der Richter des Glückes, das ihm, dem mit der Glückshaube geborenen Mann, hat folgen müssen.

Eben ist das Mausoleum erstanden, das sie einst aufnehmen soll, damit sie in eigner Erde ruhen können. Aber noch einmal gilt es für die Beiden mit der Gerechtigkeit des Buchstabengesetzes irdisches Gut zu wahren. Adolf, der Eidam, hat dem Richter zum dritten Male die Pacht nicht zahlen können, nun wird er hinausgetrieben und von Frau und Kindern getrennt. Sein, die Vergeltung anrufendes, Abschiedswort bringt die erste Furcht in die Seelen der Sicheren. Vergangene Missetat wird wach, an die schon der Nachbar gemahnte, der wahrhaft gerechte Mann, der das Wort spricht: „Gerecht leiden, das tun Strafgefangene, und das ist keine Ehre; doch ungerecht leiden müssen, ist eine Gnade und eine Prüfung, von welcher der Standhafte goldene Früchte heimbringt.“

Richter und Richterin rufen den alten Helfer im Bösen an, hier „der Andere“ genannt. Er aber, der einst das Böse gewollt hat und nun zur Strafe das Gute tun muß, kündet ihnen Peinigung bis zum letzten Kelche an.

Kein Frieden mehr im sicheren Hause. Mit fressendem Mißtrauen beschleichen sie einander, alte Dinge zu frischem Vorwurf ausgrabend. Es spukt um sie. — Im Weinkeller rafft sich das graue Paar zum alten Hochmut auf, neuen Trotz ankündi-

Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

gend. Da vermeldet ihnen Satan („der Andere") „Auge um Auge, Zahn um Zahn". — Weiter geht der Weg des Richters und der Richterin zur Tiefe.

Am Kreuzweg erlebt die Richterin den höllischen Ball, auf dem an hoffärtiger Eitelkeit das Strafgericht vollzogen wird und wankte dann hinaus in Kälte und Finsternis, wo das Ende wartet. Dem Richter geschieht am Tage der gespenstischen „großen Auktion" nach dem Gesetze Mose „Steinigt ihn".

Dort, wo es nur Eingänge, aber keine Ausgänge gibt, finden die beiden sich wieder, wo die Menschenwürde gewogen wird und allzu leicht befunden wurde. Des Ortes Qual aber ist dies, daß alle Begierden des Lebens wieder peinigend und hetzend erwachen und doch nicht eine befriedigt werden darf. Endlos scheint die Verbannung. Und doch gibt es ein Ende. Wenn nur das erste Wort gesprochen wird, das die Einkehr verkündet, das Wort des Erkennens: „Meine Missetat ist größer, als daß sie mir verziehen werden kann". Weihnachtsabend ist es, und auch dem Ort der Tiefe wird seine Feier. Nie gelangt ein Strahl der Sonne hinunter in das dunkle Tal, nie glänzt ein Stern hinein, doch in des Jahres festlicher Nacht steigt ein einziger Stern so hoch über die Berge, daß er auch dort unten zu sehen ist: „Der Stern von Bethlehem". Er bringt die Gnade, die auch dem Richter und der Richterin wird und sie, als Pilger zum Frieden vorüberwandelnd, kurze Einkehr halten läßt.

Das Mysterium auf die Bühne zu stellen, ist vorläufig wohl ein Wagnis, nicht so sehr für die erste Aufführung vor einem immerhin nicht ganz unvorbereiteten Publikum. Wenn es seiner Zeit manchen gab, dem es nicht eingehen wollte, warum Uhde die der Bergpredigt lauschende Menge und den Heiland dazu aus dem Proletariat hernahm, wie viele mehr wird es hier befremden, daß ein Erlösungsmysterium sich so in der Alltagsgemeinheit vollziehen soll, daß Beispiele von Schuld und Sühne gewissermaßen vom Prozeßregister einer Strafkammer oder eines Schwurgerichts hergenommen werden, daß so banale Gegenstände wie eine „Uhr" oder eine „silberne Kanne" zu mahnenden Boten der Unendlichkeit werden. Viele werden nicht ohne Weiteres einsehen wollen, wie gerade hierin die Größe der Dichtung liegt, daß des Dichters brennendes Herz nach gar keiner eindringlicheren Symbolik greifen konnte als gerade nach dem Alltäglichen, das unser aller Seelen festhält.

Obwohl sich die schwere Symbolik, so manches Begriffsabsonderliche in dieser Dichtung nicht leicht in konkrete Bilder übertragen läßt, hat sich die Bühnenkraft der Dichtung erwiesen. Zu erschütternd sinnfälliger Wirkung kam z. B. der „höllische Ball", ein Bacchanal von grausiger Dämonie, dem der Münchner Spielleiter der Kammerspiele Otto Falkenberg, von den Mitwirkenden ganz besonders die Kunst der Emilie Unda, das Einprägsame schufen, das sich dem Gedächtnis einverleiben mußte wie höllische Grotesken des Goya.

Alfred Mayer

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin W. 15, Kaiserallee 21.

Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Sozialdemokratie und Vaterland

Von Alwin Saenger (München) z. Zt. im Felde

(Schluß)

II.

Wir haben oben schon bemerkt, daß wohl Keiner glaubt, daß dieser Krieg zu einer Erhöhung des romanischen Ansehens in der Welt führen wird und wir müssen uns noch insbesondere dem Staate zuwenden, dessen Schuldkonto an diesem Kriege das größte ist und das fast etwas zu erblassen scheint angesichts der skrupellosen Offenherzigkeit, mit welcher die englische Nation (einschließlich der Gewerkschaften!) die Gründe für ihre Kriegsteilnahme der Welt kund getan.

Wenn je in der leidenden Seele der Menschheit eine festbegründete Hoffnung auf einen wahrhaft dauerhaften Frieden erstehen soll, dann kann es nur sein unter der schmerzlichen Voraussetzung, daß Frankreich als der geschlagenste Staat aus dem Ringen hervorgeht; seine vollkommenste Besiegung — ob sie schon erreicht, darüber steht uns ein Urteil nicht zu — mit entsprechender, verständnisvoller Friedensbehandlung scheint uns über Allem zu stehen. Der Satz, Rußland und Frankreich hätten nicht ohne England angefangen, scheint uns weniger richtig zu sein als der: England hätte nicht ohne Frankreich angefangen. Wenn England uns zeigt, wie wirtschaftliche Rivalitäten bei den Kriegen gerade der Neuzeit mitsprechen, so bietet uns Frankreich das klassische Beispiel, welche große, mitwirkende Rolle das rein Persönliche in der Weltgeschichte noch immer spielt. Es ist bekanntlich die große Binsenwahrheit in der Weltpolitik, daß wir mit Frankreich keine widersprechenden wirtschaftlichen Interessen haben und daß, wenn je Staaten „bündnisfähig" für einander sind, dies sicher auf Deutschland und die französische Republik zutrifft. Und wenn je ein Staat einem anderen gegenüber eine versöhnende Haltung eingenommen hat, dann hat es wahrlich das Reich gegenüber der Republik getan; insbesondere ist hier die auf das Friedlichste gestimmte Politik des Kaisers zu nennen.

Frankreich, das Land Racines und Molières, das ganze Frankreich wälzt sich im Kote der Zuhälterssprache gegen Deutschland, gegen deutsche Kunst, deutsche Wissenschaft, gegen unsere Väter und unsere Söhne, gegen unsere Mütter und unsere Töchter, gegen deutsche Kultur, deutsche Philosophie,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

deutschen Glauben, deutsche Sitte, deutsches Land und Erde. — Frankreich ist unaufhaltsam im Niedergang nach den Gesetzen historischen Geschehens. Wo Neutrale, wo selbst noch Feinde angesichts der Tatsachen nicht umhin können anzuerkennen, was die deutsche Kultur leistet, da auch verhindert die dementia senilis, die ihre Angelpunkte in der „gloire de demain" und im „boche" hat, die ehedem große Nation auch nur für einen Augenblick sich aus ihrem Sumpf zu erheben. Als sich die Republik anschickte, die große Trennung von Staat und Kirche gesetzlich festzulegen, da konnte man noch einmal hoffen, daß Frankreich der Welt weiter ein Staat des kulturellen Fortschritts sein könnte. Der jetzige Krieg hat mehr denn deutlich gezeigt, daß Frankreich endgültig seine Höhe hinter sich hat. Nur ein Staat des Niedergangs führt sich in Haupt und Gliedern so auf, wie Leitung und Volk der Republik. Warum gerade bei uns in Deutschland, nicht nur bei den Sozialisten, ein aufrichtiges Bedauern über diese Tatsachen? Weil die Gesamtheit in Deutschland eben *weiß*, daß eine französisch-deutsche Allianz den Frieden *verbürgen* könnte, und weil sich diesem *Wissen* das allgemeine *Wollen* in Deutschland anschließt. Daß der Franzose uns noch immer der sympathischste Gegner ist, das eben ist ein glänzender Beweis für die deutsche, aufrichtige Friedensliebe.

Die französische Nation glaubt noch immer sogar gegenüber ihren eigenen Verbündeten die erste Nation zu sein. Alles läuft in dem Brennpunkte jenes lächerlichen „Gloire"-Wahnsinns zusammen; ob ein Reporter einen Negerhäuptling oder den Mikado besucht, jeder hat geschwärmt von der „gloire" der grandesten Nation, jeder kennt nichts anderes als die Größe und den Ruhm des edlen Frankreich; es wird kein Buch geschrieben, kein Hut von Geschmack getragen, es wird keine Erfindung gemacht, es wird kein Bild gemalt, es wird nichts in der weiten Welt vollbracht, ohne daß nicht die „große Nation" das Wesentliche an Allem getan hat; und hat nicht ein Franzose irgendwie mitgewirkt, dann taugt es eben nichts. Der Engländer ist anmaßend durch die Tat, der Franzose durch die Phrase. Wer Frankreich und die Franzosen nicht nur von Kongressen her kennt, sondern im Lande selbst seine Beobachtungen gemacht hat, der wird zugeben, daß die wesentliche Signatur des heutigen Frankreich lächerliche Eitelkeit und Größenwahnsinn ist. Mit der dem Deutschen eigenen Hochachtung vor Fremden habe ich oft in Frankreich zu ergründen versucht, was eigentlich die besondere Größe dieses Volkes, an die Minister wie Arbeiter glauben, ausmacht, was eigentlich Frankreich leistet im Hinblick auf seinen Anspruch der ersten Kulturmacht. Nichts als — Phrase und zu diesem Schluß bin ich *leider* immer wieder gekommen. Was hat man nicht von der Höflichkeit der Franzosen für Wesens gemacht; er ist zweifellos vielfach im persönlichen Verkehr ein angenehmer Herr, aber letzten Endes beruht gerade diese äußere Form auf einer dem Deutschen besonders unangenehmen Un-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wahrhaftigkeit.*) Beim Schreiben dieser Zeilen erinnere ich mich eines Gespräches mit einem vielgereisten Amerikaner auf einer Fahrt durch den Kanal, der wörtlich die Franzosen das verlogenste Volk der Erde nannte. Diese Unwahrhaftigkeit gerade ist heute das hervorragendste Zeichen des moralischen Verfalls.

In der Nummer 11 575 des Matin vom 6. November 1915 sieht man auf der Titelseite ein Bild mit der Ueberschrift: „La victime d'un peuple", wohl zu beachten das „peuple"! Auf dem Boden liegt die ohnmächtige Miss Cavell („pauvre petite chose inerte")!!; daneben steht ein preußischer Offizier mit Monokel, Schmissen, Eisernen Kreuz II. und I. Klasse (!) und schießt, sich vorbeugend, der „pauvre petite chose inerte" eine Revolverkugel in's — Ohr (dans l'oreille). Das Leibblatt der Bevölkerung der Lichtstadt und der edlen französischen Nation hätte diese Reproduktion ruhig bringen können, nur hätte es über dem Gesamtbild noch eine zweite Anschrift anbringen müssen: La crime d'un peuple, wobei natürlich unter diesem peuple das französische Volk zu verstehen wäre! So schamlos und so roh, so tiefstehend und verlogen treiben sie's drüben nun schon seit Jahr und Tag. Und ein Jeder bis zum letzten Anarchisten glaubt es! Kein Volk der Erde hat je in seiner Gesamtheit eine gemeinere, verlogenere Hetze gegen ein großes Volk getrieben wie Frankreich gegen Deutschland. Und ehrlos wäre der Deutsche, der diese feigen Bubenstücke vergessen wollte, wie den Schaum der Seifenblase.

Es ist so Manches in deutschen Zeitungen gestanden, was wir Sozialdemokraten auf das Schärfste verurteilen mußten. Von dem Tiefstand der französischen Publizistik trennt ein jedes deutsche Blatt ein — Abgrund. Was an schmutzigen Beschimpfungen des deutschen Volkes, jedes Einzelnen, des Kaisers, des Reichskanzlers täglich in der französischen Presse geleistet wird, das kann eben nur in französischer Sprache wiedergegeben werden. Ob das Communiqué à la presse am 9. August 1914 (!) mitteilt, die gefangenen deutschen Kavalleristen seien ausgehungert, ob Le Petit Journal, ob Eclair, ob Figaro oder Temps oder — Guerre sociale, ob der Matin in seiner Nummer vom 24. Oktober 1915 unter seinen letzten Telegrammen die Nachricht bringt, die deutsche Armee in Serbien bestehe zum großen Teil aus Leuten ohne bürgerliche Ehrenrechte, aus Tauben und Schwachsinnigen (!), ob Georges Ohnet in seinem Tagebuch eines Pariser Bürgers während des Krieges von 1914

*) Ein französischer Arzt erhob in Frankreich eines Abends sein Glas, um als Republikaner mit mir auf Kaiser Wilhelm II. anzustoßen; am nächsten Abend legte er in entsprechender Gesellschaft die Notwendigkeit einer englisch-französischen Entente gegen Deutschland vor; dieser Fall ist typisch! Auch in den letzten Jahren, als sehr teilweise die Revanche-Idee in einigen Kreisen nicht mehr so chronisch war, konnte man noch bei diskretest gewahrtem Deutschtum einen Hinauswurf riskieren.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von der Herausforderung „des nos ennemis héréditaires" spricht und sich am Anblick der in der Spree sich taumelnden Kosakenpferde ergötzt, ob der Gaulois am 25. September 1914 in einer Betrachtung über die „Beauté de l'idéal français" die stinkenden deutschen Tiere („les bêtes puantes") im Gegensatz zu den erleuchteten Kindern Frankreichs beschreibt, ob der Herr Jean Richepin de l'Academie française (!!) prophezeit (Le Petit Journal 16. September 1914) wie die Welt lachen werde, wenn es das deutsche Vieh gepeitscht von der Nagaika der Kosaken und aufgespießt an dem Bajonett der Turkos sehe, — seit Jahr und Tag allüberall die gleiche abgrundtiefe Verlogenheit, die gleiche Beschimpfung, die gleiche gemeine Sprache, der gleiche Schmutz gegen Alles, was deutsch ist. Keine französische Zeitung, in der nicht täglich irgend eine rohe und niederträchtige Tat dem deutschen Volke und seinen Söhnen angedichtet wird. Diese Verleumdungswut hätte in Frankreich *während des Krieges* nie den Tiefstand erreicht, wenn eben nicht die Hetze schon im Frieden trotz allen — eben nur scheinbaren — Nachlassens der Revancheidee das politische Leben Frankreichs beherrscht hätte.

An einem schönen Sommerabend eines der letzten Jahre trat ich in ein Bauerngehöft der Bretagne ein und wollte der jugendlichen Besitzerin die Hand zum Gruße hinstrecken; sie wies sie ängstlich zurück mit den Worten: „Vous êtes notre ennemi." Bis in die Stille des Bauernhauses der Bretagne ist jene Hetze des armen „überfallenen" Kulturvolkes gedrungen. Die Schulbücher waren auf die *Erziehung zum Hasse* gegen Deutschland angelegt; noch jetzt während der Okkupation haben französische Landlehrer, die das „Hunnenvolk" überhaupt erst zur Wiederaufnahme des Unterrichts veranlaßten, patriotischen Unterricht im Sinne der Haßerziehung gegen Deutschland erteilt. In den vornehmsten Bücherläden der Avenue de l'Opéra in Paris konnte man immer die Auslagen voll des elendesten Revanche-Geschreibsels finden. In einem französischen Privathause sah ich jüngst einen sehr verbreiteten französischen Hauskalender für 1914. Im Titelbild wird dem jetzigen Präsidenten das Horoskop gestellt, die Stunde Raimondo Poincarés bleibt bei — Mars stehen! Die vergleichende Darstellung des französischen und des deutschen Heeres trägt die bezeichnende Ueberschrift: Nous contre Eux! Daß im eigenen französischen Volkskalender sich selbstverständlich auch ein entstelltes Bild des deutschen Kaisers vorfindet, ist klar. Kurzum der französische Volkskalender ist ein echt französisches Hetzwerk. Auch die anderen Entente-Mächte haben in weitestem Maße offiziell zur Lüge gegriffen. Die bewußt als Lüge zusammengereimten Films rollen in den Lichtspielen der ewigen Stadt wie in denen des Newski Prospektes und der Vororte der englischen Fabrikstädte. Sie *müssen Alle* lügen, weil sie nicht die Wahrheit besitzen. Aber in all diesen Staaten *kann* einst wieder einmal eine Aenderung in ihrer

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vom stärksten Augenblicksinteresse getragenen systematischen Verleumdung Deutschlands eintreten. In Italien wird hiezu die doch wohl einst eintretende innerpolitische Krise Veranlassung geben und England, das heute in niedriger Weise uns zu schmähen sucht*), wird einst am ehesten einlenken, da es der klügste unserer Gegner ist und darum die Wahrheit einst zweckdienlicher finden wird wie die Unwahrheit. Bei Frankreich ist es ein durch jahrelange Friedensarbeit wohlvorbereiteter, endgiltiger Untergang. Und wollen wir die Hoffnung auf einen einigermaßen dauernden Frieden befestigen und die trüben Gedanken über die künftige europäische Politik bannen, dann müssen wir wünschen, daß die Kriegslage Frankreichs so ist, daß wenigstens Einige einmal ernstlich zu begreifen anfangen, daß im Kampfe gegen Deutschland die gloire de demain für immer ein unerreichbares Ziel ist.

Wir Sozialdemokraten aber dürfen und müssen bekennen: Wir werden im eigenen Lande in aufwallender Leidenschaft Manches hören und lesen, was eben die Leidenschaft dieses Weltkrieges geboren hat. Aber nie und nimmermehr ist der Deutsche fähig zu einem Bruchteil dessen, was gegen uns an Niedertracht der Verleumdung geleistet wird.

Wir kommen zur letzten Frage: ob und inwieweit das Verhalten der Sozialdemokraten der uns feindlichen Staaten eine Vertiefung unseres deutschen Nationalgefühls herbeigeführt hat; die Antwort kann nur lauten; mehr als alles Andere. Daß es keine Internationale mehr gibt, ist ebenso selbstverständlich, wie daß es wieder eine geben wird. Aber es kann keine neue Internationale geben, soll sie wirklich dem Frieden dienen und in der Stunde des bedrohten Friedens nicht wieder jammervoll zusammenbrechen, ehe nicht die schmachvolle Verdächtigung gesühnt ist, die die sozialistischen Minister und sonstigen Freunde des Bluthundes an der Rewa gegenüber dem deutschen Proletariate begangen haben, als sie die deutschen Soldaten Mörder und Schänder beschimpften. Durch deutsche Sozialisten, durch deutsche sozialistische Wissenschaft haben die Herren Minister überhaupt erst erfahren, was Sozialismus ist; sie haben keinen Marx, keinen Engels, keinen Bebel — auch Jaurès blieb gegenüber der weltgeschichtlichen Persönlichkeit doch eine mehr rein parlamentarische Erscheinung —, die Sozialisten des Auslandes ver-

*) Lord Headley, englischer Ingenieur, schrieb in der Daily Graphic nach dem Nieuwe Rotterdam'sche Courant vom 9. Oktober 1915: „Hindenburgs Aeußeres ist tierisch und hat etwas vom wilden Schwein .... Der König der Belgier, Joffre, der Zar, Großfürst Nikolaus, haben Alle ein angenehmes, kräftiges, freundliches Gesicht, auf dem auch nicht ein Schein listiger Grausamkeit zu erkennen ist." „Grausamkeit und Verräterei lassen letztere beide (Bülow, Mackensen), stark erkennen und der satanische Ausdruck fehlt nicht." Er spricht weiter von den „tierisch grausamen Gesichtern der deutschen Generale".

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

danken uns die glänzendsten Beispiele der Organisation der arbeitenden Klasse, verdanken uns beispiellose Opferbereitschaft in allen schwierigen Lagen des internationalen Proletariats; sie haben selbst oft genug die Kultur, die Disziplin, die Bildung des deutschen Arbeiters staunend gepriesen: Da wären wir deutschen Sozialisten wahrlich ohne einen Funken Ehrgefühls, wenn wir je wieder einen Kongreß einer Internationale betreten und nicht stolz erhobenen Hauptes all jene lügenhaften Verleumdungen gegen Volk und Heer feierlich zurückweisen würden. Keiner Tisch muß da gemacht werden. Nie und nimmermehr darf es ein Verkleistern mit Redensarten geben, nie und nimmermehr ein falsches Entgegenkommen, nie und nimmermehr ein Konzedieren, Lavieren. Diese Bekundung unseres nationalen Stolzes und unserer nationalen Würde sind wir dem deutschen Volke, sind wir jedem Einzelnen draußen, der die Heimaterde schützt vor den Freunden der französischen Sozialisten, den Zulukaffern und Kosaken, sind wir der nach dem Kriege notwendigen Verständigung schuldig.

Mit echt französischer dummdreister Anmaßung schrieb der Genosse Hervé in einem Leitartikel des Guerre Soziale vom 7. September vorigen Jahres: „Die deutschen Sozialisten sind Idioten und in politischer Einsicht 200 Jahre hinter den Franzosen zurück . . . . . Wenn sie (die deutschen Arbeiter) die Militär- und Junkerpartei gestürzt, wenn sie den Kaiser, die v. Bernhardis, die v. Tirpitz und die übrigen dieser Kaste in einer langen Reihe unter den Linden aufgehängt, wenn sie tatsächlich den Anfang zu der Errichtung einer demokratischen Republik gemacht haben werden, dann werden wir annehmen, daß sie den Beweis ihres Wunsches und ihrer Absicht gegeben haben, die verbrecherischen Urheber des Krieges zu züchtigen. Dann werden sie auf unsere Mitarbeit am Friedenswerke Anspruch haben."

Der französische Hahn, der also — gleich dem Matin oder Petit Journal — für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit kräht, irrt sich etwas. So viel hat der deutsche Michel inzwischen denn doch an seiner Gutmütigkeit in diesen furchtbar ernsten Stunden seines Lebens verloren, als daß deutsche Sozialisten es jemals für notwendig erachten würden, sich von den Entente-Genossen die Legitimation zur Friedensarbeit zu erholen. Sie selbst müssen sich wohl zunächst nach dem Kriege, sofern sie auf den Bestand einer neuen Internationale Gewicht legen, vergewissern, ob alle die Verleumdungen, die sie sich zu eigen machen, wahr sind oder nicht. Und dabei wird für sie eine mehr oder minder große Blamage herauskommen. Wir haben weiter oben schon bemerkt, daß die „Entschuldigungsrede": Jedes Land führe einen Verteidigungskrieg, eben eine Phrase sei.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wir wollen aber als mildernder Umstand einmal annehmen, die englischen und französischen Sozialisten glaubten wirklich an einen von ihnen geführten Verteidigungskrieg, sie glaubten, die deutsche Kultur bedrohe die Welt, von der deutschen Kultur könne man nur durch Rußland Befreiung erlangen; dann verraten sie eine derartig blinde Naivität, die zu Allem, was sie bisher selbst an deutscher Kultur erlebt und erfahren haben, in solchem Widerspruche steht, daß sie eigentlich als — Völkerbefreier überhaupt nicht mehr ernst zu nehmen sind. Wenn die spanischen Sozialisten auf ihrem 10. Parteitag vor Kurzem mit 4000 gegen 1200 Stimmen eine Sympathie-Adresse an den Vierverband beschlossen, so kann man das lediglich bedauern und den Genossen fern im Süd den wohlgemeinten Rat geben, sie möchten erst die Hälfte von dem leisten, was die deutsche Arbeiterklasse geleistet hat, ehe sie zu der weltgeschichtlichen Aktion schreiten, dem Zaren ihre Sympathie auszudrücken. Von den englischen und französischen Sozialisten hingegen hätte man erwarten dürfen, daß sie in ihrer allgemeinen Bildung und Wissen so weit vorgeschritten wären, daß sie sich vom Schmutze fern gehalten hätten. Wer glaubt, er müsse Deutschland mit Zaren-Hilfe besiegen, wer fernste Völker aus Asien ersehnt und einen Bundesgenossen zum Abfall überredete, nur weil die schon vorhandene vielfache Ueberzahl nicht reicht, ein Kulturland ersten Ranges zu vernichten, wer Konstantinopel den Russen gönnt und dann noch von einem Selbstbestimmungsrecht der Völker schwätzt, der muß schon einige Sätze seines politischen Glaubensbekenntnisses revidieren, eh' er an den Wiederaufbau der Internationale denkt. Und hier muß gerade an die französischen Genossen die ernste Frage gerichtet werden: was habt denn Ihr eigentlich im Frieden geleistet, wo Ihr von Völkerverbrüderung wortreich gesprochen? Ihr habt es in der „grande nation" nicht einmal so weit gebracht, daß Euere Volksgenossen auch nur die entfernteste Vorstellung von dem deutschen, mit dem Ihr Euch verbrüdern wolltet, seiner Natur und Kultur sich angeeignet haben, daß sie im finsteren Aberglauben A l l e s, was ihnen über die „Hunnen" vorgelogen wird, wie die Schafe glauben; nicht etwas Verständnis für Deutschland habt Ihr den Franzosen beibringen können.

Die Gründe liegen eben tiefer.

Wenn der 47. englische Gewerkschaftskongreß in Bristol am 6. September 1915 Resolutionen annimmt, in denen es heißt: „Der Kongreß gibt seinem Abscheu Ausdruck über die Grausamkeiten, die von den deutschen und österreichischen Militärbehörden verübt worden sind, sowie über die gefühllose, brutale und unnötige Aufopferung des Lebens nicht kämpfender Personen, einschließlich Frauen und Kinder. Der Kongreß verpflichtet sich, die Regierung in der erfolgreichsten Fortführung des Krieges zu unterstützen," Resolutionen, in denen das Zusammenwirken mit den bürgerlichen Elementen beim Sol-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

datenwerben gebilligt wird, wenn der Kongreß der englischen Gesamtarbeiterschaft unter lebhaftem Beifall Dankesresolutionen für Lloyd George annimmt, dann ist das eben Geist vom Geiste eines Grey, dann ist es ein gemeinsames Zusammengehen mit der Regierung in ihren Zielen, die der englischen Arbeiterschaft bekannt sind; sie wissen, daß Deutschland nie England angegriffen hat, daß es das gar nicht tun kann, daß England die Festlandskatastrophe in vollem Frieden dank seiner Lage und den besonderen Garantien deutscher Wohlanständigkeit hätte erleben können, daß nur durch geistig-wirtschaftliche Fähigkeiten der Deutsche England in seiner ungerechtfertigten Weltsuprematie rein feindlich bedroht hat, sie wissen — so sie nicht geistig minderwertig sind, daß England mit Menschenblut und Menschentränen diesen dank freien Wettbewerbs durch Ueberlegenheit gefährlichen Konkurrenten im Interesse des englischen Kapitals sich vom Halse schaffen wollte; mit dem gleichen Krämergeiste wie ihre kapitalistischen Brotherren haben sie dies verruchte Unternehmen, einschließlich der Aushungerung der deutschen Weiber und Kinder, sich zu eigen gemacht. Und sie behaupten: Verteidigungskrieg für die Freiheit! Solidarität des Proletariats und Aushungerung der deutschen Arbeiterkinder!

Die französische Partei hat noch Anfang November einstimmig und feierlich entsprechend den früheren Beschlüssen vom 14. und 15. Juli 1915 beschlossen:

> „Une paix durable ne peut être obtenue que par la victoire des alliés et la ruine de l'impérialisme militariste allemand, que toute autre paix prématurée ne serait qu'une trêve ou une capitulation".

Das Weißbluten ist also jetzt glücklich das einzige Ziel der französischen Genossen, nach den ungeheuren Siegen Deutschlands und seiner heldenhaften Verbündeten. Imperialisme militariste allemand nennen sie phrasenhaft, wogegen sie mangels Kraft und Wahrheit nicht ankönnen. Die „geheiligte Einigkeit" zeitigt wunderbare Früchte. Aber wen wunderts, seit aller Welt offenbar, daß die französischen Sozialisten glücklich beim Revanche-Geschrei eines camelot des Boulevard des Italiens angelangt sind, am liebsten den ganzen deutschen Rhein der Dynastie Poincaré zu Füßen legen möchten, während es beim Deutschen natürlich „militarisme allemand" ist, auch nur gedanklich das Gebot, für immer zwischen Eydkuhnen und Avricourt hin- und herzupendeln, zu übertreten. Die französischen Genossen hätten besser dran getan, schon im Frieden ehrlich zu bekennen, daß auch sie die zwangsweise Zurückschraubung historischer Verhältnisse, daß auch sie Rache wollten, daß auch sie die verhetzende Wühlarbeit billigen, daß auch sie deutsches Land und Volk wollen. Man hätte sie dann mehr achten können. —

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dieser furchtbare Krieg, dessen Ende jeder Mensch, so er Mensch ist, heiß herbeisehnt — mögen unsere und unserer tapferen Verbündeten Waffen es bald zum Ende bringen — ist der Krieg der historischen und menschlichen Wahrhaftigkeit.

Rein geht der Deutsche aus diesem ungeheuren Ringen hervor. Die Geschichte wird einst dieses Urteil abgeben.

Wir sind stolz in der Tiefe unseres Herzens, daß wir der Nation angehören, deren Tüchtigkeit sich als unerhört, deren Moral sich als makellos gezeigt.

Die Menschen sind zum Frieden geboren, unter veränderten Verhältnissen werden in Europa und der Welt die unterbrochenen Beziehungen wieder aufgenommen. Auch wir sind überzeugt, daß nach dem alten Faustwort, daß nur der sich Freiheit wie Leben erwirbt, der täglich sie erobern muß, der deutsche Arbeiter Kämpfe der Zukunft wird schlagen müssen, bei denen sich die Richtigkeit der sozialistischen Grundsätze erweisen und alte Verbindungen mit den Arbeitern anderer Länder wieder aufgenommen werden. Die Aussprache dessen, was ist, wird nach dem alten Lassalle-Wort die Voraussetzung der Dauer sein.

Wie immer aber auch die Verhältnisse der Zukunft sich gestalten mögen, wir werden stolz sein in der Ueberzeugung des Sozialismus, aber wir werden nicht minder stolz sein, uns deutsche Sozialdemokraten zu nennen.

Skizzen

Von Oskar Wöhrle

Die Fledermaus.

Abends, als ich bei einem Bauernmädchen an der Haustüre stand und sie beim Handgelenk packte, um ihr einen Kuß zu geben, mochte sie wollen oder nicht, kam eine schwarze Fledermaus geflogen, setzte sich dem Weib in die Haare.

Die Menscher fürchten nichts mehr, als das. Es ging stark auf dunkel zu, Dunkelheit vergrößert die Angst und das Mädchen, als es das Scheusal an seinem Körper fühlte, fing laut zu schreien und sich zu wehren an. Ich ließ sie los und sagte:

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Dummes Tier, sei still!“ machte meine Finger so weich als möglich und nahm das Mäuslein beim Genick.

Es hatte sich festgekrallt und wollte nicht weichen, was ich bei einem so jungen, gesunden Mädel begreiflich finde; ich würde es auch nicht tun, wenn ich soweit wäre.

Als ich aber auch nicht nachgab, sondern, dem starken Widerstand entsprechend, stärkere Gewalt anwendete, fing das Tier zu quieken an, in so lebhaften Tönen, wie ein Schweinlein, wenn es den Metzger in Hemdärmeln auf sich zukommen sieht. Es klappte sein Mäulchen auf und zu, zeigte die sehr spitzen Zähnchen, rümpfte das wulstige Näschen und gebärdete sich überhaupt so, daß, wenn das fliegende Hündchen größer gewesen wäre, etwa wie eine Ulmer Dogge, ich wohl Angst bekommen hätte.

Aber so nahm ich es blos und trug's in die Stube hinein, ließ es frische Milch schlecken und fing ihm Fliegen, die es ohne langes Besinnen knatsch, knatsch verschluckte.

Nicht lang darauf bließ es Zapfenstreich, und ich ging fort und ließ das Tierchen dem Mädchen als Andenken. Als ich abends darauf wieder kam, hatte die bäurische Magd die Fledermaus an das Scheunentor genagelt. Es ist so ein alter, verworrener Aberglaube.

Als ich das Tierlein mit gespreiteten Flügeln an dem Holz hängen sah, wie den gekreuzigten Heiland, mußte ich mich wenden, und alles Leben ekelte mich.

Aber glaubst du, daß ich daraufhin dem Mensch die Freundschaft gekündigt hätte?

Der Knabe.

Der Hauptmann hatte uns vorgeschickt. Weil wir nicht wußten, wie's im Dorf drin aussah, schlichen wir langsam und besannen uns sehr, ehe wir gänzlich hineingingen. Denn jeder schützt seinen Fetzen Leben.

Die Franzosen waren bereits draußen.

Als wir die dritte oder vierte Scheuer durchsuchten — das Bajonett jedesmal tief in das Stroh und in die Heuhaufen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hinein, denn dieses Mittel ist unkomplizierter und sicherer als das Leuteausfragen — kam aus einer Nebengasse ein Knabe gesprungen, der bei unserem Anblick stutzte und verlegen den Finger in den Mund steckte, aber sich rasch wieder faßte und zu uns sagte: „Lanzer, droben im Kirchturm hocken noch ein paar drin!"

Vom Knaben geführt, gingen wir hin und wurden gleich, als wir den Marktplatz überschritten, mit heftigen Schüssen empfangen. Sie taten aber nichts.

Als das Schießen stiller war, riefen wir den Franzosen auf französisch hinauf, sie sollten sich doch ergeben, das Dorf sei von uns Deutschen umzingelt, sie säßen drin, wie die Ratten in der Falle, und könnten nicht mehr heraus. Da lüpfte einer mit seinem Kopf das Schieferdach auf, daß die Platten flogen und unten auf dem Pflaster zerspritzten, und rief, sie ergäben sich nicht, wenn wir etwas von ihnen wollten, so sollten wir nur die Treppe heraufkommen, sie würden uns schon helfen. Und wenn wir jetzt nicht machten, daß wir wegkämen, schössen sie uns andernach eine Kugel ins Hirn.

Wir verlegten uns noch einmal auf's Parlieren. Doch die Franzosen wurden wild, riefen nichts, als „Märd! Märd!" und fingen zu feuern an. Daraufhin gingen wir in Deckung, und schossen ebenfalls. Ein deutscher Schuzz hat Kraft im Bauch, und wo so eine Kugel in den Turm hineinfuhr, fiel der Mörtel ab. Die Franzosen waren auch nicht faul. Ohne Unterlaß feuerten sie aus ihren Schießscharten heraus, daß es nur so schallte. Mit der Zeit wurde ihr Feuer schwächer. Nach einer halben Stunde hörte es gänzlich auf, und von oben herab tönten Schreie. Dann, zum Schluß ein lautes Gepolter, und alles war still.

Wir trauten dem Frieden nicht und schossen noch eine Weile weiter. Dann als der Hauptmann dabei war, täpperten wir vorsichtig die lange, wacklige Leiter hinauf, am Glockenstuhl vorbei und schlugen die hölzerne Turmtüre mit Axt und Kolben ein.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sechs Mann lagen oben, zwei davon lebten noch, dick mit Blut verspritzt. Die Toten legten wir in die Ecke und ließen sie liegen. Die beiden Verwundeten trugen wir auf den Kirchplatz.

Der Knabe stand dabei, als wir die Franzosen brachten. Er kam ganz nahe hinzu, und ein merkwürdiges Staunen war in seinem Gesicht. Nachher gab ihm der Hauptmann ein Fünfzigpfennigstück. Lachend sprang er davon und kam mit einer handvoll Bonbons wieder.

Der Leichenwagen.

In der fremden Stadt begegnet mir oftmals der Leichenwagen. Alles schwarz daran, bis auf das Weiße in den Augen der schönverzäumten Rappen, und im natürlichen Gegensatz dazu steht die flackernde Farbe und Fülle der Blumen, die jedesmal den Sarg schmücken.

Ein Mann geht voran mit einer schwarzgestrichenen, mageren Stange, an der der leidende Christus hängt, die Stirn von Gloriole umflossen. Zwei Chorknaben folgen und einige Pfarrherren, trotz der dicken, auf Erde deutenden Bäuche, wunderlich mystisch anzusehen, und ihre Stimmen singen einen traurigen Kantus, wie ihn die Seele eines Einsiedlers vor tausend Jahren ersann, als ihn das Grausen vor dem unerbittlichen Geschehen packte.

Hinter dem Wagen gehn die Verwandten und guten Bekannten; die Männer bescheiden die Hüte in den Händen, die Frauen Schwatz im Munde. Die Leute am Wegrande bleiben stehen, wenn der Zug vorbeikommt, und die frommen Gemüter bekreuzigen sich.

Wer wie ich am Sonntag geboren ist, kann sehen, daß am Schlusse des Zuges der Tote selber einhergeht und in einemfort murmelt: „Die Toren bilden sich ein, sie begrüben mich! Die Toren bilden sich ein, sie begrüben mich!“

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Pantheismus im Islam

Von Dr. Otto Kiefer

Es sei auf das knappe, aber erschöpfende Werk von J. Holl: Die Religion des Islam (Verlag Diederichs) hingewiesen.

Zu allen Zeiten hat der Mensch, unbefriedigt von den rein verstandesmäßigen Darlegungen der theologischen Schriftgelehrten, einen persönlichen Anschluß im Absoluten gesucht und die innige Versenkung in die Tiefen der eigenen Seele als den Weg betrachtet, der in die geheimnisvollen Wunderreiche des Göttlichen führen soll. Die Offenbarungen und Gesichte, die ihm dabei wurden, weit entfernt davon, sich durch die Formen logischen Denkens als allgemein anzuerkennende Werte ordnen und deuten zu lassen, sind rein subjektiver Natur und treten in die Erscheinungswelt wie die Formen und Gestalten der Kunst, als Symbole eines ihnen zugrundeliegenden Ewigen, Allgemeingültigen. Sie sind aufs innigste verwandt mit den Offenbarungen der Dichtkunst, ja, sie treten bisweilen geradezu auf im Gewande der Dichtkunst. Sie tragen darum aber auch die äußeren Züge ihrer Umgebung, die Lokalfarbe des Kulturkreises, dem sie entsprossen sind. Ein Beispiel für diese Tatsache sind die im melodischen Daktylenfluß daherrauschenden Gesänge eines Parmenides und andrer „Vorsokratiker" nicht minder wie die markige Prosa des Nietzscheschen Zarathustra. Ganz besonders überzeugend ist jedoch das Beispiel des mohammedanischen Pantheismus, des sog. Sufismus. Die bekanntesten Vertreter dieser mystischen Richtung des Islam sind zugleich die größten Dichter des islamischen Kulturkreises. Die Bildersprache ihres Schauens ist meist so lebendig, so farbig, so gar nicht abstrakt, daß man vielfach im Zweifel ist, ob man da noch mit philosophischen Andeutungen kommen darf, oder nicht besser diese Gedichte wörtlich nehmen soll als das, als das sie

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sich äußerlich geben, z. B. als Liebes- oder Trinklieder. In ähnlicher Weise mag manche mittelalterliche Nonne vom Seelenbräutigam geschwärmt haben und dabei vielleicht recht „weltliche" innere Erlebnisse gehabt haben. Doch bleiben wir beim Sufismus. Sich mit diesem dichterisch empfundenen Pantheismus und Monismus zu beschäftigen, liegt heute nicht bloß deswegen nahe, weil das kommende neue „Mitteleuropa" innige wirtschaftliche, daher auch kulturelle Beziehungen zum islamischen Orient pflegen muß, sondern weil diese poetische, lebendig-sinnliche Form eines Monismus uns vor dem völligen Versinken in den kalten, nüchternen, gänzlich unreligiösen Monismus eines Ostwald und seiner Anhänger bewahren kann. Der Boden, dem die duftige Wunderblume des Sufismus entsproßte, war das islamische Persien des zehnten und elften nachchristlichen Jahrhunderts. Anknüpfend an die rein mönchisch-asketische Bewegung der Derwische oder „Sufis" (das arabische Wort „suf" bedeutet Wolle; die Derwische trugen grobwollene Gewänder), entwickelte sich der Sufismus erst durch das Hinzutreten neuplatonischer und buddhistischer Elemente zu der von den mystischen Gottessängern seiner eigentlichen Glanzzeit vertretenen philosophischen Richtung des Islam. Seine neuplatonischen Grundgedanken lassen sich kurz und nüchtern in ein paar Sätze zusammenfassen. Die Welt ist, genau wie bei den Neuplatonikern, Plotin vor allen, eine Emanation Gottes, ein stufenweises Herabfließen der Welt aus dem Schoße der Gottheit bis ins dunkle Reich der bewußtlosen Materie, die sich am weitesten vom strahlenden Lichtbereich der unerschöpflichen Gottheit entfernt hat. Das Ziel des Lebens ist die Rückkehr alles Gewordenen in den Urschoß der Gottheit. Der Einzelmensch ist von dieser Gottheit durch seine Persönlichkeit, durch sein Einzelsein getrennt. Dieses gilt es daher abzustreifen, was schon hier auf Erden geschehen kann durch Lebensverneinung, Askese und dadurch hervorgerufene Zustände der Ekstase, der „Gottestrunkenheit". Das ist der Punkt, in dem das asketische Mönchstum und die pantheistische Spekulation sich berühren, ja

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einander bedingen. Diese pantheistisch-mystischen Sätze, die übrigens in ihrem Kern allen pantheistischen Weltanschauungen, von den Upanishaden bis auf Schopenhauers Willenslehre gemeinsam sind, hat nun die Poesie der persisch-islamischen Dichter in schimmernde Gewänder voll südlicher Farbenglut gekleidet. Das Aufgehen des Individuums in die einzige Wirklichkeit des göttlichen Seins erscheint unter dem bezeichnenden Bild der Liebe.

Die Vierzeiler des berühmtesten aller dieser persischen Mystiker, des Dschelal ed-din Rumi (1207—1273), die, nebenbei gesagt, recht wohl eine Nachdichtung durch einen modernen deutschen Dichter wert wären, glänzen und schillern überall von den farbigen Edelsteinen dieser mystischen Liebe zum Urquell alles Seins. Willst du Bestand, so heißt es z. B. in einem dieser Gedichte, die ich nach der im Jahre 1838 erschienenen Uebersetzung von Rosenzweig zitiere, mußt du dich selbst vernichten, dir selbst entschweben, um ein Gott zu sein, mußt immerdar zu Gott empor nur blicken, und sprechen von der Liebe Glück allein. Oder: „sieh der Verliebten Seelen wogend fließen: sie eilen alle nur nach deinem Meer". Oder: „Lieben heißt, sein eignes Ich immerdar entbehren". Tiefsinnig findet er für das nie ganz befriedigte ewige Sichsehnen nach der Gottheit das Bild: „wer liebt, wird dem Schatten gleichen, der da ferne weilt und nie kann den Baum erreichen". Den Zustand mystischer Versenkung in die Gottheit, den Schopenhauer etwa den des reinen, willenlosen Schauens nennen würde, vergleicht der sufische Dichter mit der Trunkenheit. Die Schönheit des Gotteslichtes ist der berauschende Liebestrank. Darum heißt es bei einem andern persischen Mystiker: „So lange du nüchtern bist, wirst du den Genuß der Trunkenheit nicht erreichen, so lange du deinen Körper nicht hingibst, wirst du den Kultus der Seele nicht erreichen, so lange du in der Liebe zum Freunde nicht dich selbst vernichtest, wie das Wasser das Feuer, wirst du das Sein nicht erreichen." Und Dschelal ed-din Rumi singt: „sieh, es naht uns der Schenke mit des ew'gen Weins Pokale: trinkt aus dem ew'gen Becher, und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verschmäht die irdsche Schale". Auf „des Himmelsthrones Gipfel trank er den Wein der Einheit, der im Glase des allmächtigen Schöpfers glänzt". Der Seele, die vor ihrer Menschwerdung mit „dem alten Gott verbunden war, mußte der Liebeswein aus Gottes Becher ohne Lippe munden". Dem gotterfüllten Mystiker, der „eines Augenblickes Dauer in der Liebe Meer tauchte, wo er hunderttausend Perlen erschaute, lacht ewige Lebensdauer im Liebeswein". Von den also Trunkenen darf man aber nicht sagen, daß „sie weinberauscht sind, sondern daß Gottes Trank sie durchglühe". Und ganz ohne Bild spricht Dschelal ed-din Rumi, wenn er dichtet: „Ihr alle, die ihr nach der Gottheit Wesen mit sehnsuchtsvollem Eifer habt gestrebt, ganz fruchtlos ist dies Streben euch gewesen, da ja die Gottheit in euch selber lebt". „Kommt zu euch selber erst, ihr Toren" ruft er darum allen Gottsuchern zu. Neben diesen mehr neuplatonischen Zügen weist der Sufismus aber auch ganz zweifellos buddhistische auf. Betet doch Dschelal ed-din Rumi geradezu: „Laß mich nicht-seiend werden, denn das Nicht-sein ruft mir mit Orgeltönen zu: zu Ihm kehren wir zurück". Die Individualität muß völlig aufgehen in der Alleinheit, also muß sie vernichtet werden. Und fast mit den gleichen Worten wie der Indier sagt unser persischer Mystiker: „Im Ursprung waren meine Seele und die deinige nur eins, mein Erscheinen und das deinige, mein Verschwinden und das deinige, es wäre unwahr, von mein und dein zu reden: es hat zwischen uns aufgehört das Ich und Du". Ja, einer dieser wundersamen Perser sagt gleich Calderon in seinem tiefsinnigen Drama „das Leben ein Traum": „deine Existenz ist eine Sünde, mit der eine andre Sünde nicht verglichen werden kann".

Die weitere Entwickelung des Sufismus und seine praktische Auswirkung können wir hier nicht im Einzelnen verfolgen. Interessant ist, daß diese mystische Richtung des Islam einesteils sogar ihre Märtyrer gehabt hat — so wurde im Jahr 922 der Wollkrempler Hallâdsch hingerichtet wegen seiner Lehre „Ich bin

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Wahrheit, d. i. Gott" — andresteils aber auch weniger radikalen Geistern ein Mittel wurde, den starren Formalismus des Gesetzes zu mildern, ohne mit ihm zu brechen. Ghazali hat dies mit bestem Erfolge getan. Dieser um die Mitte des elften Jahrhunderts geborene islamische Theologe schrieb u. a. ein Werk über die „Belebung der Religionswissenschaften", in welchem er stufenweise den Aufstieg von den äußerlichen Formen und Lebensregeln des Islam bis zu den „Wundern des Herzens" darstellt, die schließlich in der Vereinigung der Seele mit Gott gipfeln. Man könnte diesen gotterfüllten edeln Theologen den Franz von Assisi des Islam nennen. Die Wirkung seiner zahlreichen Schriften — Kompendien der Ethik und dgl. — ist noch heute groß. Sein Hauptverdienst beruht wie das des Franziscus darin, daß er an die Stelle scholastischer Gelehrsamkeit eine lebendige Religion des Herzens und der frommen Tat setzte. Man kann vielleicht sagen, daß durch die vermittelnde Tat solcher Geister nicht nur der Islam, sondern überhaupt jede Religion vor dem Versinken in eiteln Formelkram und kalte Gelehrsamkeit bewahrt wird. Denn die Mystik ist und bleibt die unerschöpfliche Quelle jeder religiösen Erneuerung.

Worte . . . . .

Recht, tausendmal recht haben Jene, die in diesen Tagen der Tat das Werk über das Wort stellen. Aber sie hätten millionenmal recht, wenn sie nicht so oft vergäßen: auch das Wort kann eine Tat sein, die getan werden muß, und wäre es auch nur, daß es dazu diente, der Tat eine Zunge, Selbstbestimmung, Endgültigkeit zu verleihen.

Hat sich das innerste Wesen dieses Krieges bereits irgendwann und irgendwo in einen zündenden Wortblitz enthüllt? Haben wir, haben unsere Gegner eine einheitliche, unwidersprochene Kampfparole?

Auf beiden Seiten hat das Aussprechen der Dinge bisher nicht viel mehr zutage gefördert als eine Negation. Die drüben kämpfen angeblich gegen den preußischen Militarismus — den sie doch so gern bei sich zuhause einführen möchten! Wir wiederum erhoben uns gegen einen Erdrosselungsversuch — und hegen doch nachgerade die tiefinnerliche, unabweisliche Empfindung, daß wir zugleich für eine Sache kämpfen.

Für welche?

Wohl — die draußen auf den Schlachtfeldern wissen es sehr genau, und man braucht ihnen Begriff und Wort nicht als stärkendes Amulett

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

um den Hals zu hängen. Nenn's Vaterland, nenn's deutsche Zukunft oder Freiheit der Meere! Gefühl ist alles; Name ist Schall und Rauch ...

Oder doch kommt auch für den Kämpfenden einmal die Stunde, wo das Schwert ruht, die Logik des brandenden Blutes schweigt und die sichtende Gedankenarbeit beginnt; wo nicht mehr ausschließlich das auf ein unmittelbares räumliches Ziel gerichtete Kommando des Führers — das wiederum in den einheitlichen Plan und den festen Siegeswillen des Feldherrn gipfelt — den großen Zusammenhalt verbürgt. Wäre es nicht an der Zeit, für diese nachdenksame Stunde ein weithin sichtbares Panier aufzupflanzen? Sind wir nicht längst so weit, daß wir aus dem Gigantisch-Allgemeinen zur zielsicheren Besonderheit, zum Greifbar-Gegenwärtigen übergehen könnten? Vielleicht brauchen wir dazu nicht viel mehr als — ein Wort!

Mit naivem Tiefsinn spricht die Genesis von der tatbegründenden Macht der Namengebung. „Als Gott allerlei Tiere auf dem Felde und allerlei Vögel unter dem Himmel gemacht hatte, brachte er sie vor den Menschen, daß er sähe, wie er sie nennete. Denn wie der Mensch sie nennen würde, so sollten sie heißen". Was ist hier die Benennung anderes als der eigentliche Anfang, der Dinge Herr zu werden?

Ist nicht stets das Wort der Lichtträger des Gedankens gewesen?

Die älteren Sprachen und Kulturen des Westens wissen das. „Pen is mightier than sword" bekennt der Brite; und deckt damit das Rätsel seiner diplomatischen und publizistischen Siege auf. Worte seien Dinge, verkündet Lord Byron; sie enthielten Verpflichtungen, Bindungen. Victor Hugo (in „Actes et Paroles"): „Zu denen, die den Nationen die wahre Nahrung des Lebens und Verstandes bringen, drängen sich früher oder später die Völker mit der Petrusfrage: „Zu wem sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens!" Und weiterhin: „Reiche haben ihre Krisen, wie Berge ihren Winter. Ein gut gesprochenes Wort reißt eine Lawine los ....." Und schließlich über den Schriftsteller als Wortkünstler: „Ohne Literatur gibt es keine Politik. Mit einem schlechten Stil macht man keine Revolutionen. Nur weil sie große Schriftsteller waren, hat Juvenal Rom gesund und Dante Florenz fruchtbar gemacht".

Vielleicht ist es in der Tat Sache des bildhaften, künstlerischen Denkens, das Wort, auf das es ankommt, zu finden. (Wie es ja, streng genommen, in der aus Wortbildern entstandenen Sprache eine eigentliche Prosa gar nicht gibt!) Es müßte ein Wort sein von einer ungeheuren Spannungsweite im Inhaltlichen und doch zugleich von einer strengen, zielsicheren Geschlossenheit im Gedanklichen und Gefühlsmäßigen. Ein Wort, das nicht bindet, sondern beflügelt. Eines jener Worte, die nicht durch Spekulation erdacht, sondern mit den Augen der Phantasie erschaut sind.

So angesehen gliche der deutsche Kampf etwa dem ungestümen Vorwärtsdrängen eines Läufers im Gewühl, der sich mit gewaltigen Ellenbogenstößen nach Osten und Westen hin Platz schafft — um gen Süden freie Bahn zu gewinnen; oder dem durch ein unentrinnbares Naturgesetz bedingten, inbrünstig dem geheimnisvollen Ziel entgegenzitternden Schwingen der Magnetnadel, die nach mannigfachem abwehrendem Ausschlag, wonnig erbebend im endlich erkämpften Triumph friedevollen Beharrens, dem urlängst vorbestimmten Pol sich eint ...

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nehmen wir einmal an, jenes gesuchte Wort hieße „Südkolonisation". Es soll kein Vorschlag sein. Kaum eine Anregung. Nur ein Beispiel, wie es gemeint ist. Die Forderung vielfältiger dinglicher Deutsamkeit bei gedanklicher und empfindungsmäßiger Einheit wäre — möglicherweise ist es nur Zufall — jedenfalls erfüllt. Denn das Wort bedeutet nicht nur: Durchschlag durch den Balkan, nicht nur: Bagdadbahn, Levante, Suez und Indien, nicht nur: Marokko, Deutsch-Südwest und Samoa — es heißt ebenso gut: Süd- und Nordslawenproblem, deutscher Banat und Deutsch-Südrußland, innere Kolonisation und Landfrage, es heißt: Baumwolle aus der Südunion, Eisen und Kohle aus China, Platz an der Sonne, und Tod dem britischen Kaperprivileg!

Und es heißt: deutsche Erinnerung und deutsches Werden ....

Dies alles und noch viel — viel mehr könnte ein solcher Wortkristall, herausgebrochen aus der gestaltlos-glühenden Masse der Zeit, spiegelnd in tausenden von beziehungsreichen Farben und Flächen, uns bedeuten. Es wäre sicherlich mehr als Schall und Rauch, mehr als ein Name für neue Dinge: es wäre das Neue selbst, die fertige Tat, die heilige, Generationen überdauernde Selbstoffenbarung des geheimsten Volkswillens.

Max Adler

Armee-Nachwuchs

Während noch in den öffentlichen Organen die daheimgebliebenen pädagogischen Fachleute sich darüber verbreiten, ob, wo, wieso, wieweit die Erfahrungen des Krieges einen Anlaß böten, die Vorbereitung der Jugend auf den Heeresdienst anders zu betreiben, als es bisher geschah, — da läßt, ohne sich mit derartigen Erwägungen im mindesten zu verweilen, ein im Felde stehender Offizier eine Schrift erscheinen*), in der er ganz unmittelbar und empirisch vorträgt, auf welche Weise der Nachwuchs der Armee am sinngemäßesten heranzubilden ist.

An sich ist die kleine Schrift natürlich nur als Handbuch für die Leiter des Unterrichts gedacht. Doch in dem unmittelbar Anwendbaren besteht nicht so sehr ihr Wert, als darin, daß sich aus ihr (ungewollt, aber mit der Verläßlichkeit einer militärisch-dienstlichen Meldung) ein Spiegelbild dessen ergibt, der sie schrieb, oder genauer noch: ein Spiegelbild überhaupt des deutschen Berufsoffiziers von heute.

Dieser zweifellos welthistorisch gewordene Charakter, der, selbst kühl und zweckbewußt, die opferwillig dargebrachte deutsche Volkskraft und damit den Sieg organisierte, wird in dem unscheinbaren Heftchen des Majors Corsep, vielleicht am dokumentarischsten aufgefangen, der Zukunft bewahrt bleiben, — besser jedenfalls als in Feldpostbriefen, die doch nie ganz ohne den Gedanken an ein ziviles, also doch außen stehendes Publikum abgefaßt sein können.

Es zeigt sich in Major Corsep der deutsche Offizier, wie er tatsächlich ist, frei geworden von allem Firlefanz, den hämische Augen und Zungen in den Friedensjahren für das Wesentlichste an ihm hielten, frei aber auch von jener rührseligen Heldenpose, mit der heute manche Presse-Erzeugnisse ihn im Geschmack des Kinos schmücken zu müssen glauben.

Mit äußerster Deutlichkeit und immer wieder wendet er sich gegen die

*) Major Corsep, Die Erziehung unsres Armee-Nachwuchses (Erfurt 1915).

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Parodien ernster militärischer Einrichtungen" in den Jugendwehren, gegen „darauf folgendes Photographieren und die übliche Selbstberäucherung in Kreisblättchen", woran ja tatsächlich immer noch die ganze Bewegung zu verflachen droht. Er äußert auch Bedenken gegen die Heranziehung ehemaliger Unteroffiziere zur Hülfeleistung, damit es keine „Exerzierschule" werde, und rät von der sogenannten „militärischen Haltung" (Hände an der Hosennaht)" geradezu ab. In diesem Krieg voll herrlicher Sachlichkeit und unerhörtestem Ernst stehend, geht ihm der Gedanke an zwecklosen Kommißbetrieb ebenso gegen den Geschmack wie der an ödes Parade-Gepränge. Alles das löst sich vor seinem Blick wie lockere Schalen und versinkt ins Wesenlose.

Was bleibt, und woran ihm alles liegt, ist der Deutsche, der deutsche bürgerliche Mensch in Waffen und seine, dem Offizier geläufigste Zusammenfassung, „die Truppe". „Die Truppe wird's danken" versichert er immer wieder, wenn er verlangt, daß der Knabe schon zu Pünktlichkeit und Sauberkeit erzogen werde, zu guten Manieren und Härte gegen körperlichen Schmerz, zu persönlichem Mut und wachem Ehrgefühl. Wenn er auf das dringendste empfiehlt, die Freude am eigenen Entschluß, an der selbständigen Urteilsfähigkeit zu pflegen („gerade das ist es, was wir bei der Truppe nicht mehr entbehren können") und immer von neuem den Leitsatz „Hilf dir selbst, dir hilft kein anderer" aufstellt, — ja, lassen sich eigentlich Forderungen erdenken, die mehr als diese zeigen, daß auch für den Offizier der soldatische Wert nicht mehr von dem Menschlichen zu trennen, ja, mit diesem identisch ist?

Am schwersten aber wiegt in diesem Heftchen, das, aus Galizien datiert, offenbar in der Winterruhe vor dem Dunajec-Durchbruch entstand, die überall spürbare ethische Verankerung. Sie ist nicht weniger kennzeichnend für den Verfasser dieser — eigentlich als Dienstanweisung gemeinten — Schrift, als für seinen Stand und für seine Zeit.

Nur der selbstverleugnende Dienst des Einzelnen verbürgt ihm Herrschaft, Freiheit und Aufstieg der Gesamtheit, Lebenslust für ein Deutschland, in dem kein Platz mehr ist für unfruchtbare Bedenken und beschauliche Spießbürgerei, — Dienst des Einzelnen, die unwiderlegliche Macht des „es muß sein", und wenn es das Leben kostet. „Tapfer sein ist gut," in diesem vornehmsten Bekenntnis des einst so verpönten Philosophen sieht er seine letzte begründende Weisheit.

Es ist — darüber darf man sich dennoch nicht täuschen — ein Glaube, der nur eins gelten läßt, die Wirklichkeit, und nur eins liebt, die Tat, der ernst und zweckbewußt, nur sparsam einem herben Humor zugänglich ist. Zur Harmonie mag ihm vielerlei fehlen.

Aber es ist nichts destoweniger der Glaube der Männer, die es täglich und stündlich vermögen, eine Truppe durch die dräuendsten Verhaue, durch das fegendste Feuer mit sich fortzureißen.

Dr. W. R.

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27

Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.

Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin W. 15, Kaiserallee 21.

Generated on 2019-10-28 16:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Krieg oder Kultur?

Von Leonhard Schrickel (z. Zt. Warschau)

Die lange Dauer des Krieges mußte früher oder später zur Beschäftigung mit Fragen führen, an deren Lösung sich zu versuchen die Menschheit nie aufgehört hat, von denen aber das Kriegsgetümmel die Völker abzog. Es sind jene Fragen, die letzten Endes alle in die eine, nach dem Sinn des Lebens gestellte einmünden.

Wie der Krieg aber erst Ursache war, diese Probleme beiseite zu lassen, so ist es der Krieg selbst nun wieder, der uns zu eben diesen Problemen zurückführt, wenn er die von ihm aufgeworfene Frage auch in ein eigenes Gewand kleidet.

Es fragt sich, ob ein Kulturvolk Krieg führen, ob ein Kriegsvolk Kultur schaffen kann. Ob der Krieg neben sich überhaupt noch Kultur duldet, ob er nicht allen Kulturwillen aufhebt oder vernichtet.

Ehe eine Antwort auf diese für die augenblickliche Lage und die Entwirrung der sich überstürzenden Ereignisse einerseits, für die menschliche Zukunft andererseits überaus bedeutsame Frage gegeben werden kann, muß vorerst die innerlichste Ursache des Krieges bloßgelegt werden.

Man pflegt dabei auf Atavismen hinzuweisen, die furchtbaren Geschehnisse als einen Rückfall in frühere Lebensgewohnheiten zu erklären, den von Darwin als naturbedingte Lebensäußerung gekennzeichneten Kampf ums Dasein ins Feld zu führen.

So gewiß es nun ist, daß der Kampf ums Dasein seine maßgebliche Rolle auch im Leben der Völker gespielt hat und noch spielt, so gewiß ist es auch, daß er, als einer der Faktoren aller Entwicklung, sich selbst ad absurdum führte, wenn er selbst dem Entwicklungsgesetz entrückt wäre. Auch dieser vielumstrittene und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

— wie ein Blick in die Zeitungen und Flugschriften lehrt — viel mißverstandene Kampf ums Dasein ist nichts Unwandelbares, sondern, nach seinen jedermann offen sichtbaren Aeußerungen zu urteilen, ein von seinen veränderlichen Faktoren gebildetes wandelbares Ergebnis.

Es wird zugestanden werden müssen, daß es Kampf ums Dasein immer gegeben hat und wohl auch immer geben wird; es wird zugegeben werden können, daß Kampf ums Dasein immer notwendig war und immer notwendig bleiben wird als Träger aller Entwicklung, — aber es darf dabei auch nicht übersehen werden, daß das Wesen dieses Kampfes sich mit der von ihm gezeitigten Entwicklung gleichfalls entwickelte.

Der Kampf ums Dasein auf primitiver Stufe spielte sich z. B. ausschließlich in der Weise ab, daß Individuum gegen Individuum stand; später wurde er eine Angelegenheit der Sippe, einer sozialen bezügl. wirtschaftlichen Gemeinschaft, eines Stammes (Totem), eines Landes, eines Volkes und endlich einer Völkergruppe. Ging es erst um den Besitz eines Weibchens, einer Futterstelle u. s. w., ging es später um wirtschaftliche Vorteile höherer Art, um Gemeinschaftsehre, um geistige Freiheit, um Recht und Gleichberechtigung. War es erst auf entschiedene Vernichtung des Rivalen abgesehen, galt es später seiner Demütigung, seiner Abwehr, eigner Selbstbehauptung.

Der Kampf ums Dasein läuterte sich, vergeistigte sich. Man kam nicht nur dazu, seine Folgen zu mildern, seine Wunden zu heilen, seine vernichtende Wirkung womöglich ganz aufzuheben, man versuchte ihn mehr und mehr auf geistigem Gebiete auszufechten und begann ihn insofern zu idealisieren, als man, aus dem unbewußten Drang nach Aufwärtsentwicklung emportauchend ins Kulturbewußtsein, nicht mehr gegen einander stritt, sondern miteinander wettstritt. Man wollte den Gegner oder Nebenbuhler nicht mehr treffen, sondern übertreffen; man bemühte sich, im Bewußtsein seiner Kulturpflicht, statt dem erfolgreichen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nachbar zu widerstehen, durch höhere Leistung wieder neben ihm zu bestehen.

So ward aus dem ursprünglich blindwütigen Kampf ein idealer Wettkampf.

Freilich stand diese Wandlung erst in den allerersten Anfängen, die der Krieg nun vernichtet zu haben scheint. Aber es unterliegt doch keinem Zweifel mehr, daß diese Anfänge vorhanden waren und durch sie der Beweis für die tatsächliche Entwicklung auch jenes Entwicklungselementes erbracht ist.

Wird nun also der Krieg auf die ursächlich mit dem Leben verknüpfte Erscheinung des Kampfes ums Dasein zurückgeführt, so ist damit nicht mehr bewiesen, daß der Krieg um seiner Ursache willen kulturvernichtend wirken, daß er als ein kulturwidriges Geschehen gedeutet werden muß.

Ja, es erscheint bereits fraglich, ob er als kulturfeindlich gedeutet werden kann.

Sehen wir zu.

Nachdem die russischen Heere in Polen geschlagen und nach Osten zurückgeworfen worden waren, ließ es sich die deutsche Verwaltung angelegen sein, nicht etwa das ohnmächtige, eroberte Land auszusaugen und auszubeuten, sondern seine Wunden nach Möglichkeit zu heilen. Sie half der infolge der räuberischen Taktik der Russen schwer darniederliegenden Landwirtschaft Polens wieder auf; sie ließ teils durch ihre Soldaten, teils durch angeworbene Arbeiter die Ernte bergen, ließ die Felder pflügen und sorgte für die notwendige Saat. Sie schuf die grundlosen, teilweise unbefahrenen Landwege in feste, prächtige Straßen um, baute zerstörte Brücken wieder auf und spannte neue über Flüsse und Buchten in einem Ausmaße und einer Stärke, wie sie Polen kaum je besessen. Sie ließ Kohlen heranfahren, soweit Mittel und Verhältnisse es nur immer erlaubten, um die seit Kriegsausbruch still liegenden Fabriken wieder zu beleben; baute Bahnen durch das, diese Verkehrsadern fast völlig ent-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

behrende Land, Handel und Wandel fördernd. Sie führte nach bestem Vermögen Lebensmittel heran, organisierte die Armenunterstützung und sorgte für Arbeitsgelegenheit. Und mehr! Sie wirkte auf die Eröffnung der Schulen hin, besoldete die Lehrer, denen die russische Regierung das Gehalt seit lange schuldig geblieben und stellte auch selbst Lehrkräfte zur Verfügung, wo ihr Fehlen die Eröffnung der Schulen verzögerte, wie das z. B. in Lodz (deutsches Gymnasium) der Fall war. Sie regelte die Verwaltung in Stadt und Land, schuf soziale Organisationen und alle übrigen Vorbedingungen für gedeihliches Wirken und Schaffen. Zeitungen sogar ließ sie erstehen, durch die den Landeseinwohnern die Teilnahme am wissenschaftlichen und allgemein kulturellen Leben ermöglicht wurde; unterstützte Theater und Kunststätten aller Art und ist just dabei, die Universität Warschau zu neuem Leben zu erwecken, dergestalt dem geistigen Ringen der aus der russischen Knechtschaft Erlösten Entwicklungsmöglichkeit und Ziel und Richtung gebend. Kurz: sie leistete mitten im Kriege ein Stück Kulturarbeit, das ganz zu überschauen erst in einem größeren Zeitabstande möglich sein wird, dessen Wert abzuschätzen späteren Jahrzehnten vorbehalten bleiben muß.

Ward all' das auch teilweise in Rücksicht auf den eignen Bestand und den Erfolg der Kriegführung unternommen, kam und kommt es zum weitaus größten Teile doch der Einwohnerschaft des besetzten Gebietes zugute. Es ward mit anderen Worten dem innersten Geiste des Daseins, der seit Weltanfang unbewußt das sogenannte Schicksal zeugte und dem wir seit erst wenigen Tagen bewußt zu dienen gelernt haben, es ward diesem innersten Lebenswillen Raum geschaffen zwischen all' den Trümmern. Das Werkzeug war der deutsche Idealismus, war der in Goethe am reinsten und höchsten gestaltete unerschütterliche Glaube an die Selbsterlösung der Menschheit, an den ununterbrochenen Aufstieg der Einzelnen im Verbande des Ganzen zu höchstmöglicher Vollendung.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das ist ja wohl letzten Endes überhaupt die Triebkraft alles menschlichen Tuns, das trieb auch uns Deutsche — gleichviel ob wir uns dessen in allen Einzelnen und allen Fällen bewußt wurden oder nicht — unwiderstehlich an, dicht hinter der Schlachtfront zunächst alle Wunden zu heilen und versöhnend zu wirken. Denn erst nach vollzogner Versöhnung (im weiteren Sinne) war das gesteckte Ziel zu erreichen; erst wenn alle Widersacher und Argwöhnischen dem Glauben gewonnen waren, daß wir schleißlich samt und sonders Bauleute an einem Werke sind, konnte ein gedeihliches Weiterschaffen glücken.

Wenn wir dabei in einer gewissen Partikularität als Deutsche in deutschem Sinne wirkten, obgleich kein Zweifel obwalten kann, daß die Menschheitsidee niemals innerhalb einer völkischen Einseitigkeit zu verwirklichen ist, so geschah das, weil für uns „deutsch sein" gleichbedeutend ist mit „Mensch sein", das heißt weil wir von uns wissen, daß alles, was durch uns geschieht, doch nur getan wird im Dienste der Gesamtheit, im Dienste eben jenes innersten Daseinswillens, der mit unbedingter Ehrlichkeit und unermüdlicher Kraft die geradlinige Aufwärtsentwicklung der Menschheit anstrebt.

Mag sein, daß der eine oder andere ihm näher liegende Ziele zu verfolgen, persönlicheren Zwecken zu dienen glaubte, — das Leben, als dessen schwingendes Lichtstäubchen der Einzelne auftaucht oder vertaucht, will es anders; muß es anders wollen, Urgesetzen gehorsam.

Vereinigung, Vereinheitlichung, das ist jene Bestimmung, und die Wissenschaft hat tausend Beweise für einen erbracht, daß jene Annahme das rechte trifft.

So galt es auch für uns, jene Vereinheitlichung zu fördern, dergestalt zugleich am besten unserem Volke Glück und Frieden sichernd, denn nur wenn das Heil des Einzelnen im Heil des Ganzen mündet, hat es Berechtigung und Wert und Dauer.

Hier wird der Krieg also unmittelbar zu einem Kulturfaktor; Kriegsziel und Kulturziel decken sich vollkommen. Die Krank-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

heit, als die der Krieg ob seiner Aeußerungen erscheinen mag, ist in Wirklichkeit ein Gesundungsprozeß. Die Symptome des Verfalls sind in Wahrheit Anzeichen der Heilung, der Entwicklung. Der als Atavismus, als Rückschritt erscheinende Krieg selbst, in seinem fruchtbaren Wesen erfaßt, wird zur Willensbetätigung zum Kulturfortschritt.

Nicht „Krieg oder Kultur?" sollte man deshalb fragen, sondern „Krieg und Kultur" verheißend und zielbewußt sagen.

Erinnerungen an Nowipasar

Von Paul Zschorlich (Berlin)

Wenige von denen, die in Serbien gewesen sind, kennen auch das südliche Serbien. Die meisten halten sich an die Bahnstrecke Belgrad—Nisch und damit basta. Aber selbst diese wenigen sind wohl nicht weiter als bis nach Raschka, der ehemaligen Grenzstation nach dem Sandschak zu, vorgedrungen. Zwar liegt die Stadt Nowipasar nur 22 Kilometer von Raschka entfernt, ein rüstiger Fußgänger kann sie also in einem halben Tag erreichen, aber die europäische Welt war hier in Raschka zu Ende. Gleich hinter Raschka kam etwas ganz Anderes, Ungeahntes.

Die wenigen, die bis vor zwei Jahren in Nowipasar gewesen waren, haben ihrerseits dazu beigetragen, daß sich um die Stadt eine wahre Legende bildete. Hier sollte noch das alte türkische Pascharegiment im Schwange sein, das Haremswesen sollte blühen und alles sei noch ganz mittelalterlich. Dabei gingen die verschiedensten Zahlen um: einer schätzte die Stadt auf 8000, ein andrer gar auf 30000 Einwohner. In Reisebeschreibungen fand man Nowipasar nie erwähnt. Man darf auch nicht vergessen, daß dieser Teil des Sandschaks niemals von den Oesterreichern besetzt war, die ja lediglich im Norden und Westen einige feste Plätze (Plevlje, Prjepolje Bjelopolje) innehatten.

Es kam hinzu, daß die Türken niemanden hereinließen, der nicht die besten und einflußreichsten Empfehlungen aus Konstantinopel mitbrachte. Und selbst die nutzten mitunter nichts, wenn nicht der nötige Bakschich hinzukam. Die türkischen Finanzwächter, die gleich hinter Raschka die Straße nach Nowipasar bewachten, beriefen sich stets auf strenge Anweisungen ihrer vorgesetzten Behörde, um so möglichst viel Geld herauszuschlagen.

Generated on 2019-10-28 16:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

In der Stadt Nowipasar selber gab es eine Bestimmung, die Fremden den Aufenthalt nach Sonnenuntergang verbot. Ein besondrer „Han", ein Unterkunftshaus bescheidenster Art, war unmittelbar vor den Toren der Stadt für sie vorgesehen. Ein Gasthaus oder Hotel gab es überhaupt nicht. Reisende Mohammedaner übernachteten, wie stets im Orient, in einem der zahlreichen Kaffees, in denen man 20 bis 50 Pfennig für die Unterkunft bezahlt. Ein Christ wäre hier jedoch übel aufgenommen worden. Denn in Nowipasar war und ist man heute noch orthodoxer als selbst in Kleinasien.

So hatte sich um Nowipasar eine wahre Legende gebildet. Wie ein verzaubertes Schloß lag die Stadt hinter den hohen Bergen des Kapaonik, durch die sich südlich Raschka die Straße zwängte. Unerreichbar den Blicken und der Sehnsucht manches Reisenden.

*

Daß man ins Türkische kam, merkte man gleich hinter Raschka. Bis dahin war die Landstraße durchs Ibartal vorzüglich. Jenseits der serbischen Grenze wurde sie miserabel. Sie war ungepflegt und wies an vielen Stellen Löcher auf, die allerdings auch von geplatzten Granaten herrühren konnten, denn als ich die Straße beging, waren die türkisch-serbischen Kämpfe an dieser Stelle noch nicht lange vorüber.

Nichts verriet die Nähe einer Stadt. Nicht einmal ein Dorf erblickte ich auf der Wanderung. Es ging durch ein hübsches Wiesental, dann durch einen schönen Eichenwald, stetig, aber sanft ansteigend. Nach etwa vier Stunden Marsch langte ich auf einer Art Plateau an, das mit dichtem Busch bestanden war. Die Straße, die nur noch ein einfacher Feldweg war, schnitt mitten hindurch. Plötzlich öffnete sich der Laubweg und vor mir erblickte ich das lieblichste Landschaftsbild, das sich denken läßt.

Das war also Nowipasar! Aber das war ja unverfälschter Orient. Dutzende schlanker, schneeweißer Minarets stachen spitz in die blaue Luft, farbige Moscheekuppeln wölbten sich daneben, und eine Ruhe herrschte im Bezirk, als ob kaum Menschen in der Stadt seien. Und doch war sie belebt, denn aus zahlreichen kleinen Häusern stieg der Rauch kerzengerade in die Luft. So windstill war es. So geschützt durch hohe Berge, nach allen Seiten abgeschlossen und eingebettet in üppiges Grün lag die Stadt da.

Und eine S t a d t war es in der Tat. Kein großes Dorf, wie die kleinen Landstädte in Serbien oder Bulgarien. Nur daß alles in ihr fehlte, was nach unsern westeuropäischen Begriffen das Wesen einer Stadt ausmacht. Wie sich bald herausstellte gab es kein Telephon und keine Eisenbahn, keine Wasserleitung und keine Gasbeleuchtung, ja, es gab nicht einmal eine öffentliche Uhr in Nowipasar und keine einzige Zeitung. Ein Gasthaus, kurz vorher von einem schleunigst eingewanderten Serben eröffnet, der den Truppen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auf dem Fuß gefolgt war, eine wahre Räuberhöhle, existierte noch keine vierzehn Tage. Aber es gab einen großen Bazar, eine Straße, die auf beiden Seiten von Buden und Kojen flankiert war, in der die türkischen Kaufleute mit übereinander geschlagenen Beinen hockten und meditierten. Denn das jüdische Anpreisen und geschäftige Handeln kennt der Mohammedaner nicht. Dazu ist er zu stolz und zu — phlegmatisch. Es gab einige Dutzend Moscheen und sicherlich ein Dutzend Kaffees. Nach türkischen Vorstellungen ist also Nowipasar eine Stadt. Denn auf dem türkischen Dorf gibt es dergleichen nicht.

Der serbische Kreispräfekt, der damalige Allgewaltige am Ort, hatte eine Zählung der Einwohner veranstaltet und gab mir ihre Zahl mit 18000 an. Das scheint mir aber doch etwas zu hoch. Offenbar sind hier die Landgemeinden rings um die Stadt einbegriffen. Wenn das Stadtbild, besonders von einer der Anhöhen draußen betrachtet, auch einen imponierenden Anblick gewährt und die Ansiedlungen weit ausgedehnt sind, so darf man doch nicht übersehen, daß die Häuser fast durchweg einstöckig sind, daß sich also die Bevölkerung nicht zusammendrängt, sondern ausbreitet. Vielleicht darf man die eigentlichen Stadtbewohner mit 10 bis 12000 Köpfen ansetzen.

*

Der Umstand, daß Nowipasar, von hohen Gebirgen umgeben, von der Welt abgeschlossen ist, daß es keinerlei Eisenbahnverbindung besitzt (die nächste Bahnstation, Mitrowitza, ist noch gut 40 km entfernt und mühsam zu erreichen, da der Weg über einen sehr hohen Paß führt), kaum irgend welchen Handelsverkehr unterhält und mit seinen Interessen gänzlich nach Süden (Uesküb) gravitiert, allenfalls noch nach Montenegro hinüber, dieser durch die geographische Lage wie durch die ehemalige nahe Grenze bedingte Umstand hat die Stadt gegenüber der Außenwelt geradezu isoliert. Von Nowipasar gilt, wenn je, das schöne Wort Storms: „Kein Klang der aufgeregten Zeit drang noch in diese Einsamkeit". Wie eine verzauberte Prinzessin schlief die Stadt fernab von den Wegen des Weltverkehrs.

Diese Abgeschiedenheit hat bewirkt, daß Nowipasar heute noch eine fast mittelalterliche Stadt ist. Wer den rückständigen, den alten Türken kennen lernen will, der braucht wahrlich nicht bis nach Kleinasien zu gehen. Hier hat er ihn in der Reinkultur. Das merkt man in Nowipasar schon an den Frauen. Nur wenige sieht man tagsüber auf den Straßen und alle sind dicht verschleiert. Die meisten wichen mir schon von weitem aus oder traten schnell in einen Torbogen, um sich zu verstecken. Eine geradezu abergläubische Furcht verbietet ihnen, sowohl den Christensohn (der alte Türke sagt: den „Hundesohn") anzublicken, als auch sich von ihm betrachten zu lassen. Ich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

glaube nicht, daß ich dabei viel verloren habe, denn in andern Gegenden der Türkei habe ich mitunter gewünscht, daß die Sitte der Verschleierung beibehalten werde: die jungen und hübschen entschleiern sich nie, sondern stets die, denen daran liegen müßte, sich nicht sehen zu lassen. Man kommt also nicht auf die Kosten.

Eines Morgens kurz nach Sonnenaufgang, als ich in dem serbischen „Gasthof" nicht schlafen konnte, weil zwei Viehhändler in meinem Zimmer um die Wette schnarchten, und durch die noch kaum erwachte Stadt schlenderte, traf ich fast an jedem der zahlreichen Brunnen eine ganze Anzahl türkischer Frauen und Mädchen, die freilich in dem Augenblick, da sie meiner ansichtig wurden, jedesmal mit Geschrei auseinander stoben. Das ist die Stunde ihrer Zusammenkünfte in der Oeffentlichkeit. Sie holen ihr Wasser für den Haushalt, die Männer schlafen noch, sieht sie ein Effendi aus der Nachbarschaft, so ist's auch noch nicht schlimm, denn man kennt sich schließlich seit Jahr und Tag, man schwatzt ein wenig, malerisch an den Brunnenrand gelehnt, und ist hübsch unter sich. Später, wenn die Stadt erwacht, haben sich die Frauen längst wieder in ihre Gefängnisse begeben, von wo sie hinter den dichten Holzgitterchen, dem Vorübergehenden unsichtbar, das Leben auf der Straße beobachten.

Die einzigen weiblichen Wesen, die man tagsüber sieht, sind Mädchen. Bis zum Alter von zwölf, dreizehn Jahren tummeln sie sich mit den Buben auf der Straße und in ihren weiten, unglaublich gemusterten und in schreienden Farben gehaltenen Hosen machen sie einen höchst putzigen Eindruck.

*

Wie sehr die Religion das ganze Leben des Mohammedaners durchdringt, kann man in Nowipasar beobachten. Aehnlich wie in katholischen Gegenden werden die religiösen Gebräuche hier frei und in aller Oeffentlichkeit geübt. Wenn der Muezzin vom Minaret ruft, wenn seine wehleidige Stimme über die Häuser hinwegschallt, dann hält jeder auf der Straße, im Kaffee, im Bazar oder wo er sich sonst befinden mag, einige Minuten Einkehr bei sich. Das ist ein Verneigen und Verbeugen von so automatischer Selbstverständlichkeit, daß man als Fremder sich wie ausgestoßen vorkommt, denn mitmachen darf man es ja nicht. Und da sich alle paar Schritte weit eine Moschee befindet und alle Muezzins pünktlich um dieselbe Stunde alle zu gleicher Zeit ihr „Allah il Allah" ertönen lassen, so hat man stets einen dieser heiligen Tenöre (alle Muezzins sind merkwürdigerweise Tenöre, ich wenigstens habe noch nie einen Baß unter ihnen gehört) in nächster Nähe über sich.

Auch nimmt es der Türke in Nowipasar mit den Waschungen noch sehr genau. Während man in Konstantinopel, der Weltstadt, davon so gut wie

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nichts mehr merkt, benetzen sich die Männer hier selbst mit dem Wasser des nicht gerade sehr sauberen Bächleins, das mitten durch die Bazarstraße rinnt. Zu ihrer Entschuldigung muß ich freilich sagen, daß sie sich mit ein paar Tropfen begnügen. Es kommt mehr auf die Zeremonie als auf das Waschen an.

*

Die Einwohner von Nowipasar sind ganz überwiegend Türken. Der serbische Einschlag wird kaum vernehmbar. An der Tracht leicht kenntlich und auch durch ihre großen, stämmigen Gestalten schon von weitem kenntlich sind die Albanier, die hier wohnen oder sich vorübergehend in der Stadt aufhalten. Es sind Arnauten und sie gehören ebenfalls dem Islam an.

So ergibt sich also das durch keinerlei westeuropäische Einflüsse getrübte oder geminderte Bild einer echt mohammedanischen Stadt. Noch drüben in Raschka, einen halben Tagesmarsch entfernt, ist alles serbisch-orthodox. Ganz andere Typen, andere Gewohnheiten, andere Merkzeichen. Hier in Nowipasar findet man sich mit einem Schlage in den vollen Orient versetzt.

Wie lange noch? Schon ist die Eisenbahn abgesteckt, die Raschka mit Mitrowitza verbinden soll. Um ihrer strategischen Bedeutung willen haben die Serben im letzten Jahr fleißig gebaut. Es kann nicht mehr lange dauern, bis auch in dieser Märchenlandschaft der Pfiff der Lokomotive ertönt. Dann wird auch diese weltverlorene Ecke miteinbezogen werden in das große Handels- und Verkehrsnetz, dann wird Westeuropa auch dort unten lebendig und mehr und mehr wird abbröckeln von dem Mittelalter, dessen Phlegma den Türken dieser Gegend bisher so wohlbekam. Der Tourist, der dann nach Nowipasar kommt, wird die alte Märchenstimmung nicht mehr finden und wird nur noch die herrliche Lage der Stadt bewundern. Der Kaufmann aber und jedermann, der dort hinunter geht, um zu verdienen, wird entzückt sein über den industriell noch ganz jungfräulichen Boden. Wer also noch ein Stück altes Türkentum sehen will und wem Kleinasien zu weit ist, der merke sich Nowipasar vor. Noch ist es Zeit. Aber er muß sich beeilen. Denn das Neue kommt schnell und unaufhaltsam.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ausblick

Von Dr. Alfons Goldschmidt

ünktlich zum Neujahrsbeginn erscheinen die „Rückblicke". Auch ich habe ungefähr ein Dutzend solcher Erinnerungslangweiligkeiten mit Perspektiven verbrochen. Um die Weihnachtszeit herum packt es mich. Es ist so bequem, man braucht nur wiederzukäuen, den Brei mit Lob und Moral zu übergießen, einige Mahnungen hineinzupfeffern, schon hat man ein schönes, abgerundetes Stück, einen Artikel, denn die Kaffeetischbeschaulichkeit mit Vergnügen, ohne Vergiftungsfurcht, runterschlürft. Deutschland hat einen Rekordrückblicker. Ihn habe ich immer beneidet, denn er schreibt eine Serie von Buchumfang. Voller Zahlen, mit fünfundzwanzig Nutzanwendungen, ein ganzes Wirtschaftskolleg. Er hört erst im Sommer des neuen Jahres auf. Wie glücklich ist dieser Mann. Sechs Monate braucht er sich mit unbekannten Dingen nicht zu plagen. Sechs Monate nimmt er das Archiv aus und die Börsenauguren sagen: „Ein Wissenschaftler, ein solider Mensch, er gibt sich nicht mit Eiern ab, die noch gelegt werden sollen. Denn das ist unsere Sache".

Ich halte es mit den Börsenleuten. Sie sind meine Freunde, denn sie sind Zukunftspantscher, Kombinierer, Möglichkeitshascher, Fernseher mit milchigen Gläsern. Auch sie haben ein Archiv, aber in ihm sind nur Methoden, keine Tatsachen. Sie sind auch nicht moralisch wie jener Herr, ganz das Gegenteil sind sie. Sie spielen, und spielen muß man heute. Der Krieg ist ein Spiel, die Ferne ist ein Spiel. Die Ferne aber reizt mich. Diese verhüllte Virgo, dieses Jenachdem, Rot oder Schwarz, Glück oder Pein. Die Friedensferne. Denn die Kriegswirtschaft hat ihr sichtbares System und ihren sichtbaren Inhalt. Daran ändert auch die Kriegsdauer nicht mehr viel. Organisation überall, gekannte und ausfüllbare Lücken, Milliardenzirkel, Einstellung auf Mars, promptere Geld- und Kreditabwicklung hier, gesetzlich geregelte Stockung da, Verfügungen immer mit derselben Tendenz, das Ganze geschlossen, nicht schlecht funktionierend, Einkommen und Auskommen verbürgend. Nur ab und zu eine helle Plötzlichkeit, dem Geist entsprungen, ein großartiger Widerstand des Forschers, ein Abschnellen wundervoller Offenbarungen vom straffsten Willen. Erfindung heißt es, Instinkt der Daseinserhaltung ist es.

Was ist noch da? Die Vorräte hat der Krieg abgebaut, die Produktionen eingespannt, gemodelt. Er ist ein Rücksichtsloser. Nur für ihn ist die Wirtschaft, die Arbeit, das Vermögen, der Zuwachs. Alles siebert in seinem Ge-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

folge, er mobilisiert das Urprodukt und die Abfälle der Fertigfabrikation, der ganze Kreislauf ist ein Stein, an dem sein Schwert geschliffen wird. Er bestimmt die Richtung, schematisiert die Kräfte, vereinheitlicht das Mannigfache und macht die Ausnahme zur Regel. Alle Zwecksetzung ändert er. Er frißt, verschwendet, er ist der große Konsument. Seine wirtschaftliche Schöpfung ist Fiktion. Er ist buchungsgeschickter als der gerissenste Schieber. Gewaltig sind seine Transaktionen, seine Ueberkreditierungen, seine Kraftnutzungen. Er läßt die Arbeit aus eigener Tasche zahlen. Er fordert von der Gesamtheit jeden Nerv und entlohnt ungerecht. Seine wirtschaftliche Logik ist ehern und doch brüchig. Er fordert konsequent, aber er gibt inkonsequent. Reich oder arm, was gilt es ihm? Er muß genährt werden, damit er schlagen und siegen kann.

Doch eins ändert er nicht: den Geist, die Lust zur Arbeit. Erhalten ist der bewußte Trieb. Verschärft ist er sogar. Erhalten ist die Technik, die Kultur der Wirtschaft. Der bewußte Daseinstrieb läßt die Technik nicht schlafen. Er macht sie zum Perpetuum. Er reißt das Rad herum, aber es kommt nicht aus dem Gang. Sehen wir immer diesen Geist, diese Lust, diese Technik: Wir können nicht verzweifeln. Was sind Lasten für den Geist? Kraftförderer sind sie für ihn. Was sind Steuern, Schulden? Vielleicht lokale, vorübergehende Lähmungen. Wie der Granatverschüttete sich ans Licht gräbt, so wälzt die Wirtschaftsbejahung den Berg ab. Schon zerrt sie, schon rüstet sie auf neue Ziele. Sie treibt Vorratspolitik, sie sucht Ueberschüssen den Weg in die Welt, sie sammelt Reserven, heckt Pläne aus, ruft das Gleichartige unter eine Fahne. Schon wendet sie die Kriegserfahrungen an. Sie ist überall zu spüren. In jedem kriegsgewonnenen Taler rumort die Friedensarbeit. Nur der Blindling fühlt sie nicht. Aber sie ist noch eine Knospe und ein sehr langer Krieg könnte sie krank machen. Ihr Friedenstempo hängt vom Kriegstempo ab. Eilt der Krieg dem Ende zu, so ist der Wirtschaftsgeist bei Friedensschluß frisch und lustig. Frisch und lustig bei allen Seufzern. Brutal ist er, denn er läßt auf seinem Weg Gefällte zurück. Massenhaft werden Leichen liegen, Wunde werden sich an Krücken schleppen. Aber das Ganze wird schreiten. Und darauf kommt es an. Das Andre ist Sache der Wirtschaftsheilkunde, des Kredits.

Wie Neuland wird uns die weite Welt sein. Doch winken von ihren Ufern schon die Freunde. Sie zeigen ihre leeren Kammern und bitten uns um Waren. Einige haben sich an unserer Not gemästet. Sie klimpern mit dem Golde. Sie wollen kaufen, sie müssen kaufen, und deshalb brauchen wir sie nicht zu fürchten. Offene und „neutrale" Feinde pflanzen ihre Reichtümer in unsre alten Felder. Aber Kapital tut es nicht allein. Produktion und Qualität sind ihm über. Nur muß ein kluger Akquisiteur ihnen vorausgehen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wir brauchen Reklame. Reklame ist eine Zauberin. Für Viele war sie vor dem Kriege ein Weib, mit dem man nur bei Nacht verkehrt. Reklame ist ehrlich, denn sie sagt nur, was ist. Ihr müßt sie alle unterstützen, ihr Diplomaten, Militärs, Gelehrte! Sie ist nicht schmutzig, sie wirbt für das Land. Putzt sie auf, gebt ihr Lichter, bemalte Gewänder, Geschenke, Geld, sie wird es doppelt zurückbringen. Hinter der guten Reklame zieht der Handel auf gebahnten Wegen.

Sie versuchen Wirtschaftskoalitionen gegen uns. Sie werden uns dies und jenes nehmen. Auf den Meeren, auf dem Lande. Aber die Wirtschaftswelt ist groß, ist für den Tüchtigen unendlich. Es hat keinen Sinn, sich auf einen Komplex zu beschränken, sozusagen auf einen gedehnten „geschlossenen Handelsstaat". In der ganzen Welt hängen Fäden. Sie müssen, sie werden wieder geknüpft werden. Die moderne Wirtschaft ist eilig und universell. Daran wird auch der Krieg nichts geändert haben. Die Gesetze der Wirtschaftsgeographie werden vom Schnelldampfer und vom elektrischen Strom durchstoßen. Absatzsicherungen. Nehmt sie, wo ihr sie kriegen könnt, schließt aneinander, vereinheitlicht, baut Schranken ab, bewilligt Vorteile, aber richtet den Blick nicht nur auf Inländer. Wir müssen wieder in die Welt!

Da ihr den Geist, die Lust, die Besehung habt, stört sie nicht durch Methodenschiefheiten. Macht ruhigen Blutes die Gesetze, die Verträge, organisiert mit Rücksichten auf den Partner die Arbeit, den Kredit, die Produktion, die Preisstellung. Seid möglichst einig nach Innen, seid vor allem einig nach Außen. Verwertet die Sparsamkeitslehren des Krieges, seid ökonomisch in der Verwendung, in der Verschwendung. Seid kluge Darleiher, freßt euch nicht auf Handelseinseitigkeiten fest. Gebt solide und nehmt mehr als sonst. Dann wird die deutsche Volkswirtschaft leichter unter der Bürde schreiten.

Rückkehr in die Heimat

Von Otto Zoff

„Wer kommt denn dort den Berg herab?
Im Arme trägt er Laub und Mohn.
Jetzt nimmt er gar sein Hütlein ab —:
s'ist der verlorne Sohn."

Der verlorne Sohn muß nicht justament den Berg herab wandern. So mancher mag seit seiner Geburt nicht aus der Heimat gekommen sein und ist doch erst gestern zu ihr zurückgekehrt. Bei Gott: was ein tüchtig verlorener Sohn war, das saß sein Lebelang im Warmen zuhaus, bei den Fleischtöpfen der Mutter und beim Tobak des Vaters: aber wenn vor den Fenstern die Schwalben

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in einer blauen Luft badeten, dann wußte er gar nicht, daß es dieselben Schwalben waren, deren Nest ober dem Haustor hing. So geht es schon einmal in der Welt und das ist nicht gerade eine Neuheit: wo es dir am besten behagt, dort bist du am ungernsten, und was nur recht fremd und großartig tut, das erst wird dir recht.

Ihr könnt es mir glauben: die verlornen Söhne sind niemals fortgewesen. Sicher ist es aber, daß sie alle wieder heimgekehrt sind. Die Heimat, diese niemals grollende, sie hat alle wieder aufgenommen. So manchem sind erst gestern Augen und Ohren für einen schönen deutschen Sommer gewachsen. Und so mancher, der vordem an jedem neapolitanischen Bettler die Abstammung von den Zöllnern zu erblicken glaubte, hat in diesem Jahr zum ersten Mal mit einem Handwerksburschen seines Deutschlandes ein Wort gewechselt. Du kannst dich jetzt wenden, wohin du willst: überall ist Heimkehr. Heimkehr, bei der man — wie schon gesagt — gar nicht wandern muß. Man sitzt zu Hause an dem runden Tisch, man ist gestern und vorgestern und immer schon an ihm gesessen. Aber mit einem Mal packt man diesen runden, selben, gewohnten Tisch mit andern Händen an. Und so möchten wir diese Heimkehr lieber Einkehr nennen.

Ich kenne einen jungen Mann, der sich vordem nicht allzu sehr um Deutschland zu kümmern pflegte. Wollt Ihr sehn, was er etwa heute abends beginnen wird? Wir wollen uns einmal zum Mond hinaufbegeben, der immer sehr gastfreundlich ist, und mit ihm ein wenig in die Stube des jungen Mannes schaun. Es ist abends und die schöne blaue Stille klingt und schimmert um die spitzen Dächer. Jetzt nehmt ein wenig Obacht: denn der Mond neigt sein rundes Gesicht und da müßt Ihr Euch fester anhalten, weil man doch bei solcher Bewegung leicht abrutschen kann, — und nun wissen wir schon, wohin er schaut. Es ist mein Bekannter, der sich soeben zwei Bücher auf den Tisch gelegt hat und nun, angenehm gelöst, in sein Ledersofa sinkt, hierauf eine Zigarre einem braunen Etui entnimmt, hierauf die Zigarre gemächlich entzündet, und nun das eine von den Büchern aufschlägt. Was es sein mag? Schaut ihm nur ungeniert über die Schulter! Nun, wie heißt das Buch und warum dampft er dazu so vollauf und vergnüglich die Zigarre?

* * *

Das Buch heißt „Die schöne Heimat". Wenn Ihr wollt, so nennt es ein Bilderbuch. Es ist bei Langewiesche erschienen und ist das neueste von den „Blauen Büchern", die Ihr ja alle kennt. Es heißt also „Die schöne Heimat": ein schmaler feiner Band, der nur eine einzige Seite Text hat und alles übrige sind Bilder, hundertvierundvierzig photographische Aufnahmen aus ganz Deutschland. Welches ist die erste? Die erste zeigt Euch den roten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Felsen auf Helgoland, den man den „Mönch" nennt, und der am Beginn des Buches wie ein ernster Wächter steht; die letzte zeigt das Kaiserschloß in Posen. Dazwischen aber liegt eine ganze, weite, sonnige, unvergeßliche Wanderung, die in großen Kurven durch Deutschland hindurchführt: von Helgoland zum Niederrhein, den Rhein hinauf bis zum Bodensee, dann über das mittlere und östliche Süddeutschland nach Sachsen und Schlesien. Dann geht ein großer Bogen wieder durch die Mark zurück bis Schleswig-Holstein, weiter durch Mecklenburg, Pommern nach Ostpreußen und Posen. Welch herrliche Bilder wir über die Schulter meines jungen Freundes erblicken! Und wenn er uns schon manchmal mit einer jähen Dampfwolke aus der dicken Zigarre den Ausblick verlegt, daß es in den Augen beißt: so dürft Ihr ihm das nicht übelnehmen; er freut sich eben unbändig. Oder sollte etwa ein junger Mann mit gesunden Beinen schön besonnen bleiben, wenn er diese zwei Bilder von der Lüneburger Heide sieht, von dieser einst so gottsverlassenen und höchst verrufenen Lüneburger Heide, von der ein französischer Reiseschriftsteller behauptet hat, daß sie von einem wilden Urvolk bewohnt sei? Oder gar die Ansicht von Säkkingen! Mein Freund scheint sie als die allerschönste des Buches zu schätzen, denn er will sich nicht mehr von ihr trennen und wir wären doch so neugierig, was noch alles kommt! Es kommt Straßburg, es kommt Freiburg, ach, da ist schließlich Bamberg! Und mit einem Mal liegt das schöne Bild von Goethes Gartenhaus im Schloßpark zu Weimar vor Euch: „Uebermütig siehts nicht aus, hohes Dach und niedres Haus". Ja, es sind hundertvierundvierzig Aufnahmen, es ist eben ganz Deutschland und es ist das eine Bild schöner und liebenswerter als das andre: man kann nicht bei jedem „Ah" und „Oh" rufen. (Es möchte sonst auch der junge Mann bemerken, daß wir hier sind und das soll er doch nicht.) Aber da gibt es noch viele schöne Dinge: da gibt es das Breslauer Rathaus, das wohl der stärkste Profanbau des späten Mittelalters ist; und da gibt es Sanssouci, das der Despot Friedrich erfunden und das ihm sein getreuer Knobelsdorff gehorsam nachbauen mußte; und da gibt es Tangermünde, dieses Tangermünde aus Ziegelbauten des fünfzehnten Jahrhunderts, dieser frühere Hauptsitz der Markgrafen von Brandenburg und heute eine Stadt, die man versunken und von Schatten bewohnt glauben möchte; und da ist Rügen, die größte deutsche Insel, und da sind Danzig und Posen, — aber jetzt schlägt der junge Mann das Buch zu. Das ist schade. Doch er lächelt. Er reckt ein wenig die Arme und sinnt in die Luft. Dann pafft er zwei, drei tiefe Züge. Und nun greift er schon nach dem andern Buch und schlägt es auf.

* * *

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es hat aber keine Bilder. Und man kann es weniger anschaun, als eine Unmenge schöner Dinge darin lesen. Es heißt „Der deutsche Erzähler", ist auch bei einem Langewiesche, doch bei einem andern, bei Langewiesche-Brandt, erschienen und Wilhelm von Scholz hat es herausgegeben. Dieses Buch ist ein wahrhaft deutsches, das heißt: ein gründlicher Erzähler. Siebenhundert Seiten hat es, auf den siebenhundert Seiten stehen nicht weniger als hundertzweiundvierzig Erzählungen, und alles zusammen kostet eine Mark und achtzig Pfennige. Der Verleger hat an die Verwundeten gedacht: an ihren langen Tagen kann man ihnen schwerlich ein besseres Buch auf die Bettdecke legen; sie werden damit nicht so schnell fertig, es ist still und beschaulich und es steht wohl keine minderwertige Zeile darin. Weil aber so viel darin steht und weil alles so lesenswert ist, so hat es doch einen Nachteil: man weiß nicht, wo man zuerst beginnen soll. Seht nur unsern jungen Mann an! Er blättert von vorne nach rückwärts, er blättert wieder von rückwärts nach vorne, aber je mehr Titel und Autoren ihm in die Augen kommen, desto weniger kann er sich entschließen. Manches wieder kennt er schon und er wirft einen kurzen Blick hinein, bis ihm alle Erinnerung wieder sich erfrischt. Doch warum lächelt er mit einem Mal so herzlich über das ganze Gesicht? Wie er schmunzelt! Und nun muß auch der gute Mond, der doch eigentlich schon weiter wollte, schmunzeln, weil er jetzt schon den Titel gelesen hat: denn es ist der „Schulmeisterlein Wuz" und an den hat auch unser Mond seine Erinnerungen, an sein Leben und — wer kann es jemals vergessen? — an seinen schönen sanften Tod. Denn damals ging unser Vollmond „tief und groß im Süden und berciste mit seinem Totenlichte die Maiblümchen des Mannes und die sterbende Wanduhr und die grüne Haube des Kindes. Der leise Kirschbaum vor dem Fenster malte auf dem Grund von Mondlicht aus Schatten einen bebenden Baumschlag in die Stube . . . ." Unser Vollmond lächelt, aber der junge Mann (der sich jetzo eine Brille auf die Nase gesetzt und so wird er wohl ein Studiosus sein), also der junge Studiosus hat schon umgeblättert und sucht heftig, beinahe erregt, in dem Buche weiter. Und wie ich den jungen Mann kenne, hätte ich Euch gleich von allem Beginn an sagen können, daß er den alten Hebel suchen wird und daß ihn nichts so rühren kann als die süße alte Geschichte vom „Kannitverstan". Ach ja, es gibt tatsächlich viele schöne Dinge in diesem Buche und man brauchte mehr Abende für sie als diesen einen. Oder möchtet Ihr etwa nicht gerne erfahren, wie der wutzlige Immanuel Kant Erzählungen geschrieben hat? Und wie wäre es mit Herder? (Von Goethe und Schiller, von Grillparzer und dem tollen Hoffmann braucht man wohl nicht erst zu reden.) Und die schöne Erzählung Brentanos vom „Tode der Mutter", mit diesem dunklen samtenen Ton der Sprache, mit dem großen Wald von Märchen und Rehe, mit diesem „Himmel

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

voll Sterne" und einer katholischen Gläubigkeit in jedem Wort, die wir Enkel schon lange verlernt haben .... Unser guter Studiosus blättert nicht mehr um. Nun liest er schon tief und seiner selbst vergessen. Wir möchten um alles gern noch einmal über seine Schulter lesen, — aber jetzt macht sich der freundliche Mond schon böse. Er hat höchste Eile. Er trägt uns mit sich fort. Noch einmal blicken wir rasch zurück; aber der heimgefundene Sohn schaut nicht auf. Uebrigens ist seine Zigarre ausgegangen.

Die Wildgänse

Durch die herbstliche Nacht, wie ein breitmächtiger Pflug,
Wühlt in silbriger Luft der wilden Gänse lärmender Zug.
Wir, das Gewehr in den Händen, zur Seite die schlanken Geschütze,
Ahnen erschauernd die schwingenden Blitze,
Die sich ob unserem Elend zu neuer Ferne erheben —
Auf in den Morgen! Auf in das Leben!

Zu unseren Häuptern das brausende Flügelschlagen!
In unseren Brüsten das alte, gleichtönige Fragen:
„Friede, o segnender Friede! Wann gibst Du uns Deine Hand?
Einsamer Funke, wann zündest Du wieder in Klarheit das Land?!"

Ach! wo wir in tönenden Worten erklingen,
Heben die Vögel die zuckenden Schwingen —
Vogel, flieg auf!
Wo wir in Qual und Herzeleid ächzen,
Fliegen die Vögel! Hart klingt ihr Krächzen
Ueber ermordete Wälder entlang —
Bis an die Sterne streift ihr Gefieder,
Brennende Tropfen fallen hernieder —
Jauchzende Taten! Triumphgesang!
— — Seele! o meine Seele, flieg auf!

Max Barthel, Musketier (Argonnen)

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die gottlosen Jahre

Will man die neue Lyrik in einigen wirklich aufschlußreichen Dokumenten kennenlernen, so muß man auf Bücher zurückgreifen, die vor August 1914 entstanden sind. Der Krieg bedeutet für die Lyrik zunächst nur eine stoffliche Bereicherung. Daß aber eine Erweiterung des Stoffkreises im Bereiche der Kunst niemals das Primäre einer neuen, aus dem Innern schöpfenden Entwickelung sein kann, bedarf für diejenigen, die sich über die seelischen Voraussetzungen des Kunstwerks nicht völlig täuschen, keiner Erörterung mehr. Besonders für die Lyrik, die immer nur das eine, freilich unendliche Thema: „Ich und die Welt" variieren kann, ist das jeweilige Motiv nur von untergeordneter, zufälliger Bedeutsamkeit. Denen, die darüber klagen, daß der Krieg keinen großen Dichter erzeugt habe, ist eben der Sinn der Kunst nicht minder wie das Wesen des Krieges eine terra incognita geblieben. Die ihrer Begabung sicheren Künstler haben durch den Krieg keine Wesensänderung erfahren; aber für die schwankenden Gestalten des deutschen Parnasses ist das große Geschehen eine furchtbare Gefahr, weil der übergewaltige Stoff sie entweder ganz erdrückt oder — wenigstens in den Augen der Urteilslosen — die Mängel ihrer kleinen Individualität verdeckt. Auf dem Strome des nationalen Lebens treiben zahllose Eintagsblüten der Poesie. Wer aber möchte in den Stunden des nationalen Existenzkampfes einem Inhaber des Eisernen Kreuzes oder einem verwundeten Kämpfer seine mittelmäßigen Verse vorwerfen? Aber wenn die Gesinnungstüchtigkeit Trumpf ist, muß die Muse ihr Haupt verhüllen. Der größte Teil der in der Presse abgedruckten Gedichte ist Material für den Kulturkritiker, nicht für den aesthetischen Beurteiler. Wenn man in einer für vornehm geltenden Tageszeitung den genialen Vers liest: „Hauet die Kosaken, daß die Knochen .knacken", so kommt man gar zu der Ueberzeugung, daß der Kulturkritiker den Psychiater zu Rate ziehen muß. — —

Vor dem Kriege war eine Lyrik im Werden, die der Ausdruck eines neuen Lebensbewußtseins ist. Nie gehörte Sturmlieder durchbrausten „die sterilen Zonen" deutscher Lyrik. Neue Fahnen wurden entrollt und einige Fahnenträger — ich erwähne nur Stadler, Trakl und Lichtenstein — mußten ihrem Lebenswerke die Krönung schuldig bleiben, weil sie ihr Sein dem Vaterlande opferten. Ver sacrum! — Ein Versbuch sei hier der Beachtung empfohlen, weil es besonders symptomatisch ist für den Kreis der jungen Dichter und weil es wegen seiner besonderen Artung dem Verständnis der Menge noch schwerer zugänglich ist als die anderen Manifestationen des neuen Wollens. Ich meine Alfred Wolfensteins Gedichte, die unter dem Titel: „Die gottlosen Jahre" bei S. Fischer 1914 erschienen sind. Kennzeichen — die Böswilligen mögen sagen: Kainszeichen — dieser Gedichte ist ihre kaum noch zu steigernde Intellektualität. An diesem Buche erleben wir deutlich, was unsere Generation von den Naturalisten um 1890 trennt. Arno Holz und seine Schüler glaubten der Lyrik einen neuen Inhalt zu geben, wenn sie die bis dahin üblichen Requisiten als da waren Rosen und Nachtigallen durch Telephon und Trambahn ersetzten. Es entstand eine „Großstadtlyrik", die vom „Milieu" ausging und im Milieu stecken blieb. Der Dichter, dessen Mit-Leid der Welt gehört, beschränkte sich auf einen kleinen Ausschnitt der Welt, auf die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Proletarierkaste und ihr kapitalistisches Gegenspiel. Daß die Lyrik dabei gewonnen hat, wird man kaum behaupten können. Lyrik, die aktuell sein will, verzichtet damit auf ihr eigentliches, ihr eingeborenes Wesen, das all-menschlich und übersichtlich ist. Wolfensteins Buch ist auch Großstadtlyrik oder richtiger: Lyrik eines Großstädters. Aber nicht, weil seine Gedichte von Auto oder Untergrundbahn wissen, sondern weil sie der notwendige Ausdruck eines spezifischen Erlebens sind, das an eine sozial-psychische Einheit, die wir Großstadt nennen, untrennbar gebunden ist. Die moderne Stadt gibt Wolfensteins Buch den Geist, der vergangenen Generation gab sie allenfalls den Stoff. Verlaine wollte die Lyrik auf akustische Wirkungen einstellen. Wolfenstein verzichtet nicht nur auf das Musikalische, sondern auch auf alle dekorativ-ornamentalen Elemente. Daher das Fremdartige seiner Kunst, das Oberflächliches abstößt. Man wird Wolfensteins Gedichte am besten als lyrische Expressionen eines Ethos sehr verlangender Art bezeichnen können. Wenn seine Verse sich zumeist noch um das eigene Ich konzentrieren, so geschieht das nicht aus Isolierungsrausch, sondern aus der Erkenntnis, daß der Jugend zunächst das Innere ethisch viel zugänglicher ist als die Welt. In der Selbstbescheidung Wolfensteins äußert sich eine schätzenswerte Erkenntnis seines künstlerischen Vermögens, denn der Satz: Qui trop embrasse, mal étreint, gilt nicht nur für das Gebiet der hohen Politik. Der Dichter der „Gottlosen Jahre" ist nicht in Worte verliebt, sondern in ein Weltbild seiner eigenen Formung. Er wird zum Ziele gelangen, weil er den Weg weiß, der gerade seiner Individualität gemäß ist. Die Wurzel seines Dichtertums ist echt. Mehr kann und darf man über ein Erstlingsbuch nicht sagen.

Paul Mayer

Der erste Friede

Der kleinste Gegner, Montenegro, hat die Waffen gestreckt. Militärisch ein voll verdienter Erfolg der tapferen österreichisch-ungarischen Truppen, die ihn in einem der schwierigsten Gelände erkämpfen mußten. Doch in Hinsicht auf die Breite des Ganzen nur ein kleiner Abschnitt.

Politisch dagegen stellt er ein ganzes Nest von moralischen Nadelstichen und einen schwerwiegenden Realgewinn Oesterreich-Ungarns gegen Italien vor. Die moralischen Demütigungen treffen die gesamte bunte Reihe unserer Gegner. Von Rußlands offen bekundeter Ohnmacht, seine einstigen Balkanvasallen mit keinem Finger schützen zu können, angefangen — bis zur denkwürdigen Erklärung König Nikita's an den ganzen Vierverband, „er sei nunmehr zur Einsicht gelangt, daß keine der Vierverbandsmächte mehr in der Lage ist, den oft versprochenen Schutz der kleinen Verbündeten zu leisten und müsse sich daher zur Erhaltung des staatlichen Bestandes von Montenegro unter den Schutz der Mittelmächte stellen, die ihn gewähren können."

Der seiner politischen Schlauheit wegen bekannte König der schwarzen Berge hat zweifellos voll ermessen können, wie er mit dieser Kapitulation zu einem gewaltigen Riß durch das Bild der italienischen Zukunftsträume angesetzt hat. Eine Gewichtsverschiebung in der Adriavorherrschaft zugunsten Oesterreich-Ungarns ist angebahnt. Der eroberte Lowzen, der freie Weg zur Lösung der albanischen

Generated on 2019-10-28 16:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Frage, aus der Italien schon seine Hände ziehen muß, auf der einen Seite — und dagegen auf der andern: nur mehr die schwanke Hoffnung auf Saloniki, das weit eher einem verlorenen Posten gleicht, als dem Ausgangspunkt einer Wiederherstellung der Balkanposition aller Vierverbandsmächte.

Dieser erste, kleine Friede berechtigt wohl noch zu keinem Optimismus über die Nähe des großen Friedens — aber er ist unleugbar ein freundliches Ereignis.

Als solches verdient er an sich — auch ohne politische Zukunftserwägungen über seinen Wert — als Teilgewinn im Kalkül der Menschlichkeit beobachtet zu werden. König Nikita hat als Erster der Einsicht nachgegeben, daß ein hoffnungsloser Kampf nur zu einer Menschenschlächterei führen müsse. Und hat damit sein Land, seinen Thron und ungezählte Einzelexistenzen gerettet. Nicht alle besitzen Selbstzucht und Beherrschung genug, um im richtigen Augenblick abzubrechen. V. S.

Eine Kunstgeschichte

Die große, sechsbändige „Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker" von Karl Woermann (Leipzig, Bibliographisches Institut) fängt nunmehr in zweiter neubearbeiteter und vermehrter Auflage zu erscheinen an. Das Werk ist ein Stolz unserer wissenschaftlichen Literatur und wurde bisher reichlich zu volkstümlichen Zwecken nicht nur, was sein Verfasser gewiß billigt, ja wünscht, sondern auch sonst fleißig ausgeschrieben worden. Es gehört in alle öffentlichen Bibliotheken, die es nicht unterlassen sollten, die neue Ausgabe anzuschaffen. Selbstverständlich zeichnet es sich auch durch viele und gute Abbildungen aus. So hat der vorliegende erste Band, der die Kunst der Urzeit, und der alten Kunst Aegyptens, Westasiens und der Mittelmeerländer behandelt, 548 Abbildungen im Text, 11 Tafeln in Farbendruck und 71 Tafeln in Tonätzung und Holzschnitt. In dem Vorwort spricht der Verfasser allen, die ihn bei seiner Arbeit gefördert haben, darunter sind auch Namen des feindlichen Auslandes, seinen Dank aus. Dieser erste Band ist zwar noch unmittelbar vor dem Ausbruche des Krieges erschienen, aber es ist wohl zu hoffen, daß der Verfasser während der Kriegszeit fleißig an der Förderung des Werkes arbeitet und so an seinem Teil beweist, daß, in Deutschland wenigstens, die wissenschaftliche Tätigkeit durch den Krieg nicht völlig unterbrochen wird. Zwar stehen viele jüngere Kräfte der Wissenschaft im Felde, was aber im Lande bleibt, setzt seine Arbeit normalmäßig fort, denn das Leben geht weiter und zum Leben gehört für uns auch die Wissenschaft. E. P.

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin W. 15, Kaiserallee 21.

Generated on 2019-10-28 16:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Bismarck — Andrassy — Crispi

Von J. P. Buß (Heidelberg)

Gerade aus dem Erleben der Gegenwart und in Sonderheit der Geschichte dieses Krieges heraus erscheint eine Neubelebung der Taten und Werke der geschichtstragenden Persönlichkeiten vergangener Generationen als ein dringendes und eigenes Postulat. Denn nur durch eine solche historische Betrachtungsweise kann der Jetztzeit und den Konstellationen der Stunde neues Leben und neue Gestaltungskraft zuströmen. Wenn auch der Weltkrieg im letzten Ende das Ergebnis einer notwendigen historischen Tendenz ist, so darf das nicht hindern in der Erkenntnis, daß das gewaltige Vermächtnis der genialen Staatsmänner des 19. Jahrhunderts, das Werk Bismarcks, Andrassys und Crispis: der Dreibund, doch für Jahrzehnte eine sichere und reale Grundlage für die Erhaltung des Friedens unter den europäischen Großmächten gewesen ist.

Als im März des Jahres 1857 Napoleon III. in einer Unterredung mit Bismarck die Aeußerung tat, er denke sich als Ergebnis eines nächsten Krieges ein Verhältnis der Intimität und Abhängigkeit Italiens von Frankreich und die Erwerbung einiger Küstenpunkte, um das Mittelmeer „à peu près" zu einer französischen See zu machen, und sich für den Fall, daß er wegen Italien mit Oesterreich in Krieg geriete, die Neutralität Preußens zu sichern versuchte, erhielt er von dem jungen, aber einem Napoleon III. schon damals weit überlegenen Diplomaten die offene und unzweideutige Antwort: Es läge außer aller Wahrscheinlichkeit für König Friedrich Wilhelm IV., auf dergleichen einzugehen. — Bismarck hatte schon lange vor dem Kriege von 1866 die nationale Notwendigkeit eines späteren deutsch-österreichischen Bündnisses erkannt. So schreibt er in seinen „Gedanken

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Erinnerungen": „Daß Oesterreich und Preußen, sobald sie einig, eine Macht in Europa darstellen, welche leichtfertig anzugreifen keine der anderen Mächte geneigt war, hat der Verlauf der dänischen Verwicklungen gezeigt." Er gibt aus diesem Anlaß eine Psychologie der englischen Politik, wie sie gleichermaßen von den späteren und zeitgenössischen englischen Politikern gehandhabt worden ist. Das Schwergewicht der beiden deutschen Großstaaten müsse stark genug sein, um die bekannten englischen Einmischungsgelüste bei kontinentalen Fragen zurück zu halten. „In einem preußisch-österreichischen Einverständnis liegt unsere Deckung gegen englisch-europäisches Eingreifen".

Das erste Ziel des Realpolitikers Bismarck war, alle Zeit das zu erstreben, was politisches Bedürfnis forderte. Und wenn ihm seine Politik gegenüber Oesterreich im Jahre 1866, wobei er mit weltpolitischem Weitblick die künftige notwendige Gestaltung der Beziehungen zur habsburgischen Monarchie voraussah, in militärischen Kreisen Verstimmung schuf, so erachtete er dies als Wirkung einer militärischen Ressortpolitik, der er entscheidenden Einfluß auf die Staatspolitik nicht einzuräumen gewillt war.

Auch die öffentliche Meinung und die Fügsamkeit und Abhängigkeit Italiens von Frankreich hatte Bismarck schon 1866 zur Genüge kennen gelernt. Im Frühjahr dieses Jahres veranlaßte er den General Govonne in Italien anzufragen, ob Preußen auch gegen napoleonische Verstimmungen auf Italiens Vertragstreue rechnen könne, und erhielt die Antwort, daß eine solche Rückfrage an demselben Tage nach Paris telegraphiert würde mit der Anfrage, „was man antworten solle?" Als Bismarck zu Ende der siebziger Jahre vor die Wahl zwischen Oesterreich und Rußland gestellt war, schienen ihm bereits die Gründe, die auf ein österreichisches Bündnis hinwiesen, so zwingender Natur, daß er nach einem solchen auch gegen den Widerstand der öffentlichen Meinung Deutschlands gestrebt hätte.

Die erste welthistorische Begegnung Bismarcks mit Andrassy am 27. und 28. August 1879 in Gastein gestaltete sich zu einer

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Verständigung über ein rein defensives Bündnis gegen einen russischen Angriff auf einen der beiden Teile. Andrassy war im Grunde immer in vollster Harmonie in allen bedeutenderen politischen Fragen mit dem großen Kanzler vorgegangen. Er äußerte sich in einem Brief an seine Frau (9. September 1879): „Ich zweifle nicht, daß wir die gegenseitige Assekuranz abschließen und dann kann ich mit dem Bewußtsein gehen, daß ich, was ein Mensch nur erreichen konnte, für das Wohl der Monarchie erreicht habe". Andrassy vertrat bis zum Abschlusse des Bündnisses den Standpunkt, daß erst der Krieg mit Rußland den casus foederis herzustellen vermöge. Bismarcks innerste Ueberzeugung stand auf der Seite Andrassys; wenn er auch mit Rücksicht auf Kaiser Wilhelm in seinen Unterredungen mit dem Grafen immer wieder versucht hatte, den casus foederis auch im Falle eines Krieges mit Frankreich zu konstruieren, so eignete er sich doch den von Kaiser Franz Josef und Andrassy gegenüber Rußland und Frankreich vertretenen Standpunkt an. Bismarck und Andrassy waren sich längst über Fassung und Inhalt des Bündnisvertrages einig, nicht aber der Kanzler und Kaiser Wilhelm, der in alter persönlicher Zuneigung zu Alexander von Rußland nur in dem Falle den Vertrag genehmigen wollte, wenn er an Alexander offen schreiben könne, er habe mit Oesterreich-Ungarn einen Vertrag abgeschlossen, der auf ein Defensivbündnis gegen einen Angriff Rußlands hinauslaufe. Bismarck war außer sich vor Wut und drohte fortwährend mit seinem Rücktritt. Er kämpfte einen Kampf um einen Vertrag mit seinem Souverain, der in seiner Eigenart in der Weltgeschichte seinesgleichen nicht findet, und der nur nach wiederholten energischen Rücktrittsdrohungen Bismarcks endlich am 16. Oktober 1879 durch die Sanktionierung zu dem von den beiden Staatsmännern gewünschten Abschluß gelangte. Bismarck und Andrassy waren des festen Glaubens, daß das Bündnis den Interessen und den historischen Traditionen, wie der öffentlichen Meinung beider Staaten entspreche. Für Andrassy galt es als unzweifelhaft,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß Oesterreichs Machtsphäre nur im Osten Europas zu suchen sei; dort müsse es eine dominierende Stellung einnehmen, um eine Entwicklung im Orient zu hindern, die die Ruhe und Interessen der Monarchie gefährden könnte. Der 3. Februar 1888, der Tag der Veröffentlichung des Bündnisvertrags zwischen Oesterreich und Deutschland, war nicht nur die größte Genugtuung für Andrassy über den Erfolg seiner Politik, sondern er rettete in jenen Tagen zum ersten Male den bedrohten Frieden Europas.

In einer raffinierten Ausnützung der politischen Situation hatte Bismarck auf Italien einen Druck auszuüben vermocht, der den alten Feind Oesterreichs notwendig veranlaßte, den Anschluß an das Bündnis zu suchen. Schon im Jahre 1880, angesichts der Aktion Frankreichs in Tunis, hatte Italien auf Betreiben Crispis in Berlin offiziös Fühlung genommen. Bismarck hatte darauf die unzweideutige Antwort gegeben, „daß der Weg nach Berlin über Wien führe, und daß Italien vor allem auch dort die besten Beziehungen anknüpfen müßte, wenn es die Bande alter Freundschaft mit Deutschland erneuern wollte". Aber obwohl Oesterreich-Ungarn versichert hatte, daß es einer Erwerbung von Tripolitanien wie auch einer Besitznahme Kretas durch Italien keine Schwierigkeiten bereiten werde, konnte man sich in Rom vorerst zu einem solchen Schritte nicht entschließen. Crispi erkannte in der tripolitanischen Krisis die ganze Isoliertheit Italiens. Er war fest entschlossen, den Krieg mit Frankreich, der nach seinen eigenen Worten „einem Bürgerkrieg in Italien gleichkommen würde", mit allen Mitteln zu verhindern; andererseits war er bemüht, durch einen eventuellen Anschluß an Deutschland und Oesterreich für Italien möglichst viel zu gewinnen. Als er in einer Unterredung mit Bismarck die Aeußerung tat, eine Provinz an der Adria genüge den Italienern nicht als Kompensation für eine spätere Wegnahme Bosniens und der Herzegowina durch Oesterreich, und Italien hätte keine Grenze nach Osten, wurde der Kanzler sehr deutlich abweisend: „Nein, ich will weder die bosnische Frage noch viel weniger die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihrer Ostgrenzen berühren. . . . . Ich möchte nichts berühren, was dem Grafen Andrassy mißfallen könnte, denn ich will ihn mir als Freund erhalten".

Aber durch den Abschluß des Bardo-Vertrages (12. Mai 1881), der Tunis zu einer französischen Domäne machte, hatte die leidenschaftliche Erbitterung der italienischen Volksseele ihren Höhepunkt erreicht, die zu einer entscheidenden Wendung in der auswärtigen Politik des jungen Königreiches führen mußte.

Solcher Art waren die Voraussetzungen für den Eintritt Italiens in den Dreibund. Nicht aus eigenem inneren Antrieb hatte Crispi und die italienische Politik großen Anteil am Zustandekommen des Dreibundes genommen, sondern einzig und allein aus großer politischer Not. Auch wenige Jahre nach seinem Bestehen wähnte Crispi, daß eine dauernde Freundschaft zwischen Oesterreich und Italien zwar große Schwierigkeiten zu bestehen hätte, aber doch wohl möglich wäre. Er wollte in seinem Alter mit Fürst Bismarck für die Erhaltung des Friedens und für nichts anderes leben und arbeiten. Das Bündnis mit Oesterreich sollte — wie Crispi meint — als Zweck haben: Die Vorbeugung, nicht die Herausforderung, die Ordnung, nicht die Zerstörung.

Wie ungeheuer weit sich die Nachfolger Crispis in ihrer Politik von solchen Richtlinien entfernt haben, ist uns ja noch im neuesten Angedenken. Sie haben sich durch eine kräftige aktive Wiederaufnahme der „Mare-Nostro"-Politik und durch die fortwährenden „Extratouren" einfach über die Existenz des Dreibundes hinweggesetzt, anstatt — dem Vorbild ihrer Verbündeten gemäß — dem nach außen hin „fertigen" Nationalstaat Italien eine so dringende Konzentration und Pflege innerer Aufgaben und Kultur angedeihen zu lassen.

So ist der 20. Mai 1915 doch in letzter Hinsicht das Ergebnis einer historischen Tendenz, deren Katastrophe abzuwenden die erste nationale Pflicht der zeitgenössischen italienischen Staatsmänner hätte sein sollen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der französische Soldat mit den deutschen Gedanken

Von Max Hochdorf

Dieser Krieg, der manches Rätselvolle geschaffen hat, ist auch einem Wunder förderlich gewesen, das nicht übergangen werden darf. Es ist das Wunder von einem französischen Soldaten, der sich in den Schützengraben gegen die Deutschen legen mußte. Aber während er dort lag und die Flinte auf den Gegner zielte, dachte er nicht die großen lateinischen Gedanken, mit denen die Kameraden neben ihm angefeuert wurden. Auch hetzten ihn nicht jene wilden Gefühle des Hasses, die rings um ihn Aufregung verstreuten. Nein, der französische Soldat, der an den Minengängen zur Zerstörung der deutschen Schützengräben mitarbeitete, war bei all dieser Pflicht voll von deutschen Gedanken und deutschen Gefühlen. Was noch seltsamer ist, er hat von dieser merkwürdigen Entfaltung seines Inneren gar nichts gewußt, als er nach den Stunden der furchtbaren Ermüdung Geständnisse und Selbstgespräche niederschrieb, die jetzt eben in der „Revue de Paris" abgedruckt worden sind. Ja, auch die Zeitschrift, die mit Erbauung und Stolz diese Bekenntnisse einer vermeintlich französischen Seele abdruckt, gibt sich keine Rechenschaft davon, daß sie eigentlich einem deutschen Schwärmer das Wort ausliefert. Er ist ein Soldat in französischer Uniform, der alle Offenbarungen seines Herzens der Mutter nach Paris übersendet. Man achte darauf, daß jedes der Stücke für die Mutter bestimmt war und nicht etwa für die Geliebte oder für die Gattin. So konnte die Beweiskraft dieser Briefe durch keine jener winzigen Falschheiten geschwächt werden, die vielleicht jeder vor der Gattin oder der Geliebten spielen läßt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Grundstimmung dieses Franzosen mit den deutschen Gedanken ist, daß er sich Beethoven verwandt fühlt. Nicht dem glücklichen Genie, das noch fröhlich schafft und nichts von den Leiden ahnt, die ihm durch Neurasthenie und Trübsal zufallen werden, sondern schon dem geprüften Dulder. Er schreibt: „Ich hab gerade das Alter Beethovens, als er von seinem Leiden heimgesucht wurde, und ich dachte an das bewunderungswürdige Beispiel, das gegen dieses Hindernis aufgeboten wird. Für ihn mußte dies Hindernis ebenso entscheidend sein wie für uns die Gegenwart. Für mich war Beethoven die mächtigste Uebersetzung der Schöpferkraft". Und er setzt hinzu: „Ich schreibe schlecht, denn ich schlafe noch". Man könnte im Gegenteil sagen, der französische Soldat schrieb sehr gut und besonders sehr deutlich, weil er noch im Schlafe und im halben Bewußtsein schrieb. Da erreichten ihn nicht die tausend Stimmen der Kameraden ringsherum, die ihn von der geraden Linie seiner Eingebung abgelenkt hätten. So darf er ohne Einschränkung und ohne fremdes Einflüstern beichten; er muß sich verraten so, wie er im Ehrlichsten und Innersten ist. Und dies Bekenntnis, das ihn zu Beethoven bringt, macht ihn auch zu einem Anhänger und Getreuen noch anderer deutscher Meister: Wenn er im Novemberfrühreif durch die Felder marschiert, dann wird er an die zarten Hintergründe auf Bildern Albrecht Dürer's erinnert. Er hätte doch genug Beispiele auch für solche Tönung der Landschaft in der Kunst seines eigenen Landes; doch nein, weder die scharfen Lichtseher um Cézanne oder Pisarro noch die idyllischen Verschönerungen der Landschaft durch Watteau oder Claude Lorrain sind ihm im Gedächtnis geblieben, sondern allein etwas, das beinahe nebensächlich erscheint in der Dürer'schen Kunst, das nur verborgen hinter seiner Inbrunst geschimmert hat.

Wenn dem Fremden solche Züge aufgefallen sind, wenn sie ihn noch umschweben, als der Marsch vorwärts und geradeaus in ein Leben geht, das vielleicht bald durch den Tod abgelöst werden könnte, dann muß der Fremde und Franzose dem deutschen Meister mehr als oberflächlich verschrieben gewesen sein.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

So war der heilige Abend der Weihnacht gekommen, und unter den Franzosen lag den Deutschen gegenüber unser Schwärmer. Was er nun erlebt, ist nicht von der rein geistigen Würde, die er in der Bewunderung Beethovens oder in der Anbetung Dürers zeigt. Es ist die kleinere, rührende Weichheit, die zu dieser Nachtstunde die deutschen Gemüter angreift. Es ist nichts anderes als gefühlsselige deutsche Weihnachtslaune, vor der sich auch — besonders im Felde — die härtesten Männer nicht retten können. Er schreibt: „Wisse, daß überall ein Choral in den deutschen Linien aufstieg, wenn das Flintenfeuer aussetzte. Uns gegenüber sang ein wundervoller Tenor dies feindliche Weihnachtslied, und dort, wo unsere Linien begannen, antwortete die Marseillaise". Wir kennen dieses Weihnachtslied, dem die Marseillaise geantwortet hat. So wie dieser Kriegsgesang von dem unter deutschem Tannengrün zu singenden Kirchengesang verschieden ist, so weicht auch in dieser Nacht das Temperament des französischen Soldaten von der Gesinnung aller seiner Freunde ab. Nur 48 Meter ist sein Stand von den Deutschen entfernt. Da hätte er wohl alles Recht, mit den Verwünschungen und Flüchen nicht zu sparen. Aber nichts dergleichen tut er. Der Mutter erzählt er nur von seinem Geschick und er nennt die Feinde, die er nicht sehen, die er höchstens mit seiner Kugel ertasten darf, nicht die Feinde; „die Armen von der anderen Seite" nennt er sie. Das ist nun kein Hochmut, der ihn zu solcher Sprache verleitet, und auch keine Prahlerei, weil der Aufschneider sich etwa fähig fühlt, die Armen auf der anderen Seite mit leichter Handbewegung zu zerpulvern. Nein, es ist die edelste Achtung vor dem Gegner. Es ist der Ausruf eines Jünglings, der Spinoza ebenso kennt, wie der junge Goethe ihn gekannt hat. Der französische Jüngling nennt den Namen Spinozas denn auch ausdrücklich. Menschenfreiheit ist — so ungefähr denkt es der Amsterdamer Spaniole — ein unzugängliches Ideal, aber wir müssen trotzdem darnach streben. Unser Jüngling ahnt mehr als er es denkt das Gleiche. Er sieht jetzt hinter sich und an seiner Seite Franzosen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die in das Gegenteil von Freiheit, in den Haß, verkettet und vernietet sind. Er wittert drüben, kaum 50 Meter weit, Deutsche, denen er ähnliche Empfindungen zuschreiben muß. Doch er vergißt, daß er selber Opfer und Beute von all der Verblendung werden, daß er Kopf und Leben verlieren kann. Das entmutigt seine Liebe nicht. Teuer ist ihm das Leben der Armen von der anderen Seite, das er bedroht fühlt von dem Haß und der Verbitterung der Seinigen.

Solche Regungen sind erstaunlich bei einem Krieger. Sie sind bei diesem kaum 30jährigen Manne, dessen Namen wir heute noch nicht wissen dürfen, nur verständlich, wenn wir auch die anderen Gedanken neben seinen deutschen aufsuchen. So zeigt sich denn, daß dieser Franzose ein Urchrist und ein Mystiker ist, ein Gemisch von einem indischen Weisen und einem tiefversonnenen Künstler. Jeden Sonnenaufgang zeichnet er nach und beschreibt er. Wird die Erde in den Schützengräben aufgeworfen, so scheint ihm nichts anderes notwendiger als den Duft dieser frischen, feuchten Erde mit sehnsüchtigen Nüstern aufzutrinken. Hier ist ein Spruch, den er da findet: „Alles um uns kann verschwinden, aber die Natur bleibt trotzdem." So ist es nicht mehr merkwürdig, daß er die Patrouille seinen „schönen Nachtgang" getauft hat. Vor seinem Schützengraben blühen einige Februarblumen; er pflückt sie mit Lebensgefahr und schickt sie der Mutter.

Welch Greuel und welch Glück für einen einzigen Menschen aufgehoben! Vor und nach ihm sind solche Abenteuer noch Hunderttausenden zugestoßen. Aber niemand — wenigstens in Frankreich niemand — hatte es bisher versucht, all solche mächtigen Dinge irgendwie aus der alten Weltordnung abzuleiten. Dieser französische Jüngling tut es zum erstenmale. Er zerbricht und verzweifelt auch nicht dabei, er verflucht auch nicht und gefällt sich auch nicht im Anschuldigen und Schmähen dessen, was Vorsehung heißt und Gott. Erklären will er diesen Krieg nur, erklären will er, was beinahe gleichbedeutend ist mit einem Loben dieses Krieges. Die stumpfen, die durchschnittlichen, also die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

meisten Menschen, erleben ihn gar nicht. Aber Seelen wie seine eigene, die nicht genügsam, sondern unersättlich sind, die von der tiefsten Erde bis in die himmlischste Unirdischkeit hinaufgreifen wollen, solche Seelen nehmen das furchtbar ungewöhnliche, das aus tausend Unmöglichkeiten verwirklichte Erlebnis als Befeuerung zu einer Sittlichkeit hin, die heute schon ganz abgestorben schien. Hören wir, was dieser Soldat fordert: Er verlangt, daß die Menschen seines Standes, die geistig Fruchtbaren (Intellektuellen) darauf verzichten sollen, sich als „Fackelträger" zu fühlen. Die Sprache des Soldaten ist wörtlich wiederholt, wenn hier sein Ruf niedergeschrieben wird, daß die Krieger sich fühlen sollen, wie die „ersten Mönche". Bereit müssen sie sein, die Leiden des Krieges hinzunehmen wie eine Prüfung, die ihnen wohltut. An die Wohltat der Prüfung müssen sie glauben; dann selbst, wenn sie ihnen unverständlich, häßlich, gefährlich, tödlich scheint, sie sollen das Märtyrertum ersehnen, dann sogar, wenn es mit dem Sterben droht. Ein einziges Gebet nur dürften solche Krieger, die mit dem Vertrauen und der Mönchsgewißheit ausgestattet sind, im Herzen haben: „Tempel, Dein Wille geschehe!" Sehr dunkel klingt das alles und verworren, wie der Nachhall eines Gemütes, das doch nicht mehr gesund ist. Denn mehr als Mut wird ja eigentlich verlangt, gefordert wird eben der Hochmut der größten Heiligen, die sich in den Tod hinein jubelten. Und diese Heiligen kommen dem Seelenarzte von heute krank vor. Anders steht es auch nicht mit dem französischen Jüngling, der von seiner Naturfreude und von den Dürer'schen Gesichten abschwenkt, um sich der Märtyrerleidenschaft auszuliefern. Er ist krank, die Keime zu seinem Nazarenertechtum hat er aber nicht im eigenen Lande empfangen, sondern auch aus deutschen Sphären. In ihm ist nämlich ein hektisch-himmlischer Engel vom Schlage des Novalis auferstanden. Die Wendung „Tempel, Dein Wille geschehe", ist nicht wörtliches Sprachgut Hardenbergs, aber jeder fühlt, daß der deutsche Freiherr dieses Bild auch in der Anschauung getragen, daß seine

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zunge es nur nicht erlöst hat. Klammerte sich Novalis so inbrünstig an sein Jenseits, dann durfte er still vor dem Gartengrab der Braut sitzen, ohne aufgestört oder zu irgendwelcher Härte der Lebenswirklichkeit verstoßen zu werden. Der französische Soldat wird aber gezwungen, zu seinem rosigen Novalisgedanken noch Handgranaten, eine gespickte Patronentasche und ein geschärftes Bajonett mitzuschleppen. Dieser Jüngling ist ein Lamm und ein Engel, und er muß Wolfs- und Scharfrichtergeschäfte tun; er muß „die Stiefel mit Menschenhirn bespritzen, Brustkörbe zertreten, durch Eingeweide stampfen".

Das Schicksal war gütig und enthob ihn bald diesen blutigen Pflichten. Wir wissen aber nicht wie; denn der Jüngling ist im Frühling dieses Jahres verschwunden. Ob er tot ist oder gefangen, ob die Metaphysik dieser Briefe sein letztes Bekenntnis gewesen ist, ob er endlich an einem Friedenstage wieder auftauchen wird, um der Welt noch mehr zu sagen? Dunkel ist alles Vermuten hierüber. Man möchte diese Finsternis beinahe loben, hätte es den meisten Menschen doch zu wehe getan, all die Grausamkeit vom Untergange dieses Jünglings zu erfahren.

Randbemerkungen

Von F. Priebatsch

Italiens größte Kolonie nach dem Kriege wird wahrscheinlich Frankreich werden, das entvölkerte Frankreich, in das bisher schon die Italiener gern einwanderten und das sie nach dem Kriege noch mehr aufnehmen wird. Sprechen doch schon d'Annunzio und Barrés von einem Lande von Sizilien bis Flandern. Wird nicht aber der Wein diese holde Eintracht trennen? In Frankreich bekämpfen sich die einzelnen Landschaften blutig wegen ihrer Weininteressen, wie wir das 1911 an den Bewohnern der Aube und Marne erlebt haben. Werden sich da Frankreich und Italien, beide auf den Absatz ihrer Weine in erster Linie angewiesen, dauernd vertragen können?

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Frankreich hat immer zwischen zwei Kulturkreisen gestanden, dem südlichen — klassizistisch-lateinischen — und dem nördlichen, niederländischen (Rassetheoretiker würden sagen, germanischen, doch handelt es sich wohl zumeist um Einflüsse von Belgien aus, die man ebenso gut als keltische ansprechen kann). In der Kunst ist dies besonders wahrzunehmen; Claude Lorrain und Poussin stehen dem lateinisch-klassizistischen Kreise nahe, während Watteau und die großen Meister des 19. Jahrhunderts (Millet!) dem nördlichen zuzuweisen sind. Dies Schwanken zwischen den beiden Kreisen bringt einen der feinsten Reize der französischen Kultur hervor. Es wäre sehr zu bedauern, wenn der italienische, südliche Einfluß sich noch mehr hier ausbreitete und allmählich in großen Gebieten Europas die Herrschaft des Lazzaroni, andererseits auch die des Muschiks vorbereiten würde.

In tausend Gymnasien ist wohl in allen Festreden der letzten Zeit der Vergleich Rom—Carthago für unsern Weltkrieg ausgebeutet worden. Und doch ist er falscher als irgend ein anderes Gleichnis. Zudem wird man wohl Rom, wie es wirklich war, eher mit England als mit uns vergleichen müssen. Dort gibt es wie im alten Rom eine zähe Aristokratie, gestört bisweilen von dem Ehrgeiz turbulenter adliger Demagogen (Churchill). Und wäre nicht Lloyd George mit C. Gracchus, Kitchener mit Sulla nach Art und Anlage, auch nach Plänen und Zielen bequem zu vergleichen? Und dann, Carthago war wohl eine Handelsstadt und hatte wie auch die griechischen Diadochenstaaten Söldner für seine auswärtigen Kriege. Aber der „Krämergeist", wo ist er? Wer kann die ungeheure Leidenschaft verkennen, mit der die Stadt im letzten Kampf verteidigt ward, wer die dramatische, vielleicht theatralische Szene vergessen, in der der alte Hamilkar den Sohn von 9 Jahren schwören läßt, ewig ein Feind der Römer zu sein? Und gibt es etwas romantischeres als Hannibals Zug über Pyrenäen und Alpen, gibts etwas, was von althergebrachter Klugheit, von Rechnen und Vorsicht mehr abweicht als dieses Feldherrn Aufstieg und Untergang?

Beim Beginn der Kaiserzeit hatte das römische Reich an den Grenzen zwei unbezwungene Nachbarn, Germanen und Parther (Perser). Beiden war es weit überlegen und hätte sie unzweifelhaft unterwerfen können, wenn einer der Kaiser solange hätte von Rom abwesend sein oder einem Feldherrn den Ruhm dieses Krieges hätte gönnen wollen. Es begnügte sich daher mit starken Grenzschutzheeren, deren Führer es übrigens oft vorzogen, sich gegen ihre kaiserlichen Herren statt gegen die Feinde zu wenden. Daher blieben die Grenzen stets bedroht. Von den Feinden galten die Germanen als die mindergefährlichen; sie waren als Söldner und Colonen brauchbar, fügsam,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

billig und willig, so daß die römischen Besitzer Landvergebung an sie oft dem Eigenbetriebe durch Sklaven vorzogen.

Das römische Reich erlag schließlich doch dem steten Stoße von Osten und Westen. Sorgen wir dafür, die wir zwischen dem durch Italien möglicherweise verjüngten Frankreich und Rußland liegen, daß sich nicht bei uns ähnliches wiederholt und sich eine Unterschätzung der Russen nicht einmal bitter rächt.

Zu allen Zeiten haben auch die unterlegenen Feldherrn Siegesnachrichten gemeldet, das eigentümliche dieses Krieges ist aber, daß, wo es sich nicht um ganz große Dinge, wie die Hindenburgschläge handelt, die Generalstäbe aller kriegführenden Nationen gegeneinander öffentlich polemisieren, ihre Erfolge herausstreichen und durch solche Darlegungen den Nachweis erbringen wollen, welche Bedeutung ihren Operationen eigentlich zukommt. Hoffentlich ist es nicht auch beim Friedensschlusse so, daß die verschiedenen Nationen in der Lage sind, sich herauszurechnen, daß sie eigentlich die Gewinnenden gewesen sind.

Als Träger des italienischen Chauvinismus tritt deutlich Mailand hervor, die entwickeltste, reichste, industriellste Stadt Italiens. In Deutschland erscheinen die beiden typischen alldeutschen Blätter, die im Auslande als Hauptvertreter aggressiver Tendenzen betrachtet werden, in Essen und in Leipzig, also in Rheinland-Westfalen und in Sachsen, den Hauptzentren der deutschen Industrie. In England gilt Birmingham, der Sitz des alten Chamberlain, als Hauptort der panbritischen Bewegung. Also nicht Rom, Berlin, London, sondern die Hauptorte der Massenindustrien. Das kann uns doch manchen Fingerzeig geben.

Unsere Presse hat es jetzt sehr schwer — wenig Inserate, Schwierigkeiten in der Herstellung (Zensur). Sie sucht sich durch Einzelverkauf schadlos zu halten und muß deshalb fette Ueberschriften machen, dick auftragen und schimpfen. Die Presse aller Länder trägt übrigens jetzt ein ganz einheitliches Gesicht. Die deutsche ist pathetisch-moralisch, will stets beweisen, daß der Gegner auch sittlich nichts taugt; die österreichische ist ruhmredig und etwas leichtsinnig, die französische hysterisch und ziemlich kindisch (redet sich stets ein, daß jede glückliche Einzelaktion besondere Herzenswünsche unseres Kaisers vereitelt habe), die englische ist bewußt „altrömisch".

Viel Kopfschütteln hat es erregt, daß bei uns und bei den Feinden, ebenso auch bei den sogenannten Neutralen, die Koryphäen in Kunst und Wissenschaft es so leicht mit ihren Kriegsaufsätzen und Unterschriften unter allen möglichen Aufrufen nahmen und so viel belangloses oder voreiliges mit

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihren Namen deckten. Es schien dies auch eine Kriegspsychose. War denn das aber im Frieden anders? War denn auch da nicht die Unterschrift eines großen Gelehrten und Künstlers ohne weiteres für jeden Aufruf zu erlangen, auch wenn dessen Inhalt den Interessen und dem Gesichtskreise des Unterschreibenden so fern wie möglich lag?

In allen Berichten über unsere Kämpfe in Südafrika wird der tüchtigen Mithilfe der Askaris in Ostafrika gedacht und geklagt, daß in Südwest ein ähnlicher Eingeborenenstamm fehle. Ist diese Hingebung der Farbigen in Ostafrika eine Folge des Systems Rechenberg?

Der Tod als Freund

Von Oskar Wöhrle

n einer Feuerpause — die Haubitzen waren blank gewischt und frisch geölt, die Russen ließen uns in Ruhe und wir hatten Zeit, in den Mannschaftsunterständen plaudernd auf dem Stroh zu sitzen — kam das Gespräch auf heikle Dinge und einer sagte, indem er die Arme gegen Himmel bog und sich reckte, daß die Gelenke knackten: „Herrgott! Ich möcht' doch mal wieder in einem Puff sein! Und wenn's zehn Mark kosten würde!"

Es war einer unter uns, frisch vom Depot gekommen, Kriegsfreiwilliger von achtzehn, neunzehn Jahren, der spitzte die Ohren, wie ein Hühnerhund, wenn ihm gepfiffen wird, und fragte neugierig: „In einem Puff möchtest du sein? Was ist das, ein Puff?"

Da ging ein Schrein und Gelächter los, daß es nur so durch die Batterie schallte. Sogar von den Nachbargeschützen kamen sie, zu schauen, was es gäbe, und als sie hörten, worum es sich handelte, klopften sie mit der flachen Hand auf die Speckseite, daß ein lauter Knall herauskam, und lachten: „Hahaha! hahaha! Der da weiß nicht, was ein Puff ist! hahaha!"

Der junge Freiwillige wurde verlegen, als er die Leute so übermaßen lachen sah. Das Rot stieg ihm in die Ohren und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in die Wangen, und an der Zartheit, mit der es die Wangen durchschimmerte, konnte man erkennen, daß er noch ein halber Knabe war. Er wollte sich nicht auslachen lassen. Er wollte vor allen Dingen wissen, was das eigentlich sei, ein Puff.

Aber als wir ihn so vor uns stehen sahen, von seinem eigenen Feuer übergossen, so kindhaft, so unverdorben, wollte keiner mit der Sprache heraus. Einer stupfte dem andern: „Sag du's ihm"! „Nein", sagte der, „sag du's ihm!" Keiner wollte. Selbst Eidenbanz, der sonst die frechste Schnauze hat, wurde dußma und sagte nur, als des Jungen Drängen nicht nachließ: „Jetzt am Tage kann ich dir's nicht sagen. Warte, bis es Nacht ist. Dann!"

Auf diesen Bescheid hin beruhigte sich der junge Mensch, meinte: „Heute abend also!" und die Leute von den anderen Geschützen verzogen sich.

Doch bevor es Nacht wurde, so um die Abendzeit, wenn bei uns daheim im Elsaß die Glocken das Ave Maria von einem Dorfe zum andern läuten, fingen die Russen ein großes Schießen an. Sie feuerten in unsere Stellung hinein, und die vierte Granate war ein Volltreffer und fuhr in den Unterstand, zwei Leute tötend und viele verwundend. Uns andere machte der Schrecken blaß.

Einer der Toten war der junge Freiwillige. Nachher, als Nacht war, und die Sterne heraufzogen, einer nach dem andern, wie man's von alten Soldaten nicht anders gewohnt ist, sagte Eidenbanz zu mir: „Es ist eigentlich ein Glück, daß er gefallen ist. Sonst hätt' ich ihn mit meiner Antwort in eine Drecklache führen müssen. So ging er wenigstens mit geputzten Stiefeln weg!"

Ich löffelte meinen Kaffee weiter. Dann sagte ich, wie aus einem Traum auffahrend: „Ja ja!" Eidenbanz hörte das nicht mehr. Er hatte sich auf die Seite gelegt und schlief. Sein Atem ging wie die Posaunenstöße eines Engels.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Baum

Hältſt du den Baum, du Mutter, du Erdengrund, —
Weitgewölbt überm Meer, kühlt dich ſein Schattenrund?

Schwangſt du den Jahresreif oft ſchon im Sternenheer?
Ward dir dein Herz auf den Wegen erfahrungsſchwer?

Sank dir in Tiefen verſchwiegener Weisheit Fund?
Senkt er die Wurzeln dir bis in den Lebensgrund?

Iſt es dein Sinnen, was ihm in Zweigen rauſcht?
Horcht das Gevögel? hat es die Nacht erlauſcht?

Gab ſie's im Dämmern, wenn ſie die Loſung tauſcht,
Leiſe dem Morgen, eh er dem Laub entrauſcht?

Iſt es dein Leben, was ihm in Säften kreiſt?
Iſt es ſein Grünen, was dich mit Jugend ſpeiſt?

Da ihr gewaltig ſeid, ein in des andern Hut, —
Da du erwandert die Ruhe, die ſchenkend ruht, —
Was du getragen haſt, Mutter, war alles gut!

Beate Bonus

Gedanken über Menſchlichkeit

Ein Aufatmen iſt es: es werden derer immer mehr, die ſich aus tiefſter Gewiſſensnot heraus ſehr ernſthafte Gedanken über Menſchlichkeit machen. Die Stimmen werden eindringlicher. Und laut über allen ſteht die, die kündet: Wir ſind zu jedem notwendigen Opfer bereit, nicht aber mehr zu dem des sacrificium intellectus; das anfangs gar zu viele gar zu leicht brachten. Die Vernunft muß wieder heilig geſprochen werden. Sonſt glaubt keiner mehr recht an ſie. Man muß wieder aus dem allgemeinen Schematismus herausdenken dürfen. Sonſt verlieren wir allmählich die wertvollſte Eigentümlichkeit deutſchen Geiſtes.

Hier iſt einer, der glaubte (und zu Anfang des Krieges wohl glauben mußte), einſam der uniformierten Einheitlichkeit des Denkens gegenüberzuſtehen, ein Prediger in der Wüſte zu ſein, und er ſpricht doch in ſeinen „Gedanken über Menſchlichkeit" (bei Duncker & Humblot) aus der Seele Tauſender heraus, und wirklich nicht der ſchlechteſten Deutſchen. Es iſt Leopold v. Wieſe, der Soziologe. Die Wüſte des Geiſtes wandelt ſich langſam, aber aus ſtändig ſich erneuernder Zeugungskraft zum Garten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Zukunft. In ihm darf das Kräutlein nicht fehlen, das man achtlos zertrat, von dem aber alles Lebendige erst Seele und Atem hat: Menschlichkeit. Was ist das? Eine Phrase, eine nichtige Farblosigkeit, eine lächerliche Utopie, als Vogelscheuche auf verdeckten Kanonen aufgehängt! Nein, eine Idee, so gut und so beweiskräftig wie nur je eine philosophische Idee, stark genug, über die Welt zu herrschen, mächtig wie die Idee vom Staate, und, recht verstanden, die notwendige Ergänzungsidee zu der vom kategorischen Imperativ der Pflicht, der in seinen Umwandlungen, um nicht zu sagen Fälschungen, von Kant bis zu dem sogenannten neudeutschen Idealismus absoluter Observanz vielerlei innere Wirrnis und äußere politische Folgen (durch die Alldeutschen) angerichtet hat. Ja, die Idee des Staates soll dastehen wie ein rocher de bronze. Aber jener Staatsidee, der neuidealistisch absoluten Richtung, die den unheilvollen absoluten Nationalismus als politische Folge geboren hat; die der gerade bestehenden Staat ohne jede Rücksicht auf das Entwicklungsgesetz als „Ideal" (daher dieser „Idealismus"), als gottgewollte Form und Herrschaft über uns hinstellt — ihr ist die reine Staatsidee entgegenzustellen. Diese, die zwar primär insofern ist, als man in sie hineingeboren wird, die aber nichts vom Leben des einzelnen ausschließen darf, was nicht als notwendiges Pflichtteil dem Staate zufällt, nichts von der Entwicklung aller und schließlich seiner selbst, eben aus den Entwicklungsformen aller einzelnen heraus. Wollte ein Staat das, würde er unsittlich sein in jenem Geiste, der die Menschenwürde zertritt und wider die Heiligkeit der Natur ist. Beispielhaft auf politischer Grundlage formuliert, könnte man sagen: der absolute Nationalismus steht dem relativen gegenüber wie der Staat des Absolutismus dem konstitutionellen auf demokratischer Grundlage. Der (neu hervorgetretene) absolute Nationalismus will in seinen letzten Konsequenzen auch wieder die Herrschaft des Absolutismus im Staat, wobei es garnichts zur Sache tut, ob diesen Absolutismus ein einzelner ausübt (wie früher) oder ein bestimmtes System der Machtpolitik, der Vergewaltigung der Rechte einzelner wie der Masse. Der relative Nationalismus dagegen will, aufgebaut auf der selbstverständlichen Liebe zum Vaterlande, den Beruf unseres Volkes aus seinen Wesensanlagen heraus darin erkennen, die innere Einheit der Völker zu schaffen. Er will sogar kosmopolitisch werden, aber in dem Sinne (fürchtet nicht das mißbrauchte Wort), zum Kosmos, zur Welt und zur Ordnung der Welt, zurückzukehren. Und nichts anderes treibt uns dabei als Notwendigkeit. Oder sind wir anders nicht ein Teil des Kosmos. Müßte nicht anders ein Staatsgebilde, aus dem Wahn der absoluten Machtpolitik heraus, abgeschlossen von den anderen, verdorren wie ein Zweig, der von den Säften der Wurzel abgeschnitten ist. Unser Staatsorganismus muß stark sein. Unser Staatsgefühl, dieses altruistischste Gefühl, kann nicht genug gestärkt werden.

Auch jene, die vom kapitalistischen Staate sprechen, werden einsehen und haben eingesehen, daß das lebendige Staatsgefühl auch dann notwendig ist, wenn im modernen Staate von heute der Kapitalismus eine gewisse Notwendigkeit bleibt. Die einzig mögliche Beschränkung bislang dieses notwendigen Kapitalismus liegt in der Sozialisierung seiner Kräfte. Je stärker diese Sozialisierung wird, um so sittlicher

Generated on 2019-10-28 16:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

wirkt sie, vom Staate wie vom Geiste aus. Also alles für die sittliche Aufgabe und Pflicht des Staates. Nationales Selbstbewußtsein wird sogar als notwendig und wertvoll bekannt. Nur wollen wir mit allen Kräften fort von der verlogenen Mystik und der gefährlichen Selbstüberhebung, die uns, unser Volk, unseren Staat gottähnlich und über alle anderen Völker und Staaten erhaben hinstellen will. Fort wollen wir von dem absoluten Pflichtdogma, das aus jener Mystik wächst (nicht aus dem kategorischen Imperativ der individualistischen Kant'schen Richtung!); das keine Menschlichkeit unter den einzelnen wie unter den Völkern aufkommen lassen möchte und schließlich, obwohl doch auch für Menschen gemacht, wie Vater Kronos die eigenen Kinder frißt.

Ueber diese (wie alles, nur angedeuteten) Gegensätze von Pflicht und Glück der Menschlichkeit, Pflichtethik und sogenanntem Eudämonismus würde ich etwa sagen: So wie sich Staat und Individuum zu ergänzen und jedes ineinander zu behaupten, keines aber den anderen absolut zu beherrschen haben, so Pflichtethik und Eudämonismus. Ihre Trennung durch das falsch verstandene und gefährlich mißbrauchte Dogma vom kategorischen Imperativ folgert letzten Endes alles Unheil zwischen Mensch und Staat wie zwischen den Staaten untereinander.

Was hier (in der geforderten Kürze) formuliert wird, ist aus dem Geiste der Wiese'schen Schrift heraus gesagt, auch wenn er nicht mit allen Formulierungen und gezogenen Konsequenzen einverstanden sein mag. Aber in allen Sätzen lebt, denk' ich, Wieses Grundtendenz. Und die Gedanken über Menschlichkeit, die sich jeder von diesem Weltgeschehen Erfüllte, also jeder Denkende und Leidende unserer Zeit, zu machen verpflichtet ist, laufen in Unendlichkeit den Weg vom Egozentrum zum Kosmos, vom Mensch zum Volk, von den Völkern zur Menschheit. Hier ist nichts von verwaschenen und leeren Begriffen, weil ihre Abgegriffenheit danach aussieht. Vielmehr ist gerade aus solchen Schriften, wie der tapferen und wunderschönen von Wiese, die notwendige Erkenntnis aufs neue zu ziehen: wie sehr Ideen zum Heil oder Unheil politisch praktisch sich realisieren und die Welt erbeben lassen. Alles dünkt euch Begriff und alles wird blutvolles Leben. Sehen wir zu, daß es nicht blutendes Leben wird!

Joachim Friedenthal (München)

Leid

Immer gab es unendlich viel Leid auf der Welt, aber nie ein Gefühl, das die Wucht allen Leids in seiner Endsumme und Gleichzeitigkeit hätte erfassen können, ohne zusammenzubrechen. An einem Krankenhaus vorüberzugehen und zu denken, daß hundertfältiger Schmerz sich in ungezählten Betten windet, stöhnt, mit offenen Augen daliegt, krampft das innerste Gefühl körperlich schmerzhaft zusammen. Und doch ist dies nur ein Krankenhaus von tausend Krankenhäusern.

Nichts ist der grauenhaften Majestät des Leids vergleichbar. Der Krieg hat sie noch erhabener gemacht, er hat ihr den gellenden Purpurmantel des Bluts und Feuers umgehängt, über alle Grenzen des Faßbaren ist sie hinausgewachsen. Aber dem menschlichen Geist ward es barmherzig erlassen, unirdische Dimensionen zu schauen. Ihm ward wohltätig ein kleines Mitleid geschenkt und eine große Blindheit. Das kleine Mitleid, um den ihm wahrnehmbaren winzigen Segmenten des Schmerzes, den erlösenden Tribut des Leids zu zahlen; die große

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Blindheit, um sein Ego panzergleich vor dem meeranstürmenden Leid zu schützen.

Leid, über eine irdische, meßbare Größe, über eine bestimmte Grenze hinauswachsen, gewinnt etwas Unfühlbares, Undenkbares, Abstraktes. Es ist da, aber es affiziert uns nicht mehr. Die Grenze ist durch das Mitleid gezogen. Mitleid mißt fremdes Leid, Mitleid ist das ausgleichende Gegengewicht, mit dem wir uns belasten, es ist das Lösegeld, das wir zahlen, um uns selbst frei zu machen. Neben ursprünglich Gefühltem ist etwas Zweckbedachtes im Mitleid; es ist, unter der Oberfläche des Bewußtseins, dieser Gedankengang: du bist elend, ich bin glücklich — wie leicht könnte ich ebenso elend sein, wie du, Armer, — ich versöhne das furchtbare Schicksal, indem ich mit dir fühle, und einen Teil deines Leids freiwillig auf mich nehme. — Was ist Bedauern oft anders, als die nachgeahmte Gebärde des Leids! — Aber auch subjektiv gefaßt, verliert das Leid, eine bestimmte Größe und Grenze überschreitend, seine empfindbare Realität. Körperlicher Schmerz kann nicht ins Endlose wachsen; an einem bestimmten Punkt angelangt, hebt er sich selbst durch wohltätige Anästhesie der Ohnmacht auf. Und seelisches Leid, gigantisch aufgebürdet, rettet sich oft jählings (gleichsam mit einem Kopfsprung) in gleichgültige, empfindungslose Stumpfheit.

*

Zum Leid, das in der Alltagswelt Bürgerrecht hat, kam noch jenes, das dem Krieg aus unerschöpflichem Schoß entquillt. Wir leben jetzt in einer ungeheuren Atmosphäre des Leids. Jede Stunde, jede Minute strömt über von leidvollem Geschehen; es hat uns Augen und Seelen weit geöffnet, und das Maß der Schmerzen, das wir jetzt zu fassen vermögen, ist größer geworden, als es vor dem Kriege war.

Und doch ist es nur dunkel und ungefähr zu erahnen, wieviel Leid sich begibt, während man „Eins" zählt. Diese Empfindung der Gleichzeitigkeit entfesselt ein furchtbares Pandämonium. Dreißig Seeleute, viele Klafter tief unter dem Meer; ihr Fahrzeug tödlich getroffen, unfähig an das Licht zu steigen; die Motore stehen, der Lichtquell versiegt: Dunkelheit, tiefe, undurchdringliche, greifbar dicke Finsternis; und 30 Menschen in ihr, mit irretastenden Händen, tiefmitten im Leib des Meeres; vielleicht gellt ein Schrei auf, möcht' emporbringen zum Leben; 30 Menschen; sie fühlen in der Enge ihre Leiber; bis der Tod kommt — aber bis dahin — o Ewigkeit ... Fort, wischt dieses Bild, das wie aus entsetzlichem Fieber geboren ist, von der Stirne fort! — Oder: Eltern, die ihr ins Feld ziehendes Kind zum Bahnhof begleitet haben, kehren in die schmerzliche Stille ihres Heims zurück. Ein russischer Armeeführer unfähig, den Zusammenbruch mitanzusehen, erschießt sich in Verzweiflung. Deutsche Gefangene von Zeit und Heimat abgeschnitten, schmachten in Buchara. Auf dem Landungssteg von Saßnitz wird ein menschlicher Stumpf behutsam getragen. — — — Und dies ist nun der millionste Teil des Leids, das da ist, gleichzeitig, in einer Sekunde da ist und abertausend Herzen bedrängt. Was will es dagegen besagen, erschauernd an einem nächtlichen Krankenhaus vorüberzuschreiten und all die Schmerzen und Fieber, die hinter den dunklen Mauern sind, entfesselt auf sich einstürmen zu fühlen!

*

Fast hat es den Anschein, als habe das Leid, das nicht aus dem Krieg kommt, kein Daseinsrecht. Fast könnte

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

man über die „seelischen" Nöten, die aus inneren, unbekannten Quellen unablässig gespeist werden, lächeln. Und doch ist auch sie da, diese sensible Wehleidigkeit, diese grundlose Trauer von Menschen, denen eigentlich nichts fehlt, als die Balanz des Innern, als der normale Ausgleich zwischen Ich und Welt. Seltsam isoliert stehen diese Menschen da, man hat sie fast ganz aus den Augen verloren, denn das Ausmaß der Schmerzen ist ein anderes geworden und für den Luxus des Leids hat man jetzt, da es als riesengroße Realität durch die Welt schreitet, kaum was übrig. Und doch sollten wir auch auf abseitiges Leid, das tausendgestaltig da ist, als der Schmerz des Verliebten, als die Zerrissenheit des Unharmonischen, als qualvoll wirre Problematik, als die schattenreiche Wehmut passiver Einsamkeit — nein, auch auf dieses Leid sollten wir nicht kalt und verständnislos blicken.

*

Vor den Sternen, zu denen es sich flüchtet, ist alles Leid gleich. Irgendwo ist ein Verstehen für alle und eine Erlösung. Irgendwo, hoch über dem zerwühlten, ruhelosen, gepeinigten Leben, schwebt die Unbewegtheit wie ein ruhevoll schauendes Auge. Menschenmitleid allein erlöst nicht. Aber das unbewegte Antlitz des Himmels in der Ruhe seines ewigen Wandels ist der sänftigende Baldachin über allem Erdenleid.

Hans Natonek

Heinrich Zille

Jeder meint, den famosen Schilderer des Berliner „Milljöhs" zu kennen. Aber ich glaube, daß auch hier die meisten nur die Oberfläche sehen. Der Künstler Heinrich Zille steht noch im Dunkeln, weil das Publikum ihn durch seine Beauftragten — Verleger, Redakteure, Kritiker — in unbewußten Egoismus seiner Freundschaft absichtlich unter jener Oberfläche hält. Das Publikum kennt nur den halben Zille und will offenbar nur den halben: den gemütlichen und offenherzigen Moabiter. Die Zeichnungen, die stoßweise ins Elementare dringen, werden mit jener unheimlichen Instinktsicherheit abgelehnt, die das Publikum allem Ursprünglichen gegenüber stets beweist. „Zille" — das ist ihm ein Begriff geworden, an dem es nun nicht mehr rütteln läßt, auch nicht von Heinrich Zille selbst. Und doch wollen wir hoffen, daß dieser eines Tages durch die Wolke verständnisvoll schmunzelnder Freundschaft, in der ihn jeder zu kennen meint, als der wahre Heinrich Zille durchstoßen wird.

Auch die Bilderserie und das Album „Vadding in Frankreich" (Verlag Dr. Eyßler-Berlin) sind nicht ganz so in das sichtbare Leben getreten, wie sie sollten. Auch hier haben freundliche Aengstlichkeiten mildernd auf die unerschrockene Natur eingewirkt — also die künstlerische Kraft gehindert. Trotzdem entstand ein prächtiges, menschlich und künstlerisch reines, schönes Buch. Die auf dem Innendeckel zu Anfang und zu Ende gleich wiederkehrende Zeichnung zweier Abschiednehmenden ist wundervoll — ein Beispiel des wahren Heinrich Zille.

Adolf Behne

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin W. 15, Kaiserallee 21.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wort und Wesen

Von Dr. Carl Jentsch

er Lügen- und Verleumdungsfeldzug, mit dem unsre Feinde ihr Gewissen zu beschwichtigen und ihr militärisches Manko auszugleichen versuchen, ist eine ungeheuerliche und abstoßende, aber so wichtige Erscheinung, daß zukünftige Völkerpsychologen sie zum Ausgangspunkte ihrer Untersuchungen wählen werden. Franz Oppenheimer erklärt das Phänomen im letzten Dezemberheft der Neuen Rundschau auf folgende Weise. Vorläufig ist in allen europäischen Staaten die Aristokratie der Grundbesitzer noch der herrschende Stand, nach dessen Moral das Volk die seine formt. Die deutschen Rittergutsbesitzer unterscheiden sich nun dadurch von den Grundherren der übrigen Staaten, daß sie ihre Güter selbst bewirtschaften, also arbeiten, während die ausländischen müßige, also schmarotzende Grundrentner sind. Nun ist aber Arbeitslohn die einzige sittlich gerechtfertigte Einkommenart, Arbeit überhaupt die Grundlage aller Sittlichkeit und Tüchtigkeit, darum erfreut sich das deutsche Volk einer gesunden Moral; die anderen Völker können eine solche nicht haben, weil ihr herrschender Stand der Daseinsberechtigung entbehrt und diesen Mangel mit Cant und Phrase zu verhüllen gezwungen ist.

Ob die Prämissen dieser Schlußfolgerung vollständig zutreffen, mag dahingestellt bleiben; im Ganzen und Großen besteht der angegebene Unterschied, und er kann nicht ohne Einfluß bleiben auf die Volksmoral, aber die fehlerhafte Agrarverfassung der andern Staaten ist weder die einzige noch die Hauptquelle des Lügenstromes.

Zunächst ist festzustellen, daß nicht alle Unwahrheiten unserer Gegner bewußte Lügen, viele nur Produkte der Unwissenheit

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sind, und es ließe sich zeigen, daß wir Deutschen zu einem großen Teile selbst schuld daran sind, indem wir durch unsere Presse das Ausland falsch informiert haben.

Sodann ist zu beachten, daß die Lügen der Westmächte (das asiatische Rußland lassen wir aus dem Spiele) verschiedener Art sind. Der Engländer ist im Privatverkehr wahrheitliebend und rechtschaffen. In der Politik aber lügen die englischen Staatsmänner mit kaltblütiger Berechnung nach dem fälschlich sogenannten Jesuitengrundsatze und stellen das Lügen ein, sobald sie wahrnehmen, daß es seinen Zweck verfehlt, mehr schadet als nützt; wie denn jetzt der Regierung in mehreren Zeitungen vorgeworfen wird, daß sie dem Volke die wirkliche Kriegslage verschleiere und damit die Lage verschlimmere. Marianne dagegen ist ein hysterisches Frauenzimmer und unfähig, Tatsachen, die ihre Eitelkeit verletzen, als wahr und wirklich anzuerkennen. Die Italiener endlich sind phantasievolle Kinder, die ihre Einbildungen für Realitäten halten.

Außerdem aber haben Italiener und Franzosen eine Eigenschaft gemeinsam, die ja wohl allgemein als das sinnfälligste Rassenmerkmal der Romanen allgemein anerkannt wird, und die an der Schwäche ihrer Wahrheitsliebe schuld sein dürfte: den lebhaften Formensinn. Oppenheimer mag von Rasse und Rassenunterschieden nichts wissen, aber es bedeutet ein Zugeständnis an den Rassenglauben, daß er meint, heiterer Sonnenschein und Wein möchten an der schönen Phrase ihren Anteil haben: vorgeschichtliche Einwirkungen von Boden, Klima und Landschaft haben doch eben wahrscheinlich die verschiedenen Volksarten (als Rassen sollte man nur die Weißen, Schwarzen und Gelben bezeichnen) geschaffen. Vollständig lassen sich freilich die seelischen Anlagen aus Natureinflüssen nicht erklären, so nicht die zarte und lebhafte Empfänglichkeit der alten Griechen für das Aesthetische der Natureindrücke. Heiterer Himmel und scharf umrissene Gebirgssilhouetten haben ihren angeborenen Formensinn ausgebildet und ihnen zusammen mit dem Anblicke des nackten Men-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schenleibes und der Versenkung ins Menschenantlitz die Schönheit erschlossen. Diesen Formen- und Schönheitssinn pflanzte der Kreis der Scipionen, dem Cicero angehörte, den gröber gearteten Italikern ein, und die aus der Mischung von Italikern und Germanen erwachsene Nation der Italiener ist mehr hellenisch als römisch ausgefallen. Von ihnen konnten die aus Germanen und Galliern gemischten Franzosen um so leichter zur Liebe der schönen Form erzogen werden, da die Gallier, die das Bunte und Glänzende liebten, dafür prädisponiert waren.

Unter dem lebhaften Formensinne kann der Sinn für das Wesen der Dinge sehr leicht verkümmern: chacun a les défauts de ses qualités, wie, wenn ich nicht irre, zuerst Frau Emile de Girardin gezeigt hat. Den Formensinn an sich darf man nicht schelten, wie das unsere allerneuesten Kunsttheoretiker tun, welche die Renaissance hassen; vielmehr haben wir den Romanen dankbar dafür zu sein, daß wir an ihren eigenen und den von ihnen verwahrten Schöpfungen der Alten unsern Formen- und Schönheitssinn bilden, verfeinern und dadurch unsere eigene Naturanlage vervollständigen konnten. (Romanen ist übrigens eine falsche Bezeichnung; weder die Franzosen noch die Spanier haben eine erhebliche Quantität Römer- oder überhaupt Italikerblut in ihren Adern; blutsverwandt sind die drei Nationen nur durch die allen dreien gemeinsame Beimischung von Germanenblut; lateinische Nationen darf man sie nennen, da sie lateinische Dialekte reden.) Es ist also zwar ein Gebrechen, aber aus ihrem lebhaften Formensinn leicht zu erklären, daß ihnen der blendende Schein mehr gilt als das Wesen der Dinge und Personen.

Und die berückendste Art des verführerischen Scheins ist für sie die tönende Phrase, überhaupt die Sprache. „Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen", spricht Faust beim Uebersetzen des in principio erat verbum. Die Griechen aber haben es so hoch geschätzt; von ihnen hat die Kirche die Bezeichnung Logos entlehnt für die Urvernunft und die schöpferische Urkraft, aus der das Universum hervorgegangen ist. Die fein gegliederte

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sprache der Griechen ist bis heute das Uebungsfeld und das Muster aller Sprachkunst geblieben, und nach griechischem Beispiel schätzen und pflegen auch die Italiener und die Franzosen ihre wohllautenden Sprachen. Isolde Kurz erzählt von einem reichen jungen Manne, der eine ältere, gar nicht schöne Signora heiratete, bloß weil ihm niemand das echte Toskanisch so schön zu sprechen schien wie sie, und ein schwerhöriger Deutscher, dem die nachlässige Aussprache seiner Landsleute so viel Pein verursacht, ist schon deshalb entzückt von Italien, weil dort auch die Frau und das Kind aus dem Volke alle Vokale so rein, hell und deutlich, alle Konsonanten so scharf ausspricht, daß das herausgeschmetterte oder melodisch gesungene quaranta, tschinquanta unmöglich mißverstanden werden kann. Es ist also kein Wunder, daß die Italiener und die Franzosen, verliebt, wie sie sind, in den tönenden Klang, eine schöne Phrase, von der sie sich hingerissen fühlen, für Wahrheit halten, und sich damit über unangenehme Wirklichkeiten hinwegtäuschen.

Und dieser Wortkult hat im Altertum ein verhängnisvolles Unterrichtswesen hervorgebracht, dessen Tradition bis heute fortwirkt. Unsre deutschen Hochschulen sind Fachschulen oder, wie die Universitäten, Komplexe von solchen, die griechische Hochschule war die Rhetorenschule, und die Römer bildeten ihr Schulwesen dem griechischen nach; Realien- und Gesetzeskunde wurden nur nebenbei gelehrt; die Hauptsache war, daß der junge Mann schön, elegant, überzeugend und hinreißend reden lernte. Auf Politik und Rechtspflege wurde die Redekunst angewandt bei jenem durch und durch politischen Volke, und da sich der Anlage zur Wortkunst die virtuose Logik zugesellte, nahm die Rhetorik den Sophistencharakter an (der Strepsiades in den „Wolken" schickt seinen Sohn in die „Denkerbude", damit er dort lerne, wie man die Gläubiger betrügt), der bei den rechtsbeflissenen Römern sich zum Advokatencharakter fortbildete. Die Rechtswissenschaft behauptete sich als das einzige lohnende Studium, weil das Vorwiegen der ästhetischen und der philosophischen Interessen und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Verachtung „banausischer" Arbeit bei den Griechen den Fortschritt in der Technik hemmten, zu der Mathematik und Physik den Grund gelegt hatten (Archimedes *schämte* sich der praktischen Anwendungen, die er von seiner Wissenschaft zu machen veranlaßt wurde), und auch die Rechtspflege wurde in den Rhetorenschulen erlernt, als eine Kunst, die Gesetze zum Vorteile des Klienten zu verdrehen.

Wie grundverschieden von diesem Advokatenprozesse ist die altdeutsche Rechtssprechung gewesen, wo durch Zeugen der Tatbestand festgestellt wurde, und auf dessen Grunde die Schöffen dann ohne die Beihilfe eines Redekünstlers das Urteil fanden! In der Kaiserzeit wurden besondere Rechtsschulen eingerichtet und der letzte große griechische Rhetor, Libanius, klagt um 350, seine Kunst und die griechische Sprache verfielen immer mehr der Mißachtung; wer es zu etwas bringen wolle, müsse Latein lernen, und Jura studieren, aber Quintilians († 88) Institutio oratoria enthält noch eine Anleitung zur forensischen Beredtsamkeit, die beinahe aussieht wie eine Prozeßordnung. Grade dieser Mann nun hat, als edler Charakter, die Gefährlichkeit seiner geliebten Kunst durchschaut. Wenn wir, schreibt er, den Bösewicht darin unterrichteten, mit der schärfsten Waffe nicht den Landesverteidiger, sondern den Straßenräuber ausrüsteten, dann würden wir der Gesellschaft den denkbar schlimmsten Dienst erweisen, und die Beredtsamkeit wäre die verderblichste aller Künste. Er tröstet sich damit, daß ein böser oder schlechter Mensch nimmermehr ein guter Redner werden könne. Er hat Recht, wenn man gut im strengsten Sinne des Wortes nimmt; aber ein *wirksamer* Redner, und das versteht die Masse unter einem guten, ist unter andern auch Herr Gabriele d'Annunzio. Die Schätzung der Rhetoren-, Sophisten- und Advokatenkünste nun hat sich in den italienischen und französischen Schulen bis heute fortgepflanzt, und wirkliche Advokaten, Advokaten von Beruf, sind es, die von der parlamentarischen, der Schwatz-Maschinerie ans Ruder gebracht werden, und die das Staatsschiff dem Abgrunde zusteuern.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Unsre Regierung gründet ihre Politik nicht auf Schein und Phrase, sondern auf die Bedürfnisse des eignen Volkes und auf die richtige Schätzung der wirklichen Kräfte der Völker und Staaten. Die matter-of-fact men an der Themse werden nur durch ihre Unkunde ausländischer Dinge und Zustände gehindert, ebenso zu handeln. Doch sind weder die Engländer noch wir selbst gegen die Gefahr, durch Phrasen mißleitet zu werden, völlig gefeit; leider ist es jetzt zu spät und zugleich zu früh, ausführlich nachzuweisen, welches Unheil diesseits und jenseits des Kanals die Redensarten von der Seeherrschaft, der Weltherrschaft, der Konkurrenz, dem Platz an der Sonne angerichtet haben.

Die Ostermesse in Rom

Eine Spitzbubengeschichte von Paul Ernst

An der Via Appia auf der ersten Erhöhung vor Rom liegt das Grabmal der Cäcilia Metella. Man hat von ihm einen sehr schönen Blick auf die Ewige Stadt.

Ein wohlgenährter und zufrieden aussehender Mann kommt auf einem Maultier langsam und behaglich von den Bergen her auf der Via Appia angeritten. Ein dick geschwollener Mantelsack ist hinter ihm aufgeschnallt, sein Anzug ist sauber und adrett, das Maultier sieht glatt und rund aus und klingelt fröhlich mit seinem Glöckchen. Bei dem Grabmal der Cäcilia Metella hält er sein Tier an, legt die linke Hand über die Augen und besieht wohlwollend die Aussicht, welche sich ihm bietet. Dann sagt er zu sich: „Dieses wäre nun wohl der passendste Ort, um das Frühstück einzunehmen". Er treibt sein Maultier an die Seite, wo ein niedriges altes Gemäuer die Straße begrenzt und steigt unter Verwendung dieses Gemäuers ab. Dann holt er dem Tier den Mantelsack vom Rücken und legt ihn neben sich ins Gras, schnallt den Sattel ab und nimmt ihm das Gebiß aus

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dem Maul, und indem er ihm einen leichten Streich mit der Hand gibt, sagt er: „Nun genieße auch du, was Gott für dich bereitet hat". Das Maultier bewegt dankbar seine Ohren, geht auf die Weide neben der Straße und beginnt Gräser, Gänseblumen, Veilchen und allerhand grüne Kräuter zu fressen, welche ihm gut scheinen. Der Mann aber öffnet den Mantelsack, zieht eine glänzende Serviette vor und breitet sie auf dem Gemäuer aus, dann stellt er einen großen Fiasco roten Wein auf, legt ein Brot daneben und wickelt eine halbe gebratene Kalbskeule aus, zwei gebratene Täubchen und drei schöne goldgelbe Aepfel; und endlich holt er noch eine Düte vor, in welcher sich Krachmandeln und Rosinen befinden. Als er das alles sauber und schön geordnet hat, tritt er etwas zur Seite, sieht es an und sagt: „Da geht Einem doch das Herz auf, wenn man so etwas sieht". Dann aber setzt er sich neben die Serviette auf das Mäuerchen und beginnt zu essen; und nachdem er eine Weile gegessen, nimmt er den Fiasco, hält ihn prüfend gegen das Licht, hebt ihn hoch, richtet den geöffneten Mund ihm entgegen und lenkt den Strahl des roten Weines mit großer Geschicklichkeit in seinen Mund.

Indem diese Beiden nun fröhlich verzehren, was vor ihnen ist, ertönt auf der Straße das Glöckchen eines anderen Maultieres, und als sie hinblicken, da sehen sie einen anderen Herrn auf einem Maultier ankommen. Auch dieser Herr sieht sauber und ordentlich aus, auch sein Tier ist glatt und wohlgenährt, und auch er hat einen dicken und prallen Mantelsack hinter sich. Er hält vor den Beiden an, sieht bewundernd auf die Serviette und die schönen Speisen, und lüftet dann wortlos den Hut. Der erste Herr erhebt sich, erwidert die Begrüßung und setzt sich dann wieder zu seinem Frühstück. Nun treibt der zweite Herr sein Tier auf die entgegengesetzte Seite der Straße, steigt mit Hilfe des Mäuerchens ab, befreit sein Tier von Mantelsack, Sattel und Zaum und entläßt es mit einem leichten Klaps auf die Weide, und packt dann seinerseits auf seinem Mäuerchen aus.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auch er breitet eine frisch gewaschene Serviette und setzt einen Fiasco auf; dann bringt er einen schönen Schweinebraten vor, ein Rippenstück, das erst gepökelt war, und auf dem eine dicke Kruste von geriebener Semmel und Kümmel sitzt; dann eine halbe Gans und endlich ein großes Brot und Früchte.

Der erste Herr sieht über die Straße dem zweiten zu und findet, daß der sich auch gut versorgt hat, und ohne daß die Beiden sich bis nun näher kannten, halten sie sich doch für Ehrenmänner und sind sich im Stillen freundschaftlich gesinnt. So beginnen sie denn bald ein Gespräch, indem sie sich gegenseitig befragen, woher sie kommen und wohin sie ziehen. Der erste der Herren ist ein Ser Giovanni und stammt aus Albano, der zweite ein Ser Ambrogio und stammt aus Castel Gandolfo; sie wollen aber beide nach Rom reiten, um den heiligen Vater die Ostermesse feiern zu sehen. Und wie nun ein Wort das andere gibt, da zeigt sich, daß sie die gleichen Anschauungen haben, denn sie verabscheuen Beide die Wirtshauskost in den Städten; Ser Giovanni erzählt von einem Rebhuhn, das wieder lebendig geworden war, so viel Maden hatte es gehabt, und Ser Ambrogio verkauft seine Eier nach Rom, wenn die Hühner sich an Maikäfern satt gefressen haben, was zwar das Eierlegen befördert, aber den Eiern einen ranzigen Geschmack gibt; dann spricht Ser Giovanni von den süchtigen Hämmeln, die man schlachten muß, und die noch ganz appetitlich zu essen sind, wenn man nur die schlechten Stücke herausschneidet, und Ser Ambrogio erzählt von einem ungeborenen Kalb, das ihm ein Schlächter aus Rom abgenommen hat. Jeder schließt, indem er sagt: „Die Römer fressen Alles, aber ich fresse so etwas nicht".

Unter solchen Gesprächen vergeht ihnen die Zeit angenehm und schnell; und wie sie gesättigt sind, da wischen sie ihre Messer hinten an den Hosen ab, schnappen sie zusammen und stecken sie in die Tasche, und dann wickeln sie ihre Braten und alles andere ein und legen die Servietten zusammen und packen alles

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in die Mantelsäcke, holen ihre Maultiere, satteln und reiten gemeinsam weiter.

So kommen sie nach Rom und finden eine angemessene Herberge, wo sie zur Nacht bleiben können. Sie stellen ihre Maultiere in den Stall, gehen in die Wirtsstube, breiten wieder ihr Mitgebrachtes aus und essen, und dann setzt sich jeder in sein Fenster, sieht auf die Straße, wo die Leute vorübergehen, legt den Arm auf und trommelt fröhlich auf dem Fensterbrett, denn es ist eine schöne Unterhaltung, wie die Leute eilig vor den Fenstern vorbeilaufen und hungrig aussehen.

Nun kommt zufällig Lange Rübe an der Herberge vorbei, sieht die beiden Männer im Fenster sitzen und denkt sich, daß er da ein Geschäft machen kann. Er tritt ein und geht in die Gaststube, und indem er die beiden höflich grüßt, setzt er sich und läßt einen Fiasco Marino vor sich hinstellen. Seiner durchdringenden Menschenkenntnis ist es klar, wie er es beginnen muß, um mit den Beiden in ein Gespräch zu kommen. Er erhebt den Fiasco und gießt sich einen Strahl in den Mund, dann verzieht er die Miene und spuckt aus. Hierauf greift er in die Tasche, ruft die Kellnerin herbei und fragt, was er zu zahlen habe. Die Kellnerin hält den Fiasco vor das Gesicht und erklärt, daß der Herr für einen Soldo getrunken habe; er greift in die Tasche und wirft das Kupferstück nachlässig auf den Tisch; die Kellnerin dankt und geht aus dem Zimmer, indem sie den Fiasco mitnimmt.

Ser Giovanni räuspert sich, beginnt aber nicht zu sprechen. Ser Ambrogio sagt: „Der Herr ist ein feiner Herr, er bezahlt, was er zu bezahlen hat, und sagt nichts". „Was soll man sagen!" erwiderte Lange Rübe; „der Wein ist verfälscht". Ser Giovanni lacht und sieht den Ser Ambrogio an. „Ich saufe so etwas nicht", sagte Ser Ambrogio; „wenn ich eine Reise mache, dann nehme ich mit, was ich brauche". Damit holte er seinen Fiasco aus seinem Mantelsack und hält ihn Lange Rübe unter die Nase, damit er riechen solle, wie gut der Wein ist. Ser

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Giovanni beginnt seine Erzählung von dem Rebhuhn und Ser Ambrogio erzählt die Geschichte von den Maikäfern; Lange Rübe bringt in den Erzählungen einige Ausrufe an; Ser Giovanni fährt mit den süchtigen Hammeln fort und Ser Ambrogio mit dem ungeborenen Kalb. Lange Rübe beginnt nun auch zu erzählen und sagt, wenn die Leute auf dem Lande fein seien und die Leute in der Stadt übers Ohr hauen, so seien die Städter auch nicht dumm, und so erzählt er von Fremden, die in den Herbergen in Rom des Nachts bestohlen werden. Die Männer fassen jeder an seine Brust, woraus Lange Rübe schließt, daß sie ihr Geld in einem Säckchen verwahrt haben, das sie an einer Schnur um den Hals tragen. Die Beiden erkundigen sich besorgt, wie man sich des Nachts schützen könne, und Lange Rübe merkt, daß es eine größere Summe sein muß, welche sie in den Säckchen tragen. Er erklärt: „Den Schlüssel abziehen und das Geld mit dem Schlüssel unter das Kopfkissen legen". Er schwört, in Rom schlafe Jeder so, sogar der Heilige Vater, für den das recht unbequem ist, wenn man bedenkt, was der doch manchesmal für Summen im Hause hat.

Die Kellnerin kommt wieder in die Wirtsstube und fragt Lange Rübe, ob der Herr zur Nacht zu bleiben gedenke, weil sie jetzt die Betten beziehen muß. Lange Rübe bestellt sich ein Zimmer, nimmt dann seine Mütze und geht, um noch einige Geschäfte zu besorgen.

Ser Giovanni und Ser Ambrogio schlafen auf einer Kammer. Sie machen ab, daß Ser Giovanni, welcher der ältere ist, den Schlüssel unter sein Kopfkissen legen solle, schließen ab, legen ihre Mantelsäcke ordentlich auf den Boden, ziehen sich aus; jeder steckt heimlich vor dem andern, indem er ihm unauffällig den Rücken dreht, sein Säckchen unter sein Kopfkissen, Ser Giovanni fügt noch den abgezogenen Schlüssel dazu, dann bläst Ser Giovanni das Licht aus, und dann legt sich jeder, deckt sich zu und streckt sich behaglich aus.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In der Nacht scheint es Ser Giovanni, als stehe Jemand an seinem Bett und mache sich am Kopfkissen zu schaffen; aber er ist so im Schlafe, daß er sich nicht fragt, was das bedeuten könne, sondern sich nur unwillig umwendet und knurrt. Ser Ambrogio wacht halb auf und glaubt eine Hand unter seinem Kissen zu fühlen, aber dann wird es ihm klar, daß das seine eigene Hand nicht sein kann, und so beunruhigt er sich nicht, sondern schläft ruhig weiter.

Am anderen Morgen erwacht Ser Giovanni zuerst. Seit langen Jahren hatte er sich schon darauf gefreut, einmal die Oster-Messe vom Heiligen Vater zu hören, und so kann er die Zeit garnicht erwarten. Er greift der Vorsicht halber unter das Kissen; aber da findet er nur den Schlüssel; er richtet sich auf den Knieen im Bett auf, sucht, wirft das Kopfkissen auf den Boden; das Säckchen mit dem Geld ist verschwunden.

Ser Ambrogio schläft und schnarcht. Er schnarcht durch die Nase, jedoch nur mit dem einen Nasenloch, das heftig zittert. Ser Giovanni will ihn wecken; plötzlich aber besinnt er sich; er kleidet sich still und schnell an, schleicht aus der Kammer, schließt von außen wieder zu und geht in die Wirtsstube.

In der Wirtsstube sitzt Lange Rübe und ißt seine Morgensuppe; er ist etwas beklommen durch das unerwartet frühe Aufstehen des Ser Giovanni; er hat schon seine Zeche bezahlt und wollte eben aufbrechen. Aufgeregt tritt Ser Giovanni auf ihn zu. „Wo wohnt der Polizeihauptmann?“ ruft er. Lange Rübe ist erstaunt, und Ser Giovanni erzählt ihm mit fliegender Hast, daß Ser Ambrogio ihm des Nachts sein Geld gestohlen hat und nun so tut, als schlafe er fest; wahrscheinlich habe er es irgendwo versteckt; aber er habe die Kammer abgeschlossen und ihn so gefangen. Lange Rübe beschreibt die Wohnung des Polizeihauptmanns und Ser Giovanni eilt fort. Kaum aber hat er das Haus verlassen, als Ser Ambrogio die Treppe herunterpoltert. Er war aufgewacht, das Bett seines Freundes war leer, sein Geldbeutel unterm Kopfkissen fehlte und die Tür war ver-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schlossen. Er hatte sich schnell die Kleider übergeworfen, die Tür durch einen Fußtritt gesprengt und eilte nun gleichfalls in die Wirtsstube; auch ihm beschreibt Lange Rübe die Wohnung des Polizeihauptmannes, denn natürlich hält seinerseits Ser Ambrogio den Ser Giovanni für einen Dieb, und so eilt denn auch Ser Ambrogio ab. Lange Rübe löffelt in Ruhe seine Schüssel leer, nimmt seine Mütze vom Haken und geht fort, indem er sich von der verwunderten Kellnerin freundlich verabschiedet.

Ser Giovanni und Ser Ambrogio wissen Beide in den winkeligen Gassen Roms nicht Bescheid. So kommt es, daß sie sich in ihrer Aufregung verirren. Nach einiger Zeit begegnen sie sich vor dem Hause des Polizeihauptmanns, indem sie von der entgegengesetzten Seite gegeneinander laufen; jeder denkt vom anderen, daß der vor ihm flieht, und so stürzen sie sich denn aufeinander, halten sich gegenseitig fest und rufen Beide um Hilfe. Es sammeln sich schnell Menschen um sie, ein Auflauf entsteht; in dem Gedränge findet sich auch Lange Rübe ein, der ihnen nachgegangen ist; die Beiden beschuldigen sich gegenseitig des Diebstahls, raufen sich, ringen miteinander; „du Spitzbube, du verkaufst madige „Rebhühner", ruft Ser Ambrogio, und Ser Giovanni schreit: „du verkaufst Maikäfereier". „Ich rode meine süchtigen Hämmel ein" erwidert ihm Ser Ambrogio, und Ser Giovanni sagt, er werde die Geschichte mit dem ungeborenen Kalb der Polizei anzeigen. Die Zuschauer beginnen zu ahnen, daß sie Rebhühner, Eier, Hammel und Kalb für teueres Geld gekauft haben, werden wütend und beginnen aus Mißverständnis sich gegenseitig zu prügeln; Lange Rübe erklärt, man müsse die Polizei rufen und trennt mit beiden Armen das Gedränge, wobei es ihm gelingt, noch die Börse eines dicken, kurzatmigen und ratlosen Herrn zu erwischen, der alle Leute fragt, was es gibt. Er eilt die Treppe hinauf zum Polizeihauptmann Tromba.

„Herr Polizeihauptmann", sagt er, „Sie kennen mich. Sie wissen auch, daß wir in Rom keine Kaffern dulden, die uns ins

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Geschäft pfuschen. Unten vor Ihrem Haus sind zwei Auswärtige, die einen Herbergendiebstahl verübt haben. Ich liefere sie Ihnen in die Hand, und hoffe, daß Sie sich einmal erkenntlich zeigen." Damit grüßt er und geht fort. Tromba aber schnallt seinen Säbel um, setzt die Mütze auf, geht die Treppe hinunter, hört auf der Straße eine Weile zu, dann teilt er das Gewühl und legt schwer beide Hände auf Ser Giovanni und Ser Ambrogio, indem er ruft: „Im Namen des Gesetzes, meine Herren, Sie sind verhaftet".

„Lebenstag eines Menschenfreundes"

Von Willi Dünwald (Bonn)

Was meint ihr, daß einer im Keller unseres Schlosses von diesem Abend sähe? Die Luken im Gewölbe, zu hoch für die Augen, werden ihm nur einen bläßlichen Schein der Röte geben! Besser wird es in den Stuben des unteren Stockwerkes sein; obwohl es nach außen keine Fenster hat, sieht man den Widerschein im Hof und ahnt die Herrlichkeit! Nur oben, wo die Fenster aus den Sälen nach allen Seiten den freien Ausblick gestatten, kann der Bewohner sich gemächlich in eine Nische setzen, den Anblick zu genießen! Nun denkt euch, Freunde, es gäbe keine Treppe in diesem Haus, sodaß die Herren in den Sälen die einzigen Genießer wären, die Bürger in den Stuben darunter könnten nicht hinauf, obwohl ihnen der Widerschein im Hof das Blut unruhig machte; das arme Volk aber in den Gewölben säße gefangen im fensterlosen Dunkel und hätte von Gottes Sonne nur die trübe Röte an der Luke! So, Freunde, ist das Haus des Unrechts um die Klassen der Gesellschaft gebaut. Drum habe ich mich gemüht mein Leben lang und bin ein Narr geworden vor ihren Augen, daß ich in dieses Haus des Unrechtes die Treppe der Menschenbildung baute.

Das läßt Wilhelm Schäfer in seinem letzten Werk („Lebenstag eines Menschenfreundes" Georg Müller Verlag 1916) seinen Heinrich Pestalozzi angesichts der von Abendröte überschütteten Alpen zu seinem Freunde sprechen. Und da er solches spricht, ist der Lebenstag dieses Menschenfreundes selbst am Verdämmern, dieser Tag, der, seit er dem Unterbewußtsein der Jugend

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

entdämmerte, in der Tat genutzt wurde, im Haus des Unrechts die Treppe der Menschenbildung zu bauen. Ganz grüner Heinrich noch, fühlte er, von Rousseaus „Emile“ entzündet dazu, den Drang in sich, Reformator der Volkserziehung zu werden, welches Verlangen ihn abdrängte vom Studium der Theologie. Einige Jahre später und er verbrennt alle Entwürfe zu Volksreden, weil er nicht Advokat, nicht Fürsprech, sondern Landwirt werden wird, wozu der Liebe Ungeduld ihn treibt, um alsbald zu Beruf und Brot zu kommen. Zu Beruf und Brot! Ja, wenn er der Bauernschläue gewachsen wäre, und wenn nicht seine Idee: als praktischer Landwirt zu zeigen, wie man, Landwirtschaft, Fabrikation und häusliche Erziehung verbindend, einer verkünstelten Kultur entgegenzuwirken vermöge, auf daß das Volk aus seinem physischen und sittlichen Elend zu Wohlstand und Sittlichkeit gelange. Ebenso sehr reiner Mensch wie reiner Tor verwirtschaftet er also das Geld, das seine Frau einbrachte in die Ehe und findet: daß er arm werden mußte, weil nur ein Armer den Armen helfen könne. Und seine Frau, die reiche Kaufmannstochter Anna Schultheß, die da weiß, daß ihre Sendung hienieden, das „Senkblei seiner Stürme“ zu sein, die erschrickt wohl und nickt doch zum Plan: ihr Haus, den Neuhof, einzurichten in eine Armenkinderanstalt, wo der Armut von innen, durch Bildung, beigekommen werden soll. Aber: nicht nur, daß der Armennarr — wie er bald heißt — nicht lange die hungrigen Mäuler stopfen kann: taumelnd zwischen überfließender Liebe und maßlosem Zorn vermag er auch nicht die rechte Lehrart zu finden, sodaß seine Frau zumeist den Schmerz erleben muß, „den Geliebten auch in den Dingen seiner Neigung unfähig wie im praktischen Erwerb zu sehen“. Nun schreibt er, gedrängt von der äußersten Notdurft, seine ersten schriftstellerischen Einfälle; aber mit Schnurren, auch wenn sie Beifall finden, den Leuten die Langeweile zu vertreiben, ist nicht eines Menschen von der Artung Pestalozzis Art und Weis: nicht lange und ein Buch erscheint, „Lienhard und Gertrud“ geheißen, von dem nicht nur die Schweizer Blätter Rühmliches vermelden: der Armennarr ist zur ausländischen Berühmtheit worden. Aber acht weitere Jahre mit vier weiteren Bücher besorgen, daß von diesem Ruhm nur noch ein blasser Schatten blieb. Und dennoch: wer im Schweizer Land wäre ein besserer Helfer bei der Umbildung des Schulwesens, nach der eine neue Zeit verlangt, als der Einsiedler und Armennarr von Neuhof, den die französische Revolution zu ihrem Ehrenbürger ernannte? Einem grauen Heinrich, dem Bürger Pestalozzi, überträgt das Direktorium der Helvetischen Republik Einrichtung und Leitung eines Waisenhauses in Stans. Fünf Monate, und ihm wird das Brett unter den Füßen fortgezogen: man braucht das Waisenhaus zum Lazarett und läßt ihn nachher nicht mehr ein, wofür solche sorgten, die sein Menschheitswerk verdächtigten. So wird aus ihm der Winkelschul-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

meister in Burgdorf, dem Unverstand und Mißgunst das Uhrwerk abstellen, sodaß er eines Tages durch eine Gasse des Hohnes spießrutenlaufend auf und davon muß. Aber die Treppe der Menschenbildung im Haus des Unrechts! Daran wird weitergebaut, dennoch, diesmal auf Schloß Brunegg, das er zur Schaffung eines Waisenhauses erwarb und dahin bald Gläubige und Zweifelnde pilgern, so stark ist sein Ruhm. Eine andere Regierung kommt und setzt ihm den Stuhl vor die Tür, sodaß er sich halt gern von der guten Stadt Ifferten in eine Schulstube berufen sieht, wo aber alsbald Welt- und Lehranschauungsgezänk gegen ihn aufsteht, und man seine Schule der freien Menschlichkeit eine Revolutionsschule nennen will. Aber wennschon viel verachtet und mancherorts geächtet: der unscheinbare Greis, der zeitlebens am Zipfel seines Halstuchs lutschte, ist doch eine europäische Berühmtheit, da er, der Widerwärtigkeiten überdrüssig und auch krank an Alter, heimkehrt nach Neudorf, hin zu den „Grabsteinen seiner Erinnerung“, wo er sich sammelt, nochmals die Lehre seiner Menschenbildung darzustellen. Er weiß es ja selbst, daß er sie nicht umsetzen konnte in reales Leben, daß er immer wieder gescheitert ist mit seinen Versuchen, daß er die Treppe der Menschenbildung im Haus des Unrechts nicht hat bauen können.

Daß er das nicht vermochte, waren daran wirklich einzig und allein und nur seine Fehler und Schwächen schuld, wie er selbst vermeinte und darum es ihn trieb zu bekennen, „welch ein unreines und verheultes Gefäß er für seine Lehre gewesen“? Wäre dem so, dann würde er nicht in einer Versammlung der Genossen von heute so sprechen, wie ihn Wilhelm Schäfer sprechen läßt; denn dieser Mann der Prosameisterschaft läßt es nicht dabei bewenden, ein im Innern so gradliniges und im Aeußern so verworrenes Leben zu erzählen und im Erzählen zu gestalten . . ., er läßt Pestalozzi, schreitend durch unsere Zeit und das heutige Berlin an der Spree, nachschauen, was aus der Treppe der Menschenbildung geworden ist. O ja, andere nach ihm haben sich auch gemüht, aber das Haus des Unrechts ist das Haus des Unrechts geblieben. Ja, es ist in mancher Hinsicht noch schlimmer darin geworden, weil der Neid auf äußere Güter und der Haß darum darin eingezogen sind. Ein Pestalozzi, der eine andere Freiheit, eine andere Gleichheit, eine andere Brüderlichkeit als die der Genossen von heute meinte, muß ihnen Haß und Neid verweisen. Und wenn ich Wilhelm Schäfer recht verstehe, so gewinnt Pestalozzi im Erleben unserer Zeit die Einsicht, daß es doch nicht so sehr an ihm gelegen, daß die Treppe der Menschenbildung im Haus des Unrechts nicht fertig worden: der Menschengeist, welcher ist „der Diener unserer Menschenbruderschaft und nicht das Leben selber“, ist in ihm sein Abenteuer geritten, und der Menschengeist reitet seine Abenteuer für und für in anderen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unruhigen Seelen. Die Kenntnis von solch fortzeugendem Irrtum mag wehmenschlich stimmen (um ein traurig-schönes Wort von Schäfer anzuwenden), mich aber tröstet zur Stunde, daß diese Kenntnis Sauerteig sein konnte, darob es gärte in der Seele eines Dichters, und uns, und denen, die uns folgen, ein Werk wurde von nachdenklicher, unvergänglicher Art.

Morgen

(1915)

Eine Nacht will weichen, so stumm nach dem Sturm,
Voll Sterbeduft. Keine Luft, kein Stern —
Drei Tote schlummern. Dort dämmerts, — fern ....
Wann werd' ich dich wiedersehn?

Dort blinkt der Tag, — ein Finkenschlag,
— der Baum ragt kahl ins kalte Blau.
Drei Raben, — drei Tauben, — drei Knospen im Tau ....
Wann werd' ich dich wiedersehn!

* * * Serbien

Hermann Graedener

Das Jahr der Bühne

Das Jahr der Bühne brauchte nicht unbedingt das Jahr der Berliner Bühne sein. Aber ad 1) haben unsere Provinztheaterbeherrscher immer mehr große Worte über das „Los von Berlin" als Taten geleistet und ad 2) sind diese Taten, wo sie auftraten, im Verborgenen, Lokalen geblieben, konnten nichts mitschwingen lassen. Das Berliner Bühnenjahr ist eben das Jahr der deutschen Bühne, weil es mitschwingen läßt. Diesem Zustand, der sicher keine Erfüllung oder sonst wünschenswert ist, könnte nur abgeholfen werden ad 1) indem die Provinztheaterbeherrscher endlich selbständige Taten (nicht den letzten Reinhardt oder Meinhardt) sehen ließen und ad 2) wenn sie von ihren Taten Rechenschaft ablegten, etwa durch eine jährliche Sammlung von Kritiken, aber auch schlechter, auch solcher, die „verreißen" und nur solcher, die ganz eigentümliche Aufführungen als Hintergrund haben.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wenn in einem solchen Buche, beiläufig geheißen „Das Theaterjahr des Reiches", öffentlich würde, was in Mannheim oder München oder Hamburg zu sehen ist, dann würde sich sicher Cöln und Frankfurt und Stuttgart entschließen, nicht hinten zu bleiben, und würde auch mittun. Dabei könnte man auch sehen, wieviel treffliche Kritiker in der „Provinz" sitzen, die manchen Hauptstädtischen beschämen könnten. Wenn der Deutsche Bühnenverein Zeit zu solchen „idealistischen" Dingen hätte, könnte er viel leisten.

Vorläufig aber bleibt das Jahr der Bühne in Berlin, schon darum weil es Siegfried Jacobsohn als liebenden Historiker gefunden hat. Der hält es mit Immermann: „Ich habe nie die Bühne überschätzt und bin nicht der Meinung, daß Deutschland untergehen müsse, weil es seit Dezennien keine mehr besitzt. Ich weise der Bühne aber allerdings ihre Stelle im Kulturleben eines Volkes an und bin der Meinung, daß diese nicht vom Pietismus, nicht von der Philosophie, nicht vom Kommerziellen oder vom Bildersehen oder von hundert anderen Dingen, womit die Leute sich jetzt beschäftigen, ausgefüllt werden kann." Weil er nach dieser Meinung gelebt (und wer lebt heute nach einer Meinung, werden die Menschen nicht hin- und hergeschleudert von allerhand wellenhaften fremden Meinungen?) und ihr zu dienen als ein „ernstes Geschäft" betrachtet hat, ist er theaterwütig genannt worden. Leider geschieht dies immer wieder, daß man den Diener einer Sache für einen gefühlsarmen Trottel oder hämischen Streber hält. Wir werden aber nicht weiterkommen, bevor wir nicht erkennen, daß man dem als richtig Angeschauten mit seinem ganzen Einsatz zu dienen hat. Es ist ja übrigens sehr lustig, wie alle diese „im Leben Stehenden" sich vom Krieg überrumpeln ließen, während der theaterwütige Jacobsohn wach aus seinen zwei Augen zu schauen keine Stunde verlernte. Beweis: sein Kriegstagebuch, das nur die Anfangstage bringt, aber die ganz unverwirrt und gar nicht irgendwie wütig, sondern nur menschlich.

Sein Schmerz ist ja auch der: „Wieder zeigt sich, was ich unablässig beklage, weil wir unheilvoll davon kranken: daß bei uns der orakelnde Metaphysiker, der aus der trüben Tiefe seines Gemütes schöpft, mehr Kredit hat, als der Künstler der Kritik, der sich begnügt ein Werk zu durchleuchten." Ein solcher Durchleuchter von Dichtungen, Schauspielern und Regieleistungen ist Jacobsohn. In diesem vierten Band seines „Jahr der Bühne" bringt er es fertig, mit 51 Worten drei Schauspielerleistungen anschaulich und einprägsam zu machen. Wie die Sarah Bernhard, die Prevosti, die Duse als Kameliendame starb, steht vor uns auf. Wer noch braucht dazu nur 51 Worte?

Das macht: Jacobsohn ist lebendig. Er hat nirgends Staub sitzen, er braucht nicht, seinen Rock zu bürsten, und hat nicht die Angst, vom Tag staubig zu werden. Er ist da, er lebt. Und lächelt über die Fähigkeit der deutschen Theaterdirektoren, „selbst in Deutschlands Kriege mit den meisten Völkern die deutschen Dramatiker zu umgehen". Die deutschen Theaterdirektoren sind eben nicht lebendig, sondern irgendwie künstlich gleich ihren Wäldern und Regengüssen. Und die paar lebendigen haben immer Augenblicke, wo sie von dem bacillus theatralicus unheilbar angesteckt werden. Theatermalaria. Sie vergeht, aber sie kommt wieder.

An dem Bühnenkriegsjahr selber merkt man den geringen Auftrieb heutigen Theaterbetriebes. Wir stecken

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

im Uebergang. Denn das Theater (wie jedes Kunstwollen, aber auch mehr wie jedes andere Kunstwollen) braucht eine wartende, festlich erregte Menge. Wer aber wartet heute noch, wer ist festlich erregt? So schlägt man sich durch, um morgen, wenn wieder wartende Menschen da sein werden, gerüstet zu sein.

An der Jacobsohn'schen Chronik wird das ganz deutlich. Wohin wir aber zu gehen haben, wohin das Schiff der Kunst steuert, spricht er so aus: „glaubt nicht, daß es mit der Seelenzerfaserung aus ist, daß mit dem Krieg der Urstand der Natur zurückkehrt und die Kunst von vorn, nämlich beim Neuruppiner Bilderbogen beginnen wird. Umgekehrt: wer durch die Hölle dieses Krieges gegangen ist, und sei es nur als Zuschauer, der wird für die Schönfärber verpfuscht sein; dem wird der Sinn eher nach einer bitter ironischen als nach einer bedingungslos bejahenden Betrachtung der Dinge stehen." Aber weder bitter ironisch, noch bedingungslos bejahend ist seine Betrachtung. Wenn man der die Grenzen stecken will, müßte man beginnen bei dem verschwärmten Liebhaber des Mozart'schen Figaro, der auf Knien seufzt! „Wo faß ich dich, unendliche Natur eines überirdischen Wunderbaues?" und schließen mit dem Pfeileschießer, der da spricht: „fahr hin lammherzige Gelassenheit!" und bei ausgeschossenem Köcher mit der Keule die Unkunst totschlägt.

Oskar Mauren, Fontand.

Weltis Briefe

Ueber sein eigenes Menschtum hinaus vermag niemand uns zu bereichern. Vielleicht ist es darum, daß wir das Auskosten von Persönlichkeiten dulden — bis in ihre privatesten Dinge hinein. Die Spürgier macht dann nicht Halt vor dem Willen dessen, der, im Tag fühlend und zu einem bestimmten Menschen hinfühlend, niederschrieb, was geschrieben steht. Künstlerbriefe! Die Kunst hat sich zu Farbe kristallisiert. In den Briefen ist vom Handwerk die Rede und der Kampf ums Dasein lebt sein breites Recht. Welti's Leben*) zeigt viel schattende Unruhe, immer wieder von Hoffnung durchleuchtet und stets besonnt vom goldenen Einklang häuslichen Friedens.

Von den gebrachten Briefen enthalten die an Adolf Frey auch viel Böcklin. Am ergiebigsten sind die Schreiben an Oskar Miller. Sie bringen ein künstlerisches Vermächtnis, das in den hier nachgestellten Worten besonders bekenntnisreich klingt:

„Mit überflüssigen Theorien schränkt sich der Künstler selbst ein, er muß vor allem schaffen, was ihm am Herzen liegt. Es hat auch früher schon ganz achtbare Künstler gegeben, die all den modernen Theorien leider nicht gerecht geworden sind, sie werden jetzt jedenfalls ewig im Fegefeuer der Verachtung braten müssen! Jeder Künstler, der etwas leistet, wird auch eine bestimmte Auffassung von der Kunst in sich tragen, welche für ihn die richtige ist; ob sie genügt, um über die ganze übrige Kunst zu Gericht zu sitzen, hängt von seiner Genußfähigkeit und seiner Achtung vor der vielfältig gebärenden und lebenden Natur ab und nicht zuletzt von seinem eigenen Egoismus, der manchmal durch Ehrgeiz, Eitelkeit und des Lebens Not sich krankhaft überreizt hat und andere überreizt."

Felis Beran

*) Briefe Albert Weltis von Adolf Frey, Verlag Rascher & Co., Zürich.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Unteroffizier Hartmann“*) von Hermann Kesser

„Muß sich nur einer wieder zurückfinden, wo er hergekommen ist.“

Im mutterlosen Elternhause herrscht Unfrieden. Ein schroffer, geiziger, jähzorniger Vater versteht nicht die Erziehung des Jungen, sodaß in diesem das Gefühl aufkommen muß: „der Vater mag mich nicht.“ Mißgeschick (ein Fehler zuviel, ein mangelndes „Jota subskriptum“ kostet ihn ein Repetitionsjahr im Gymnasium), schlechte Gesellschaft, Trotz, innere Unruhe. („Immer ist etwas hinter mir hergegangen und hat keine Ruhe gegeben“), das kostspielige Ladenfräulein Thesi führen den jungen Hartmann auf Abwege. Er flieht — —. Der Vater wird vom Schlag getroffen — — und die „Stadtpost“ bringt die Notiz: „Viel zu reden hat gegeben, daß ein Sohn der Familie kürzlich unter aufsehenerregenden Umständen den Staub unserer Stadt von seinen Füßen geschüttelt hat. — Jugendlicher Leichtsinn — — Bedenkliche Geldmanipulationen — —.“

Nun führt der junge Hartmann ein Abenteuerleben: bald ist er Sekretär in einem Sommerhotel im Engadin, bald Fremdenführer, „Zimmerpreisspezialist“ in Herbergen Aegyptens, bald Hoteldirektor in Frankreich, in Italien. — — Doch mit dem „Leichtsinn“ ist's ihm recht schwer. Der Gedanke verläßt ihn nicht, daß der Vater seinetwegen gestorben, daß womöglich keiner mehr etwas auf ihn hält, daß man überall sein Vorleben kennt. Und selbst Margret, glaubt er, das einzige Wesen, für das er noch Verehrung hegt, seine Schwester Margret hat ihn verstoßen. Das schmerzt! Zwanzig lange Jahre!

Da ruft Deutschland seine Söhne zu den Waffen. Hartmann eilt freiwillig in seine Heimat. Und während er sich bisher als Verstoßener vorkam, erkennt er nun im Feuer des Gefechts, daß unter den Menschen kein Unterschied mehr besteht. „Keiner im Zug hat mich näher erkannt — ich meine von früher her —.“ Aber gerade, wie er wieder ein Mensch geworden ist, gerade, wie er sich mit den Menschen wieder ausgesöhnt hat — der tapfere Held erhält Auszeichnungen: er wird zum Unteroffizier befördert und erwirbt sich das eiserne Kreuz erster Klasse —, da trifft ihn der todbringende Bajonettstich des Gegners. Noch ist ihm ein Trost geworden: er erfährt, daß seine Heimatstadt seiner früheren Streiche nicht gedenkt, sondern in ihm den Helden ehrt, und daß auch Margret, seine teure Schwester Margret, ihn immer mit Liebe umgibt, „Margret, dem Vater seine Augen.“

Die Kriegsnovelle Hermann Kessers, die zeigt, wie die Kriegskatastrophe den Mann mit der verlorenen Ehre wieder zum Menschen werden läßt, wenn nur ein guter Kern in ihm steckt, diese Novelle kennt keinen Ton des Hasses gegen den Feind, dem Kesser im Gegenteil sein aufrichtiges Mitgefühl zuteil werden läßt. Von seinen Gegnern sagt der sterbende Hartmann: „Sie waren auch brav. . .“

Was die Novelle Kessers über die meisten Kriegserzählungen heraushebt, ist die meisterhafte Technik der Stoffverarbeitung. Wie leicht hätte der behandelte Stoff zu einer jener biographischen und selbstbiographischen Erzählungen werden können, wie sie die deutsche Literatur nunmehr zu Dutzenden besitzt, und die ein Ereignis chronologisch genau an das andere

*) Verlag Rascher & Co., Zürich und Leipzig.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

reihen. Kesser läßt Hartmann sein Leben nicht erzählen; sondern — von dem Feuer des Fiebers getrieben — verrät der sterbende Unteroffizier seine Vergangenheit — stoßweise, stückweise, wild durcheinander. In diesem Durcheinander ist jedes Ereignis durch wenige Worte nur knapp angedeutet; die Handlungen folgen sich mit äußerster Schnelligkeit. Aber das Durcheinander ist nur ein scheinbares. Mit psychologischer Genauigkeit hat Kesser beobachtet, wie dem fiebernden Menschen, der nicht ganz „bei Sinne" ist, ein Wort genügt, um ihn auf einen neuen Gedanken zu führen. Jeweils das letzte, oder eines der letzten Worte seiner abgebrochenen Sätze bringt Hartmann auf eine andere Erinnerung und all diese Erinnerungen sind durch eine innere stilistische Harmonie zu einer wunderbaren Kette eines ganzen Menschenalters vereinigt.

Kinder und Narren sprechen die Wahrheit; sie kennen keine Rücksichtsnahme. Ihnen gesellt sich der Fiebernde bei. Das Geheimnis der inneren Veränderung, die wie bei Narren das Bewußtsein zum Teil ausschaltet, mit starken Leidenschaften verbunden, läßt den fiebernden Hartmann Wahrheiten aussprechen, die oft geheimnisvoll und tiefgründig zugleich sind.

Die günstigen Urteile, die sich Hermann Kesser als Dichter schon für seine früheren Erzählungen: „Lukas Langkofler", „Das Verbrechen der Elise Geitler" und für die Tragödie „Kaiserin Messalina" erworben hat, dürfen für seine Kriegsnovelle „Unteroffizier Hartmann" durchaus bestätigt werden. Durch eine eigenartige Technik versteht es Kesser, seine Werke bis an den Schluß spannend zu erhalten, wie nur wenige Erzähler unserer Zeit.

Berthold Fenigstein

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27

Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.

Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin W. 15, Kaiserallee 21.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Panamakanal

Von Richard Hennig

Durch die ungeheuren Wirren des Weltkrieges ist der Blick der europäischen Völker fast allzusehr von demjenigen technischen Kulturwunder abgelenkt worden, das in den voraufgegangenen Friedensjahren die allgemeine Aufmerksamkeit vielleicht in höherem Maße als jede andere große technische Neuerung in Anspruch nahm. Seit Jahren sprach alle Welt von der bevorstehenden Eröffnung des Panamakanals, der nach einer rund 400jährigen Vorgeschichte sichtbar der Vollendung entgegenging und dessen Betriebsübergabe mit allen Mitteln amerikanischer Reklamekunst in Szene gesetzt werden sollte, damit sie dem großen Kulturfest der Einweihung des Suezkanals (November 1869) zum mindesten ebenbürtig werde. Die offizielle Eröffnungsfeier des am 9. Mai 1914 provisorisch, am 15. August 1914 endgültig dem Weltverkehr übergebenen Panamakanals hat bisher nicht stattfinden können und wird auch anscheinend noch geraume Zeit auf sich warten lassen müssen. Zum Teil ist der große Krieg daran schuld, der die Aufmerksamkeit der Völker für wichtigere Ereignisse in Anspruch nimmt, als sie selbst die Eröffnung des Panamakanals bedeutet, und der überdies bei gewissen Nationen die Neigung stark herabgemindert haben wird, ein Fest verherrlichen zu helfen, das in erster Linie der Selbstgefälligkeit der — ach! — so „neutralen" nordamerikanischen Union zu dienen berufen ist. Mindestens ebenso sehr hat aber ein anderer Umstand die immer neue Hinausschiebung der „amtlichen" Betriebsübergabe veranlaßt, die in unerwartet großem Umfang eingetretenen Bodenbewegungen im und am Kanal, die im sogenannten Culebra- und Cucaracha-Einschnitt noch niemals völlig zur Ruhe gekommen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und seit September 1915 in so riesigem Maßstab aufgetreten sind, daß der Kanal anscheinend ein ganzes Jahr lang unbenutzbar bleiben wird.

Je mehr die glücklichen Kriegsereignisse uns zu der Hoffnung berechtigen, daß ein siegreicher Friede nicht mehr gar zu fern ist und daß dann die deutsche Handelsflagge auf den Meeren wieder ihre alte, bedeutende Rolle spielt, um so mehr verdient es auch der Panamakanal, daß sich die Blicke der interessierten Kreise Deutschlands wieder auf ihn lenken. Ist doch anzunehmen, daß im betriebsfertigen Kanal dereinst deutsche Fahrzeuge nächst den nordamerikanischen und englischen am häufigsten vertreten sein werden! Deshalb ist es wohl angebracht, noch mitten im Kriege dem allen militärischen Tagesfragen fernab liegenden Thema eine gewisse Aufmerksamkeit zuzuwenden und sich zu vergegenwärtigen, welche Erfahrungen man mit dem Panamakanal seit seiner Betriebsübergabe gemacht und welche Enttäuschungen der bisherige Betrieb gezeitigt hat.

In den letzten Monaten vor der Kanaleröffnung, die 14 Tage nach Ausbruch des Kriegs ziemlich unbemerkt von statten ging, erklangen in Deutschland vielfach warnende Stimmen, die prophezeiten, man werde mit dem Kanal unter Umständen unliebsame Erfahrungen machen, nicht nur in wirtschaftlicher, sondern auch in technischer Hinsicht, da die vorliegenden Nachrichten über die bisherigen Wahrnehmungen nicht derart seien, daß ein einwandsfreier Betrieb gewährleistet scheine. In Amerika setzte man sich ziemlich leichten Herzens über diese Warnungen hinweg, die man hier und da als einen Ausfluß des Neides auf amerikanische Großtaten anzusprechen geneigt war. Heute dürfte man erkannt haben, daß die geäußerten Besorgnisse mindestens teilweise voll berechtigt gewesen sind, daß der Kanal in der Tat noch ganz und gar nicht geeignet ist, eine gleichmäßige und ruhige Entwicklung nach Art des Suezkanals durchzumachen, daß er vielmehr auch im günstigsten Fall noch sehr viel Arbeit erfordern und sehr bedeutende Summen verschlingen wird, wobei es

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zweifelhafter denn je bleiben muß, ob in weit absehbarer Zeit aus der Anlage eine leidlich angemessene Verzinsung herausgewirtschaftet werden kann.

Betrachten wir im nachstehenden gesondert die wirtschaftlichen und die technischen Erfahrungen, die man seit dem Sommer 1914 mit dem im Betriebe befindlichen Panamakanal gemacht hat!

Es gab in den Vereinigten Staaten Fachleute, die der festen Ueberzeugung waren, im Panamakanal würden vom ersten Tage der Betriebsübergabe an täglich im Durchschnitt 20 Schiffe verkehren — im Suezkanal stellte sich, trotz seiner sehr viel größeren Wichtigkeit, im bisher günstigsten Jahr 1912 der Tagesdurchschnitt nur auf 14,7 Fahrzeuge! — und der amerikanische Fachmann Johnson, von dem die gründlichsten Vorstudien herrühren, schätzte die Gütermenge, die der Kanal im 1. Betriebsjahr voraussichtlich zu bewältigen haben werde, auf etwa 10½ Millionen Tonnen. Diese Schätzungen gelten natürlich für normale, friedliche Zeiten, und daß die Ergebnisse des ersten Betriebsjahres wegen der Wirkungen des Krieges und des völligen Ausfalls der deutschen Schiffahrt wesentlich ungünstiger als die veranschlagten waren, kann an sich nicht wunder nehmen. Das tatsächliche Ergebnis bleibt aber so bedeutend hinter dem geschätzten zurück, daß es nicht angängig ist, den Krieg allein für den Ausfall verantwortlich zu machen. Es müssen vielmehr andere, innere Gründe mitspielen, die der wirtschaftlichen Zukunft des Kanalunternehmens keine günstige Prognose zu stellen gestatten.

Nach den amtlich bekannt gegebenen amerikanischen Statistiken wurde der Panamakanal bis zum 30. Juni 1915 von insgesamt 1317 Schiffen mit zusammen 4 596 644 Netto-Tonnen durchfahren. Da der Verkehr vorläufig am 9. Mai 1914 aufgenommen worden war, verteilte sich dieser Verkehr auf 418 Tage, d. h. der Tagesdurchschnitt erreichte statt der erhofften 20 nur 3,15 Fahrzeuge; und die Johnson'sche Tonnage-Schätzung für das erste Betriebsjahr erwies sich als nur zu ungefähr 41 Prozent durch die Wirklichkeit gerechtfertigt. In der Zeit vom 15. August 1914

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bis zum 30. Juni 1915 durchfuhren 1088 Schiffe den Kanal, die sich zu über 86 Prozent aus Unions- und englischen Fahrzeugen zusammensetzten. Die genauen Zahlen des Anteils der einzelnen Nationen waren die folgenden:

Vereinigte Staaten	481
England	464
Norwegen	41
Chile	35
Dänemark	24
Schweden	18
Holland	7
Rußland	7
Japan	7
Andere	4
	1088

Der Verkehr in westlicher und in östlicher Richtung war ungefähr gleich stark. Es fuhren nämlich:

vom Atlantischen zum Stillen Ozean
656 Schiffe mit 2310500 Tonnen
vom Stillen zum Atlantischen Ozean
661 Schiffe mit 2286114 Tonnen.

Unter den Schiffsgütern im Kanal nahmen die nachstehend aufgeführten die wichtigste Stellung ein:

Nitrate	652000	Tonnen	Eisen u. Stahl	202000	Tonnen
Zucker	299000	„	Holz	182000	„
Kohle	287000	„	Eisenerz	86000	„
Petroleum	252000	„	Mehl	54000	„
Weizen	230000	„	Kupfer	50000	„
Roggen	205000	„			

Die gesamten Einnahmen im Kanal beliefen sich bis zum 30. Juni 1915 nur auf 5216150 Dollar — d. h. nur etwa den 5. Teil der im selben Zeitraum im Suezkanal vereinnahmten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Beträge. Die erzielte Summe deckte im wesentlichen die laufenden Unterhaltungs- und Betriebskosten des ersten Betriebsjahres, reichte aber weder zu Abschreibungen noch gar zu einer Verzinsung des Anlagekapitals aus, das sich bis zur Kanaleröffnung auf 1600—1700 Millionen Mark belaufen haben soll, seither aber wegen der nachträglich notwendig gewordenen Arbeiten wohl 2 Milliarden Mark nahezu erreicht haben dürfte.

Die technischen Bedenken, die seinerzeit gegen den Kanalbau geäußert wurden, haben sich z. T. als gegenstandslos erwiesen. So scheinen die Besorgnisse, daß die Wasserversorgung des Kanals in gewissen Monaten des Jahres unzureichend sein werde, und ebenso die Befürchtungen, daß am Gatum-Staudamm Wasserfickerungen in bedenklich großem Maßstab auftreten könnten, nach den bisherigen Erfahrungen im wesentlichen unbegründet gewesen zu sein. Um so zutreffender waren dagegen die Warnungen vor den durch seitlichen Druck hervorgerufenen Bodenbewegungen im Durchbruch des Kanals durch das Cordilleren-Gebirge, wo die seitlichen Böschungen sich bis zu 156 Meter über das Kanalbett erheben und wo schon in den 80er Jahren die Lesseps'sche Kanal-Gesellschaft die gefährlichsten Schwierigkeiten antraf. „Die anscheinend ernsteste Gefahr, die der glücklichen Vollendung des Kanals droht, sind die gewaltigen Abrutschungen, die an den Böschungen, besonders im großen Culebra-Durchschnitt auftreten", schrieb ich selbst im Jahre 1913. („Probleme des Weltverkehrs", Paetels Verlag, S. 264), und ähnliche Aeußerungen konnte man zur selben Zeit noch gar mannigfach vernehmen. Das rasche Verwittern des an sich sehr harten Felsgesteins läßt die Wandungen leicht brüchig werden, dazu rufen zahlreiche Lehmnester, die in den Fels eingesprengt sind, nach stärkeren Regengüssen ein Abgleiten in großem Maßstabe hervor, das sich auch auf das umliegende Felsmaterial überträgt. Weiterhin bedingt der starke Druck der benachbarten, bis zu 1600 Meter aufragenden Berge seitliche Pressungen, die die Böschungen in Mitleidenschaft ziehen können, daneben aber auch höchst lästige

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und für die Schiffahrt gefährliche Aufwölbungen im Kanalbett selbst hervorrufen. Schließlich wird die Unterspülung der Böschungen durch den unvermeidlichen Wellenschlag der durch die Wasserstraße fahrenden Dampfer erfahrungsgemäß bedenklich stark gefördert. Der deutsche Ingenieur Peschek wies schon im Jahre 1885 nach einer Besichtigung des Kanalgebiets auf die Gefahr hin, die dem Kanal von der Beschaffenheit des Gesteins im Culebra-Einschnitt drohe, und sprach die Meinung aus, daß die Wasserstraße überhaupt niemals ganz betriebssicher herzustellen sei, wenn die in den Fels versprengten Tonmassen sich allzu zahlreich vorfinden sollten. Schon Lesseps hatte, trotz der sehr viel kleineren Größenverhältnisse, die damals in Frage kamen, mit Böschungsabstürzen oftmals zu kämpfen. Im Jahr 1887 empfand man es als eine gefährliche Katastrophe, als einmal in einer Nacht 78000 Yards Erd- und Felsmassen in das ausgeschachtete Kanalbett stürzten; heute macht man von derartig „kleinen" Abstürzen kein Aufhebens, denn man ist jetzt gewohnt, mit anderen Zahlen zu rechnen.

Am 4. Mai 1904 hatten die Arbeiten der Amerikaner am Panamakanal begonnen und schon seit 1905 sind auch für sie die Böschungsabstürze ein technisches Kapitel geworden, das von Jahr zu Jahr einen breiteren Raum füllte und zu immer ernsteren Besorgnissen Veranlassung gab, da keines der zahlreich versuchten Gegenmittel den geringsten Erfolg hatte. Bis 1909 blieben die von den Abstürzen hervorgerufenen Schwierigkeiten wenig bedeutend, dann aber wuchsen sie in raschem Tempo, wie nachstehende Uebersicht zeigt:

Zeit	Umfang des beseitigten Absturzmaterials Kubik-Yards	in Prozent der gesamten Erdarbeiten
1904—1909	3227059	7,87
1910/11	2649563	14,83
1911/12	4879378	26,30
1912/13	5915000	34,50

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bis Neujahr 1913 ereigneten sich insdesamt 26 bedeutendere Böschungsabstürze, wobei der Umfang der einzelnen Katastrophen von einem Jahr zum andern wuchs. Am 9. Februar 1911 brachen 300000 cb-yards Gestein nieder, verschütteten drei Eisenbahn-Materialzüge und kosteten 50 Menschen das Leben. Am 10. Februar 1912 erfolgte ein neuer Absturz von 250000 cb-yards, am 5. September ein noch sehr viel größerer, bei dem 1200000 cb-yards in Mitleidenschaft gezogen wurden. Am 31. Januar und 8. Februar 1913 und dann wieder am 16. Mai 1913 erfolgten neue, sehr große Katastrophen, bei denen es sich jedesmal um etwa 500000 cb-yards Material handelte. Da die Amerikaner erkannten, daß sie gegen die Naturereignisse machtlos waren, gingen sie schließlich dazu über, das Abgleiten der Böschungen künstlich zu beschleunigen, in der Hoffnung, auf diese Weise den Gleichgewichtszustand des Bodens rascher herbeiführen zu können. Noch kurz vor der Eröffnung des Kanalverkehrs, im Frühjahr 1914, ließen sie verkünden, daß in etwa einem halben Jahr jede Absturzgefahr beseitigt sein dürfte.

Es kam anders! — Nach der Betriebsübergabe am 15. August 1914 haben bis jetzt mindestens 5 bedeutendere Zusammenbrüche der Böschungen stattgefunden, durch die die Sicherheit der Schiffahrt jedesmal schwer gefährdet wurde. Am 14. und 15. Oktober 1914 glitten 27000 cbm ins Kanalbett ab und versperrten die Durchfahrt auf 300 Meter Länge, wodurch 6 Schiffe an der Weiterfahrt behindert und gezwungen wurden, ihre Ladung in den Kanalendhäfen zu löschen. Eifrige Baggerarbeit bewirkte, daß schon am 20. Oktober der Kanal wieder benutzbar war, aber bereits am 31. Oktober erfolgte eine neue Sperrung infolge von Absturz. Der amerikanische Doppelschraubendampfer „Arizona" (8762 Br.R.T.) erlitt durch dies Ereignis einen Aufenthalt von einer Woche, und die geschädigte Reederei überreichte daraufhin der Kanalverwaltung eine Entschädigungsforderung von 3150 Dollar. Die Verwaltung lehnte die Zahlung ab und erklärte, sie sei grundsätzlich nicht haftbar für alle durch Böschungsabstürze

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

entstehenden Schiffsaufenthalte. Daß diese Stellungnahme wenig geeignet ist, die Schiffahrt mit dem unsicheren Kanal zu befreunden, leuchtet ohne weiteres ein, ebenso der Umstand, daß das gesteigerte Risiko der Fahrt durch den Panamakanal die Versicherungsgebühren für Schiffe und Frachten empfindlich steigern muß. Anfang Dezember 1914 fand abermals ein Böschungsabsturz statt, ein weiterer ungefähr am 8. März 1915. Der letztere hinderte abermals alle Schiffe, deren Tiefgang über 6 Fuß hinausging, für längere Zeit an der Benutzung des Wasserwegs.

Alle voraufgegangenen Katastrophen im Culebra- und Cucaracha-Abschnitt schrumpften aber zur Bedeutungslosigkeit zusammen angesichts des jüngsten Böschungs-Zusammenbruchs, der ungefähr am 8. September 1915 sich ereignet haben muß. Er bedingt eine völlige Sperrung des Kanals, die erst bis 1. November 1915, dann bis Neujahr 1916 dauern sollte, und die nach den neuesten Meldungen gar schon ein volles Jahr anhalten wird. Die Masse des abgestürzten Materials wird zu nicht weniger als 10 Millionen cb-yards angegeben, und da auch bei eifrigster Arbeit nur etwa 1 Million cb-yards Erdreich im Monat beseitigt werden können, ergibt sich ohne weiteres, daß die Aufräumungsarbeiten, von Nachstürzen ganz abgesehen, fast ein Jahr beanspruchen werden. Auch soll der Boden im Kanalbett infolge seitlichen Druckes abermals eine Aufwölbung bis zu 14 Fuß erfahren haben, die natürlich erst von Grund aus beseitigt werden muß, wenn nicht eine empfindliche Strandungsgefahr für die Schiffahrt heraufbeschworen werden soll. — Die langdauernde Schließung des Panamakanals ist natürlich für zahlreiche Reeder ein sehr schwerer Schlag, der noch empfindlicher dadurch wird, daß, wie gemeldet, seit Mitte Dezember auch der Suezkanal wegen wachsender militärischer Gefährdung der Weltschiffahrt im wesentlichen entzogen worden ist. Bis Ende Oktober sollen rund 100 Schiffe in den Panamahäfen eingetroffen sein, denen die Weiterfahrt abgeschnitten war, so daß sie sich entweder zur Weiterreise um das ferne Kap Horn entschließen oder ihre

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Waren löschen und sie der Isthmusbahn zur Beförderung anvertrauen mußten. Im einen wie im andern Fall muß der Schaden, der den Reedereien und dem Welthandel durch die Sperrung des Panamakanals erwachsen ist, ganz ungeheuer groß gewesen sein.

Die trüben Erfahrungen der letzten Monate haben in peinlicher Weise wieder an die alte Pescheck'sche Prophezeiung von 1885 erinnert, und schon sind wieder mehrfach Stimmen zu vernehmen gewesen, die behaupteten, der amerikanische Kanal werde überhaupt niemals eine vollwertige und gefahrlose Wasserstraße werden. Der deutschen Schiffahrt, die durch den Krieg vom Weltmeer abgeschnitten ist, konnten die bisherigen Ereignisse am und im Panamakanal ziemlich gleichgültig sein. Es liegt aber auch in ihrem Interesse, daß die zur Zeit wenig rosigen Zukunftsaussichten des Panamakanals sich baldigst bessern, denn nach der Wiederkehr des Friedens erhoffen auch die deutschen Reeder manche willkommenen Vorteile von einem dauernd betriebsfähigen und gegen die gefährlichen technischen Kinderkrankheiten der ersten Jahre hoffentlich endgültig gefeiten Panamakanal.

Zur Zeit aber sieht sich die Kulturwelt in die wenig erfreuliche und unrühmliche Lage versetzt, daß die beiden wichtigsten Seekanäle der Erde, der Suez- und der Panama-Kanal, gleichzeitig der Schiffahrt ganz oder doch zum größten Teil entzogen sind — und das gerade in einem Zeitraum, von dem man den endlichen stolzen Triumph erhoffte, beide Wasserstraßen gleichzeitig dauernd dem friedlichen Handelsverkehr zugänglich gemacht zu haben!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bagdad und seine Umgebung

Von M. Trott

Durch die große Völkerstraße Berlin—Bagdad ist die Endstation im Orient in den Vordergrund des Interesses gerückt. Unwillkürlich steigt vor dem Auge bei Nennung des Namens Bagdad jene alte prächtige Kalifenstadt auf, die wir aus zahlreichen Märchen kennen, wir sehen Harun al Raschid mit seiner Gemahlin Zobeide blendenden Hof halten, wir sehen im Sonnenscheine die vergoldeten Kuppeln der hunderttausend Moscheen flimmern, sehen die Karawanen, die sich durch die Straßen der Stadt wälzen und über allem spannt sich der blaue Himmel des Orients.

Das war das Bagdad von einst, das im Jahre 1256 durch die Mongolen zerstört wurde und das sich seit jener Zeit niemals wieder, auch nur annähernd, zu seiner alten Größe aufzuraffen vermochte. Heute hat Bagdad kaum hunderttausend Einwohner und wenn es gegenwärtig auch noch als Stapelplatz für den Handel mit Persien einen Ruf hat, so ist doch sein strahlender Glanz verblaßt und die Reisenden, die in wenigen Jahren in direkter Verbindung von Berlin nach Bagdad fahren, werden vergeblich nach der prächtigen Residenz Harun al Raschids suchen.

Das alte Bagdad erhob sich auf dem westlichen Ufer des Tigris, der heutige, neuere und größere Teil liegt auf dem östlichen Ufer und ist mit den Ruinen des alten Bagdads und der westlichen Vorstadt durch eine zweihundert Meter lange Brücke verbunden. Vom Fluß aus gewährt Bagdad auch heute noch einen großartigen Anblick, aber diese Täuschung verliert sich gleich, sobald man das Innere der Stadt betritt. Sie ist von einer dreizehn Meter hohen, zum Teil verfallenen Mauer umgeben, die mit halbkreisförmigen Türmen geziert ist. Die Straßen sind krumm und ungepflastert, die Häuser aus kleinen Lehmziegeln

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erbaut, haben schmale Tore und spärliche vergitterte Fenster. Von den Prachtbauwerken der Kalifen ist kaum noch etwas vorhanden, wenige Moscheen und einzelne Türme, ferner die drei Tore der Stadt erinnern an die einstige Größe und Schönheit Bagdads. Alle die tausende von Moscheen, Kapellen und Bethäuser, die Klöster der Derwischorden, die Koranschulen bilden nur noch Trümmerhaufen, sind teilweise auch ganz vom Erdboden verschwunden und nur die Führer wissen zu melden, daß sich hier oder dort ein kuppelgekrönter Prachtbau erhob.

Unter den noch vorhandenen Moscheen verdient die älteste, die Dschamah el Suk el Gazel und die Dschamah el Merdschamiah Erwähnung. Die öffentlichen Bäder, einst sollen es 60000 gewesen sein, sind modern eingerichtet, entbehren aber jeden Schmuckes und haben daher ihre Weltberühmtheit eingebüßt.

Den einzigen Schmuck der Stadt bildet der Palmenwald, der sich rings um den Ort zieht. Diese Palmen finden sich mitunter auch in den Höfen der kleinen Häuschen vor und es macht einen eigenartigen Eindruck auf den Fremden, aus dem öden kahlen Hofe den gewaltigen Palmenstamm emporragen zu sehen. Im Süden der Stadt befinden sich fast alle Konsulate, ebenso haben sich in dieser Gegend die europäischen Kaufleute niedergelassen. Alle diese Bauwerke haben ihre Hauptfront nach dem Tigris zu, hier befinden sich auch die Zollhäuser, bei denen die Tigrisdampfer anlegen, hier werden die Waren ein- und ausgeladen, hier entwickelt sich überhaupt das Leben und Treiben der Stadt, sodaß der Süden und Südosten von Bagdad das Geschäftszentrum bildet. Unweit des Tigris befinden sich auch die Straßen mit den berühmten Bazaren. Alle orientalischen Herrlichkeiten sind in breiten, mit gewölbtem Mauerwerk gedeckten Gängen untergebracht und man kann von Bazar zu Bazar gehen, um die hier ausgelegten Kostbarkeiten zu bewundern. Hier wird gefeilscht, geschrien und gezankt und der Europäer muß sehr auf der Hut sein, will er nicht übervorteilt werden. So geht es ihm nicht allein beim Einkauf von Waren, noch viel öfter hat er das Nach-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sehen, wenn er sich ein Lasttier oder einen Lastträger mieten will. Die Makler, die Delal, lassen sich den größten Teil des Betrages vorweg bezahlen, versprechen das Blaue vom Himmel, um schließlich, wenn sie kein geeignetes Lasttier oder Dienstpersonal bekommen, in aller Gemütlichkeit zu erklären, der Reisende möge so lange warten, bis sich wieder Gelegenheit findet. Das Geld zahlt der Makler natürlich nicht zurück und wer nicht warten kann, der büßt den Betrag eben ein.

Die beide Ufer des Tigris verbindende Brücke dient in der Hauptsache dem Wagen- und Karawanenverkehr. Für die Bewohner und Fremden, die von einem Ufer zum anderen gelangen wollen, stehen große und kleine Kuffes zur Verfügung, runde aus Rohr geflochtene Körbe mit flachem Boden, die von außen mit Pech beworfen sind. Diese Fahrzeuge werden von einem oder zwei Männern mit primitiven Rudern bewegt, aber mit bemerkenswerter Sicherheit werden die Fahrgäste und die Waren zum jenseitigen Ufer gebracht.

Beim Besuche der Kaffeehäuser, die zahlreich in Bagdad vorhanden sind, muß der Europäer vorsichtig sein. Bei einem strenggläubigen Schiiten kann es ihm passieren, daß der Besitzer die Tasse, aus der der Fremde getrunken, bei dessen Fortgehen zerschlägt, damit seine anderen Gäste nicht durch die Berührung mit einem Gefäß, aus dem ein Ungläubiger getrunken hat, verunreinigt werden. Aus dem gleichen Grunde ist es auch für den Fremden schwer, Zutritt zu den Grabmälern zu erlangen, man muß sich damit begnügen, diese kostbaren Bauwerke von ziemlicher Entfernung zu betrachten. Bagdad selbst besitzt nur eine solche Sehenswürdigkeit, das Grabmal der Zobeide, der Gattin Harun al Raschids, aber in seiner nächsten Umgebung sind zahlreiche Grabmäler aus alter Zeit, die eines Besuches wert sind.

Direkt vor dem Nordtore der Stadt befindet sich das Grabmal des Abu Hanifa, des Begründers der Rechtswissenschaft, der im Jahre 767 starb. Die reich vergoldeten Kuppeln dieses Bauwerkes, seine drei spitzen Türme, ragen hoch über den die Stadt

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

umgebenden Palmenwald empor. Im Volksmunde heißt dieser Prachtbau Elmu'azzam. Eine breite, lehmige Landstraße führt zwischen rohen Lehmmauern gerade auf die goldstrahlende Doppelkuppel zu. Ehe man dieses Heiligtum erreicht, erhebt sich zur Rechten ein großes Gebäude, die Wohnung des Administrators der vielen dem Heiligtume vermachten Güter.

An dem Grabmal des Abu Hanifa vorüber gelangt man über die Brücke des Tigris nach einem nicht minder sehenswerten Grabdenkmal, das bei Kazimen errichtet worden ist. Hier hat man die beiden Nachkommen Alis zur Ruhe gebettet und ganz in der Nähe hat sich ein reicher indischer Fürst sein Haus erbaut, weil er hier, unweit des Grabes seiner Vorfahren, sein Leben beschließen will. Der Zug nach Kazimen ist überhaupt ein großer. Zahlreiche Schiiten aus allen Teilen der muhammedanischen Welt lassen sich an dieser heiligen Stätte nieder, weil eine alte Ueberlieferung sagt, daß jeder, der in Kazimen starb, leichter in den Himmel eingeht. Als Wallfahrtsort ist Kazimen im ganzen Orient berühmt und an hohen Festtagen kann der Ort kaum die Besucher fassen, die aus allen Teilen des Landes herbeiströmen.

Noch bedeutender als Wallfahrtsort ist Kerbela, die große Begräbnisstätte der Einwohner von Bagdad. Die Beerdigung dortselbst ist die Fortsetzung eines babylonischen Brauches, der schon lange vor dem Islam existierte. Die zahllosen Gräber in den oberen Schichten des Trümmerberges von Warka nötigen zu der Annahme, daß auch diese Stelle als dem Himmel besonders nahe angesehen wird.

Wer einmal Bagdad und seine Umgebung besucht, der sollte nicht versäumen, seine Ausflüge bis nach Samarra und Negef auszudehnen. Den dort befindlichen Gotteshäusern hat ganz Europa nichts Aehnliches an die Seite zu stellen. Es sind kühne Bauten von mächtigen Dimensionen, deren Boden und Mauern mit kunstvollem Mosaik ausgelegt und deren Türme und Kuppeln schwer und reich vergoldet sind. Kein Tag vergeht, daß nicht in diesen Gotteshäusern die Muselmanen ihre Gebete zum

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Himmel senden und der Orientale scheut nicht den Weg, sei er noch so weit und noch so beschwerlich, wenn er ein Anliegen hat, begibt er sich zu einer dieser Moscheen, um dort für die Erfüllung seines Wunsches zu beten. Es ist ein buntes Bild, das sich dem Beschauer dort zeigt, die Städter mischen sich unter die Bauern und Beduinen, alle von dem gleichen Wunsche beseelt, hier ihre Gebete zu verrichten.

Im allgemeinen bietet die Tracht der Bewohner Bagdads und der umliegenden Ortschaften wenig Abwechslung. Charakteristisch ist das Kopftuch und der Agal. Die übrige Kleidung ist bei den Städtern, Bauern und Beduinen fast gleich. Ein Hauptunterschied ist der, daß der Städter Pumphosen und irgend eine Fußbekleidung trägt, während der Bauer und der Beduine hosenlos und barfuß einherschreitet.

Es ist zu hoffen, daß die neue große Völkerstraße die Bande, die der Weltkrieg zwischen Türken und Deutschen geknüpft hat, noch fester schlinge. Es wird eine Zeit kommen, daß sich in Bagdad das Abendland mit dem Morgenlande freundlich grüßt, und wie wir Deutschen viel von jener neuen Völkerstraße erhoffen, so erhofft auch die Stadt Bagdad eine glänzende Zukunft. Vielleicht, so sagen ihre Bewohner, ersteht dadurch wieder jene alte versunkene Kalifenstadt; vielleicht bricht wieder jene glückliche Periode über den Ort herein, wie zur Zeit Harun al Raschids, da es keine Armut, keine Not, nur Freude und Wohlleben gab.

Skizzen

Von Oskar Wöhrle

Das verkannte Genie

In einer besseren Wirtschaft sah ich kürzlich abends gegen zwölf Uhr an offenem Tisch eine Zeitung sitzen und sich aufgeregt mit einer Reihe literarischer Winkelblättchen unterhalten, die, im übrigen höchst gelangweilt und sonst von niemanden als von mir

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

beachtet, auf dem papierenen Bauche lagen und die dickgedunsenen, quälligen Wasserköpfe schwenkten.

Mein Interesse wurde reger, als ich die Zeitung so, ganz ohne fremde Hilfe, aufrecht sonder Schwanken hart am Tischrande stehen sah — denn das ist für eine Zeitung, die gemeiniglich ausgehalten wird, wie eine Zweimark-Hure, immerhin eine Leistung, — und ich beschloß, das Phänomen zur Ausschlachtung schleunigst einem gewiegten Zeilenschinder zu überweisen.

Indem ich erwog, welchen, denn der ganze Kürschner hängt dick davon — sah ich durch Zufall, daß der Papierfetzen doch nicht frei stand, sondern durch ein merkwürdiges Gestell gehalten wurde. Zu beiden Seiten sah's aus wie unverfälschte Schweinsfüße, und oben wuchs genialisch eine borstige Fläche heraus.

Ich war mir gleich darüber klar, daß es sich um eine den dichtesten teutonischen Urwäldern entsprungene Wildsau handeln müsse.

Aber ein vornehm aussehender Herr, der meine Gedanken genau verfolgt hatte, sagte mit einem feinen Lächeln über den Tisch herüber: „Sie irren, mein Herr, das ist kein Wildschwein, das ist ein Literat!"

Blatt, einem Toten genommen

Christ, nimm das Dynamit deines Denkens, falls du welches hast, und zersprenge die atemabschnürende Schale, mit welcher der Schleim der Jahrhunderte dich umkrustet hat. Lerne deine langstieligen Augen auch auf Erden gebrauchen. Bade deine Seele, deine dünnen, schorfigen Arme in dem Wasserstoffsuperoxyd unserer Zeit.

Es ist gut und nützlich, ein sicheres Haus zu haben. Die Schnecke hat es, die Muschel, die Schildkröte. Wenn die Gefahr kommt, zieht sie ihre Organe ein und verkriecht sich unter die Schale. Die feindliche Gewalt soll sich daran zerbrechen.

Ich habe kein Haus, kein Dach. Ich habe keinen Panzer, der mich schützen könnte. Nichts habe ich, was mir Sicherheit gewährleistet. Frei bin ich allen Unbilden des Schicksals preisge-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geben. Der Regen näßt mir Hemd und Haut. Die Hagelkörner zerreißen mir das Gesicht. Die Stürme gehen nicht sanft mit mir um. Die Strahlen der Zweifelssonne versengen mich und machen mich unkenntlich.

Aber ich trage das Göttergeschenk, ich bin nicht wie du, Armseliger und doch Beneidenswerter, an eine Tischecke gebunden, ich bewege mich frei im Kreise der Welt. Wehe, die Schatten!

Kindlein, liebet einander!

Konnte ein Gott deutlicher sprechen? Sicherlich. Wie könnte es sonst sein, daß jetzt als Echo jenes Satzes der Liebe die Todesschreie der Millionen Geschlachteten in meine Sterbestunde schallen?

Antwort!

An den Gefangenen

Von Else Rheinsch

Du lebst! Du schickst lebendige Gedanken
Aus lieberfüllter Ferne her!
Dich halten dieses Raums getreue Schranken,
Die Stunden flechten Deine Wiederkehr!
Erinn'rung ist kein abgrundtiefes Meer,
Drin Traum und Wünsche hoffnungslos versanken:
Sie ist ein Strom, den Liebe schwellt und windet
Und der in Deinem warmen Herzen mündet!

Leonhard Frank: Die Ursache Erzählung (München, Verlag von Georg Müller)

Leonhard Frank, der Verfasser des naturalistischen Romans „die Räuberbande", der schon in jenem etwas turbulenten Erstlingswerk eine ungewöhnliche Gestaltungskraft erkennen ließ, hat eine Erzählung herausgegeben, die zunächst, rein stofflich gesehen, an jenen Erstling erinnert: auch diesmal handelt es sich um einen rohen, sadistischen Lehrer und dessen mißhandelten Schüler. Wenigstens ist das der Ausgangspunkt der vorliegenden

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Erzählung. Die Handlung ist mit ein paar Worten erzählt. Aus jenem vor vielen Jahren mißhandelten Schüler ist ein schwer um die Anerkennung ringender Dichter geworden, den plötzlich die Anwandlung überkommt, seinen alten Heimatsort aufzusuchen. Ohne sich so recht über das Motiv klar zu sein, besucht er dort auch jenen alten Lehrer, möchte ihm jenen Vorfall aus der Kindheit vorhalten und ihn zum Eingeständnis bringen, daß er damals unrecht an ihm gehandelt habe. Zufällig befindet sich ein Schulknabe beim Lehrer, um Hefte abzuholen. Dieser Knabe, ein schlechter Schüler, wird vom Lehrer in roher Weise wegen einer fehlerhaften Arbeit gezüchtigt. Der Dichter, in lebhafter Erinnerung an die eigene Qual der Jugendzeit, stürzt sich auf den Lehrer und erwürgt ihn. Juristisch ist noch zu bemerken: zwischen der Mißhandlung und der Erwürgung liegt ein kurzes Gespräch zwischen dem Dichter und dem Lehrer, indem der Knabe das Zimmer verlassen hat. Wichtig für den Fall ist endlich, daß der Mörder beim Hinausgehen einen offen daliegenden Hundertmarkschein mitnimmt. Er wird natürlich alsbald verhaftet, und man macht ihm den Prozeß wegen Raubmords. Dafür spricht, daß er ein blutarmer Schlucker ist, der sich kurz vor der Tat bei einer ihm bekannten Dirne zwanzig Mark geliehen. Soweit der Tatbestand. Soviel ich nun als ehemaliger Jünger der Themis die Sache beurteilen kann, würde in diesem Fall kein Gericht der Welt bestreiten, daß es sich hier um einen im Affekt geschehenen Mord, also um einen Totschlag handelt, trotz der mitgenommenen hundert Mark. Frank läßt das recht borniert dargestellte Schwurgericht die Anklage wegen Mords bejahen, ein Gnadengesuch abschlägig beschieden werden und malt dann die Hinrichtung mit allen Gräueln naturalistischer Kunst aus. Warum all das? Er hat die Theorien der Freudschen Schule studiert, nach denen bekanntlich Erlebnisse der frühsten Kindheit sich dermaßen in unsrer Seele festsetzen sollen, daß sie unser ganzes späteres Leben beherrschen, was, wie der Leser vielleicht weiß, vor allem auf sexualpsychologischem Gebiet der Fall sein soll. Auf vorliegenden Mord angewendet: wir sollen glauben, der als Knabe vor vielen Jahren einmal von seinem Lehrer mißhandelte Dichter habe unter dem Zwang dieser Mißhandlung die sonst kaum zu erklärende Mordtat begangen, sei also für dieselbe nicht verantwortlich!! Diese Gedanken läßt er den Angeklagten in seinen mehrfachen Verteidigungsreden ausführen. Ist es so unbegreiflich, daß das Gericht diesen Schuldausschließungsgründen kein Gehör schenkt? Die Fachjuristen werden nur lächeln über den allzu naiven Herrn Frank, der bis jetzt ganz unbewiesene Theorien ohne weiteres als feststehende wissenschaftliche Tatsachen behandelt und undiskutierbare Schlüsse daraus zieht. Der Beurteiler der Frankschen Erzählung als eines Kunstwerkes, abgesehen von seiner Tendenz, darf vielleicht beklagen, daß ein so kräftiger Lebensgestalter, wie es Frank zweifellos ist, sich hier einer grauen Theorie zuliebe vom Boden des Lebens und auch der wirklichen Kunst entfernt und ein Ding geschaffen hat, das mehr einer wissenschaftlichen Abhandlung als einer Erzählung gleicht und gerade dem Naturalismus seiner Schilderung stracks widerspricht durch die Weltfremdheit seiner Tendenz. Alle vorkommenden Gestalten, von diesem sonderbaren „Dichter" an, an dessen wirkliche Dichterkraft der Leser nicht glaubt, bis zu den fast mit Wedekindschem Verzerrungsspiegel

Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

gesehenen Gerichtspersonen, sind für die Tendenz erfundene Marionetten, keine Menschen.

Das Werk platzt in unsre Gegenwart besonders unerfreulich hinein: wir haben doch wirklich wichtigere Dinge zu überdenken und zu tun als uns über die Richtigkeit spitzfindiger Theorien zu grübeln.

Mögen die Herren Psychiater solche Theorien studieren, das urteilslose Volk, — und dazu gehören in diesem Fall doch so ziemlich alle Leser des Buches —, soll man vorerst damit unbehelligt lassen. Frank glaubt sicher, er habe mit diesem Werk eine große Tat vollbracht, auf Dinge hingewiesen, die unser ganzes Strafrecht umstürzen können. Und sicher wird nun so mancher naive Leser sagen: es ist noch schrecklich in Deutschland, richtet harmlose Dichter hin, weil die borniertten Juristen die Wahrheit nicht kennen lernen wollen. Bestenfalls wird also durch solch ein Werk ein gänzlich unbegründeter Haß erzeugt. Ist das eines echten Dichters wahre Aufgabe? So muß man den Herrn Verfasser fragen. Aber schließlich hat ja noch jeder junge Dichter gemeint, daß er dazu in die Welt gekommen sei, um sie wieder in die Fugen zu bringen. Und die Allmutter ist lächelnd vorübergegangen, denn sie braucht uns kleine Menschen gar nicht für ihre großen Ziele! . . .

Dr. Otto Kiefer

Bark

Mit W. N. Kokowzow war der Schwindel nicht mehr zu machen. Der Mann wurde geradezu solide. Ein pumpfreies Budget? So westeuropäisch war das Finanzministerium denn doch noch nicht. Lieber eine Reform, denn die war auf alle Fälle undurchführbar und stärkte den Auslandskredit. Also wurde Kokowzow Graf, und P. L. Bark beschwor in Livadia das alte System mit neuer Tünche.

Der kannte den Kram. Jurist, Kredit-Kanzlei- und Reichsbankgehilfe, Direktor der Wolga-Kama-Bank, Assistent des Handelsministers, Vizepräsident des Petersburger Börsenkonseils, durch Fühlungnahme mit den schwachen Stellen westlicher Darleiher vertraut. Aller Theorien und Pratiken des Taschenleerens mächtig. Ein Gegner des Schnapses, ein Freund der Bauern, ein staatssozialistischer Neuerer, schlauer als Witte. So wurde er uns angepriesen. Zwei Miliarden Rubel wollte er Europa zunächst verlieren lassen. Er fing also bescheiden an. Aber durfte bald großzügiger werden. Denn im August 1914 kam der Krieg.

Die Reform war unnötig geworden. Freiweg konnte er jetzt pumpen. Nun gab es Geld gegen Menschen. England gab Zug um Zug. Ungefähr eine Milliarde für eine Million. Das war nach russischen Begriffen ein Glanzgeschäft. Es war überhaupt eine Lust, Fiskus zu spielen. Was für Möglichkeiten! Abtragen des offenen Barbestandes, der Goldwährung, dieser dämlichen Witteschen Chimäre, einen Fußtritt, Zwangsanleihen im Innern, Beschleunigung der Notenpresse bis zum Propellertempo, Papierkopeken. Das Rubelchen klirrte und flatterte in allen Größen.

Welch Wunder! Was galt der Goldrubel unter Kokowzow? 2,16 Mark. Jetzt erst offenbarte sich sein wahrer Wert. Zwei, drei Papierrubel gaben die Leute dafür. Gierig wurden sie nach ihm. So hatte Bark seinen Gehalt vermehrt. Abundanz, wie der Finanzmann sagt, Plethora überall. „Der Fiskus kann garnicht alles

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

brauchen", sagten die Beamten. Wir müssen ihm etwas abnehmen. So sparen wir ihm Transport- und Buchungskosten. Er hat schon genug mit der Zinssuspension zu tun." Sie halfen ihm, den Sinn für Stabilität im Volke zu kräftigen. Willig gaben sie das Gold und begnügten sich mit 200 Prozent Lehrhonorar. Ein dürftiges Agio für solche Wirkung. Jetzt erst war die Goldwährung erreicht. Denn das Geld muß unter den Leuten sein. Sonst ist die Währung Bluff.

Was man kann, soll man nutzen. Bark hatte in jungen Jahren das Reisen gelernt. Jetzt verwendete er seine Erfahrungen. Heute war er in Paris, morgen in London. Ein stolzer Mann, freien Hauptes, den Hut in der Hand, die Oeffnung nach oben. Lange hielt er den Hut so, bis er verschnupft war. Es war sehr kalt geworden in London.

Er fuhr zum Zaren und beschwerte sich. „Das ist eine höchst einfache Sache", meinte Nikolaus. „Hier ist ein Ukas. Ich befehle Ihnen, binnen 14 Tagen Fünf Milliarden Rubel im Auslande zu pumpen. Ich befehle es, verstanden!" Wieder reiste Bark nach London. Er wies den Ukas vor, er malte die Pleite, den Sonderfrieden. „Schön", sagte der Schatzkanzler, „Papier wider Papier". Und gab ihm eine Kuratelurkunde. Auch gut, dachte Bark, fuhr nach Petersburg und benutzte die Urkunde zur Notendeckung. Das war zwar neu, aber auf ein Papier mehr oder weniger kam es nicht an.

„Was dann"? fragte der Zar. „„Majestät, es bleibt immer noch der Schnaps"". „Und die Reform, und die Moral?" „„Das Defizit muß weggespült werden, die Einnahmen müssen sich verdoppeln. Nur der Rausch ist produktiv. Das besoffene Budget bedeutet ein doppeltes Budget. Es sieht sich gleich alles freundlicher an. Auch ist es ein Beweis, daß der Krieg unsere Finanzgebarung nicht zu erschüttern vermochte. Allen bösen Kritiken und Behauptungen setzen wir entgegen: Es ist alles beim alten, der russische Fiskus hat sich durch den Krieg nicht von bewährten Methoden abdrängen lassen"". „Und wenn der Schnaps nicht ausreicht?" „„Bleibt der Konkurs, Majestät. Es wird einfach nicht bezahlt. Auch das wäre ein Zeichen guter, konservativer Finanzgesinnung. Sollten wir heute nicht können, was wir 1896 gekonnt haben? Wir haben Fortschritte gemacht auch auf diesem Gebiete"". „Ich bin in guten Händen" sagte der Zar, und ernannte Bark zum Konkursverwalter Rußlands.

Dr. Alfons Goldschmid

Das deutsche Volk und die Politik

Freunden und Feinden unseres Volkes galt es als Axiom, daß wir ein hoffnungslos unpolitisches Volk sind. Fraglich war nur, ob der mangelnde politische Sinn einer sonst so reich ausgestatteten Nation spezifischer Rassenanlage entstammt oder die Wirkung unseres geschichtlichen Werdens ist? Unsere Klassiker mochten sich dabei beruhigen, die deutsche Größe als unabhängig von den politischen Schicksalen der Nation zu empfinden, die mangelnde politische Befähigung ihrer Volksgenossen als naturnotwendige Kehrseite des metaphysischen Triebs und der kulturellen Leistungsfähigkeit der Deutschen zu erkennen und zu entschuldigen. Inzwischen hat sich unsere kulturelle Sprachgemeinschaft in einen in die Welthändel verflochtenen Machtstaat verwandelt und die Argumente, mit denen sich unsere geistigen Führer vor hundert Jahren über die unpolitische Wesensart der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Deutschen trösteten, haben für uns keine Geltung mehr. Für uns wäre es Torheit und Verbrechen zugleich, in der Ausbildung zum freien Menschen einen Ersatz zu suchen für das Unzulängliche unserer politischen Existenz. Wir müssen uns von neuem fragen, warum unser politisches Leben der kümmerlichste Zweig der deutschen Eiche ist, wir müssen das Mißverhältnis zwischen unseren Leistungen und unseren politischen Erfolgen erklären. Daß diese Probleme uns gerade jetzt so stark beschäftigen, ist nicht erstaunlich. Daß aber diese Untersuchungen mit solcher Sachkunde vorgenommen werden wie in dem klugen Buche von Hugo Preuß: „Das deutsche Volk und die Politik" (Eugen Diederichs Verlag, Jena 1915) ist ein Beweis dafür, daß es uns in Zukunft nicht an politischen Talenten fehlen wird. Preuß ist Realpolitiker im besten Sinne des Wortes, vor geschriebenen Verfassungsparagraphen hat er dasselbe Gefühl der Gleichgültigkeit wie einst Lassalle. Der Kern ist ihm alles, die Schale nichts. Er ist kein Schwärmer und kein Doktrinär. Er weiß, daß der Geist lebendig macht und der Buchstabe tötet. Er hat aus der Geschichte für die Gegenwart gelernt und aus der Gegenwart für die Geschichte. Sein Buch könnte kein Agitator geschrieben haben, wohl aber ein Staatsmann. Maßvoll in der Kritik der Vergangenheit, besonnen in den Forderungen an die Zukunft, wäre es eine nicht ungeeignete Lektüre für die nicht beneidenswerten Männer, die handeln müssen, wo wir betrachten dürfen. Preuß wünscht dem zukünftigen Deutschland die Identität von Volk und Staat, die Ueberwindung des jetzt bei uns bestehenden Zustandes: Obrigkeitsstaat gegen Volk. Er hofft, daß uns endlich de facto gelingen wird, was den Männern der preußischen Reformzeit nur idealiter geglückt ist, die Umwandlung des Untertanen in den Staatsbürger. An der deutschen Geschichte der letzten Jahrhunderte weist er nach, daß den Deutschen trotz ihrer Organisierbarkeit — „le peuple le plus gouvernable du monde" — die Fähigkeit zur Selbstorganisation völlig fehlt. Daran und nicht an persönlichen Unzulänglichkeiten sind alle revolutionären Versuche in Deutschland gescheitert. Die geistigen Revolutionäre erwarten auf politischem Gebiete alles Heil von der Obrigkeit. Beispiel und Gegenbeispiel: Luther und Cromwell.

Paul Mayer

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27

Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.

Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin W. 15, Kaiserallee 21.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wilson, Bryan, Roosevelt

Von Karl Eugen Schmidt

Während die Deutschen hüben und drüben sehr unzufrieden mit dem Präsidenten der Vereinigten Staaten sind und ihn der Parteilichkeit für die Feinde Deutschlands beschuldigen, scheinen auch die Engländer und Franzosen keineswegs sehr entzückt von Woodrow Wilson, und diese Tatsache sollte etwas vorsichtig machen.

Wer die Haltung des Präsidenten verfolgt hat, kam allerdings nicht von der Ueberzeugung weg, daß die Sympathien Woodrow Wilsons auf der englischen Seite sind. Die Erklärung dafür gilt nicht nur für den Präsidenten, sondern für die Mehrheit des amerikanischen Volkes, die wie Wilson den englischen Sieg wünscht. Erstens ist Wilson englischer Abkunft, seine Mutter und die beiderseitigen Großeltern waren in England geboren, seine Erziehung war einseitig englisch, er kennt die Geschichte und Literatur Englands so gut und die Geschichte und Literatur Deutschlands so schlecht wie der erste beste englische Professor, und England ist für ihn das alleinige Mutterland des amerikanischen Volkes. Dazu kamen dann die englischen und französischen Lügen und Verleumdungen, welche in den ersten Monaten des Krieges die amerikanische Presse überschwemmten, und denen erst dann widersprochen wurde, als es schon zu spät war.

Wilsons Sympathien sind also bei unseren Gegnern, und wir müssen bis zu einem gewissen Grad seiner Sympathien für die Heimat seiner Väter verstehen. Wir verdenken es sehr den Amerikanern deutscher Abstammung, die in diesem Kriege gleichgiltig zusehen oder gar Partei gegen die alte Heimat ergreifen. Schwab, der den Engländern ihre Kanonen liefert, Villard, der Sohn des „Wohltäters der Pfalz" Heinrich Hillgart, der in seinem Wochen-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

blatte gegen die Deutschen schimpft und geifert, sind für uns Gegenstände der Verachtung und des Abscheus, und wir freuen uns über Hexamer, den Präsidenten des deutsch-amerikanischen Nationalbundes, über die Kongreßleute Metz, Bartholdt, Vollmer und wie sie alle heißen, über die Millionen deutscher Farmer, Fabrikanten, Kaufleute, Aerzte, Handwerker und Arbeiter, die in diesen Tagen zittern und beben, jauchzen und schluchzen mit den Brüdern in der alten Heimat, die nichts unversucht, nichts ungetan lassen, was der deutschen Sache nützen kann, die den Deutschfeinden in ihrer neuen Heimat auf Schritt und Tritt entgegenstehen und nicht nachlassen im Kampfe für die deutsche Idee.

Woodrow Wilson hätte zweifellos ohne seine englischen Sympathien die Lieferung von Kanonen, Munition und anderem direktem Kriegsmaterial untersagt, aber er hätte sie auch untersagt, wenn diese Lieferungen der amerikanischen Industrie geschadet, anstatt genützt hätten. Diese Industrie, der es vor dem Kriege sehr jämmerlich ging, hat durch die Kriegslieferungen einen gewaltigen Aufschwung genommen und verdient Tausende von Millionen. Selbst ein Präsident, der im Herzen Deutschlands Sieg gewünscht hätte, wäre vielleicht den Erwägungen des amerikanischen Vorteils gegenüber zu der Politik des Laissez faire veranlaßt worden. Nur hätte ein solcher Präsident gleichzeitig auch für Deutschland gearbeitet und die völlige Handelsfreiheit zwischen den Vereinigten Staaten und dem blockierten Mitteleuropa durchgesetzt, ein Verlangen, das durch die Drohung des Verbotes der Kriegslieferungen mit Leichtigkeit durchgesetzt worden wäre.

Die große Menge der wirklich neutralen Amerikaner und erst recht die für Deutschland begeisterten amerikanischen Bürger, zu denen übrigens nicht nur Amerikaner deutscher und irischer Abkunft, sondern auch waschechte Anglo-Amerikaner gehören, hat denn auch von Anfang an eine solche Politik des Präsidenten verlangt, und Wilson hat diesem Verlangen mehrere Male wenigstens insoweit nachgeben müssen, als er mehr oder weniger pla-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tonische Proteste an die englische Regierung schickte. In der letzten Zeit hat dieser Platonismus eine etwas ernstere Form angenommen, und das ist der Grund, daß der amerikanische Präsident, der auch früher schon etwas sauersüß behandelt wurde, der englischen und französischen Presse jetzt recht verdächtig und unangenehm geworden ist.

Ob diese Haltung der amerikanischen Regierung von der geschickten Diplomatie des Grafen Bernstorff oder aber von der bevorstehenden Präsidentenwahl beeinflußt wird, ist nicht so ohne weiteres zu sagen. Wahrscheinlich spielen beide mit. Graf Bernstorff hat sich dem Verlangen der amerikanischen Regierung weiter gefügt, als vielen Deutschen hüben und drüben angenehm und richtig schien. Wenn es ihm nun wirklich gelingt, den Präsidenten zu energischem Auftreten gegen England und zur Durchführung der deutsch-amerikanischen Handelsfreiheit zu bringen, so wird man ihm nicht das höchste Lob versagen können, das sich in diesem Kriege ein deutscher Diplomat verdient hat.

Auf der andern Seite mögen Rücksichten auf die nächste Präsidentenwahl maßgebend sein. Der Termin des Präsidenten beträgt in den Vereinigten Staaten nur vier Jahre, aber schon gleich bei dem ersten Präsidenten George Washington hat sich der Brauch ausgebildet, dem scheidenden Präsidenten einen zweiten Termin anzubieten. Das heißt, die Partei, die ihn zum Präsidenten gemacht hat, bietet ihm die Kandidatur zur Wiederwahl an, und wenn diese Partei noch einmal die Majorität erhält, ist der Präsident für weitere vier Jahre gewählt. Nun wäre gar keine Aussicht für Wilson ohne das Enfant Terrible Theodore Roosevelt. Bei der letzten Wahl wurden weit mehr republikanische als demokratische Stimmen abgegeben, und der demokratische Kandidat Wilson wäre klanglos in der Versenkung verschwunden, wenn nicht Roosevelt die Einheit der Republikaner gestört und gegen den regulären republikanischen Kandidaten Taft kandidiert hätte.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auch jetzt ist Roosevelt wieder auf dem Plan. Er wird kandidieren, einerlei, wen die republikanische Partei zu ihrem offiziellen Kandidaten ernennt. Damit ist ein Sieg der Republikaner so gut wie ausgeschlossen, selbst wenn Roosevelt zum alleinigen Kandidaten der Republikaner wird. Gegen die absolute Gegnerschaft sämtlicher Deutsch-Amerikaner kann kein amerikanischer Präsident gewählt werden, das ist sicher. Die Deutschen in den Vereinigten Staaten sind nicht stark genug, um die Politik der Regierung in ihrem Sinne zu bestimmen und etwa eine deutschfreundliche, gegen England gerichtete Haltung Washingtons herbeizuführen, aber sie sind stark genug, um eine ihnen verhaßte Politik zu verhindern und zu vereiteln. Sie können die Vereinigten Staaten nicht zum Krieg gegen England zwingen, aber sie können auch den von Roosevelt verlangten Krieg gegen Deutschland verhindern und haben dies bisher getan.

Ihre Gegnerschaft genügt, um die Wahl Roosevelts zum nächsten Präsidenten zu vereiteln. Lieber werden sie Mann für Mann, — auch die Republikaner unter ihnen — für den demokratischen Kandidaten als für Roosevelt stimmen.

Roosevelt ist der eine, Bryan der andere Pol. Die Aussichten Bryans, von der demokratischen Partei als offizieller Kandidat nominiert zu werden, sind sehr gering, weil sie dem erwähnten Brauch widersprechen. Es ist den beiden großen Parteien so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, ihrem einmal erfolgreichen Kandidaten einen zweiten Termin anzubieten, daß Wilson sich ganz abscheulich gegen seine eigene Partei müßte benommen haben, um durch einen derartigen Affront beleidigt zu werden. Nun hat Wilson zwar seinen damaligen Gegenkandidaten Bryan, dem er seine eigene Wahl verdankt, schwer geärgert, aber Bryan ist nicht die demokratische Partei, und falls er das damals von Roosevelt gegebene Beispiel befolgen und lieber die Spaltung seiner Partei verursachen als auf die eigene Kandidatur verzichten sollte, so würde das zwar eine Wiederwahl Wilsons unmöglich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

machen, aber die Wahl Bryans durchaus nicht herbeizuführen im Stande sein.

Es ist sehr schade, daß die Deutschen Amerikas gerade Bryan als ihren Kandidaten ansehen sollen. Bryan ist durchaus nicht der Mann nach dem Herzen des Deutschamerikaners, dem Roosevelt eigentlich viel sympathischer ist. Bryan ist der Typus des amerikanischen Wanderpredigers und Wasserapostels, und nichts ist dem Deutschamerikaner mehr zuwider als gerade dieser eigentümliche anglo-amerikanische Charakter. Wenn alle anderen Kandidaten wütende Deutschenfeinde wären, wenn es sich einfach nur um Bryan und Roosevelt handelte, dann würden die deutschen Wähler in den Vereinigten Staaten ohne Zweifel in den ihnen verhaßten Apfel beißen und für Bryan stimmen. Zu einer solchen glatten und reinlichen Scheidung zwischen den Freunden und Feinden Deutschlands wird es jedoch schwerlich kommen.

Wilson wird bis zur Wahl bemüht sein, beide Parteien in persönlicher Laune zu halten. Er wird weder wie Roosevelt den Kriegstomahawk und das Scalpiermesser schwingen, noch wird er wie Bryan die Friedenspfeife als das einzige, der Vereinigten Staaten würdige Werkzeug preisen. Auf diese Art können sowohl die Freunde Englands als auch die Deutschen für ihn stimmen. Aller Voraussicht nach werden die Republikaner einen offiziellen Kandidaten finden, der sich gleichfalls auf keine Seite festgelegt hat, und so wird der gegenwärtige Krieg bei der bevorstehenden Präsidentenwahl keine ausschlaggebende und überhaupt nur eine nebensächliche Rolle spielen. Anders könnte es nur sein, wenn die Demokraten Bryan, die Republikaner aber Roosevelt auf den Schild erhüben. Das eine ist so unwahrscheinlich wie das andere. Wenn beide überhaupt kandidieren, werden sie es im offenen Bruche mit ihrer alten Partei tun, wie Roosevelt schon bei der letzten Wahl getan hat.

Die Präsidentschaftscampagne wird also auf die Haltung der amerikanischen Regierung im gegenwärtigen Kriege nur den einen Einfluß haben, daß Wilson sich stark bemühen wird, keiner

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seite allzu schroff vor den Kopf zu stoßen. Er wird seinen vielleicht unbewußten Sympathien für England folgen wie bisher, aber nur so weit, als er das kann, ohne sich die deutschen Wähler zu unversöhnlichen Feinden zu machen, und er wird in London gegen die Behinderung des amerikanischen Handels protestieren, aber nicht so scharf und stark, daß ihm das die Feindschaft der Freunde Englands zuziehen könnte. Seine Politik wird einfach danach streben, die Ziege und den Kohl zu schonen, wie die Franzosen sagen, und eben diese Politik wird er auch nach seiner Wiederwahl befolgen und hat er im Grunde auch bisher befolgt, — immer mit dem Vorbehalte seiner angeborenen und anerzogenen Sympathie für die Heimat seiner Vorfahren. Mit dieser Tatsache wird man sich in Deutschland abfinden müssen, wie man sich bisher mit ihr abgefunden hat. Es ist schon tröstlich genug, daß die Rücksicht auf die Deutschen Amerikas und auf die durch England geschädigten amerikanischen Handelsinteressen den Präsidenten und überhaupt die mit England sympathisierende Mehrheit des amerikanischen Volkes von einem Bruche und von offener Feindschaft mit Deutschland zurückhält. Freilich hätten wir mehr und besseres wünschen mögen, aber in Ermangelung der Schnepfen muß man mit Drosseln vorlieb nehmen.

Dies irae

zum Todestage des Grafen Aehrenthal

Von Theodor von Sosnosky

Vier Jahre sind nun vergangen, seit Graf Aehrenthal durch den Tod mitten aus seiner staatsmännischen Tätigkeit herausgerissen worden, seit er „in den Sielen" gestorben ist. Wir haben nicht zu den Bewunderern seiner Staatskunst gehört, ganz im Gegenteil; nichts liegt uns daher ferner, als seinen Todestag zum Anlaß für einen posthumen Panegyrikus zu nehmen. Wenn im folgenden die Haltlosigkeit gewisser Anwürfe gegen ihn dargetan wird, so ist es demnach

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ganz gewiß nicht hinkendes „Freundeslob", was hinaus sprüht, sondern weit eher klingendes „Feindeslob".

Wäre Graf Aehrenthal heute noch am Leben, gleichviel, ob er noch am Ruder säße oder nicht, so könnte er sich mit Behagen der glänzenden Genugtuung freuen, die ihm der Verlauf der historischen Ereignisse gegeben hat. Nicht in jeder Hinsicht freilich, denn seine Politik gegenüber Italien ist durch die Tatsachen grausam ad absurdum geführt worden und auch sein Verzicht auf den Sandschak hat sich als eine keineswegs glückliche Maßnahme erwiesen: allein so viel man gegen seine Politik auch einwenden mag, just in dem Punkte, in dem er am heftigsten angegriffen worden ist, haben ihm die Ereignisse vollauf recht gegeben und seine Widersacher drastisch Lügen gestraft: im Punkte Annexion nämlich, und ganz besonders in Bezug auf die von ihm für diesen Schritt geltend gemachten Beweggründe.

Man erinnert sich noch des wilden Gezeters, das sich rings um die Monarchie erhob, als diese die Annexion Bosniens und der Herzegowina proklamierte. In London und in Paris, in Petersburg und in Rom gebärdete man sich, als hätte sich Oesterreich-Ungarn einer Gewalttat schuldig gemacht, wie die Weltgeschichte noch keine ihresgleichen gesehen habe, und dieselben Mächte, die seit anderthalb Jahrhunderten an der Türkei die rücksichtslosesten Amputationen vorgenommen hatten, wie Rußland, England und Frankreich, oder vornehmen wollten, wie Italien, spielten sich mit einem Mal als die berufenen Anwälte des ottomanischen Reichs auf. Namentlich die englische Presse wußte sich vor Entrüstung über die Freveltat der Monarchie nicht zu fassen, nannte die Annexion einen „tödlichen Schlag gegen die Moral" und brandmarkte sie als „ein Beispiel von Brigantentum, für das selbst in den räuberischen Zeiten der europäischen Geschichte nur schwer eine Parallele zu finden wäre" (Daily Graphic).

Daß Graf Aehrenthal mit der Annexion in Wahrheit nichts anderes getan, als aus einem unnatürlichen und gefährlichen Provisorium ein natürliches, klares Definitivum zu schaffen, daß er nur eine Form zerbrochen, die, weil sie längst keinen Inhalt mehr besaß, auch keine Daseinsberechtigung mehr hatte, daß endlich die Türkei, um deren Wohl sich die Widersacher der Monarchie so rührend besorgt zeigten, durch die Annexion in Wahrheit nicht nur nicht zu Schaden kam, sondern dabei im Gegenteil ein gutes Geschäft machte. All das sah man an der Themse und an der Seine, an der Newa und am Tiber natürlich ebenso gut ein wie an der Donau und an der Spree; aber man wollte es nicht sehen, man wollte den Grafen zum politischen Verbrecher stempeln. Und darum ließ man auch die Motive nicht gelten, mit denen er den Annexionsakt begründet hatte, und stellte sie als leere Vorwände

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hin, hinter denen sich schnöde Ländergier und brutale Gewalttätigkeit zu verbergen suche.

Graf Aehrenthal hat als seine Beweggründe bekanntlich die politische Umwälzung in der Türkei bezeichnet, sowie das „Vorhandensein einer auf die Lockerung der beiden Provinzen von der Monarchie gerichteten, vom Ausland aus genährten und unterstützten Bewegung", oder, mit andern deutlichern Worten: die *großserbischen* Umtriebe, deren Patrone in Petersburg, London und Rom saßen.

Von dem die jungtürkische Bewegung betreffenden Motiv zur Annexion soll hier nicht weiter die Rede sein, denn es hat in dem erbitterten Kampfe, der während und namentlich nach der Annexionskrise für und wider die Annexionspolitik Aehrenthals geführt wurde, keine nennenswerte Rolle gespielt. Um so größer aber war die des zweiten Motivs, der *großserbischen* Propaganda.

Die Gegner des Grafen Aehrenthal bestritten das Vorhandensein einer solchen und beschuldigten ihn, diese Bewegung bloß als Schreckbild an die Wand gemalt zu haben, um einen plausibeln Vorwand für die Annexion zu besitzen. Diese Beschuldigung beruhte entweder auf einer krassen Unkenntnis der einschlägigen Verhältnisse oder sie war eine bewußte und dreiste Lüge, und das war sie wohl in der Regel. Die großserbische Propaganda sollte eine Erfindung des Grafen Aehrenthal sein?! Um die Haltlosigkeit dieser Verleumdung zu erkennen, brauchte man wahrlich nicht lange zu suchen. Das tobsüchtige Gebahren der serbischen Presse angesichts der Annexionserklärung bewies es mit überzeugender Kraft. In ihrer Wut hatte sie ja die Maske abgeworfen und verriet es mit einer Deutlichkeit, die nicht das geringste zu wünschen übrig ließ, daß Serbien sich Hoffnungen auf den Besitz Bosniens gemacht hatte. Nur die bittere Enttäuschung einer mit größter Sicherheit gehegten Hoffnung konnte so tolle Wutausbrüche zur Folge haben, wie sie seit der Annexionserklärung in Belgrad an der Tagesordnung waren. Wenn man dort die Monarchie so maßlos haßte und so sicher mit ihrem Zerfalle gerechnet hatte, so war es nur selbstverständlich, daß man auch Alles getan und nichts unterlassen hatte, um dieses Ziel zu erreichen. Bei solcher Sachlage wären Umtriebe gegen das verhaßte Habsburger Reich selbst in einem andern Staate und bei einem andern Volke nur natürlich gewesen, geschweige denn in einem so verkommenen Staatswesen wie Serbien; in einem Lande, in dessen führenden Kreisen moral insanity sozusagen endemisch geworden war; bei einem Volke, das den Meuchelmord als ein erlaubtes politisches Kampfmittel betrachtete. Das Vorhandensein der großserbischen Propaganda war unter solchen Umständen also nur etwas selbstverständliches

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und wäre dies selbst dann gewesen, wenn kein besonderes Symptom darauf hingedeutet hätte und wenn dem Grafen Aehrenthal keine greifbare Tatsache bekannt gewesen wäre.

*

Als sich das Annexionsgewitter im Frühjahr 1909 endlich verzog, stand Graf Aehrenthal als Sieger da. Er hatte einer Welt von Feinden gegenüber trotzig auf seinem Willen verharrt und ihn uneingeschüchtert durch ihr Gezeter und ihre Uebermacht auch durchgesetzt.

In den hellen Glanz dieses Glorienscheines fiel aber sehr bald ein düsterer Schatten: der sogenannte „Friedjung-Prozeß". Die Erinnerung an diese politische Sensationsaffaire ist noch zu lebendig, als daß es notwendig wäre, hier näher auf seine Ursachen und seinen Verlauf einzugehen. Es genügt, folgendes hervorzuheben:

Während des Höhepunktes der Annexions-Krise — am 25. März 1909 — hatte der ebenso ausgezeichnete als temperamentvolle Historiker Dr Friedjung in der „Neuen freien Presse" einen Artikel veröffentlicht, in dem er das Treiben der großserbischen Propaganda mit den flammenden Worten ehrlicher Entrüstung an den Pranger stellte und die Annektierung Bosniens und der Herzegowina eben darum als ein Gebot der Notwendigkeit hinstellte.

Die kroatisch-serbische Union, die sich durch diesen Angriff getroffen fühlte, erklärte Dr. Friedjungs Behauptungen für falsch und forderte ihn auf, sie durch Beweise zu erhärten. Dr. Friedjung, von der Ueberzeugung durchdrungen, das ihm von Graf Aehrenthal zur Verfügung gestellte Beweismaterial müsse echt sein — es war vorher an den beiden höchsten Stellen des Reichs vorgelegt worden — säumte nicht, den geforderten Beweis anzutreten. Aber dieser Beweis mißlang, denn es zeigte sich, daß zwei von den 24 Dokumenten Dr. Friedjungs Fälschungen waren, worauf dieser Historiker seine Behauptungen zurückzog und dem Prozesse damit ein vorzeitiges Ende bereitete. An der bona fides Friedjungs zweifelte wohl niemand. Er war eben das Opfer einer Fälschung geworden, und wer sich darüber nicht etwa schadenfroh ins Fäustchen lachte, mußte sich sagen, daß es an seiner Stelle und unter denselben Verhältnissen wohl jedem so ergangen wäre, zumal im Hinblick auf die Provenienz der Dokumente und auf den Umstand, daß er der serbischen Sprache nicht mächtig war. Wer dem Verlaufe des Prozesses aufmerksam und vorurteilslos gefolgt war, mußte das Mißgeschick Dr. Friedjungs bedauern, denn die ehrliche Entrüstung, die aus seinen oft sehr lebhaften Ausführungen vor Gericht hervorgegangen war, hatte sich sehr zu seinem Vorteile von der aalglatten, verkniffenen Taktik unterschieden, mit der Herr Spalojkowic seine und der andern Serben „kindlich reine Unschuld" hatte beweisen wollen. Bei denen, die so dachten, weckte der Ausgang dieses Pro-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zesses darum die peinliche Empfindung, daß da wieder einmal das ethische Recht dem juristischen Rechte gegenüber den Kürzern gezogen hatte, daß summum jus wieder einmal summa injuria gewesen war.

Im Lager der Gegner des Grafen Aehrenthal, der inländischen und der ausländischen, herrschte über diesen Ausgang des Prozesses ungeheurer Jubel, denn für sie war nicht Dr. Friedjung der eigentliche Besiegte dabei, sondern Graf Aehrenthal. Dieser hatte sich in ihren Augen des berühmten Historikers nur bedient, um der eigenen Behauptung vom Vorhandensein einer großserbischen Propaganda durch sein Zeugnis ein wirksames Relief zu geben. Um diese Absicht zu erreichen, habe Graf Aehrenthal kein Bedenken getragen, sich gefälschter Beweisstücke zu bedienen, und sich damit als ein Machiavellist schlimmster Sorte entpuppt. Als entlarvter Dokumentenfälscher stand er nun vor aller Welt da, ein lebendiger Beweis dafür, mit welch schändlichen Mitteln Oesterreich-Ungarn gegen das unschuldige Serbien intriguierte. So die Feinde des Grafen Aehrenthal, die durch seinen Erfolg in der Annexionskrise nicht eben weniger geworden waren. In den Staatskanzleien von Petersburg, London und Paris durfte man sich vergnügt die Hände reiben. Der Ausgang dieses Prozesses war ein wohltuendes Pflaster auf die noch keineswegs verheilten Wunden, die der Eitelkeit der Entente-Politiker damals durch Aehrenthals überlegene diplomatische Fechtkunst zugefügt worden waren. Und wie während der Annexionskrise, so hallte der ausländische Blätterwald auch jetzt wider von pharisäischen Entrüstungsphrasen über das perfide Oesterreich-Ungarn und nicht minder von schadenfrohem Hohngelächter ob der mißlungenen Fälschung.

Natürlich konnte man diese Entrüstungstiraden und dieses Hohngelächter auch in Oesterreich-Ungarn hören, wo sich Graf Aehrenthal die Feindschaft der Südslawen und Tschechen zugezogen hatte; merkwürdigerweise stimmte man aber auch an solchen Stellen der Monarchie in das Hohngelächter ein, wo man dies nicht hätte erwarten sollen.

Was war denn eigentlich geschehen? Zwei der von Dr. Friedjung benutzten Dokumente hatten sich als gefälscht erwiesen. Was wollte das besagen? Doch nicht mehr, als daß ein Bruchteil des juridischen Beweismaterials unbrauchbar war und daß Dr. Friedjung das Opfer eines Fälschers geworden. An dem Wesen seiner Behauptung, daß eine großserbische Verschwörung existiere, vermochte dies aber nicht das geringste zu ändern, denn damit, daß seine Beweismittel teilweise versagten, war doch nicht etwa der Beweis erbracht, daß diese Propaganda nur eine verleumderische Erfindung sei. War auch der dokumentarische Beweis für ihr Vorhandensein mißlungen, so war damit noch keineswegs der Gegenbeweis geglückt, daß sie nicht vorhanden sei, und wer so folgerte, beging

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einen argen Trugschluß und hätte den auch dann begangen, wenn alle 24 Dokumente Dr. Friedjungs gefälscht gewesen wären. Es geschah doch wahrlich nicht zum ersten Male, daß man einen Verbrecher juridisch nicht fassen konnte; aber war damit dann bewiesen, daß das Verbrechen darum überhaupt nicht begangen worden war?

Von solcher Logik, so einfach sie auch gewesen wäre, wollten die Feinde des Grafen Aehrenthal jedoch nichts wissen, denn sie hätte ihnen ihr gehässiges Konzept gestört. Und noch weniger waren sie psychologischen Erwägungen zugänglich, sonst hätten sie sich sagen müssen, daß Graf Aehrenthal in Anbetracht des sattsam bekannten, anläßlich der Annexionskrise aller Welt offenkundigen fanatischen Hasses der Serben gegen die Monarchie wahrlich keinen Anlaß hatte, zu Fälschungen seine Zuflucht zu nehmen, wenn er beweisen wollte, daß dieser Haß sich in Taten umzusetzen suchte. Daß diese Absicht tatsächlich bestand, wußte niemand besser als diejenigen, die sich über diese Behauptung so sehr entrüsteten.

Und noch ein zweites psychologisches Moment sprach gegen die angebliche Schuld des Grafen Aehrenthal: es war ganz und gar unglaubwürdig, daß ein Mann in seiner Stellung seinem Kaiser und dessen präsumtivem Nachfolger Dokumente vorgelegt habe, von deren Echtheit er nicht überzeugt gewesen war. Ihm eine derartige, noch dazu unerhört törichte Perfidie zuzumuten, dazu hatte niemand auch nur den geringsten Anlaß.

Ernstlich hat denn auch wohl niemand dies geglaubt außer verbohrten Fanatikern, wie Professor Masaryk oder voreingenommene Publizisten, wie der sonst so einsichtige und objektiv urteilende Seton-Watson (den ich, beiläufig bemerkt, gelegentlich einer persönlichen Zusammenkunft vergeblich von der Unrichtigkeit seiner Beschuldigung gegen Aehrenthal zu überzeugen versucht habe).*)

Professor Masaryk machte sich denn zum Anwalte der Feinde Aehrenthals und suchte mit heißem Bemühen zu beweisen, daß dieser die Dokumente bewußt gefälscht habe, zumindest von der Fälschung unterrichtet gewesen sei, und daß die von ihm behaupteten großserbischen Umtriebe gegen die Monarchie eine verleumderische Fabel seien; ein Beweis, der ihm ebenso mißlang, wie der dokumentarische Beweis des Gegenteils Dr. Friedjung mißlungen war. Er mußte sich damit begnügen, dem Grafen Aehrenthal im Parlament einige unangenehme Stunden bereitet zu haben, wobei dieser in seiner Abwehr allerdings eine Nervosität und einen Mangel an Geschick gezeigt hatte, die dazu beitragen mußten, seine Feinde in ihren Beschuldigungen zu bestärken.

*) Eine ausführliche Darstellung dieser Angelegenheit habe ich im II. Bande meiner „Balkanpolitik Oesterreich-Ungarns seit 1866" gegeben.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Daß seine Behauptung vom Vorhandensein der großserbischen Propaganda trotz der falschen Dokumente auf Wahrheit beruhte, hatte übrigens schon das Attentat gezeigt, das im Sommer 1910 bald nach dem Kaiserbesuche in Serajevo gegen den Kommandierenden, Freiherrn v. Varesanin, verübt wurde und das ursprünglich augenscheinlich höher hinauf gezielt hatte. . . .

Eine größere Genugtuung zu erleben, sollte dem Grafen Aehrenthal nicht mehr vergönnt sein, denn als der Balkankrieg die gegen die Monarchie gerichtete Koalition der Balkanstaaten aufdeckte, war er nicht mehr am Leben.

Weit wuchtiger noch als dieser Beweis für das Bestehen der gegen die Monarchie gerichteten serbischen Konspirationen war der Mord in Serajevo. Die Leichen des Thronfolgers und seiner Gattin waren Zeugen, die die Wahrheit dieser Behauptung Aehrenthals mit ihrem Blute besiegelt hatten. Dieses Blut mußte ihn für alle Welt von dem häßlichen Verdachte reinwaschen, er habe die serbische Propaganda nur erfunden, um die Annexion zu rechtfertigen. Und wenn Seton-Watson es auch angesichts dieser Blutzeugen noch wagte, das Bestehen einer serbischen Verschwörung zu bestreiten (Contemporary Review, August 1914), so war dies — im besten Falle — ein Symptom von Serbomanie, demgegenüber jede Diskussion zwecklos wäre. . . .

Wäre Graf Aehrenthal noch am Leben, so hätte er nicht nur seine eigene Rechtfertigung erfahren, sondern auch die furchtbare Bestrafung seiner Widersacher.

Zerschmettert liegt der serbische Staat der siegreichen Monarchie zu Füßen, ein zweiter Ahasver, irrt sein König, von Gewissensbissen verfolgt, ruhelos in der Fremde herum; und dasselbe Schicksal hat seine Mordgesellen getroffen, soweit sie ihre Schuld nicht schon mit dem Leben bezahlt haben. Wahre Dies irae sind über sie und ihr Volk hereingebrochen; und auch über ihre Helfershelfer: Montenegro ist von unsern Truppen erobert; Italien hat eine halbe Million seiner Söhne geopfert, ohne in die Alpen- und Karst-Mauer auch nur eine einzige Bresche legen zu können! Rußland hat die ungeheuerlichsten Menschenverluste erlitten, die jemals ein Krieg verursacht hat, und dazu ganz Polen verloren; Frankreich muß seit anderthalb Jahren den verhaßten Feind im eigenen Lande dulden, und England sieht sich ernstlich in seiner Weltmachtstellung bedroht. Sie alle, die während der Annexionskrise eine Phalanx gegen die Monarchie im allgemeinen und gegen den Grafen Aehrenthal im besondern gebildet haben, sind vom Schicksal furchtbar heimgesucht worden.

Nicht immer erfüllt sich das bekannte Wort von der historischen Gerechtigkeit, denn Frau Clio will von Frau Nemesis nur zu oft nichts wissen; in diesem Falle aber trifft es einmal vollauf zu: die Weltgeschichte ist das Weltgericht.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ehre

Novelle von Hans Fr. Blunck

Wenn Niels Nissen, der Landbriefträger die Feldpost im Dorf austrug, las er immer sorgfältig alle Karten durch, sodaß er jedem einigermaßen Bescheid geben konnte, was mit den Lieben und Liebsten vorging. Und wenn er von Hof zu Hof ging, rief er's den Bauern und den Mädchen schon von Weitem entgegen, was es an Wichtigem gab.

„Hans schreibt, er geht nun nach Serbien", oder „Jan ist umkommandiert, der ist nun Bursche beim Major".

Man war zufrieden damit, denn das Lesen kostet doch immer viel Zeit, wenn man rasch wissen will, was los ist. Und so kam's, daß Niels Nissen seinen Schnaps für die gute Nachricht kriegte und daß er zwischendurch auch von den andern erzählen mußte, von Hans Hoppe, der auf den Unterseer fuhr, oder von Jan Eltjes, der täglich aus der Ferne schrieb, kein Mensch wußte, woher, — vielleicht aus Indien.

Aber nach Niels Nissens eigenem Jung fragte niemand. Der hatte einen niedergeschlagen und war vor Jahren in einem fremden Hafen von Bord gelaufen, als er unter der Reichsflagge diente. Und das wußten sie auch: daß es an dem Alten zehrte wie eine Krankheit.

Nur der Amtsrichter Strenger, der mit einem Bein aus dem Krieg heimgekehrt war und sich am Meer erholte, hatte den Landbriefträger einmal danach gefragt. Da war Niels Nissen totenbleich geworden, hatte sich wortlos umgedreht und war gegangen.

Seit dem Tag wühlte es in dem Alten, etwas Verharschtes war aufgebrochen, und wenn er über den Deich ging, sprach er mit irgend einem da draußen im Nebel, einem, der seinen Namen trug und ihm Unehre gemacht hatte und gegen den er kämpfte wie gegen einen Schatten im Watt. Aber das Meer war er-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

barmungslos, rollte einförmig in schwerem Wellenschlag heran, spottete seiner und verhallte berstend zu ewiger Wiederkehr. Was ist denn deine Ehre, Niels Nissen? Die Menschen feiern ihre große Zeit und du bist nicht dabei, dein Blut, dein Stamm verscholl. Aber endloser noch als diese Jahre braust das Meer, flutet über die Erden der Völker, versenkt Länder und gibt neue Berge frei, wenn sein Schöpfer es will. Bist du nicht selbst der Schatten im Nebel, gegen den du schreist? Was willst du armselig Menschlein um deinen Namen bangen?

Im zwölften Monat nach Kriegsbeginn kam ein Brief von dem Jung, der brachte dem Alten ein Stück Ehre wieder und neue Qual daneben. „Lieber Vater, —" so lautete er, —" ich bin auf einem Schweden glücklich herübergekommen. In der Ostsee hat uns der „Adalbert" angehalten und ich bin gleich an Bord genommen. Jetzt bin ich wieder Soldat und man weiß nicht von mir. — Dein glücklicher Sohn Peer".

Als der Alte den Brief erhalten hatte, war ihm zum ersten Mal auf seinen langen Wegen ganz sonderbar zu Mute gewesen. Es war, als hätten sie die Straße eine ganze Weile gedreht. War wohl das Alter, das ihm den Verstand fraß. Und dann hatte er zu allen Bauern laufen wollen und schreien: warum habt ihr mich nie nach meinem Jung gefragt? Der steht jetzt auf der „Adalbert", sag ich euch; heut hab ich auch einen Brief gekriegt.

Da war ihm plötzlich der letzte Satz eingefallen und noch einmal war es gewesen, als sei der Dorfteich geschwollen und wäre voll von Feuer.

„Und man weiß nicht von mir."

Herrgott, wenn die nachfragten und erfuhren, daß es Peer Nissen, der Fahnenflüchtige, der Totschläger war. Die würden ihn festhalten und würden ihn verurteilen, und im Dorf würden sie's erfahren, daß Niels Nissens Sohn im Gefängnis saß. Der Alte ließ die Tasche fahren, schlug die Hände zusammen, mitten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auf der Straße und wimmerte leise betend vor sich hin: Herrgott im Himmel, sei mir gnädig!

Drei Tage mußten die Bauern sich ihre Briefe selbst holen, dann ging der Landbriefträger wieder von Tür zu Tür, von Hof zu Hof und brachte das neue aus der Welt in die einsame Wurt hinter dem Seedeich. Aber er las die Briefe nicht mehr, er gab sie an die Kinder, die draußen spielten und lief weiter wie landflüchtig. Die Bauern schüttelten die Köpfe, hätten gar zu gern von den andern im Dorf gewußt und sagten schließlich, der Alte sei etwas sonderbar geworden.

Und vielleicht hatten sie nicht Unrecht. Wenn Niels Nissen über den Seedeich ging, sprach er laut vor sich hin, kämpfte gegen den Westwind und sah seltsame Gesichter im Nebel draußen. Schiffe waren's, irgend ein Schiff, das draußen im Watt lag und langsam den Priel hinaufkam. Und Menschen waren an Bord und winkten und schrieen. Sprachen sie nicht von Peer Nissen, dem Fahnenflüchtigen? Er hörte es deutlich und er hörte den Namen, den der Wind blies. Peer Nissen, schrie er, Peer Nissen und Peer Nissen. Und die Menschen lachten, — so nah lag das Schiff und winkte herüber und zeigte auf den Landbriefträger, der über den Deich lief.

Niels Nissen ging rascher, um sie nicht zu hören, aber das Schiff fuhr neben ihm her, über alle Untiefen und Halligen hinweg, verzerrte sich im Nebel, wenn der Wind wehte und wuchs doch wieder zusammen. Und die Menschen schrieen auf den Kaiser, ganz laut schrieen sie. Aber Peer Nissen war auch dabei und sah mit großen Augen zu ihm hinüber, ganz groß, denn er stand ihm am höchsten, ganz vorn am Ankerspill. Warum schrieen sie alle?

Als Niels Nissen recht zusah, erschrak er. Das große Schiff im Nebel sank langsam in die Watten. Wie in zwei Teile gespalten schien's. Rasch sank es, immer rascher. Und die Menschen schrieen und winkten. Aber als Niels Nissen recht hinhören wollte, war's der Wind, der fuhr und die Nebel jagte.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Als Niels Nissen an dem Tag dem Amtsrichter die Zeitung brachte, mußte er sich eine Weile ausruhen, so sonderbar war ihm der Spuk in die Glieder gefahren. Der Amtsrichter saß beim Morgenkaffee, hatte ihm ein Glas hinübergeschoben und faltete langsam die Zeitung auseinander. Aber er zog die Stirn zusammen, seufzte ein paar Mal und nickte zu Niels Nissen hinüber: „Wir haben ein großes Schiff verloren, wissen Sie's schon? Den Prinz „Adalbert".

Der Landbriefträger sah ihn eine Weile unsagbar erschrocken an. Dann stöhnte er auf, schien langsam zu begreifen und ließ den Kopf sinken.

„Da war mein Jung drauf, Herr Amtsrichter!"

Niels Nissen ging den weiten Weg zurück zum Dorf. Als er an die Stelle gekommen war, wo das Schiff im Nebel gelegen hatte, blieb er stehen und sah lange über das schmutzige braune Vorland, das in der Ebbe voll zerrissenen Soden und Schilfböden lag. Da, ungefähr da, wo der Stack zu Ende ging, war das Schiff gesunken. Der Briefträger nahm seine Mütze ab und legte sie an den Mund. Er wollte beten, aber er wußte nicht recht, was er sagen sollte. Ob's der Herrgott so gewollt hatte, um ihnen allen die Schmach zu ersparen? Er war noch zu betäubt, konnte keinen klaren Gedanken fassen. Es lag auch zuviel Zeit, seit der Jung gegangen war, seine alternden Sinne faßten sein Bild nicht mehr recht. Nur das Nebelschiff sah er, und vorn irgend einen Schatten. Der schrie und winkte, als er sterben sollte. Was sagte er? Auf den Kaiser rief er, Niels Nissen hatte es deutlich gesehen. Und keiner wußte nun, daß Peer ins Gefängnis sollte. Der war ehrlich gestorben, wie die andern, war er das nicht?

Als er daran dachte, löste sich etwas in seinem Innern. Niels Nissen begann zu weinen, vor Schmerz und vor Stolz. So ging er langsam auf die Höfe und brachte die Post. Er war mühseliger als sonst und sein Schritt war schwer und müde. Aber wenn die Bauern ihn fragten, erzählte er, daß ein großes Schiff gesunken sei und Peer Nissen drauf, sein Jung.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es ist so

Von den Göttern ist keine Hilfe zu erwarten.
Hole aus dir selbst Mut, Mannherz!
Es sind deutliche Grenzen gesetzt zwischen Jene und uns.
Sie neiden uns das bißchen Fressen, Leben genannt.

Wie die Ströme wogen im Frühjahr hin,
stürzt sich ihr Unmut über die elende Menschheit aus.
Blut muß fließen in Millionen Bächen,
eher ruhen sie nicht, eher rasten sie nicht.

Wenn der Menschen einer aufstünde und sagte:
„Torheit ist, was wir treiben, Blutsmord, Brudermord!"
Meinst du, sie würden feurige Blitze senden,
den Frevler zu strafen, oder mit Donner dreinschlagen?

Nein, ein listiges Lächeln würde stehen bleiben in ihrem Gesicht:
„Erkannt hat uns die Kreatur!
Aber, uns selbst Lob! es ist nur ein Einzelner,
die Masse käut noch immer das alte Gefräß!"

Oskar Wöhrle

Meines Schicksals leichter Wagen ...

Meines Schicksals leichter Wagen
fährt federnd über Stock und Stein,
ohne Pfiff und Peitschenschlagen
zieht ihn ein Schimmel querfeldein.

Licht wie Schnee und himmlisch heiter
glänzt dieses Schimmels glattes Fell,
mutig jagt er weit und weiter
als wie ein Götterbote schnell.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seine Hufe säen Funken,
aus denen Weltbejahung sprießt,
und sein Wiehern scheucht die Unken
von dem fort, der den Tag genießt,

kindlich sich an Schmetterlingen
und bunten Blumen froh ergötzt
und an allen schönen Dingen —
und verliebt ist in das Jetzt!

Schimmel, wenn dein schlankes Traben
den Weg vor Glück erzittern macht,
werden alle Männer Knaben
und wendet ihr Gesicht die Nacht!

Meines Schicksals leichter Wagen
ist aufgebaut aus lauter Licht —
die ihn sehn, hör'n auf zu klagen
und wappnen sich mit Zuversicht!

Hans Harbeck (z. Zt. Péronne)

Heydebrandt an der Arbeit

Daß der preußische Haushaltungsausschuß sich mit unserem Verhältnis zu Amerika beschäftigt, ist nicht wunder zu nehmen; erstaunlich sind nur Zeitpunkt und Art, wie das geschehen. Man kann den einzelstaatlichen Parlamenten nicht völlig den Mund verbieten wollen, Probleme der auswärtigen Politik zu besprechen. Sie sollen in der Lage sein, mit der Arbeit der einzelstaatlichen Vertreter im Bundesrat in Fühlung zu bleiben. Sie mögen deren Stellungnahme zur Rechenschaft ziehen. Das wird man so lange für tunlich halten können, als es sich nicht geflissentlich darum handelt, in die Kompetenzen des Reichstags überzugreifen.

In dem Streitfall zwischen Reichskanzler und preußischem Landtag hat man Bismarck als Zeuge für das Parlament herangerufen. Da soll man doch sehr vorsichtig sein. Gewiß hat der Bismarck außer Amtes den bundesstaatlichen Parlamenten das Mitrederecht zugestanden, aber man soll nur einen Augenblick sich vorstellen, wie er, in der jetzigen Situation, die U-Bootskundgebung des preußischen Landtags aufgenommen hätte. An Grobheit und Bestimmtheit hätte seine Antwort nichts fehlen lassen. Er hat zugestanden, daß die Minister auch vor Einzelparlamenten sich verantworten sollten; nimmermehr aber hätte er das Eingreifen eines einzelstaatlichen Haushaltungs-Ausschusses in schwebende Fragen der aus-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wärtigen Politik und der militärischen Maßnahmen geduldet.

Die Konservativen sollten doch, nachdem sie gesehen, daß sie einen „Fehltritt" gemacht, nicht so tun, als ob sie die Aktion des Auswärtigen Amtes moralisch stützen wollten. Sie waren, ungenügend informiert, mißtrauisch und sie verwandelten ihr Mißtrauen in die gern wahrgenommene Gelegenheit, sich als die wahren Vertreter eines entschlossenen Patriotismus zu empfehlen. Sie wollten die sachlichen Entschließungen der Reichsleitung beeinflussen und rechneten in ihren Hintergedanken damit, die Reichsleitung moralisch ins Unrecht zu setzen.

Die Regierung hat gemerkt, um was es sich handelt, und ist gegenüber dem Anspruch dieser ungebetenen Ueberwachungsstelle in die Oeffentlichkeit geflüchtet. Ihre Zurückweisung war deutlich. Die unschuldsvollen Lämmer gerieten darüber in Aufregung und beteuerten nicht nur die völlige Reinheit, sondern erfanden vorwurfsvolle Bekundungen, wie ungeschickt die Regierung mit dieser Abwehr gewesen. Daß sie die Oeffentlichkeit mit ihrem Produkt bemüht hatten, schien vergessen.

Man braucht den Zwischenfall in seiner Wirkung auf die augenblickliche Situation nicht zu überschätzen und braucht ihn darum nicht zu beklagen. Ja, er hat ein Gutes für sich: denn er läßt die Bevölkerung spüren, daß in Berlin ein eigenes Spiel hinter den Kulissen geübt wird. Seit Bethmann-Hollweg eine Aenderung des preußischen Wahlrechts angekündigt hat, wird die preußische Geheim-Fronde, die bisher nur seiner Person galt, gegen das „System B." organisiert. Man wollte die Mine in der amerikanischen Sache zur Sprengung bringen; aber man hatte sich im Boden geirrt. So schlug sie nach hinten.

Aber daß es einmal hinter der Front zu einer solchen Explosion kam, ist darum nicht schlimm, daß die Stelle deutlich wurde, wo diese Minierer arbeiten.

Theodor Heuss

Carl Peters: Afrikanische Köpfe

Dem Literaten sind die Dinge immer nur Vorwand zur Entfaltung stilistischer Künste und zur Entblößung oder Verhüllung des eigenen Selbst. Deshalb besitzen wir so viele Reisebücher, die in Wahrheit nicht über fremde Länder unterrichten, sondern nur über den Eindruck, den sie im Darsteller hervorgerufen haben. An Lustfahrten ins weite Land der Seele oder an sentimentale Reisen nach den seligen Inseln mittäglicher Zonen darf man nicht denken, wenn man für das Afrikabuch von Carl Peters (Ullstein & Co. 1915) die richtige Einstellung gewinnen will. Eher darf man sich an Cäsars oder Napoleons Feldzugsschilderungen erinnern, überhaupt an all die wenigen Schriften, aus denen die Geschichte spricht und nicht der Historiker. Carl Peters reiht Tatsachen aneinander, aber sein schmuckloses Referat ist so inhaltreich, daß es jeder ästhetischen Einkleidung spottet. Auch wenn man nichts von des Autors afrikanischer Wirksamkeit weiß, fühlt man die innere, unlösbare Beziehung zwischen ihm und dem Inhalt seines Buches. Fünf scharfgeschnittene Schattenrisse werden in einem Rahmen vereinigt. Paul Krüger, Cecil Rhodes, Kaiser Menelik II. von Abessinien, Emin Pascha, König Leopold II. So verschieden diese fünf Männer nach Herkunft, Temperament, Lebensstellung und Erfolg

Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

sind, der Sinn ihres Lebens ist Afrika. Ihre Geschichte ist die Geschichte Afrikas im 19. Jahrhundert. Paul Krüger und Menelik erscheinen wie Patriarchen der Bibel, mißtrauisch und bauernschlau verteidigen sie die ererbte Scholle gegen Europa. Cecil Rhodes und König Leopold sind aus anderem Holze geschnitzt. Sie sind die Vorkämpfer der Bestrebungen, die sich den erhabenen Namen Imperialismus zulegen, um nicht als Kapitalismus erkannt zu werden. Cecil Rhodes sah eines Tages eine Karte von Afrika vor sich und sagte: „Nachdem ich die Geschichte anderer Länder gelesen hatte, sah ich, daß Ausdehnung alles sei und daß, da die Oberfläche der Welt beschränkt ist, die große Aufgabe sein sollte, soviel davon zu nehmen, als wir irgend können". So also liest ein Jingo die Geschichte der Völker. Der Kilometerkoller ist für ihn das Triebrad allen geschichtlichen Werdens, eine Geschichtsphilosophie von verblüffender Einfachheit, die Ideenlosigkeit in Reinkultur. Daß die Gründung neuer Städte in Cecil Rhodes südafrikanischem Machtbereich mit der Einrichtung einer Börse beginnt, ist ein Symptom dieser mammonistischen Monomanie. Vereidigte Englandhasser werden hier betonen, daß der eben zitierte Ausspruch von Rhodes die Formel spezifisch britischer Denkweise ist. Die Erschließung Afrikas beweist aber, daß es sich um gesamteuropäische Tendenzen handelt. Cecil Rhodes, der wie viele Gewaltmenschen einen Winkel seines Herzens zur süßlichen Schäferei eingerichtet hatte, war sicher kein Pirarro, aber sein wüster Veitstanz ums goldene Kalb wirkt nicht viel angenehmer als die groteske Grausamkeit der goldgeilen, spanischen Conquistadoren.

Daß den angemaßten Rechten Europas ein Uebermaß von Pflichten entsprechen muß, hat nur der deutsche Arzt Emin Pascha begriffen. Nur er hat in Afrika moralische Eroberungen gemacht. Sein Schicksal ist ein Heldenlied. Das Wohl der ihm anvertrauten Bewohner der Aequatorialprovinz ist sein höchstes Gesetz. Sein Gewissen, nicht der Kurszettel bedingt seine Handlungsweise. Sollte das Schicksal Deutschland einen großen Anteil der afrikanischen Ländermasse gewähren, so muß des halbblinden Emin Pascha edles Vorbild unsere Kolonisationsarbeit beseelen.

Dr. Paul Mayer

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27

Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.

Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin W. 15, Kaiserallee 21.

Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Französische Psyche

Versuch objektiver Beobachtungen

Von Edgar Stern

Der Winkel, in dem die Eigenschaften zweier Völker voneinander abweichen, bestimmt den Grad ihres gegenseitigen Verständnisses.

Es ist begreiflich, daß die Beteiligten auf mannigfache Art versuchen, zum Verständnis des ungeheuren Geschehens unserer Zeit vorzudringen. Aber es ist vollkommen verkehrt, wenn solche Versuche, je nach der Nationalität und dem Standpunkt ihres Urhebers, davon ausgehen, Recht oder Unrecht in dem moralischen, ethischen und völkischen Mehr- oder Minderwert der eigenen und der zur Zeit feindlichen Völker zu suchen. Zu einem solchen Urteil wäre nur der befugt, der in der Lage wäre, in die tiefsten Gründe der Wesensart zweier verschiedenen Völker — es soll dabei nicht einmal der ungeheure Gegensatz berücksichtigt werden, der zwischen den heute in zwei große Parteien zusammengeschweißten Nationen besteht — wirklich hinabzuschürfen. Einen solchen Beurteiler aber, für den eine wahrhaft göttliche Unparteilichkeit Voraussetzung wäre, gibt es nicht, selbst nicht in neutralen Ländern, wie es keine Meßwerkzeuge gibt, die fein genug wären, um die Schwankungen haarscharf festzustellen, die ein solcher vermeintlich neutraler Beurteiler innerhalb des obenbezeichneten Winkels nach der einen oder anderen Seite durchmacht.

Jedes Volk kann das andere nur unter der Perspektive seiner eigenen Ideale beurteilen. Diese Ideale wieder sind, uns selbst unbewußt, Ausfluß unserer nationalen Eigentümlichkeiten. Demgemäß schätzt der Deutsche die innerlichen Eigenschaften der Treue, Zuverlässigkeit, systematischen Denkens und Strebens, die Werte

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des Gemüts und der Stetigkeit eines Charakters am höchsten und vernachlässigt um ihretwillen leicht die äußeren Erscheinungsformen des Daseins. Der Idealdeutsche unserer Begriffe ist nicht allzu erheblich von dem Normaldeutschen, den wir kennen, entfernt. Diesen Ersteren sehen wir groß, blauäugig mit blondem Vollbart, vielleicht mit der Brille des Gelehrten, trotz starker geistiger Beschäftigung körperlich ausgebildet und gesund, schlicht, vielleicht etwas lässig gekleidet, natur- und gesangesliebend und einer etwas geräuschvollen Fröhlichkeit, wie einem frischen Trunk nicht abhold. Was diesem Normaldeutschen und einer in Anlehnung an ihn gedachten Idealfigur in den Augen fremder Völker fehlt, was ihn mitunter zu deren Gespött werden läßt, sehen wir gar nicht und empfinden solche Beurteilung als gehässig und ungerecht — eben weil wir diese Figur nach unserem Bilde geschaffen haben.

Für den Romanen, den Franzosen vor allem, erscheint die Vollkommenheit der äußeren Form, das Pathos des Lebens und Erlebens, le beau geste, als das Ausschlaggebende eines Volkstypus. Nicht als ob darum der innere Wert des Menschen durchaus gleichgültig wäre: aber dieser soll im Einklang mit der äußeren Form stehen und deshalb an sich nicht bemerklich sein. Und, bestimmt durch den Wandel der Erscheinungsform, wandelt sich die Bedeutung der einzelnen inneren Werte zu einander und zu dem Gesamtbild. Darum sieht der Franzose in unserem oben beschriebenen Normaldeutschen gerade das, was uns völlig unbeachtlich scheint: sein flanellenes Jägerhemd wächst zur Gemütsroheit, seine Röllchen zur Charakterlosigkeit, sein gesunder, wenig kritischer Appetit zur Tierhaftigkeit, seine geräuschvolle Fröhlichkeit zur Barbarei aus. Weil aber dem Franzosen die nationalen Tugenden des Deutschen, eben seine Treue, seine Verläßlichkeit, sein ernstes Streben und seine sittliche Festigkeit nicht als seinen äußeren Erscheinungsmerkmalen gemäß zur Selbstverständlichkeit werden, übersieht er sie oder bestreitet sie gar. Keineswegs in der bösen Absicht, uns herabzusetzen und schlecht zu machen, wie

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wir wieder aus der entgegengesetzten Anlage unseres Wesens heraus den Vorgang beurteilen müssen.

Und mit ebenso viel oder ebenso wenig Berechtigung kritisieren wir die Leichtfertigkeit und Unstetigkeit, die Sittenlosigkeit und andere nationalen „Untugenden" des Franzosen. Sieht er den Deutschen als ein ungepflegtes, Sauerkraut und Ochsenmaulsalat verschlingendes, sich mit Bier vollschlagendes Ungetüm an, das aber im übrigen die ins Groteske verzerrten Züge unseres eigenen oben beschriebenen Normalbildes trägt, karikiert er unsere Frauen entweder als harmlos blauäugige, sentimentale „Gretchen" oder als unförmliche, geschmacklos gekleidete Matronen mit neben der Hauswirtschaft auf ein Mindestmaß beschränkten Lebensäußerungen, so ist es für uns schon erheblich schwieriger, einen französischen Normaltyp überhaupt zu konstruieren. Ist es der südländische Tartarin Daudets? Ist es Dumas' d'Artagnan, Rostands Cyrano de Bergerac, der gaskonische „bretteur sans vergogne"? Sind es die fast germanischen Söhne der Normandie und der Bretagne, deren Lied Loti in seinen Islandfischern und „Mon frère Yves", Kellermann in „Das Meer" und Klara Hohrath im „Lied vom Meere" gesungen haben? Ist es Stendhals Julien Sorel, der skrupellose Utilitarier, Huysmans' des Esseyntes, der trostlose Dekadente, ist es der brave Spießbürger Silvestre Bonnard des klügsten Franzosen, Anatole France? Das eben ist das Charakteristische am Franzosen, daß er keinen Durchschnitts-, keinen Normal-, keinen einzelnen Idealtyp bilden kann und will. Die Wichtigkeit, die er der äußeren Erscheinungsform beimißt, die es erheischt, daß die moralischen und ethischen Anlagen des Menschen seiner möglichst vollkommenen — in ihrer Art vollkommenen — äußeren Form angemessen bleiben, verhindern jeden Schematismus. Sein Bauer hinterm Pfluge ist erst Bauer, dann Mensch und dann Franzose, sein chevalier errant erst chevalier, dann Mann (in seinem Verhältnis zu den Frauen) und dann Franzose, und sein rentenverzehrender oder handeltreibender Bürger erst bourgeois, dann Familienvater oder Lebe-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

männchen und dann Franzose. An den Gestalten unserer Kunst und Literatur aber fällt, uns unbewußt, dem Fremden zuerst der Deutsche und in zweiter Linie erst seine menschlichen oder sozialen Züge ins Auge.

Dieser Vielfältigkeit des französischen nationalen Antlitzes entspringen Gegensätze in dem ethischen und kulturellen Bilde Frankreichs, die uns aus der Geschlossenheit unseres eigenen Idealismus heraus unverständlich erscheinen. Das gleiche Volk, das die Kathedralen von Orleans, von Tours, von Reims gebaut hat, hat den lieben Gott abgesetzt und die Göttin der Vernunft in Gestalt einer Grisette im Triumph einhergefahren. Die Erbauer von Versailles, des Vogesen-, des Vendôme- und des Concordienplatzes haben das Louvre und die Tuilerien in Brand gesteckt. Und das gleiche Volk der Pariser, das sich noch vor wenigen Jahren nicht genug tun konnte in Spott und Satire auf die steifen, seinem Gemütsleben gänzlich fremden Engländer, hat die Entente-Cordiale — wenigstens im Anfang — begeistert bejubelt und Jeanne d'Arc, Crézy und Azincourt vergessen. Mit der gleichen Inkonsequenz würde es dem deutschen „Erbfeind" gegen den englischen Erbfeind Heeresfolge geleistet haben, wenn einer seiner populären Tribunen zur rechten Zeit die rechte Gebärde gefunden hätte, um diese immer latente Begeisterung der Massen auszulösen. Im Frieden und unter normalen Verhältnissen zu einer scherzhaften, spöttelnden Behandlung jeder Frage, auch der schwerwiegendsten, geneigt und ohne jedes Verständnis für die respektgebietende immanente Größe gewisser Dinge und Ereignisse (das, was wir gallischen Humor nennen, ist in seiner Kritiklosigkeit etwas Furchtbares), ist der Franzose immer die große Gefahr für den Völkerfrieden gewesen. Denn da ihm nichts tabu ist, findet er viel leichter als irgend ein anderes Volk den Uebergang zu scheinbar ganz unwillkürlichen Handlungen voll schwerster Folgen, bedarf es bei ihm nicht der reiflichen Ueberlegung und des Entschlusses, sondern lediglich einer kleinen Steigerung des ohnehin schon vorhandenen Mangels an Achtung

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vor den Geschehnissen, um ihn kopfüber in eine Tragödie zu stürzen. Das ist zweifellos ein schwerer Mangel seiner Volkspsyche gegenüber derjenigen bedächtigerer Völker, deren Entschlüsse von der Erwägung ihrer Folgen abhängig gemacht werden. Ueberdies sind für den Franzosen weit mehr bestimmend als die Folgen einer Handlung die äußeren Umstände, unter welchen sie zur Durchführung gelangt. Die Jahreszeit, das Wetter, die Anzahl der zufällig vorhandenen Parteigänger, ein wirksamer Zeitungsartikel, die Laune, die von einem komischen oder schmerzlichen Ereignis irgendwelcher Art ausgelöst wird, sind ebenso viele zwingenden Anlässe zu den folgenschwersten Maßnahmen. Heine, der als wohlwollender und sachkundiger Beurteiler des Franzosen gelten darf, zitiert im ersten Kapitel seines „Bürgerkönigtums" das Wort Pethion's, das er bei einem befürchteten Ueberfall während der Revolution zu seinen Freunden gesagt hat: „Sie werden heute abend nicht kommen, denn es regnet." Und dem aufmerksamen Beobachter wird es in der Tat auffallen, wie oft große Ereignisse, Kriege und Revolutionen, zu welchen die Mitwirkung des französischen Volkes erforderlich war, in die schönsten Sommermonate fallen. Napoleon wußte und benutzte das, als er sich am 18. Mai zum Kaiser krönen ließ, und wenn kein anderes Argument ausreichte, um zum mindesten für die unmittelbare Tatsache der Kriegserklärungen von 1870 und 1914 Frankreich, oder besser gesagt, dessen jeweilige Leithämmel verantwortlich zu machen, so würde diese psychologische Erkenntnis nicht unerheblich zu einem schlüssigen Indizienbeweis beitragen.

Der Franzose ist im Grunde seines Herzens zwar nicht gutmütig — das Wort débonnaire hat für ihn einen leichten Stich ins Lächerliche — wohl aber bon garçon. Und in diesem feinen Unterschied liegt eben das Gefährliche, das eine ungesunde Schule seinem Charakter eingepflanzt hat. Die Tatsache, daß tiefwurzelnde, unbedingte Güte für ihn etwas Lächerliches besitzt, entlockt seiner Gutartigkeit Temperamentsausbrüche, die kalter Bosheit und Grausamkeit nahe verwandt sind. Er rennt seiner

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Phantasie nach bis zu einem Punkt, an dem er sich nicht mehr zurückfindet und zum Sadisten wird, um die Stimme seines Gewissens im Rausch der action, des Geschehens zu ertränken. Und diese Phantasie wird ihm auch da zum Verhängnis, wo sie in Widerspruch mit seinem im allgemeinen hochentwickelten Verstand gerät. Aus dem beau geste wächst ihm in rasender Aufeinanderfolge das Ereignis, das ihm der im Augenblick maßgebende Führer vorzuspiegeln wünscht. Diese Tatsache, eben noch ihm fern und fremd, wird zwingende Notwendigkeit, Lebenszweck und jeden Opfers wert. Er tut den Schritt, er bringt das Opfer, und erst dann dämmert ihm unterbewußt die Erkenntnis, daß nicht er, sondern ein Anderer das Geschehene gewollt hat, daß er vielleicht auf der glatten Bahn seiner Phantasie in einen Abgrund geglitten ist. Hier aber setzt dann der moralische Wert ein, den man dem Franzosen nicht absprechen darf: er löst die verblaßte Suggestion durch Autosuggestion ab und zwingt sich, das Begonnene mindestens so lange durchzuführen, bis Lächerlichkeit oder Wahnsinn des Unterfangens auch im Scheitern noch den Glanz eines gewissen Heroismus zeigen.

Das ganze Charakterbild gibt dem nüchternen Beschauer den Eindruck einer gewissen Kindlichkeit — ein härterer Richter mag es kindisch nennen — für die uns im allgemeinen der Blick fehlt, weil wir aus unserer sittlichen Anschauung heraus den Begriff der Kindlichkeit nicht mit der moralischen Verderbnis, mit der Leichtfertigkeit vor allem in sexuellen Dingen zu verbinden vermögen, die den Franzosen kennzeichnet. Und der große politische Fehler Deutschlands in seinem Verhältnis zu Frankreich bestand unzweifelhaft darin, daß wir dieses Moment der französischen Psyche nicht zu erfassen wußten, daß wir die Franzosen Ernst nahmen, während der Engländer gewandter als wir sie nur ernst zu nehmen schien. Jenseits des Kanals hat man es wohl verstanden, die jeder Tradition Hohn sprechende Sympathiekomödie zu inszenieren und so lange durchzuführen, bis die eitlen und selbstgefälligen leitenden Staatsmänner des heutigen Frankreich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

diese aus dem Volke erstandenen Karyatiden eines vermeintlichen Kulturgebäudes, die große Menge von diesem Freundschaftsschwindel überzeugt hatten. Auf die Freundschaft allein wären die Franzosen nicht hereingefallen. Auch nicht auf die angebliche Notwendigkeit der Revanche. Aber auf das rührende und klangvolle Schlagwort von den Kindern, die der Mutterbrust Frankreichs von Barbarenhänden entrissen waren — darauf mußten die Saiten dieses jedem kundigen Geiger bereiten Instruments, das sich französische Volkspsyche nennt, in tönenden Schwingungen reagieren. Und es ist nur zu selbstverständlich, daß schon die ersten Vortruppen für den neuen Marsch à Berlin durchs Elsaß französische Lehrbücher und Atlanten in Waggonladungen, Staatswappen der glorreichen Republik zu Tausenden mit sich führten. Daß die süddeutschen Stämme nicht glattweg von Preußen abfielen, daß man ihnen im Elsaß keine Triumphpforten baute, mag neben anderen bitteren Enttäuschungen dieses Krieges mit die tragischste für diese alten Kinder gewesen sein. Das Sonderbare an diesem Defekt der französischen Einsicht ist, daß diese Einsicht in politischen Dingen eigentlich höher entwickelt sein müßte, als die anderer Völker. Denn wie bei allen Lateinern ist die geistige Kultur des Franzosen vorwiegend auf der von den Römern überkommenen politischen Grundlage aufgebaut, im Gegensatz zur germanischen, die in idealistischen Grundlagen wurzelt und auch in ihren heutigen, im Ausland so unerwünschten realen Lebensäußerungen dieser Grundlagen nicht entraten kann und will. Keine irgendwie erhebliche Aeußerung der Kunst, der Wissenschaft und selbst des täglichen Lebens besteht beim Franzosen ganz unabhängig von politischen Gesichtspunkten nnd Ereignissen; jeder Franzose hat das Bewußtsein, nicht wie die Soldaten Napoleons den Marschallstab, wohl aber das Ministerportefeuille im Tornister zu tragen, und wenn diese unbeschränkte Freiheit des politischen Strebens eine Stufe des Fortschritts bezeichnet, so trübt sie auch den Blick, den der Bürger eines Landes begrenzterer politischer Möglichkeiten auf enger

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

umschriebene Ziele zu richten und dadurch zu festigen pflegt. Es ist natürlich cum grano salis zu verstehen, wenn hier behauptet wird, daß jeder Franzose nach den höchsten Stellen seines Landes strebt; aber setze man anstelle des Landes irgend einen anderen politischen Wirkungskreis, sei es als Deputierter, Conseiller général, maire, Syndikatsleiter oder auch nur als Sprecher einer kleinen Arbeiter- oder Beamtengruppe: immer wird man finden, daß nahezu jeder Franzose nach einer politischen Führerrolle strebt und bereit ist, seine ganze bürgerliche Existenz für sie einzusetzen und aufzuopfern. Daß sich aus diesem Herandrängen zu Führerrollen eine ungeheure Vielfältigkeit der Gegensätze und eine Schärfe ihrer äußeren Form ergibt, wie sie kaum ein anderes Land aufzuweisen hat, ist nur natürlich. Grundfalsch ist es aber, daraus den Schluß auf eine innere Zerrissenheit oder auch nur auf eine Unstimmigkeit des Volkes zu ziehen, sobald es sich um wichtige Existenzfragen der Nation handelt. Der gleiche Franzose, der beim Wein, in der politischen Versammlung oder bei irgend einer der tausend improvisierten Gelegenheiten zu politischer Diskussion wütend auf „ce sale Gouvernement" schimpft, jeden Augenblick bereit ist, diese „schuftige Regierung" zu stürzen und ihr die Fensterscheiben einzuwerfen, leistet ihr, gleichviel ob er klerikal-monarchisch oder radikal-sozialistisch wählt, begeistert Gefolgschaft, wenn sie ihn unter einer zündenden Parole, mit einem Wort, das seine Phantasie anregt, gegen den äußeren Gegner aufruft. Und in keinem Lande erhalten sich Schlagworte so sehr im Gedächtnis jedes Einzelnen, wie in Frankreich. Sadowa, Faschoda, Tanger, Agadir, Namen, die dem berufsmäßig nicht mit Politik befaßten deutschen Durchschnittsbürger kaum ein bestimmtes Ereignis wachzurufen vermögen, liegen in jedem französischen Gehirn bereit als Raketen für das bengalische Feuerwerk, das jedes Volkstribünchen jenseits der Vogesen zu seiner Zeit entzünden kann. Wie man sieht, nimmt er mit Vorliebe Ortsnamen; und vielleicht wird der nächste Calais heißen, wenn die Engländer weiter so unvorsichtig mit der französischen Volkspsyche umgehen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wie in letzter Zeit. Dann wird der Franzose eingesehen haben, daß er sich wieder einmal von dem Schwung einer großen Gebärde zu einer Tat voll wahnsinniger Tragik hat hinreißen lassen, daß seine kindliche Seele das Opfer eines kalt berechnenden Verführers geworden ist, daß er das Blut seiner Söhne wieder einmal für ein Phantom vergossen hat und dem Weg zum Abgrund um ein Beträchtliches näher gekommen ist. Aber er wird dann feststellen, daß der Glanz des Heroismus den folgenschweren Irrgang in seinen und den Augen seiner Nachkommen umgibt, und wird sich in dem Gedanken trösten, daß „la Gloire" heil geblieben ist, wenn auch Hekatomben seiner Besten dafür verbluten mußten. Der herostratische Wahn eines ganzen Volkes aber wird wiederum den Tempel der Diana verbrannt haben und neben den Gräbern der Hunderttausende werden die geschwärzten Ruinen seiner Kunstwerke und seines Gewerbefleißes anklagend gen Himmel ragen. Und wir, die wir um den Preis eigener furchtbarer Opfer bei dieser lächerlich-grandiosen Tragikomödie mitwirken müssen, werden uns mühsam einer sentimentalen Anwandlung erwehren, die uns beim Anblick der Folgen dieser Massenpsychose ergreift.

Paul Ernst, der Theoretiker der Tragödie

Zu des Dichters 50. Geburtstag am 7. März 1916

Von Paul Wittko

Paul Ernst gilt seit etwa einem Jahrzehnt als der Quellpunkt neuklassischer Bestrebungen im Drama. Als er sich ausgangs des vorigen Jahrhunderts der Theorie der dramatischen Dichtkunst zuwandte, da war es das Erste, daß er mit dem Naturalismus brach, dem er bis dahin widerstandslos unterworfen gewesen war. Hatte er in seinem ersten Einakter „Lumpenbagasch" die Dorfdirne einen Armenhäusler heiraten lassen unter allerlei unappetitlichen Begleiterscheinungen, so hatte sein aufsteigender „Weg zur Form" ihn etwa innerhalb eines Lustrums in ein völlig anderes Fahrwasser gelenkt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hand in Hand damit waren seine politischen Wandlungen gegangen. Der in der Arbeiterbewegung stehende sozialdemokratische Redakteur war den agrarischen Bestrebungen praktisch nahe getreten, um dann ein fast ausschließlich wissenschaftlich sich betätigender soziologischer Schriftsteller, der Wirtschaftsforschung hingegebener Mitarbeiter von Hardens „Zukunft" sowie wirtschaftstechnischer Zeitschriften des In- und Auslandes geworden. Er hatte Mitte der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in der demokratischen Stadtverwaltung der Harzstadt Nordhausen gearbeitet, hätte sich gern als Bürgermeister irgend eines mitteldeutschen Kleinstädtchens gesehen, auch als Statistiker oder dergl. einer großen deutschen Kommune, und hatte allmählich die Demokratie, und dann auch während einer längeren Krankheit im frommen elterlichen Bergmannshause zu Klausthal den Sozialismus von sich abgeschüttelt. Nachdem er der Schwiegersohn des mit dem alten Kaiser Wilhelm befreundet gewesenen märkischen Rittergutsbesitzers und Parlamentariers Robert v. Benda geworden war, trat seine Bekehrung ein zu einem abseitigen und abgeschlossenen konservativistischen Gedankenaristokratismus.

Auf diesem viel gewundenen Wege hatte er sich eine sittliche Weltanschauung errungen und sich zugleich ausschließlich der Dichtkunst und Dichtkunde in die Arme geworfen.

Er war in einer Zeit in die Arena der Literatur getreten, auf die ein im Gespräche mit Eckermann von Goethe gemünztes Wort zutraf, das Wort von der „Lazarettpoesie". „Die Poeten", so hatte Goethe 80 Jahre früher sich geäußert, „schreiben alle, als wären sie krank und die ganze Welt ein Lazarett, und, unzufrieden wie schon alle sind, hetzt einer den anderen in noch größere Unzufriedenheit hinein. Das ist ein wahrer Mißbrauch der Poesie, die uns doch eigentlich dazu gegeben ist, um die kleinen Zwiste des Lebens auszugleichen und den Menschen mit der Welt und seinem Zustande zufrieden zu machen". Diesen Mißbrauch für den eigentlichen Beruf der Poesie gelten zu lassen, wehrte sich der zu Reife und zu Selbständigkeit gelangte Grübler. Tiefer und tiefer versenkte er sich in die Probleme der Dichtkünste, namentlich der Dramatik. Das Drama, so stellte er fest, ist Weltanschauungsdichtung, der Kampf des Menschen mit dem Schicksal der größte Vorwurf, den es für einen Künstler geben kann. „Der Kern", so schrieb er in einem Aufsatze über „die Möglichkeit der klassischen Tragödie" für die Gegenwart, „aus welchem sich im Dichter die Tragödie entwickelt, entsteht durch die Kreuzung zweier Notwendigkeiten; in dem Kreuzpunkt befindet sich der tragische Held, und die beiden Notwendigkeiten erscheinen in psychologischer Perspektive ihm als sein seelischer Konflikt, den er lösen soll; bei dieser Aufgabe entfaltet er seine höchsten Kräfte, indem er der einen Notwendigkeit folgt, und wird vernichtet durch die andere Notwendigkeit".

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auf der Suche nach dem Tragödienurquell gelangte er dazu, die Unbedingtheit alles Sittlichen als durch keine Spekulation Erschütterliches, als Unantastbares anzusehen. Für den schlimmsten Feind alles Tragischen erklärt er die Ansicht von der Relativität des Sittlichen.

Das naturalistische Drama ist s. E. kein Drama; es ist dazu zu positivistisch. Die Positivisten aber sind die wahren Abkömmlinge der alten Sophisten, der Zerstörer des antiken Dramas durch die Lehre von der Relativität aller Begriffe. Der Inhalt der Tragödie ist der Konflikt zwischen dem Willen zur Integration des Guten und Reinen und der menschlichen Bedürftigkeit. Nach der Milieutheorie sind die Menschen Produkte der Umwelt und einer Anzahl ähnlicher Faktoren. Diese wirken auf sie und dementsprechend handeln sie und leiden sie. Die Aufgabe des Dramas aber ist nach Ernst zu zeigen, wie ein Mensch nicht willenlos dem Schicksal unterliegt, sondern mit ihm kämpft. Durch Analyse des Autors können im Drama die Beziehungen zwischen Umwelt und Personen nicht nachgewiesen werden; da die Personen sich nur direkt geben, muß dieser Nachweis durch die Phantasie des Zuschauers geschehen.

Schon früh hatte Ernst an der Möglichkeit einer proletarischen, ja selbst einer bürgerlichen Tragödie zu zweifeln begonnen. Bemitleiden, so schrieb er bereits 1898, kann ich auch den geplagten Proletarier, der durch das Elend vertiert ist; aber wenn dann nichts weiter an ihm zu sehen ist als die hoffnungslose Müdigkeit, das Elend und die Vertiertheit, so ist er eben nicht tragisch und ist kein Held.

Die moderne Geldwirtschaft hat zwar eine allgemeine und sehr enge Beziehung aller Glieder der Gesellschaft zu einander geschaffen, und der einzelne ist von dieser Beziehung durchaus abhängig. Diese Beziehungen aber gehorchen nicht einer vernünftigen Leitung, sondern entwickeln sich nach eigenen Gesetzen, dem die Menschen ohne Gnade unterworfen sind. Wir sehen also wohl das unerbittliche Schicksal und die Zermalmung des Menschen, aber nicht den Konflikt und die Erhebung, nur die Notwendigkeit, nicht die Freiheit. Die soziale Unfreiheit als Folge der Geldwirtschaft trübt das Bewußtsein der sittlichen Freiheit. Darum kommen die höheren, freieren Gesellschaftsschichten für die Tragödie ungleich mehr in Frage als die Proletarier. „Je höher der Mensch steht, desto häufiger steht er im Mittelpunkt mehrerer Notwendigkeiten." Dann aber haben wir neben dem unerbittlichen Schicksal und der Zermalmung auch die Konflikte und die Erhebung, also die klassische Tragödie. Denn die einzige, gleichzeitig allgemein menschliche und künstlerisch vollkommene Fassung des tragischen Problems haben nach Ernst doch nur die Griechen gefunden. So folgt z. B. Antigone der absoluten Forderung der antiken Religion, indem sie den toten Bruder bestattet, und wird

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

durch die absolut notwendige Forderung des Staates gerichtet, daß die Grabesruhe dem Angreifer des Vaterlandes zu verweigern ist.

So besitzen wir denn bisher von Ernst auch noch keine in der Neuzeit spielende „klassische" Tragödie. Alle seine dramatischen Stoffe schöpfte er vielmehr aus Sage oder Geschichte.

Es ist ein Umgekehrtes mit Paul Ernst wie mit Otto Ludwig — und doch ein Seelenverwandtes. Der Theoretiker Otto Ludwig wies das klassizistische Schönheitsdrama ab, verlangte zeitgemäßen Inhalt, Aussöhnung von Kunst und Leben. Ihn sollte die Poesie nicht zu Gedanken, sondern zu Stimmungen leiten. Philosophie und Antike sind nach Ludwig die Ursachen, die die deutsche Dichtung vom wahren Wege zum Drama abgebracht haben. Aber beide, Otto Ludwig wie Paul Ernst, gelangen nicht zur vollen Verwirklichung ihres Programms. Durch Beider gesamtes poetisches Schaffen geht ein Zwiespalt von Erkenntnis und Kraft. Bei Beiden ein heftiges, unausgesetztes Ringen mit den technischen Problemen, ein unablässiges Grübeln und Experimentieren, kein rechtes Zumzielgelangen.

Der von Ernst vorgezeichnete Weg zur Form führt die dramatische Dichtung zu sittlichen Idealen, führt aus tiefstem Leiden zur Bejahung des Lebens mit höchstem Jauchzen. Der Wert solcher Dichtung für die Kultur ist gewiß höchst schätzbar. Und Ernsts Ausführungen über die Schwierigkeiten der Schöpfung einer neuzeitlichen Tragödie sind ohne weiteres anzuerkennen. Die mehr äußeren Ursprünge dieser Schwierigkeiten hat Ernst unerörtert gelassen. Die Wertung des einzelnen Menschenlebens ist heute eine andere als in früheren Zeiten. Die Zähmung der Bestie im Menschen ist soweit gediehen, daß uns auch die gespielte Untat abstößt. Zudem aber ist uns mit steigender Kultur das Schicksal durchsichtiger geworden, als es früheren Zeiten erschien. Sitten und Gesetze haben an Strenge wesentlich eingebüßt. Damit hat sich die allgemeine Machtstellung des Menschen dem Schicksal gegenüber immerhin nicht unbeträchtlich gehoben, auch die des schlichten Volkes. Wohl ist auch heute oft der Ueberwinder im Streit mit Naturgewalten den unheilvollen bösen Geistern im eigenen Herzen zu unterliegen verurteilt. Wenn aber der Träger der Hauptrolle eines in der Gegenwart geschehenden bürgerlichen oder proletarischen Dramas vom Schicksal besiegt wird, so verlor er zumeist die Heldenwürde, die unser hochgesteigertes Menschenbewußtsein doch vom Dichter bewiesen wissen will. Die erschütternden, Mitleid erweckenden Untergänge, die unsere Zeit mit sich bringt, wären wohl Tragödien, wenn eben nicht der eine Mangel bestünde, den auch Ernst feststellt, nämlich daß der „Held" der Begebenheit kein Held ist. Auch die Untergänge Höchststehender der Neuzeit lassen sich heute noch nicht zu Heldischem umlügen, weder der des unglücklichen Kaisers Max von Mexiko, noch gar des Napo-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

leons III. oder endlich die der ihrer Länder verlustig gewordenen drei Könige unserer jüngsten Tage.

So stellte denn Ernst in den Mittelpunkt seiner stattlichen Reihe von Dramen zumeist längst der Geschichte der Dichtkunst angehörende historische Figuren wie Demetrius, Papst Gregor VII. und Kaiser Heinrich IV., Brunhild, Ariadne, Ninon v. Lenclos, den jungen Friedrich und Katte. Er tat das mit höchstem Kunstverstand, unter Einwurzelung der Tragik bis ins Kleinste im antiken Schuld- und Schicksalsbegriff. Wie Welten geschlossen stehen seine Helden und Heldinnen da, in unnahbarer Größe und Hoheit, monumental vereinfacht bis zur völlig unpersönlichen Abstraktion, in eisiger Starrheit und Kampfesferne, nicht gestaltet, sondern ergrübelt, nicht intuitiv erworben, sondern kasuistisch errungen. Die Architektonik seiner Dramen ist bewundrungswürdig, von klarster, einfachst.., knappester Gliederung und Formenstrenge, seine Sprache von fertiger, gereifter Schönheit, und fertiger, reifer Weisheit voll, edel und gedankentief. Alle diese rein aus Theoremen heraus destillierten vornehmen Kunstwerke einer respekteinflößenden sittlichen Weltauffassung muten uns zumeist an (wenn auch nicht wie tote und ertötende Rundgemälde heroischer Landschaft, so doch bestenfalls) wie tadelfreie Reproduktionen grandioser antiker Tempelbauten in lebensbarem, luftleerem Raum. Frei von allem leidenschaftlichen, feurig fortreißenden Pulsschlag, scheinen sie ausschließlich geschaffen für die streng stilisierte Reliefbühne, vielleicht für ein des Kothurns wieder bedürftiges Amphitheater einer fernen Zukunft oder eine überlebensgroße Marionettenbühne. Für das Theater der Gegenwart fehlt es ihnen an Lebensgefühl, an strotzender Naturhaftigkeit. Jedenfalls war es ihnen noch nicht gegeben, die Bühne unserer Zeit sich einflußreich zu erobern.

Die seltsamen Vögel

Von Musketier Max Barthel

Als wir vor einiger Zeit in Ruhe lagen, kamen wir auch mit den Russen zusammen, die beim Bahnbau beschäftigt waren. Ein zusammengedrängtes Völkergemisch — Kaukasier und Juden, Ruthenen und Sibirier, dem Wüten der Schlacht entronnen, in erdbraunen Mänteln, heruntergekommen und immer hungrig.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wir gaben ihnen von unserem Brot und Tabak, sperrten das Maul auf und lachten, wenn sie sich hungrig nach der warmen Suppe drängten, die uns übrig blieb.

Abends, wenn wir durch das Dorf schlenderten und die Arme wollüstig durch das Dunkel warfen, hörten wir das schwermütige Singen der Gefangenen. Die Lieder schwangen sich wie seltsame Vögel durch die samtweiche Dämmerung — ostwärts, den endlosen Flächen Rußlands zu.

In der Nacht überfiel mich folgender Traum: die aus Holz geschnitzten, kunstvollen Vögel der gefangenen Kameraden, die sie für Tabak und Brot bei uns eintauschten, wurden lebendig, wuchsen schreckhaft groß, erstürmten das strahlende Morgenrot (die Sonne stieg oben feurig und prunkend auf) und ballten sich wie eine schimmernde Wolke in blendender Reinheit vor dem gelben Licht, ehe sie schreiend ostwärts verschwanden.

Als ich erwachte, galt der erste Blick meinem geschnitzten Vogel, der mit gespreizten Schwingen auf seinem Platze stand.

In seltsamer Hast habe ich ihn eingepackt und meiner klugen Freundin Ruth nach Deutschland gesandt.

Und alles war wie sonst!

In den Argonnen donnerte dumpf eine Kanonade. Der Wald stand blauumdunstet im Westen. Die Russen sangen abends ihre schwermütigen Sehnsuchtslieder und tauschten tags ihre seltsamen, kunstvollen Vögel gegen Brot und Tabak bei uns ein.

März 1916

Sonne weht durch den heulenden Föhn ...
Ist schon wieder ein Winter versunken?
Ueber der Dächer blauspiegelnde Höh'n
wirbeln die Wolken in weißlichen Funken.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sterne gebiert der gewitternde Tag . . .
Herzen spüren sich jäh geweitet;
was in Bangnis gefaltet lag,
hält die Schwingen zum Flug gespreitet.

Hoffnung bauscht sich, und Rauschen schweift
auf von den steinern umgitterten Straßen:
Männer marschieren, Trompeten blasen . . .
Wo ist die Hand, die die meine ergreift? . .

Harry Kahn

Umwälzung

Die Ungeheuer entstiegen dem Meer.
Ueber die unbewachten Wehren des Himmels
sausten geflügelte Drachen herein. Ein Wald von Geistern
gischt in die Lüfte. Und die wilden Feuer der Tiefe
haben die Erde geöffnet und schießen hervor
in blutigen Brunnen . . .

O, dies vergeht nicht mehr!
Und was davor liegt, wird nun Sage bleiben.
Dies ist der Einsturz und die Wende
der Zeit, wo Riesenschmetterlinge
an tropischen Blüten sogen,
wo Menschen Kinder waren,
die Segel der Träume zogen übers Meer
und das leichte Leben
uns spielend schaukelte nach jedem Ziel . . .

Ewig dahin sind nun die Träume,
Gärten mit Schwänen auf dem Teich,
Blondhaar und blauer Blick und Flügelstaub der Jugend.
Wo sichre Straßen liefen, wälzt sich trübe Flut,
und wo das Meer gebrandet, hob der Abgrund

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wildnis herauf und Wüstenland . . . noch ohne Weg.
Und voll von Feinden ist die Welt.
Wer nicht gepanzert ist, dem wäre besser,
er hätte diese Tage nie gesehn!

Wir selber sind nicht mehr dieselben.
Die Drachen des Grauens kreisten uns um das Haupt.
Flammen sengten die Wimpern uns ab auf dem Höllenweg.
Wie einem, welcher schon im Sarge lag
und wieder auferstand zum blassen Leben,
wird nie ein Lächeln
uns mehr die eisige Miene lösen.
Wir nehmen hart den Hammer in die Hand
und schlagen uns aus Felsen einen Weg,
um auf dem öden Gipfel auszuschaun
nach einer Heimstatt drunten in der fremden Ebne.

Leo Sternberg

Das Telephon im Kriege

Der Russisch-japanische Krieg brachte uns zum erstenmal im großen Maßstabe die Verwendung des Fernsprechers. So war vor der Schlacht von Mukden das beiderseitige Telephonnetz 120—150 Kilometer breit. Dieser Rahmen erscheint heute geradezu winzig, wenn man bedenkt, daß die Westfront, von der schweizerischen Grenze bis zum Meere reichend, eine Länge von mehr als 800 Kilometern besitzt, und daß die Ausdehnung der Ostfront von der Bukowina bis zur Ostsee fast 1500 Kilometer beträgt.

Die Hauptstränge gehen von der jeweiligen höchsten Leitung zu den Ober-Kommandos der Heeresgruppen, zu den Armeekorps, den Divisionen, und verästeln sich von dort aus zu den Brigaden, Regimentern und innerhalb dieser zu den Bataillonen und Kompagnien. Infolge der enormen Frontbreite der Millionenheere sind die höheren Kommandostellen naturgemäß in größerer Tiefe als früher gruppiert. In der Schlacht von Mukden befanden die beiderseitigen Oberleitungen sich 10—12 Kilometer hinter der Front. Allein diese bescheidene Tiefe genügt nicht mehr für ein Oberkommando; sie kommt heutzutage höchstens für ein Divisions- oder Korpskommando in Betracht.

Wie die Telephontrupps arbeiten, ist einfach fabelhaft. Während beispielshalber eine Division marschiert, legt ihre Telephon-Abteilung an der Marschlinie entlang den Draht über Tal, Bach, Bäume, Gehölz, Zäune, Häuser, Sträucher, Steingeröll u. s. w. im selben Tempo, wie die Truppe vorwärtsstrebt, zumeist voraus derselben, aber innerhalb der Sicherungszone. Der eine haspelt die Trommel

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ab, der andere legt vermittelst einer langstieligen Gabel den Draht. Ob auf der Straße, ob querfeldein, die Telephonisten bleiben niemals zurück. Trifft das Divisionsstabs-Quartier auf seinem Standort ein, so findet es die Telephonzentrale schon fix und fertig eingerichtet vor. Von hier aus beginnt der Anschluß der Truppentelephonlinie. Bald ist die Verständigung im schönsten Gange. Da auch während des Gefechts beständig Meldungen an das vorgesetzte Kommando abgehen, so besitzt dieses eine ununterbrochene Orientierung über Fortschritte oder Mißerfolge in der Kampfhandlung, es weiß ferner über Lücken, die entstanden sind, rasch Bescheid, es gibt Befehle, erteilt Weisungen, vermag schnell Verstärkungen zu schicken, wo dies nottut. Das Kommando steht also dauernd mit seinen kämpfenden Truppen in Verbindung. Es ist zwar fern, indes sein Arm reicht weit. Am wichtigsten fast ist der Fernsprecher für das „große Gewehr" bezeichnet worden. Der Artillerieführer leitet von seinem Beobachtungsstande, der oftmals dem Auge einen Ausblick über verschiedene Kilometer gestattet, mit unfehlbarer Sicherheit seine Feuerschlünde.

Im Kriegstelephonwesen spielen die Störungssucher eine gewichtige Rolle. Sie werden zu je zweien und mehr über das vordere Leitungsnetz verteilt; ihre Aufgabe besteht darin, Stockungen zu beseitigen, die im Betriebe auftreten. Die Störungssucher sind mit Fernsprechapparat, Batterie, sowie dem nötigen Flickzeug versehen. Ihre Tätigkeit ist häufig mit außerordentlichen Schwierigkeiten verknüpft. Doch was der Soldat muß, kann er auch.

Das Telephonnetz ist ein Märchengeranke. Der geistige Blick entspringt beim Oberkommando, er verwandelt sich in den elektrischen Funken und alsbald dirigiert dieser Hunderttausende von tapferen Kriegern nach verschiedenen Himmelsrichtungen. Dabei vermag man verbessernd und abändernd einzugreifen. Es wäre nach rein technischen Gründen ganz gut denkbar, daß die oberste Heeresleitung in der Hauptstadt bliebe, wie der bedeutende General von Schlichting in seinen taktischen und strategischen Grundsätzen der Gegenwart vorschlägt. Nun, wir haben neben dem Telephon ja auch noch den Telegraphen. Allein gewichtige Gesichtspunkte stellen sich dem Schlichting'schen Vorschlage gegenüber. Der Oberfeldherr, der mit seinen Beratern in der Hauptstadt weilt, würde die innere Fühlung mit seinem Heere verlieren, er hätte nicht das rechte Empfinden dafür, was die ihm zur Verfügung stehenden Kräfte zu leisten vermögen, könnte nicht den Pulsschlag seiner Truppen fühlen. Nach Lage der Dinge muß er auf dem gleichen Boden wie seine Soldaten leben. Sonst könnte es gar leicht geschehen, daß er einmal Unmögliches verlangen würde, zum andern wäre er nicht imstande, die Leistungsfähigkeit seines Heeres vollkommen zur Ausnützung zu bringen. Es ist nie etwas Großes erreicht worden, wo weitab vom Kriegstheater die Geschicke eines Heeres vom grünen Tisch aus geleitet wurden, wie namentlich das verhängnisvolle Walten des österreichischen Hofkriegsrates dartut. Freilich, für diesen wären Telegraph und Telephon eine Quelle reinster Freuden gewesen. Ob aber dann Prinz Eugen seine Siege errungen hätte, dahinter bleibt ein großes Fragezeichen.

Wenn nun auch der Fernsprecher Vorteile gewährt, die groß sind, so darf doch nicht übersehen werden, daß er nichtsdestoweniger gewisse Gefahren im Gefolge hat. Sie bestehen darin,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß die allezeit zur Verfügung stehende Telephonverbindung die höheren Führer leicht zur Versuchung führen kann, durch sich häufende Einzelanordnungen die Selbständigkeit der Unterführer zu beeinträchtigen, während diese mittels des Fernsprechers versuchen können, die Verantwortung, die sie selbst zu tragen haben, auf die höhere Stelle abzuwälzen. Weiterhin vermögen moralische Erschütterungen sich durch das Telephon leicht von einer Instanz auf die andere zu übertragen.

Am Tage der Schlacht von Waterloo sandte Napoleon dem Marschall Grouchy gegen 10 Uhr vormittags durch einen Ordonnanzoffizier den Befehl, schleunigst zur Schlacht heranzurücken. Grouchy befand sich mit 30000 Mann etwa 25 Kilometer von der napoleonischen Hauptarmee entfernt. Der Imperator schritt nachmittags um 1 Uhr zum Angriff auf Wellington. Nach 4 Uhr ward das Eingreifen Blüchers fühlbar. Zwischen 5 und 7 Uhr dauerte die Krisis der Schlacht und um 8 Uhr abends war die Niederlage des Kaisers besiegelt. Grouchy war nicht auf dem Felde erschienen. Warum geschah dies nicht? Man kann den Grund für dieses Nichterscheinen des Marschalls in der Tatsache erblicken, daß er den Befehl seines Herrn und Meisters nicht erhalten hatte; denn das Pferd des Ordonnanz-Offiziers war gestürzt. Grouchy konnte spätestens um 6 Uhr abends in die Schlacht eingreifen, die dann wahrscheinlich eine andere Wendung genommen hätte. Uebrigens hatte Napoleon um 1 Uhr nachmittags dem Marschall abermals durch einen Ordonnanzoffizier sagen lassen, daß er ihn sehnsüchtig erwarte. Allein auch diesen Befehl erhielt Grouchy nicht. War das möglich, falls dem genialen Korsen das Telephon zur Seite stand? Man kann diese Frage getrost verneinen. Allerdings vermögen, wie wir wissen, Störungen im telephonischen Verkehr einzutreten; aber sie können bald beseitigt werden. Obendrein ist dem Befehlshaber sogleich bekannt, daß die Verbindung ins Stocken geraten ist, er kann sich also danach richten. Er soll indessen einen besonders wichtigen Befehl nicht vier Pferdebeinen allein anvertrauen, sondern ihn in doppelter oder dreifacher Ausfertigung durch Autokuriere und dergleichen übermitteln.

Genug, das Telephon hat eine gewaltige Umwälzung auf dem Gebiete der Befehlsübermittlung hervorgerufen, es vermag als Hilfsmittel der Kriegführung nicht mehr entbehrt zu werden. Schnelligkeit, Einheitlichkeit der kriegerischen Handlung, Sicherheit und Ruhe gehen von den kleinen Metallfaden aus.

Walter Achilles Korn

Versteuerung von Kunstbesitz

In der Reihe der Kriegsvorträge, welche an der Universität München zu Gunsten ihrer Kriegsfürsorgeanstalten stattfinden, folgte ein interessanter Vortrag von Professor Fr. W. Freiherr v. Bissing: Soll und kann Kunstbesitz versteuert werden? Zwar ist nach einer vor kurzem wohl amtlich veranlaßten Meldung eine Besteuerung von Kunstwerken durch das Reich gegenwärtig nicht in Aussicht genommen, und auch v. Bissing wollte in seinen sehr eingehenden Ausführungen keineswegs auf die Einführung einer Kunstbesitzsteuer hinwirken, allein es gilt, trotzdem in diesem Falle nach seiner Meinung bereit zu sein. Denn es könnte dem Reichstag recht gut einfallen, über die Absichten von Reich und Bundesstaaten hinweg eine Kunstbe-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sitzsteuer in Vorschlag zu bringen, ohne die Volkstümlichkeit der Steuer und ihre Folgen hinreichend zu berücksichtigen.

Soll es ja doch nicht geleugnet werden, daß auch der Kunstbesitz nicht selten zum Spekulationsobjekt geworden ist, daß gerade in letzter Zeit vielfach Kunstwerke erworben worden sind, nicht aus Liebe zur Kunst, sondern, um sie nachher gut zu verkaufen. Die Ungerechtigkeit darf nicht verkannt werden, die darin liegt, daß jemand, der 100000 Mark Kriegsgewinn erzielt hat, diese versteuern muß, ein anderer aber, der denselben Kriegsgewinn in Kunstwerken anlegt, ohne Besteuerung davonkommt. Gleichwohl fragt es sich sehr, ob eine lohnende Versteuerung des Kunstbesitzes ohne schädigende Rückwirkungen auf das allgemeine Kulturleben überhaupt durchführbar ist. Wenn auch mit dem Besitz von Kunstwerken durchaus nicht immer ein Verlust verbunden zu sein braucht, so ist doch die Wertsteigerung des Kunstbesitzes in vielen Fällen erst die Folge sehr kostspieliger Maßnahmen, sei es besonderer Studien oder sei es von Restaurationskosten, Versicherung u. s. w. Der Wertsteigerung ist die Entwertung gegenüberzustellen; so konnte der Tod Pierpont Morgans in seiner Wirkung für Aegypten mit dem Sinken von Wertpapieren bei Kriegsausbruch verglichen werden. Allein wie soll der Kunstwert verrechnet werden, soll der Erwerbs- oder der Verkaufspreis zu Grunde gelegt werden? Ein Schätzungswert kann sich höchstens bei Auktionen aus zufällig bekannt gewordenen Museumsankäufen ergeben; vielleicht aber war der Kunstgegenstand seit Jahrzehnten im Besitz des Steuerpflichtigen. Die heikelste Frage wäre wohl die Echtheit. Wie wäre es bei Fälschungen zu halten? Wem soll die Steuerbehörde glauben? Steuer-Einschätzungen würden für die Echtheit gelten; Fälschungen würden sich noch mehr als bisher ergeben, und Prozesse würden immer häufiger unvermeidlich sein. Dazu sei — eine steuerliche Nebenwirkung — nicht vergessen, daß Pierpont Morgan seine kostbaren Sammlungen viele Jahre in England aufbewahrte, um vom amerikanischen Einfuhrzoll befreit zu bleiben.

Indes alle diese Uebelstände müßten sich noch in verstärktem Maße steigern, wenn die Steuer regelmäßig, alljährlich wiederkehrend, als Vermögenssteuer erhoben würde. Die Besteuerung von Kunstbesitz als Vermögen wäre ein Unding. Eher wäre eine Besteuerung des Wertzuwachses an Kunstwerken unter bestimmten Voraussetzungen, namentlich während der Kriegsjahre denkbar. Aber auch da wäre die Bildung von Schätzungskommissionen und die Tätigkeit derselben äußerst schwierig. Die Steuer müßte bei Verkäufen ins Ausland progressiv sein; es müßte da vor allem verhindert werden, daß falsche Werte angegeben werden, und der Staat ein steuerfreies Vorkaufsrecht haben. Besondere Härten und Gefahren könnten sich bei der Besteuerung von Kunstbesitz, der als Erbe überkommen ist, ergeben. Wenn immer nur Kunstbesitz durch Steuern gestraft werden soll, treibt man die Kunst aus dem deutschen Haus. Dann besteht die Gefahr der Auswanderung des Kunstbesitzes nicht allein nach Amerika, sondern auch nach Japan. In Italien und Griechenland hat sich deutlich genug gezeigt, wie wenig sich mit Ausfuhrverboten erreichen läßt.

Diejenigen, die die Versteuerung des Kunstbesitzes besonders befürworten, hätten auch noch die Ergiebigkeit der Steuer im Vergleiche mit den Kosten der Steuerveranlagung

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nachzuweisen. Schließlich sei noch darauf hingewiesen, daß die Beratung eines solchen Gesetzes nicht in wenigen Stunden erfolgen könne, daß dabei Juristen und die Bürokratie nicht ausschlaggebend sein dürfen, sondern auch Museumsdirektoren, Künstler, Kunsthändler und Kunstliebhaber gehört werden müßten. Dann könnte vielleicht verhindert werden, daß der Kunstbesitz, durch den manch Einzelner sich seine Wohnung zu einem kleinen Tempel gestaltet hat, diesem durch steuerpolitische Gesichtspunkte verkümmert oder unmöglich gemacht wird. Denn der Verlust an Nationalvermögen und idealen Gütern wäre nicht abzusehen, wenn unser Volk in breiten Schichten Schaden an seiner Seele zu erleiden hätte, dadurch, daß ihm die Tätigkeit und Lust, Kunstwerke zu sammeln, durch die Versteuerung des Kunstbesitzes allzusehr erschwert würde.

Julius Luebeck-München

Romantische Porträts

Ueber uns zusammen schlagen die Wogen der Kriegsliteratur; da wird mir ein Rettungsring zugeworfen: „Romantische Porträts." In der Zeit effektvoller Erlebung, realistischster Unheimlichkeit schrieb einer „romantische Porträts". Keine in Oel bis ins letzte Detail erschöpfte Bilder sind es, die Joachim Kühn uns vorführt, Skizzen mit wuchtigen Strichen hingeworfen, verziert mit erotischen Arabesken, Bizarrerien aus fernen Zeiten, in denen man Kriege führte, frohgemut, beinahe heiter, weil man nicht wußte, daß es auch einen anderen Krieg gibt.

Da ergötzt man sich an dem Schelmenstreich, den der Wolfenbüttel mit dem vermeintlichen Tode der Eva von Trott seinen Gegnern spielt und bewundert die Klugheit Eleonore d'Olbreuses. — Kaum eine Zeit ist so verlockend für den Romantiker als das Rokoko: es war die Zeit eines wahrhaft großen Stiles, des Stiles schmiegsamer Feinheit, Maske, unter der sich eiserne Energie verbarg: die Zeit großer Diplomatie. Die traurige Geschichte von Leben, Liebe und Tod der Kronprinzessin Charlotte von Rußland spielt hier, und Joachim Kühn weiß, uns diese Frau ebenso nahe zu bringen wie den Tartarenfürsten Dominus Vincentius de Magno Cavallo, der mit seinen phantastischen Ideen im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts Deutschland in Aufregung versetzte.

Nicht ohne Eindruck ging die französische Revolution an Niedersachsen vorüber (der Schauplatz der Erzählungen Joachim Kühns ist stets Niedersachsen; der volle Titel des Buches — es ist bei Friedrich Gersbach, Hannover erschienen — lautet: „Romantische Porträts aus Niedersachsen"): vor allem erregt Mitleid und Heiterkeit die verschrobene Enthusiastengestalt Friedr. Chr. Gladbachs. Sie wird vor unseren Augen lebendig wie die Tragödie der Liebe Wilhelms IV. und der Caroline von Linsingen.

Der Stil der Erzählungen ist von einer überraschenden Schlichtheit, fern von allem feuilletonistischen Geschwätz und üblich romanhaftem Nerven-Aufpeitschen. Ein Buch ist dies, das auch denen draußen Freude machen wird, ein Buch, das bleiben wird, weil es bleiben soll und kann.

Paul Nicolaus

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin W. 15, Kaiserallee 21.

Generated on 2019-10-28 16:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Rumänien am Scheidewege

Von Maximilian Kiczales (Bukarest)

Die Kriegsereignisse sprechen eine so gewaltige Sprache, sie erscheinen als so unwiderlegliche Argumente, daß der verblendetste Neutrale sich der unwiderstehlichen Kraft derselben nicht entziehen kann. Nur der mit dem Gelde der Entente gekaufte oder geköderte Politiker kann noch mit Sophismen sich den Schein eines endlichen Sieges vortäuschen, die Wirklichkeit zerstört aber unbarmherzig jede Illusion und zwingt zur Anerkennung der Wahrheit. Sicherlich dämmert es auch schon in den Köpfen ehrlicher Männer in den Reihen der Gegner der Zentralmächte, gewiß ist aber die Ernüchterung bei den Neutralen schon auf bestem Wege. Die Zeit der Illusionen ist vorüber, die Selbsttäuschungen sind zerstört, die Träume sind verflogen, die falschen Prophezeiungen sind bloßgestellt, der Begehrlichkeit nach fremdem Gut ist ein unüberschreitbarer Riegel vorgeschoben, die Wirklichkeiten treten in ihr Recht und diese Wirklichkeiten basieren auf dem nunmehr unwiderruflichen Siege der Zentralmächte und ihrer Verbündeten. Mit diesen Tatsachen muß auch Rumänien rechnen. Rumänien ist ein Staat, dem in Osteuropa eine bestimmte historische Stellung angewiesen ist; es hat einen Stoßballen zwischen den Nordslawen (Rußland) und den Südslawen zu bilden. Die Vereinigung mit dem einen oder anderen Faktor wäre der Ruin Rumäniens. Die Kompazistenten des Bukarester Friedens, Serbien und Montenegro, zählen nicht mehr. Serbien ist als Staat verschwunden und ist nur noch ein geographischer Begriff; Montenegro hat die Waffen gestreckt und Griechenland ist von Frankreich, Rußland und England so geknebelt, daß es sein Gebiet von den Fremden besetzen lassen muß. Will sich Rumänien auf diese Seite werfen? Der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

große Feind im Norden, der es immer auf den Raub rumänischen Bodens und auf die Unterjochung Rumäniens abgesehen hat, dessen Streben nach dem Besitz der Dardanellen und Konstantinopel die politische, wirtschaftliche und in weiterer Folge auch die nationale Knechtung Rumäniens nach sich zieht, Rußland kann von keinem Rumänen als ehrlicher Bundesgenosse betrachtet werden. Rußland war es niemals und wird es nie sein. Als Sieger hätte es sich keinen Augenblick besonnen, Rumänien den Garaus zu machen. Da nun das Schicksal gegen Rußland entschieden hat, ist Rumänien durch die unvergleichliche Tapferkeit der deutschen und der österreichisch-ungarischen Armeen von dieser Gefahr gesichert. Dennoch hat Rumänien bisher keine Entscheidung für seine Politik getroffen. Es schwankt zwischen zwei Stühlen hin und her und jeder ehrliche Freund muß ihm sagen, daß es in Gefahr ist, zwischen zwei Stühlen auf die Erde zu fallen.

Vier politische Richtungen sind in Rumänien zu beobachten: eine interventionistische, eine illusionistische, eine realistische und eine neutralistische. Die interventionistische Richtung wird natürlich von den Ententemächten unterstützt. Diese Mächte haben auf einen kleinen aber rührigen Kreis von Politikern und Journalisten eingewirkt, damit sie Rumänien in den Krieg gegen die Zentralmächte hineinhetzen. Zuerst sollte die Liga Nationala den Vorspann bilden. Da sie versagte, wurde die Actiunea Nationala geschaffen. Auch diese vermochte nicht, das Volk in den Abgrund zu ziehen. Daraufhin wurde die Uniunea Federala geschaffen. Der neue Wein schmeckte aber ebenso schlecht in den alten Schläuchen, wie der alte Wein. Noch viel weniger konnten diese diskreditierten Elemente trotz aller Beredsamkeit dem Parlamente imponieren und als der Patriot Peter P. Carp in offener Parlamentsitzung dem Führer dieser Interventionisten das schneidende Wort zurief: „Schönheit ist kein Deckmantel für die Prostitution", da war es, als ob ein Peitschenhieb durch die Luft gesaust und denjenigen zu Boden

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geworfen hätte, dem er vermeint war. Zur Größe des Zolaschen „J'accuse" hatte sich Carp aufgeschwungen und der Dank aller ehrlichen Rumänen folgte seinen Worten. Physisch konnte Carp die Gegner nicht niederschlagen, aber moralisch hatte er sie aus dem Tempel gejagt. Sie treiben ihr Unwesen noch weiter, aber kraftlos fallen ihre Pfeile zu Boden. Ihre Argumente, daß Rußland immer noch zu fürchten sei und daß Rußland Rumänien befreit habe, verfangen ebensowenig, wie die Verleumdung, daß Oesterreich-Ungarn Rumänien bedrohe. Kein Mensch in Rumänien fällt auf diese Lügen hinein und außerhalb Rumäniens nimmt sie niemand ernst.

Die Illusionisten haben sich das nationale Ideal als Vorwand genommen, um mit den Interventionisten gemeinsame Sache zu machen. Das nationale Ideal ist aber nur ein Schlagwort. Rußland hatte dieses nationale Ideal den Rumänen vorgegaukelt, als es ihren Blick von der Dobrudscha ablenken wollte. Damals war Rußland noch der „Freund" Bulgariens, das es bekanntlich nur als Vorposten gegen die Türkei verwenden wollte, und gegen den es sofort auftrat, als die Bulgaren selbst die Hand nach Konstantinopel ausstrecken wollten. Die Bulgaren lernten rechtzeitig Freund und Feind unterscheiden und wiesen dem Lockpfeifer die Tür. Damals war es, daß Schebeko den Rumänen wörtlich sagte: „Weshalb blickt ihr nach Süden, sucht Eure Ausdehnung im Norden". Den Rumänen Beßarabien zurückzugeben, das man dem Bundesgenossen, der bei Plevna „die Christenheit retten" mußte, weil dort die russischen Kolonnen zu schwach waren, abnahm — das fiel den Russen nicht ein, billiger war es, fremden Boden „zu versprechen". Die Illusionisten waren blindeifrig aber kenntnislos und sie wären wohl den Russen aufgesessen.

Rumänien blieb aber vor dem Schicksale bewahrt, das ihm die Russen und die rumänischen Illusionisten bereiten wollten. Einerseits war es das siegreiche Vordringen der Zentralmächte und ihrer Bundesgenossen, das den ehrlichen Rumänen die Augen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

öffnete, anderseits die vorsichtige Politik Bratianus, die das Land vor Unglück schützte. Daß Interventionisten und Illusionisten Hand in Hand gingen, erklärt sich daraus, daß die Einen wirklich glaubten, daß sie für das „nationale Ideal" eintreten, während die Anderen sich des „nationalen Ideals" eben nur als Schlagwort bedienten, um die Dummen oder Vertrauensseligen einzufangen. Beide sind stecken geblieben und kommen nicht an ihr Ziel. Sie haben aber den unglückseligen Einfluß ausgeübt, daß Bratianu keine entschiedene Haltung einnahm und angesichts der inneren Schwierigkeiten, mit denen ihn die Allianz der Interventionisten und Illusionisten bedrohe, sich nicht in äußere Schwierigkeiten einlassen wollte. Aber diese Politik der Unentschiedenheit bringt eben das Land in Gefahr und Bratianu trägt als Ministerpräsident die Verantwortung vor dem Lande und vor der Geschichte. Deshalb hatte Carp Recht, als er dem Ministerpräsidenten zurief, er sollte endlich aus der schwankenden Neutralitätspolitik heraustreten und realistische Politik machen.

Carp hatte im Kronrate unter Vorsitz des Königs Carol und im Beisein des Königs Ferdinand im Schlosse Pelesch diese Politik auseinandergesetzt und seither immer vertreten: Die Geschichte weist Rumänien den Platz an der Seite der Zentralmächte an. Das Interesse Rumäniens führt Rumänien zum Bündnis mit Oesterreich-Ungarn und mit Deutschland. Der gerade Weg ist der beste. Der Chef der konservativen Partei, Alexander Marghiloman, und die hervorragenden Mitglieder Nenitzescu und C. C. Arion haben zuerst die Politik der „Möglichkeiten" propagiert und dann die Politik der „Wirklichkeiten", und mit klaren Worten es ausgesprochen, daß der Sinn dieses Programmes das Zusammengehen mit den Zentralmächten ist.

Bratianu ist jetzt der Herkules am Scheidewege, Landespolitik und Parteipolitik zeigen ihm, welchen Weg er einzuschlagen hat.

Die Fabius Cunctator-Politik, die er sich bis jetzt zurecht gelegt hat, ist auf die Dauer nicht haltbar. Sie konnte ihm will-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kommen sein, solange sein Land in Furcht vor einer russischen Invasion lebte; für diese Furcht liegt kein Grund mehr vor. Auch für später nicht. Die Geschichte Rußlands nach dem japanischen Abenteuer zeigt ganz deutlich, daß sich Rußland mit vollzogenen Tatsachen abzufinden weiß. Rußland wird sich daher auch mit den Tatsachen abfinden, die nach dem Kriege eintreten werden. Und alle, die sich auf die künftige russische Politik vorbereiten, müssen damit rechnen, wie sich im Innern des großen Reiches die Verhältnisse gestalten werden. Auch Rumänien muß damit rechnen und dort Anlehnung suchen, wo es Schutz zu finden sicher sein darf. Die Gespenster, welche Interventionisten und Illusionisten heraufbeschwören, halten vor dem Lichte der Wahrheit nicht stand und verschwinden, sowie man sie beleuchtet.

Wir unterschätzen die Schwierigkeiten nicht, die sich Bratianu in den Weg stellen. Aber die Forderung kommt: Hic Rhodus — hic salta.

Vicekönige, Präsidenten und Banditen im Lande Mexiko

Von H. C. Jessen

Zum Beginn des Jahres 1914 ballten sich in Mexiko wieder einmal die Kriegswolken sehr dicht zusammen. Wie schon so oft stritten verschiedene Präsidenten um die Herrschaft und das ging nun einmal nicht ohne Blutvergießen. Schließlich landeten die Vereinigten Staaten Truppen und man bereitete sich in Europa gerade darauf vor, ein interessantes militärisches Schaustück zu erleben, da geriet dieses alte Europa selber in Brand. Dieser gewaltige Kampf um die Vorherrschaft in Europa ist noch nicht entschieden, aber schon zeichnen sich klar und fest die Sieger dieses großen Ringens am politischen Himmel ab. So schwer aber dieser Sieg errungen sein wird, noch schwerer wird die Aufgabe sein, die den Siegern nach diesem Kriege durch die Pflicht erwächst, die politischen Verhältnisse dieses Erdballs überhaupt zu ordnen.

Denn es steht außer Frage, daß wir nach diesem Kriege alle politischen Geschehnisse auch außerhalb Europas mehr als bisher mit wachen Augen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verfolgen müssen. Es sind nun gewiß nicht die schlechtesten Interessen, die uns mit Mexiko verbinden und auf dem blutgetränkten Boden dieses Landes werden sich noch politische Ereignisse von großer Tragweite abspielen, die uns nicht gleichgültig bleiben können und werden.

Zwar: gegenwärtig haben wir noch genug mit uns selbst zu tun und die von drüben kommenden Mitteilungen sind spärlich und auch unzuverlässig. Letzteres besonders deshalb, weil die Vereinigten Staaten von Nordamerika uns wirklich nicht gut gesinnt sind. Und der andere Interessent ist es noch weniger, nämlich Japan. Durch die deutsche Presse geht jetzt die Nachricht, daß in Mexiko allmählich Ruhe eintritt. Welcher Art diese Ruhe ist, wird nicht verkündet. Auch brauchen wir die Kunde nicht zu glauben.

Was die Zukunft bringen wird, mag noch unerörtert bleiben. Es mag aber nicht ohne Wert sein, einen kurzen Ueberblick über die politische Geschichte Mexikos zu geben, dadurch erhalten wir wertvolle Fingerzeige für die Zukunft.

Mexiko ist das Land der Vulkane und der unterirdischen Gewalten. Diese herrschen aber seit Jahrhunderten auf der Oberfläche. Es gedeihen in diesem Lande die Erzeugnisse aller Erdgürtel: vom Indigo bis zum Hafer, und es könnte eine große Rolle im Welthandel spielen, wenn es die rechten Menschen dafür hätte. Diese fehlen aber. Unter dem Präsidenten Diaz war zwar das Land leidlich zur Entwicklung gekommen, seitdem er aber fort ist, herrscht wieder die heillose Verwirrung wie zuvor.

Daran sind die Yankees nicht unschuldig. Schon seit dem Ende der spanischen Herrschaft waren sie bestrebt, Herren des Landes zu werden. Dazu bedienten sie sich vieler Mittel. Einige schöne Provinzen haben sie mit blanken Dollars gekauft. Vorzüglich aber haben sie Banditen aller Art mit Geld und Waffen ausgerüstet, und überhaupt alles getan, um die Leidenschaften zu schüren, die Gegensätze zu verschärfen, die Parteien sich gegenseitig bis zur Verblutung bekämpfen zu lassen. So auch bei dem gegenwärtigen Geschäft, hier wie überall. Durch solche Mittel wollen die Yankees ernten.

Zweifellos haben die Bewohner Mexikos den Beweis erbracht, daß sie nicht fähig sind, ein Staatswesen nach unseren Begriffen zu bilden. Hier versagen unsere Anschauungen vom Wesen eines Staates, und nur die ethnologische Betrachtung kann hier folgen. Die Stellung der verschiedenen Hautrassen zu einander ist zu beachten und die Tatsache, daß das indianische Element in Mexiko überwiegt; ein Element, das unserem Wesen völlig verschieden ist. Die bodenständigen Indianer Mexikos sind ganz anders zu bewerten als die Wald- und Prärieindianer. Mexikos Indianerstämme sind immer Ackerbauer gewesen und ihre Kultur war eine hohe, wenn auch eigenartige. Gegen diese Kultur haben die Spanier barbarisch gewüstet und sie schließlich zernichtet. Dieser amerikanische Indianer ist so gut ein Mensch wie der Weiße, aber seine

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ganze geistige und moralische Veranlagung ist durchaus anders. Er denkt und fühlt nicht wie wir und im Grunde seiner Seele ruht etwas, was wir nicht besitzen. Wir verstehen ihn nicht und darum beurteilen wir ihn falsch. Dieser Indianer hat durchaus schätzenswerte Eigenschaften, er ist weder so dumm, noch so faul, wie behauptet wird, er ist ganz entschieden viel tüchtiger und fähiger als der Neger. Aber mit diesem fehlt auch dem Indianer die politische Veranlagung, er steht allen Staatsangelegenheiten gemeinhin indolent gegenüber. Die stete äußere Gefaßtheit des indianischen Menschen und seine Schweigsamkeit entfließen einer angeborenen Apathie. Diese Apathie ist die Quelle seines Unglücks, sie hindert ihn, unsere Kultur zu begreifen und sich nutzbar zu machen. Die Politik ist in Mexiko nur das gewinnreichste Geschäft; Gewinn verdirbt aber auch hier.

Ein Untertan Karls des Fünften, der Seeräuber Ferdinand Cortez, ermordete den Kaiser der Mexikaner, der ein Indianer war. Dreihundertfünfzig Jahre später ist ein Nachkomme jenes Habsburgers von einem Indianer ermordet worden. Die grausigen Vorgänge zu Queretaro waren für die Mexikaner eine geschichtliche Vergeltung. So wurde von Anfang an die spanische Herrschaft auf Blut und Scheiterhaufen gegründet und in zweihundertsiebzig Jahren haben 63 spanische Vicekönige in Mexiko regiert, das heißt, sich ihre Taschen gefüllt oder ihren schrecklichen Blutdurst gestillt. Aber noch gewaltiger herrschte die heilige Inquisition, sie beseitigte alle mißvergnügten Leute mit Fleiß und im Namen Gottes. Hatten die alten aztekischen Priester dem Kriegsgotte Huitzilopochtli Menschen geopfert, so wollte die heilige Inquisition ihrem Gotte darin nicht minder dienlich sein. Fast dreihundert Jahre hat Mexiko das spanische Joch getragen und es war während dieser Zeit nur dazu da, die Krone und eine nichtswürdige Geistlichkeit zu füttern.

Diese spanische Herrlichkeit konnte aber nur gedeihen, wenn jede freie Entfaltung der Kräfte unterdrückt wurde. Kein Bergbau durfte sein, keine Rebe gekeltert und kein Oelbaum gepflanzt werden. Den Eingeborenen wurde einfach alles verboten, sie erhielten kein Amt und kein Ansehen. Voraussetzung blieb die völlige Unwissenheit der Bewohner, diese mußte ihnen erhalten bleiben.

Verschiedene Kreolen hatten sich aber doch in Nordamerika und Europa mit klugen Sinnen umgesehen, Revolutionen kennen gelernt und so bei ihrer Rückkehr einen neuen Geist ins Land gebracht, der dem spanischen System gefährlich wurde. Dazu kamen schließlich die gegen die entthronten Bourbons gerichteten Wühlereien, die der in Spanien zur Herrschaft gelangte Joseph Bonaparte im Lande anstiften ließ. Kurzum: die Kreolen verlangten Gleichstellung und Plätze an der Sonne. Durch einige erzwungene Zugeständnisse schwor der Vicekönig Iturrijary die Rebellion vollends herauf, er wurde

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schließlich als überflüssig nach Spanien zurück expediert. Das geschah im September 1808.

Spanien sandte neue Vicekönige, die wohl äußerlich die Herrschaft wieder herstellten, den Geist des Aufruhrs aber nicht tilgten. In geheimen Gesellschaften wurden Verschwörungspläne entworfen, die 1810 zum Ausbruch kamen. Der Geistliche Hidalgo, Sohn eines europäischen Vaters und einer indianischen Mutter, erhob zuerst die Fahne des Aufstandes. Die Idee einer Republik Mexiko aber entsprang dem Gehirn eines Vollblutindianers, des Geistlichen Morelos. Seltsam, daß ein Sohn dieses ersten Republikaners von Mexiko später als General Almonte ein Hauptwerkzeug zur Wiederherstellung der Monarchie wurde. 1821 sandte der spanische Vicekönig Apodac den mexikanischen General Iturbe aus, den Insurgentenführer Guerrero zu vernichten. Iturbe aber vereinigte sich mit Guerrero und beide verkündeten die Unabhängigkeit Mexikos. Iturbe ließ sich am 18. Mai 1822 zum Kaiser von Mexiko ausrufen. Damit hatte Spaniens Herrschaft in Mexiko für immer ausgespielt.

Iturbe hatte kein Glück. Ein Aufstand, an dessen Spitze sein Günstling oder Sohn Antonio Lopez de Santa Anna stand, entthronte ihn und es wurde eine Föderativrepublik errichtet. Iturbe selbst wurde später erschossen. Die Präsidenten der neuen Republik wechselten manchmal mit den Jahreszeiten, manchmal gab es auch mehrere zugleich. Es waren meistens dunkle Existenzen, mit weitem Gewissen und außerordentlichem Schicksal. Keiner kam aber darin Santa Anna gleich, der siebenmal Präsident, zweimal Diktator, bald einer Föderativ-, bald einer Zentralrepublik gewesen ist, und viermal ins Exil geschickt wurde.

Von 1843 bis 1853 herrschte in Mexiko völlige Anarchie, so daß man schließlich den alten Unheilstifter Santa Anna zurückholen mußte, der nun schleunigst der Alleinherrschaft zusteuerte, die er denn auch 1854 erreichte. Er bekam den Titel „Durchlauchtigste Hoheit" und stiftete als „Klepper für große Kinder" den Orden „Unserer lieben Frau von Guadalupe". Den bekam nun Freund und Feind, so auch der braune Alvarez, der „Panter des Südens". Der aber wies den Orden so verletzend zurück, daß es darüber zu einem Waffengange kam, bei dem Santa Anna geschlagen wurde und er mußte zum vierten Male in die Verbannung wandern. Nomineller Präsident wurde Comonfort, aber der wichtigste Mann Alvarez, der sich zum Diktator aufwarf. Als „Retter der Freiheit" wurde Alvarez begrüßt, aber diese Würde wurde dem „Panter" bald unbequem. In dem Gestrüpp der Politik fand er sich nicht zurecht und die Zivilisation entsprach keineswegs seinen Lebensgewohnheiten. Er mied die Hauptstadt und blieb in Cuernavaca, wo er die fremden Diplomaten empfing, mit einem baumwollenen Kittel bekleidet. Schließlich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zog Alvarez mit seinen Getreuen in Mexikos Hauptstadt ein, erklärte kurz alle Privilegien der Geistlichkeit und der Soldateska für erloschen, leerte die Staatskasse und zog wieder von dannen, mit der lakonischen Erklärung, daß er nun keine Lust mehr habe, Präsident zu sein. Neue Verwirrungen. Der weiße Präsident Comonfort hatte nun in den folgenden 17 Monaten nur 71 verschiedene Aufstände zu bekämpfen.

Aus dem allgemeinen Wirrwarr lösten sich zwei Parteien heraus: die Klerikalen und die Radikalen. Zu der ersten Partei hielten die Weißen, zu der anderen fast nur Indianer. Diesen waren die Parteigegensätze im Grunde gleichgültig, aus reiner Rassenantipathie schlugen sie einfach alle Weißen tot, die sie erwischen konnten. Im wahrsten Sinne war aber die Geistlichkeit der schuldigste Teil, ihre Einnahmen waren größer als die der Regierung, und ihr Grundbesitz ungeheuer. Ihre Macht war so groß, daß selbst Santa Anna in der allergrößten Not es nicht wagte, ihre Güter anzutasten, und lieber für 10 Millionen Dollar Land an die Yankees verkaufte. Erst unter Alvarez wurde die Macht der Klerikalen gebrochen.

Am 5. Februar 1857 kam nun eine neue Bundesverfassung heraus, die dem Volke weitgehende Rechte einräumte. Die sollte nun das Unheil beschwören und der Unwissenheit und dem Fanatismus die Spitze bieten. Natürlich wurde die Todesstrafe abgeschafft und jeder Mensch hatte das Recht, Waffen zu tragen. Von den hunderttausend Handwerksräubern des Landes wurden diese Bestimmungen jubelnd begrüßt. Ueberdies konnte jede Provinz ihre eigenen Angelegenheiten nach Belieben regeln. Diese überaus nette Verfassung war für Mexiko so unsinnig wie möglich, und ein gewaltiger Nagel zum Sarge der Republik. Der Klerus wühlte, eine Revolution löste die andere ab, und alle Kassen waren leer. Schließlich mußte schon im Herbst 1857 die Verfassung wieder abgesetzt und vom Präsidenten Comonfort die Diktatur verlangt werden.

Die Yankees betrachteten ruhig und mit Würde dieses Schauspiel der Selbstzerfleischung des mexikanischen Volkes; aber überall hatten ihre Gesandten die Hände mit im Spiele. Sie erboten sich sogar zur Hergabe von Gold, wie sie so schön sagten: „zur Grenzregulierung im Norden". Aber weder der klerikale Präsident Zuloaga noch der ihm folgende Radikale Juarez waren so dumm, den Köder zu nehmen. Den verheerenden Bürgerkrieg hielten die Verhandlungen nicht auf.

Nun begannen sich 1858 die französischen Pläne zu verdichten. Napoleons Plan war eine „Reorganisation des lateinischen Amerika". Doch Juarez erkannte die Gefahr, und als er sich schließlich nicht helfen konnte, mußte er sich zu Verhandlungen mit den Yankees entschließen. So kam am 14. Dezember 1859 in Veracruz mit den Vereinigten Staaten ein Vertrag zustande,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der den Yankees das Recht gab, sich in die inneren Angelegenheiten des Landes zu mischen. Es ist dieser Vertrag, der später Napoleon III. zwang, seine amerikanischen Pläne aufzugeben. Die Monroe-Doktrin konnte auch wirklich ein unabhängiges Mexiko nicht dulden.

Selbstverständlich konnten die Klerikalen diesen Vertrag mit den Vereinigten Staaten nicht billigen und sie schloßen sich den Franzosen an, wodurch sie vom Regen in die Traufe kamen. Denn die kühne, aber phantastische Politik Napoleons III. hatte im Grunde auch nur einen sehr materiellen Zweck: nach den gold- und silberreichen Provinzen Mexikos stand Frankreichs Sinn.

Als Schutzbefohlener der Franzosen und „Friedensfürst" fuhr nun im April 1864 Erzherzog Ferdinand Maximilian von Oesterreich über den Atlantischen Ozean, um in Mexiko ein Kaiserreich zu errichten, das der bodenlosen Zerrüttung ein Ende machen sollte. Am 28. Mai 1864 betrat Kaiser Maximilian in Veracruz den mexikanischen Boden und sein erster Blick fiel auf die Gräber der Franzosen, die das gelbe Fieber zu Tausenden hingerafft hatte. Niemand war zum Empfange da. Denn der General Bazaine ließ sagen, er hätte keine Zeit. Er strebte selbst nach der Herrschaft und wollte im Trüben fischen. Aber in der Hauptstadt sah der Kaiser festliche Empfänge, hörte Beteuerungen des Dankes und das prachtvolle Selbsturteil: „Hier gibt es nur Schurken und Diebe." Die Kirchen strotzten von Gold und Silber, aber die Gegenden, worin sie lagen, waren ausgefressen und verwüstet. Jenseits Orizaba aber lag der Guerillaführer Porfirio Diaz auf der Lauer, um den Kaiser zu überfallen. Die Kämpfe nahmen kein Ende; General Bazaine aber blieb ganz untätig, er und seine Offiziere benahmen sich dem Kaiser gegenüber sehr ungezogen. Der „Beschützer" Bazaine und die Geistlichkeit haben den unglücklichen Kaiser verraten und alles getan, seinen Thron zu untergraben.

Endlich machte Amerika seine Rechte geltend und so entstanden dem jungen Kaiserreiche Feinde ringsum. Bei Pueblo wurden dann die kaiserlichen Truppen von Diaz vernichtend geschlagen. Kaiser Maximilian geriet mit seinen Generalen in Gefangenschaft. Durch den General Escobedo wurde der Kaiser am 15. Mai 1867 zu Queretaro erschossen. Damit teilte er das Schicksal des Kaisers Iturbe und für immer sank das kaiserliche Mexiko dahin. Die Monarchie hätte es vielleicht allein vermocht, dem Lande Ruhe und Ordnung zu bringen.

Das Land kam nun wieder in eine trostlose Lage, welche hier die normale zu sein schien. Juarez versuchte die Ordnung wieder herzustellen. Dieser Mixe-Indianer aus dem Staate Oacaca, der Hauptgegner des Kaisers Maximilian, war einer der wenigen wirklich rechtschaffenen Präsidenten von Mexiko. Er hätte ein besseres Los verdient, als es ihm beschieden gewesen ist. Der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sieger von Puebla: Porfirio Diaz trat jetzt mehr hervor. 1876 erhielt er die Präsidentenwürde, die 1884 endgültig an ihn fiel. Es gehört unserer Zeit an, was seine lange Regierung geleistet hat. Die Yankees waren hiermit niemals einverstanden und auch Diaz mußte schließlich am späten Abend seines Lebens ihren Ränken weichen. Auch er hat den Verfall des Landes nicht aufhalten können.

Mexiko hat alles probiert: Kaisertum, demokratische Föderativ-Republik, Zentral-Republik, Diktatur. Nichts hat geholfen. Von der Unabhängigkeit 1821 bis zum maximilianischen Kaisertum hat Mexiko etwa 47 Regierungswechsel erlebt und mehr als dreimal so viele Revolutionen gehabt. Der normale Zustand war eine wilde Anarchie.

Jedem selbständigen Staatswesen ist von Natur eine Grenze gesetzt. Ein Staatswesen, das die verschiedensten Klimate, Religionen und Volksbestandteile in sich schließen will, muß sich mit der Zeit von selbst wieder zersetzen. In Mexiko gibt es fast 30 verschiedene Volksstämme, die fast ebenso viele Sprachen reden. Diese ethnische Anarchie verhindert einfach eine normale Staatsgemeinschaft. Dreiviertel der Einwohner Mexikos sind Indianer und Mischlinge, der Rest weiße Eingeborene und Europäer. Die weißen Eingeborenen haben sich durch den Mangel an Zuzug immer mehr vermindert. Diese Verschiedenheit der Rassen ist das eigentliche Hindernis für eine gedeihliche Entwicklung des amerikanischen Staatswesens. Die vielen Bruchteile der Volksteile sind verschieden an Ursprung, Sitte und Sprache. Die eigenen Tendenzen jeder Rasse widerstreben denen aller übrigen. Die immer noch bestehende Meinung, daß Alles, was für gebildete Nationen gut und richtig sein kann, einfach auf jede andere Menschenrasse angewendet werden könne und müsse, und dann die gleichen Wirkungen haben werde, ist ein Wahn. Nie ist dieser fundamentale Irrtum verhängnisvoller gewesen, als für Mexiko. Staatsmänner können wohl Könige absetzen oder Königreiche gestalten, aber eine Rasse können sie nicht schaffen.

Die Geschichte Mexikos erhärtet die Lehre der Völkerkunde, daß es verschiedene Ur- und Stammgruppen der Menschheit gibt, die tiefe Abweichungen in leiblicher, geistiger und sittlicher Hinsicht haben. Das „Vorurteil der Hautfarbe" entspringt einem durchaus natürlichen Instinkt. Anthropologische Gegensätze sind unüberbrückbar. Freiheit und Gleichheit sind für ein Staatswesen mit grundverschiedenen Rassen allein die Quelle der Anarchie. Mischlinge ersetzen niemals die Rasse, ihre Mängel sind stets überwiegend. Dem reinen Indianer ist noch das gleiche Naturell eigen, aber durch die Spanier ist ein unheilbarer Bruch in sein Leben gekommen. Das Alte ging ihm unabwendbar verloren und in das Neue wird er sich niemals fügen können. Unaufhaltsam gehen auch die bodenständigen Indianerstämme Mexikos dem

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Untergange entgegen. Es gibt kein Mittel, das Blut zu ändern, und der Fehler liegt eben im Blute. Die Mexikaner lassen ihrer entwurzelten Natur freien Lauf, sie dulden keine fremde Regierung, sind aber unfähig geworden, aus sich selber eine solche zu schaffen.

Der Begriff einer Autorität ist in Mexiko abhanden gekommen. Es gibt keine mehr, weder der Menschen, noch der Gesetze. Nur ein ganz kräftiger Menschenschlag, der zu Millionen ins Land strömt, die Waffen und das Regiment an sich reißt, kann hier Wandel schaffen. Wer wird dieses Erbe antreten? Mexikos Schicksal gibt zu denken. Präsident Arista schloß 1852 den mexikanischen Kongreß mit folgenden Worten: „Als Sie sich hier versammelten, durchdrang mich die Besorgnis, daß Ihrer hier keine andere Aufgabe harre, als die traurigste, welche dem Menschen zuteil werden kann: dem Leichenbegängnisse des Vaterlandes beizuwohnen." Uebertönt von den gewaltigen Tönen des furchtbaren europäischen Krieges, scheint dieses Schicksal jenseits des Ozeans jetzt einzutreten.

Englands Frachtraumnot

Von Julius Luebeck (München)

In England war bis zum Kriege die Anschauung vorherrschend, daß seine starke Kriegsflotte ausreiche, um die wirtschaftliche Sicherstellung des Landes überhaupt sowie insbesondere die Zufuhr von Nahrungsmitteln und Rohstoffen für Frieden und Krieg stets zu gewährleisten. Man versäumte dort zu berücksichtigen, daß in einem Kriege zufolge verminderten Angebotes bei gleichzeitig steigender Nachfrage Erschwerungen der volkswirtschaftlichen Versorgung eintreten könnten, die auch die stärkste Kriegsflotte der Welt unmöglich zu neutralisieren vermag. Der Beweis dafür wurde im gegenwärtigen Kriege alsbald gegeben: Denn wer wollte es heute selbst in England noch bestreiten, wie sehr die englische Volkswirtschaft seit den ersten Kriegsmonaten bis auf diesen Tag in immer verstärktem Maße unter Frachtraumnot leidet.

Indes fragen wir uns hier, wodurch ist die Frachtraumnot Englands schon in den ersten Kriegswochen verursacht worden! Was hat dort zu einer so starken und andauernden Verringerung des Frachtangebots geführt?

Da ist zunächst darauf hinzuweisen, daß infolge Festliegens eines großen Teils der deutschen Handelsschiffahrt und der Absperrung der russischen Handelsschiffahrt die Welttonnage seit Kriegsausbruch sehr erheblich vermindert worden ist. Ferner hat die englische Admiralität bei Kriegsbeginn einen recht

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

beträchtlichen Teil der englischen Handelsflotte mit Beschlag belegt und dadurch sofort eine Knappheit in dem für Handelszwecke zur Verfügung stehenden Schiffsraum hervorgerufen. Zu den englischen „Expeditionen" nach den Dardanellen und zuletzt nach Saloniki erfolgte weitere Inanspruchnahme von Schiffsraum; dadurch ist die Knappheit noch weiter gesteigert worden, so daß der „Glasgower Herald" die von der Admiralität beschlagnahmten Linien-dampfer und Frachtdampfer vor kurzem wohl zutreffend auf 20% der gesamten englischen Handelsflotte geschätzt hat. Aber auch die Ueberfüllung der englischen und französischen Häfen, vor allem die ausschließliche Inanspruch-nahme einzelner Handelshäfen für militärische Zwecke hatte zur Folge, daß einerseits die in anderen Häfen noch zur Verfügung stehenden Lagerhäuser überfüllt und überlastet wurden, anderseits die wirtschaftliche Ausnutzung der Transportdampfer erschwert und vermindert wurde. Dazu kommt, daß der englische Handelsschiffbau im Kriege, weit entfernt sich aufwärts zu entwickeln, vielmehr gewaltig zurückging. Nach dem Bericht der „Shipping-Mercantile Gazette" vom 5. Januar 1916 „ist der Schiffbau unseres Landes während der letzten 16 Monate tatsächlich ein toter Buchstabe gewesen." Auf den großen Werften am Clyde hat der Handelsschiffbau einen Rückgang von etwa 460 000 Tonnen im Jahre 1914 auf 215 000 Tonnen im Jahre 1915, auf den Werften am Flusse Wear einen Rückgang von 277 000 Tonnen auf 111 000 Tonnen erfahren. Endlich sind die starken Verluste nicht zu unterschätzen, welche die englische Handelsflotte durch den Seekrieg mit Deutschland erlitten hat. Von Anfang des Krieges bis Ende Dezember 1915 hat England durch U-Boote, Minen und sonstige kriegerische Ereignisse 648 Fahrzeuge mit einem Tonnengehalt von 1 322 976 Tonnen eingebüßt, was einen Ausfall von 6,5% der gesamten englischen Handelsschiffstonnage ausmacht. Dazu gelang es deutschen und österreichisch-ungarischen Unterseebooten im Mittelmeer in den allerletzten Monaten etwa 100 000—150 000 Tonnen Frachtraum monatlich zu vernichten.

Dies wären die wichtigsten Ursachen des bisherigen Fortfalls von Frachtraum für England, seiner Frachtraumnot. Sie lassen uns die bemerkenswerten Folgen verstehen, die der Leiter der halbstaatlichen Cunard-linie Alfred Booth vor kurzem in der „Times" zum englischen Schiffsverkehr zusammengestellt hat. Nach seinen Ausführungen sind in den Monaten Oktober, November, Dezember in Großbritannien Schiffsräume in folgendem Umfang angekommen:

	1913	1915
Britische Schiffe	8 347 584 t	5 728 259 t
Ausländische Schiffe . . .	4 286 934 t	2 667 269 t
zusammen	12 634 518 t	8 395 528 t.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der ankommende britische Schiffsraum ist hiernach im Kriege um 31%, der ausländische Schiffsraum um 37% und der Gesamtschiffsraum um 33% gefallen. Oder anders ausgedrückt: *es müssen jetzt 67 Schiffe dieselbe Arbeit leisten wie früher 100 Schiffe von derselben Größe. Von diesen 67 Schiffen gehören nur 46 Großbritannien.*

Was aber waren die *Folgen, die Wirkungen* dieser für England wenig erfreulichen Lage am Frachtenmarkt? *Es stiegen die Frachtsätze gewaltig und mit jedem weiteren Kriegsmonate in verstärktem Maße.* In welchem Umfang sich die Frachtsätze seit Kriegsbeginn für Heimladungen nach England oder kontinentale Häfen erhöht haben, darüber gibt eine von der deutschen Bank herausgegebene „Uebersicht einiger Frachtsätze für Seedampfer in den Jahren 1912—1915" folgendermaßen Aufschluß: (Die Angaben der Deutschen Bank stammen aus englischen Fachzeitungen und verstehen sich in Schilling für eine englische Gewichtstonne = 1016 kg).

	Vor Kriegsausbruch	Ende 1915	Steigerung gegen Kriegsausbruch in %
Weizen von Australien nach England .	18/6	95	413½
Skala-Tonne von Kalkutta nach England	17/6	150	757
Reis von Birma nach England	16 3	130	700
Skala-Tonne von Bombay u. Mittelmeer	14/6	111/3	667¼
Weizen, Mais von La Plata nach England	11/6—11/9	125	987—963¾
Weizen pro Quarter von Verein. Staaten (Atlant. Häfen) nach England . . .	2/7½	16/6	528½
Baumwolle pro R. R. Tonne nach England	30—35	220	633⅓—528½.

Nach dem „Economist" vom 8. Januar 1916 kostete in der ersten Januarwoche 1916 Weizen in Chicago und Winnipeg ca. 41 Sch. per Quarter, d. h. ca. 190 ℳ die Tonne. Gleichzeitig bemerkte der „Economist", daß in London für amerikanischen Weizen bis 68 Sch. per Quarter, d. h. ca. 320 ℳ die Tonne bezahlt wird. So besteht denn etwa eine Differenz von ca. 120 bis 130 ℳ zwischen dem Preise des Weizens in Nordamerika und dem Preise des eingeführten amerikanischen Weizens in England. Diese Differenz ist mehr als doppelt so groß wie der deutsche Weizenzoll in Friedenszeiten, ja diese Differenz macht allein fast soviel aus wie in Friedenszeiten häufig der durchschnittliche Jahrespreis sich für englischen Weizen beziffert hat. Aber auch andere Artikel, so die Kohlenfrachten von Wales nach europäischen und überseeischen Häfen, sei es nach Genua, Neapel, Marseille oder nach Port Said oder La Plata zeigen ein unerhörtes Anziehen der Frachten; der Transport

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von Chilesalpeter kostete nach England Mitte Januar 1916 125 Sch. pro Tonne gegen 120 Sch. Ende des Jahres 1915, 60 Sch. im Januar 1915 und 21 bis 22 Sch. in Friedenszeiten.

Allerdings der Einfluß der enormen Frachtenteuerung auf die Preise, insbesondere der über See eingeführten Massengüter wie Holz, Erz, Mineralien, Petroleum, Getreide, Baumwolle und Lebensmittel aller Art, ist nicht ausgeblieben. Ja sogar hochwertige Nahrungsmittel wie Gemüse aus den Mittelmeerländern, Reis aus Indien und Ostasien, gefrorenes Fleisch aus Australien werden durch die immer höher werdenden Frachtraten empfindlich verteuert. Vor allem seufzt die englische Bevölkerung jedoch schwer unter der Verteuerung der notwendigsten Lebensmittel, daß die Getreide-, Mehl- und Brotpreise sich seit dem Kriegsbeginn annähernd verdoppelt haben, daß das australische, teilweise auch das argentinische Getreide wegen der kolossalen Frachtraten nur in geringen Mengen nach England gebracht werden kann und England zum größten Teil nordamerikanisches, enorm verteuertes Getreide beziehen muß.

Ferner erfuhr die Ausfuhr der englischen Industrie infolge der hohen Frachtsätze eine schwere Belastung, die auch entfernten Absatzmärkten zum Teil zu ihrer Verdrängung durch die japanische und amerikanische Konkurrenz geführt hat. Weiter hat die Erschwerung und Verringerung der industriellen Ausfuhr Englands zusammen mit der Verteuerung aller eingeführten Waren auf die Ueberpassivität der englischen Handelsbilanz hingewirkt, die etwa 4½ Milliarden Mark im Jahre 1915 ausmachte. Gerade aber diese die heutige Volkswirtschaft Englands im Kriege charakterisierende Erscheinung — mit der Rückwirkung auf den „unantastbaren" englischen Wechselkurs, mit der Rückwirkung auf die für England schmerzliche, ungünstige Gestaltung der Zahlungsbilanz — ist in letzter Linie auf die außerordentliche Erhöhung der Frachtraten zurückzuführen.

Indes die Wirkungen der Frachtraumnot Englands, der Frachtensteigerung erstrecken sich sogar über die englische Volkswirtschaft hinaus, indem sie seit Monaten eine Störung der außenpolitischen Stellung Englands gegenüber seinen politischen Freunden veranlaßten, insbesondere gegenüber Italien, das ebenso wie Frankreich unter dem Schutze der englischen Kriegsflotte eine reichliche und zugleich billige Versorgung mit Rohstoffen, vor allem mit englischer Kohle erhofft hatte. Je mehr es sich nämlich als unmöglich erwies, mit einer nach Alfred Booth um 39%, tatsächlich wahrscheinlich weit stärker am Frachtraum verminderten Handelsflotte dasselbe zu leisten, was vor dem Kriege mit einer größeren Flotte geleistet wurde, um

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

so mehr hat Italien, aber auch Frankreich unter Englands Frachtraumnot zu leiden. Schon vor nahezu einem Jahre wies Georg Gothein (im „März", 9. Jahrgang 1915, S. 172/173) darauf hin, warum die Abnahme der englischen Kohlenausfuhr in den Monaten August 1914 bis März 1915 einen Betrag von mehr als 20 Millionen Pfund Sterling oder 400 Millionen Mark repräsentierte. Während in Deutschland der inländische Kohlenversand durch Bahnen und Binnenwasserstraßen geschieht, erfolgt er in Großbritannien und Irland, wie Gothein damals dargetan, „mit ihrer außerordentlich reichen Küstenentwicklung und der Lage der Kohlenreviere dicht am Meer, überwiegend zur See. Ganz abgesehen davon, daß infolge der Minen- und Versenkungsgefahr und der Preissteigerung der Löhne durch die Verteuerung aller Lebensbedürfnisse die Frachten auf ein enorm hohes Niveau gekommen sind, fehlt es an Schiffsräumen für den Kohlenverkehr." Wie aber stand es mit dem Fehlen von Schiffsräumen für den Kohlenverkehr nach weiteren 9 Kriegsmonaten? Wie insbesondere den Kohlenverkehr nach Italien? Da ist denn schließlich die „Frachtraum-Situation geradezu verhängnisvoll geworden." Das hat am 14. Januar 1916 in der „Times" eine den Schiffahrtskreisen nahestehende Persönlichkeit ausgeführt und dazu die nicht unwichtige Bemerkung gefügt: „Jeder, welcher italienische Zeitungen liest, weiß heute, daß ein wachsendes Gefühl der Verärgerung gegen John Bull vorhanden ist, weil dieser 50% der dem Weltverkehr augenblicklich zur Verfügung stehenden Tonnage sein Eigentum nennt und anscheinend nichts tut, um der Frachtraumkalamität entgegenzuarbeiten. Aehnlich schrieb bereits am 3. Januar 1916 der römische Korrespondent der „Times", daß „die enormen Frachten, die jetzt bezahlt werden müssen, Italien hart träfen." Jedes Land leide jetzt unter den hohen Frachtraten, aber Italien ganz besonders, weil es alle seine Kohlen über See und zwar besonders von England einzuführen habe. Dies wird begreiflich, wenn man berücksichtigt, daß, während in Friedenszeiten (Mai 1914) Cardiff-Kohle frei Waggon Genua 36 Lire per Tonne kostete, die Fracht für Cardiff-Kohle von England nach Genua, die im Frieden etwa 7 Sch. ausmacht, Ende Dezember allein 62 Sch. 6 P. betrug, der Preis der Cardiff-Kohle aber gar frei Waggon Genua sich auf 180 Lire per Tonne belief. Da aber Italien für den Bezug von Kohlen, Eisen, vielen Nahrungsmitteln und Kriegsmaterial auf die überseeische Zufuhr angewiesen ist, kein Wunder, daß es die Folgen der Verteuerung aller Bezüge durch die gleichzeitige enorme Steigerung der ausländischen Zahlungsmittel und der Frachten als eine riesige Last empfindet.

Weniger als Italien mag wohl Frankreich unter der Frachtteuerung leiden, da es mit Ausnahme von Kohlen weniger Schwergüter vom Aus-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lande einführt. Aber auch hier verteuern die gestiegenen Frachtraten die Lebensmittel, Kohlen und Erze, die man mehr wie in Friedenszeiten auf dem Seewege erlangen muß, da die wichtigsten Produktionsstätten des eigenen Landes vom Feinde besetzt sind.

Was aber war schließlich die Folge dieser Sachlage für die Schiffahrt der neutralen Staaten? Naturgemäß hat sie sich dort in zunehmendem Maße ausgedehnt, um an die Stelle der englischen zu treten. Waren ja doch die neutralen Schiffe in einem vorher nicht gekannten Umfange gesucht, so daß sie bis in den letzten Winkel hinein ausgenutzt wurden. Trotzdem konnte der steigenden Nachfrage keineswegs voll entsprochen werden, und da infolge der erhöhten Gefahr zu der gewöhnlichen Fracht eine andauernd wechselnde Risikoprämie hinzukam, eine Konkurrenz seitens der kriegführenden Staaten aber nicht zu befürchten war, so ergab sich auch hier ein ständiges Steigen der Schiffahrtsfrachten derart, daß nachgerade ein Vielfaches der Sätze in Friedenszeiten zu bezahlen war. Diese Entwicklung der Verhältnisse brachte der neutralen Schiffahrt Riesengewinne in einem Umfange wie nie zuvor. Die holländische Schiffahrt insbesondere hat aus der Knappheit an Schiffsraum großen Vorteil gezogen. Sie hat infolge der hohen Frachten Gewinne erzielt, deren Höhe in dem Dividendenvorschlag der Holland-Amerika-Linie deutlich zum Ausdruck kam. Hat diese doch vor kurzem mitgeteilt, daß sie voraussichtlich für das abgelaufene Geschäftsjahr 50% Dividende ausschütten werde. Aehnlich wie die Schiffahrt selbst hat auch der holländische Schiffsbau aus der ganzen Lage erheblichen Nutzen gewonnen. Alle Schiffbau-Unternehmungen haben reichliche Aufträge, die auf Monate hinaus zu ihrer Beschäftigung ausreichen.

Auch die norwegische Handelsflotte hat sich im Jahre 1915 um 106 Schiffe mit einem Gesamtfassungsvermögen von 159 109 Tonnen vermehrt. Ebenso hat die schwedische Schiffahrt infolge der günstigen Verfassung des Frachtenmarktes reichen Nutzen gehabt. Manche Reeder haben sogar, da der Preis für Schiffsraum so sehr in die Höhe gegangen war, einzelne ihrer Schiffe an Dänemark und Norwegen verkauft, wo die Nachfrage noch stärker wie in Schweden war.

Das ist in Kürze das Ergebnis der englischen Frachtraumnot für England und seine politischen Freunde auf der einen Seite, für die neutralen Staaten auf der anderen Seite. Es zeigt wohl deutlich genug, wie sehr England vergaß, daß der Pfeil, den es durch Eröffnung des Handelskrieges gegen Deutschland abgeschossen, mit furchtbarer Wucht gegen den Schützen selbst zurückprallen muß.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Landsturm

Keine Fahne geht voran, wo wir kämpfen,
keine Trommel schallt, keine Flöte schallt, kein Paukenton.
Gespensterlich leer, wie ein verlorenes Leben, liegt die Fläche,
einzig das Blut der Schüsse bringt Belebung hinein.

Ausziehend, weiß keiner, ob wir wiederkehren.
Bescheidnen Lichtleins nur glimmt Hoffnung hoch.
Mit dem, was hinten liegt, ist abgeschlossen.
Was vor uns liegt, bestimmen andere.

Was hält uns hier auf verlorenem Posten,
wo jede Sekunde den Tod ausknallt?
Die Machtgebote des Staates, die rostigen, sind es nicht.
Diese Kraft liegt im Blute. Nenne sie, wie du willst.

Oskar Wöhrle

Peter van Pier, der Prophet

Vor kurzem erschien bei Kurt Wolff in Leipzig eine kleine, bedeutende Erzählung „Peter van Pier, der Prophet", die mit dem Kriege zwar nichts zu tun hat und dennoch in gewisser Hinsicht durch ihn angeregt zu sein scheint. Der junge Dichter nennt sich nicht. Sein Werk wirkt auch ohne Namen, und die gehaltvollen Probleme, die darin durch dramatisch bewegte, lebensvolle Bilder und Szenen gestaltet werden, ergreifen den Leser ebensosehr, als sie ihn nicht loslassen, ehe er sie vollends durchdacht hat.

Peter van Pier ist ein Hellseher. Er prophezeit mit erschreckender Sicherheit allen Menschen die genaue Zukunft. Auch Königen und dem Papste. Und er predigt seine große Wahrheit: den Haß. Damit will er sich für erlittene Untreue an der ganzen Menschheit rächen. Aus dem Wissen um das Schicksal erwachsen Unordnung, grenzenloser Egoismus, ein roher Taumel. Alles Recht, alle Sitte, alle Hoffnung hört auf. Die Menschen brennen, morden, rauben, feiern die wildesten Orgien. Peter van Pier lehrt Selbstsucht und Zerstörung, und alle Menschen beten ihn als ihren Gott an. Das reine, von Weltliebe erfüllte Paar Valerius und Sigrid aber, betroffen von der allgemeinen Verwirrung, zieht in die Stadt, um den falschen Propheten niederzukämpfen durch die Lehre von der Hoffnung, von der Liebe. Erst verlacht, rührt die holde, edle Schönheit Sigrids bald einige Jünglinge. Doch die Menge ist dem Paar feindlich gesinnt. Da rüstet der König des Nachbarlandes zum Kriege gegen den verseuchten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Staat. Valerius wird zum Feldherrn ernannt, und Sigrid küßt segnend das Banner der ausziehenden Scharen. Der Feind naht heran, um die Entscheidung zu fällen. Plötzlich steht der finstere Prophet im Lager, hetzt die Soldaten, denen er den Tod in der bevorstehenden Schlacht voraussagt, zur Meuterei auf, bis im letzten gefahrvollen Augenblick Valerius die Jünglinge bei ihrer Liebe zu Sigrid beschwört, den Kampf anzunehmen. Der Sieg wird erfochten, nur zehn Jünglinge, die nicht an den Wahrsager glaubten, bleiben am Leben; die andern alle kamen um. Die zehn mutigen Jünglinge aber, die an das Wahrwort glaubten: „Der Tod ist kein Schicksal. Es gibt kein Schicksal. Jeder hält sein Schicksal in der Hand", sie brachen, wie Valerius nach der Schlacht an Sigrid schrieb, „das Schicksal durch die Liebe zu dir." Der Sieg wird verkündet; Valerius ist umjubelt. Peter van Pier aber fühlt, daß er nicht die Macht besitzt, sein eigenes Schicksal aufzuhalten. Wohl höhnt er noch, als Valerius sich mit ihm versöhnen will: „Kann Frieden sein zwischen Liebe und Haß, zwischen Glauben und Wissen, zwischen Fühlen und Verstehen? . ." Und von neuem geht er, dem Volke zu predigen. Eine törichte Jungfer, die seine Prophezeiung falsch verstanden, ruft jedoch gegen die schwankenden: „Er lügt doch, und immer hat er gelogen!" Da bricht die Wut der Menge gegen den schädlichen Propheten los und steinigt ihn zu Tode. In einer finstern Wolke aber grinst das verächtliche Antlitz Peters van Pier . . . .

Prachtvoll gesteigert und von erstaunlicher Bildkraft ist das kleine Epos von der Macht der Liebe über den Haß, des blinden Egoismus über die Menschenfreundlichkeit, des erdgebundenen Materialismus über den glaubensfrohen Idealismus. Vielleicht wollte der ungenannte Dichter auch ein Sinnbild schaffen für die Welt *vor* dem Kriege und die Welt *im* Kriege: hatten wir nicht Propheten, die die Zersetzung, die Selbstsucht und den rohen Genuß predigten? Und hat der Krieg trotz seiner fesselloser Grausamkeit nicht die ehedem entzweiten Gemüter geeinigt im starken Glauben an ein höheres? Der Dichter hat dem Idealismus mit seiner packenden Erzählung ein tiefsinnig symbolisches Denkmal gebaut: modern vereinfacht in den Linien und Formen, kraftvoll geschlossen, ohne Ornamente, groß, temperamentvoll und wuchtig bei all seiner äußerlich geringen Ausdehnung. Der Vortrag der phantastischen Erzählung ist von meisterlicher Ruhe erfüllt und nimmt doch alle Gedanken gefangen. „Peter van Pier" ist ein glänzendes Werk epischer Gestaltungsgabe, ursprünglich, gebändigt und tiefeindrücklich in seiner maßvoll verhaltenen Triebkraft. Das eigenartige Werk eines bedeutenden Dichters.

Walter Reitz (Bern)

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kriegsanleihe und Bonifikationen.

Die Frage, ob die Vermittelungsstellen der Kriegsanleihen von der Vergütung, die sie als Entgelt für ihre Dienste bei der Unterbringung der Anleihen erhalten, einen Teil an ihre Zeichner weitergeben dürfen, hat bei der letzten Kriegsanleihe zu Meinungsverschiedenheiten geführt und Verstimmungen hervorgerufen. Es galt bisher allgemein als zulässig, daß nicht nur an Weitervermittler, sondern auch an große Vermögensverwaltungen ein Teil der Vergütung weitergegeben werden dürfe. War dies bei den gewöhnlichen Friedensanleihen unbedenklich, so ist anläßlich der Kriegsanleihen von verschiedenen Seiten darauf hingewiesen worden, daß bei einer derartigen allgemeinen Volksanleihe eine verschiedenartige Behandlung der Zeichner zu vermeiden sei und es sich nicht rechtfertigen lasse, den großen Zeichnern günstigere Bedingungen als den kleinen zu gewähren. Die zuständigen Behörden haben die Berechtigung dieser Gründe anerkennen müssen und beschlossen, bei der bevorstehenden vierten Kriegsanleihe den Vermittelungsstellen jede Weitergabe der Vergütung außer an berufsmäßige Vermittler von Effektengeschäften strengstens zu untersagen. Es wird also kein Zeichner, auch nicht der größte, die vierte Kriegsanleihe unter dem amtlich festgesetzten und öffentlich bekanntgemachten Kurse erhalten, eine Anordnung, die ohne jeden Zweifel bei allen billig denkenden Zeichnern Verständnis und Zustimmung finden wird.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Vierte

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Das Reich wendet sich zum viertenmal an seine Angehörigen und bietet ihnen Reichsanleihe zu gutem Zinsfuß.

Man darf und man muß einladen, von dem Angebot Gebrauch zu machen. Denn dieses Angebot ist eine staatliche Notwendigkeit und der Gebrauch, der davon gemacht wird, ist ein wichtigster Maßstab für Deutschlands Entschlossenheit und Geschlossenheit.

Es handelt sich erstens um das nüchterne Geschäft einer guten und sicheren Geldanlage, zweitens aber um die Verbürgung der Kreditwürdigkeit des eigenen Staatswesens mitten in dem größten Völkerzusammenstoß und dem abenteuerlichsten Krieg. Diese Verbürgung ist ein hochpolitischer Akt und eine Volkskundgebung ohne Gleichen, nicht durch lärmende Worte, sondern durch eine vertrauensvolle Unterschrift, nicht durch Redensart, sondern durch eine Tat. Der Einzelne kann und muß mittun und kann handelnd werden.

Die großen Vermögensinhaber, die fundierten Gesellschaften, die Geschäfte, die im Krieg nicht aufgehört, sondern zum Teil erst recht gelernt haben, Umsätze zu erzielen, müssen vorangehen. Aber der Mittelstand bis zu den kleinen Sparern wird nicht bei Seite stehen wollen. Denn er weiß, daß es auf ihn mit ankommt, wenn ein großer, eindrucksvoller Ertrag zusammenkommen soll. Die Masse der Deutschen muß es bringen.

Man hat in den eingeweihtesten und vorsichtigsten Kreisen der Bankwelt die Gewißheit, daß ein kluger, fester und weitblickender Geist in der Reichsfinanzverwaltung tätig ist. Dieses Vertrauen sprach sich bei der dritten Reichsanleihe in der Größe der Zeich-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nungen und in der Zahl der Zeichner aus. Der Grund für dieses Vertrauen besteht fort. Man möchte nur wünschen, daß der solide Sinn, der die finanzielle Deckungspolitik beherrscht, auch in die einzelnen Verwaltungsgebiete, welche die Ausgaben machen, sich gleich stark fortpflanzen möge.

Freilich groß sind die Anforderungen. „Rasch tritt der Staat den Menschen an." Die Steuergesetze sind eine Wolke, die über jedem Beutel schwebt. Aber gerade die Entschiedenheit, mit der das Reich im gleichen Augenblick, in dem es um Kredit bei den Bürgern nachsucht, Steuergesetze vorlegt, spricht für den Entschluß solider Finanzgebarung. Im Krieg hat Deutschland den Mut, Steuern auszuschreiben, und es gibt gerade dadurch seinen Gläubigern die Zuversicht, daß das Reich allen übernommenen Verpflichtungen nachzukommen weiß.

Einer eben erschienenen interessanten Schrift Georg Gotheins: „Die Kriegslasten und ihre Deckung" (Berlin, Druck von Liebheit & Thiesen) entnehme ich ein paar einschlägige Stellen:

„Eine weise Finanzpolitik wird jedenfalls dahin wirken müssen, daß bis zum Tag der Rückzahlungs- bezw. Konvertierungsmöglichkeit der Anleihen der Parikurs erreicht wird."

„Wird nun Deutschland wirtschaftlich stark genug sein, die Kriegslasten nach dem Krieg zu tragen und abzubürden? Das wird sehr schwer sein. Aber Deutschland kann und muß es. Deutschland kann es: Seine Produktionsstätten sind unversehrt und die Welt hungert nach deutschen Waren."

In seinem abgewogenen Ueberblick, der auch die Schatten nicht übersieht, weist Gothein auf die Möglichkeiten und die Hilfsmittel des wirtschaftlichen Aufstiegs nach dem Krieg hin. Es gibt wenig Deutsche, die nicht die gleiche ermutigende und kraftsteigernde Gewißheit in sich tragen. Wenn der Staat mehr fordern muß, so wird der Einzelne und die Gesamtheit noch größere Anstrengungen machen müssen, um von der erreichten Lebenshaltung nicht zurückzusinken.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Freilich den ganz außerordentlichen Charakter der vom Weltkrieg eingeleiteten Umwälzung der staatlichen Lebensbedingungen zeigt die Betrachtung jeder einzelnen Seite des Problems. Die Geldbeschaffung ist aber schließlich diejenige, die ohne schweren Rückschlag am wenigsten vernachlässigt werden darf. Der Kreislauf der Silberkugeln, die das Reich von seinen Angehörigen oder einem Teil derselben gegen Rente entlehnt, um sie auszuwerfen und sich gegen Rente wieder leihen läßt, stellt sich im belagerten Mitteleuropa wesentlich anders dar, als in den Ringstaaten des äußeren Kreises. In Deutschland wird durch die kontrahierten Schulden der Staat ärmer, aber all dasjenige, was von dem Darlehen für „Arbeit und Unternehmergewinn" ausgegeben wird, bleibt als Einkommen und zu einem Bruchteil als Vermögen, angelegt in Staatspapieren, bei den eigenen Staatsangehörigen zurück, die dadurch ergiebigere Steuerobjekte werden. Helfferich wird diesen Kreislauf nicht unbedingt als einen circulus vitiosus erklären. Wenn man ihn aber nach dem Ende fragen würde, so wird er vermutlich die Antwort geben: „Si vis pacem, para pecuniam"

Die weibliche Dienstpflicht

Von Margarete Siebert

Eine der anstaunenswürdigsten Erscheinungen dieser an vorläufig noch völlig unfaßbaren Erfahrungen so reichen Zeit ist sicher die Bereitschaft ausgedehnter Kreise, nun auch die weibliche Art unter dem Namen der allgemeinen Dienstpflicht in den staatlichen Zusammenhang eingliedern zu wollen. Die sonderbarste und unheilvollste Begriffverwirrung greift um sich. Wir sehen den Mann da draußen Taten tun, Leistungen vollbringen, wie sie noch keine Zeit kannte, ja, auch nur glaubte. Er vollbringt dieses Ungeheure auf Grund seiner, der männlichen Dienstpflicht. Und nun vollzieht sich das

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

an sich so Rührende und Verständliche: auch die Frauen empfinden, ihre Leistungen können und müssen gesteigert werden. Nicht die Leistungen der einzelnen, sondern die der Allgemeinheit, der Frau als Masse. Und weil die Taten der Männer durch ihre allgemeine Dienstpflicht bedingt erscheinen, also müssen auch die Frauen ihre Dienstpflicht haben. Aber die Frau hat dem Staate anderes als der Mann zu leisten? Also muß auch ihre Dienstpflicht anders sein? O ja, wenigstens im Technischen. Die Hauptsache, das unausweichliche Eingebundensein, die gesetzliche Dienstbörigkeit ist unbedingt für die Frauen einzuführen. Gerade nach dieser Unausweichlichkeit, nach der Disziplin der männlichen Dienstpflicht rufen heute die Vielen in breiter Masse, als nach dem Allheilmittel für alle Schäden der deutschen Frauen, ja, der gesamten deutschen Welt. Und in der Verzückung so schöner demutsvoller Sehnsucht nach dem Ideal, das nur auf einem so nüchternen Wege wie dem einer Zwangsorganisation verwirklicht werden zu können scheint, geht die Einsicht unter, einmal, daß jene eiserne Disziplin der männlichen Dienstpflicht nie und nimmer nachzuahmen ist, weil sie durchaus, in ihrem ganzen Umfange bis in alle Falten des Systems, von ihrem Ziele, der Verteidigung des Vaterlandes mit den Waffen abhängt, und zum andern, was es doch für eine ungeheuerliche, in der ganzen politischen Welt noch nie dagewesene Tatsache ist, daß hier dem Staate ein derartiges Angebot, die Einstellung von jährlich etwa 600000 weiblichen Hilfskräften, gemacht wird, ohne dafür die geringste Gegenleistung, ja nur Sicherheit zu verlangen. Gewiß, in dieser Zeit ist jeder und jede nur dazu da, um Opfer zu bringen, und jede Forderung zurückzustellen. Aber hier handelt es sich nicht um ein Opfer für diese Ausnahmezeit. Sondern fortan sollen, so geht der Wunsch, jährlich 600000 junger, dennoch schon erwachsener Frauen in eine Dienstbörigkeit eingestellt werden, die keiner Willensäußerung auch nur den geringsten Ausweg läßt, ja lassen soll. Und als Gegengewicht erhalten diese jährlich einzustellenden 600000 weiblichen Dienstpflichtigen nur

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Gewißheit: Ihr werdet so zum sozialen Hilfsdienst geschult, wie es Anno 1914—16 einer Anzahl von Männern und Frauen für zweckmäßig erschien. Deren Meinungen über das Wie Eurer Schulung zwar gänzlich auseinanderging. Aber um einer so ganz herzerfreuenden Uebereinstimmung in Bezug auf das Was mußte sich denn auch das Wie wohl oder übel biegen lassen. Wir sehen, — es ist und ist ein politisch völlig unerhörter Vorgang, — höchst geschäftserfahrene Frauen von echtester Bewährung die weibliche Kraft, deren Vertretung ihnen anvertraut ist, ohne Bedingung, ja, ohne die geringste Forderung nur auf Sicherung, verschenken. Während in keinem Gebiete so wenig von Schenken über ganz ungewöhnliche Ausnahmezeiten hinaus die Rede sein kann wie im politischen, wo zäher unerbittlicher Kampf um jeden Fuß breit Boden die Losung sein muß.

Nichts kann weniger auf irgend eine andere Art von Schulung, auf eine weibliche aber gewiß zu aller, allerletzt, angewandt werden als die Methoden der männlichen Dienstpflicht. Sie hat sich in Jahrhunderte langer Entwicklung herausgebildet als ein System zu dem allerbestimmtesten, allerbegrenztesten Zweck: das Vaterland mit den Waffen zu verteidigen. Von diesem Zweck hat sie ihre Größe und ihre Umschränkung. Von diesem Ziel hängt jene unausweichliche, ganz eiserne Disziplin ab und nur nur von ihm. Die männliche Dienstpflicht ist nicht deswegen ins Werk gesetzt, daß sie den Mann sozial schule. Dazu beschritte sie denn doch nicht immer ganz geeignete Wege. Sondern der Staat gibt jährlich so und so viele hundert und tausend Millionen für diese Dienstpflicht aus, zwingt den Jüngling unter jene unausweichliche Zucht, weil er ihn in ein oder zwei Jahren zum Teil des besten Heeres von der Welt gebildet haben muß. Er unterwirft ihn der strengsten Fachausbildung von der Welt. Natürlich müssen sich unter dieser Fachausbildung mancherlei Nebendinge ergeben, denn das Material, das da durchgearbeitet wird, sind lebendige Menschen. Aber diese Nebendinge ergeben sich als Nebenbei. Und sie sind nicht immer nur erfreulich. Die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Disziplin, die den Zweck jener Fachausbildung, die höchste militärische Leistung, erreicht, wird vor allem durch Ausnahmegesetze aufrecht erhalten, die mit allerschärfsten Ausnahmestrafen arbeitet. Sollen auch diese Ausnahmestrafen für die Frauen eingeführt werden? Oder glauben auch die fachmäßig geschulten Führerinnen der Frauenbewegung, die heute so bereitwillig für jene ungeheure, unausweichliche Disziplin auch bei ihrem Geschlecht eintreten, daß bei jährlich 600 000 neu einzustellenden geschlechtsreifen jungen Frauen in eine Hörigkeit, die keiner Willensäußerung Raum gönnt, ohne Strafen auszukommen sein wird? Als das wünschenswerteste Alter zur Ableistung des weiblichen Dienstjahres wird allgemein das achtzehnte Lebensjahr bezeichnet. Damit würden eine erhebliche Anzahl schon körperlich wie moralisch schwer Geschädigter erfaßt. Die körperlich Geschädigten mag eine Untersuchung auslesen, die moralisch Verminderten? Wenn bei den Männern solche Elemente mitverbraucht werden müssen, so wird der so eingegossene Giftstoff unter dem Ziel, dem der unausweichlichen Disziplin zu einem Teile unschädlich gemacht.

Bei den Frauen? Soll vielleicht die gänzliche Einflußlosigkeit ihres Geschlechts auf die gesetzliche Regelung ihrer Diensthörigkeit die Zielsicherheit und Zielklarheit ihrer Zwangspflicht ersetzen? Bei den Männern kann es sich, trotz aller Härten, nie um eine wahre Hörigkeit handeln. Denn die gesetzliche Regelung ihres Dienstes geht von Männern, also Geschlechtsgenossen, zum größten Teil früheren Kameraden aus. Keine Frau aber kann auf die Regelung des verhängnisvollen Schlagwortes anders als nur mittelbaren Einfluß haben, ein Einfluß, der von der gesetzgebenden, allein entscheidenden Körperschaft jederzeit matt gesetzt werden mag.

Die Durchführung der männlichen Disziplin liegt vor allem in den Händen der Unteroffiziere, und sie sind wahrlich nicht nur Engel. Alle Erfahrungen im Anstaltsleben usw. ergeben, daß auch bei Frauen nicht etwa im Gegensatz zu Männern ohne

Digitized by Google
Original from PENN-STATE
Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gefahr eine Fülle von Macht in die Hände nur untergeordnet vorgebildeter Persönlichkeiten gelegt wird.

Was aber ist das Ziel der weiblichen Dienstpflicht, des weiblichen Dienstjahrs außer jener Eingewöhnung in die Dienstbarkeit an sich? Schulung zur sozialen Hilfe. Wie diese Schulung vor sich zu gehen hat, die breiten Meinungsverschiedenheiten darüber mögen sich unter dem Druck von Notwendigkeit allerdings schließen lassen. Aber jedenfalls steht nur ein Jahr zur Verfügung. Und in einem Jahr kann nicht zu anderer als nur ganz einfacher, zu der untersten Stufe der sozialen Hilfsarbeit erzogen werden, soll nicht der schlimmste Dilettantismus Platz greifen. Ausgeübt an dem empfindlichsten Stoff von der Welt, dem sozial leidender Menschen. Alle Vorschläge fachmäßig geschulter Männer und Frauen, die für die weibliche Dienstpflicht eintreten — es sei in diesem Zusammenhange auf eine Sammlung solcher Vorschläge vom Institut für soziale Arbeit in München hingewiesen, Verlag Otto Gmelin, München — betonen denn auch die Notwendigkeit der Beschränkung auf ganz einfache Handreichungen so nachdrücklich wie nur möglich. Alle diese fachmäßig geschulten Frauen und Männer — es seien Anna von Gierke, Agnes Karll, Anna Pappritz, Oberstudienrat Kerschensteiner genannt — wissen sehr genau: alle wichtige soziale Arbeit, alle Leitung muß unbedingt jahrelang und fachmäßig geschulten Berufsarbeitern vorbehalten bleiben. Wenigstens aber könne durch ein weibliches Dienstjahr in der sozialen Arbeit, ihr zu liebe, der soziale Sinn geweckt werden? Ausgerechnet sozialer Sinn durch ein Jahr gesetzlichen Zwangsdienstes?

Gewiß bedürfen die Töchter der unteren Stände einer Ausbildung für ihren hausmütterlichen Beruf in anderer Weise als bisher. Aber das ist Sache der Schule. Ob sie die jungen Mädchen zu diesem Zwecke sofort im Anschluß an die erledigte Schule nimmt oder lieber noch einmal später erfaßt, sind technische Fragen. Sehr schwieriger Art, aber doch nur technisch, und nur Schulfragen. Mit einer allgemeinen Dienstpflicht dem

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Staate zu liebe hat diese Ausbildung gar nichts zu tun, oder man müßte jede Ausbildung zu einem sogar nur anständigen Menschentum als allgemeine Dienstpflicht bezeichnen. Die Mädchen der oberen Schichten müßten in ganz anderer Weise als bisher zur Tüchtigkeit erzogen werden? Ganz sicherlich. Aber auch das ist Schule. Und hier wird keine Zwangshörigkeit an der Wurzel, am Gefühl, Wandel schaffen. Hier kann nur allmählich ein neues Sittengesetz wirken. Das junge Mädchen soll allerdings in die Frauenschule gehen, die sie in die Volksküche oder in den Volkskindergarten schickt, aber doch um alles in der Welt nicht, um damit dem Staate einen Dienst zu tun, der notleidenden sozialen Fürsorge auf die Strümpfe zu helfen. Sondern aus dem Grunde, weil diese Schulung ihr selbst Unendliches an Freude gibt, sie fähig zum Tüchtigsein macht. Die Mädchenausbildung hat jahrzehntelang unter dem Fluche ganz falscher Prätensionen so schwer gelitten, sie ist kaum von gröbster Maßstablosigkeit frei, und schon soll eine viel schlimmere, viel falschere über sie gelegt werden? Der Mann, der da draußen diese furchtbaren Schlachten schlägt, das Unerhörte täglich neu tut, muß das Bewußtsein haben, von seiner Leistung hängt die Größe oder der Untergang des Vaterlandes ab. Oder er besteht diese ungeheuren Anforderungen nicht. Soziale Pflicht aber kann gar nicht selbstverständlich genug geleistet werden, als Menschenpflicht schlechthin, ja als Freude für den, der sie tut. Und für die einfache, ganz sicherlich ihrem Wert nach nur sehr bescheidene soziale Hilfsarbeit der Durchschnittsfrau, der sozial nicht besonders begabten, muß dennoch der ungeheure Name der allgemeinen Dienstpflicht heran? Allerdings, dienen an sich ist ein bescheidener Ausdruck. Aber was für ein Ausdruck er an und für sich ist, darum handelt es sich hier nicht. Die Werbearbeit für die weibliche Dienstpflicht lebt, und davon befreit sie keine noch so ausführliche Beteuerung, sie meine mit der weiblichen Dienstpflicht doch etwas so ganz anderes als mit der männlichen, dennoch einzig und allein vom Begriff der männlichen. Von da

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

entnimmt sie sich ihre verführerisch schönen Flügel. Um der Größe des männlichen Dienstbegriffes sahen wir die Hunderttausende, ja die Millionen deutscher Frauen so sehnsüchtig nach ihrer eigenen Dienstpflicht die Hände strecken. Die Frauen wollen in dieser Zeit dem männlichen Ideale, wie es diese ungeheuren Erlebnisse in den Vordergrund stellen, auf der ganzen Linie nacheifern. Und sie vergessen, übersehen ganz, daß eine solche Neubildung, Nacheiferung eines für sie unmöglichen Begriffs sie als in der Anlage minderwertig stempeln würde. Es geht nun und nimmermehr, daß unsere jungen Mädchen in die Volksküche oder in den Volkskindergarten im Namen derselben Pflicht gehen, die den Mann in diese nie erhörten Kämpfe schickt. Jeder Vergleich gibt da zuletzt an die verhängnisvollste Lächerlichkeit preis.

Zuletzt setzt jeder gesetzliche, staatliche Zwang zur sozialen Hilfspflicht eine Minderwertigkeit der sozialen Begabung voraus. Sicherlich ist das soziale Verantwortungsgefühl sehr vieler Frauen verkümmert. Das sehr vieler Männer übrigens auch. Aber es bedeutet doch ein völliges Verzweifeln an jeder sozialen Anlage, wenn solches Verantwortungsgefühl auf dem Wege einer Zwangshörigkeit geweckt zu werden für nötig erachtet wird. Dabei hat gerade die deutsche Frauenbewegung in jahrzehntelanger unsäglicher Arbeit bewiesen, wie sie auf dem besten, gesundesten Wege war, durch das Sittengesetz zu sozialem Verantwortungsgefühl zu erziehen. Und nun soll die Erkenntnis verschüttet sein, wie herabwürdigend für unser ganzes Geschlecht der Ruf nach sozialer Zwangserziehung, auf Erwachsene angewendet, im Grunde ist? Kein Mann erfindet sich für die Ausübung seiner sozialen Pflichten einen besonderen Namen, sie ist selbstverständlich, wenigstens in der Idee. Dabei hat er fast die gesamte Leitung der sozialen Hilfsarbeit, die der regierungsgeregelten Fürsorge ausnahmslos. Bei den Frauen kann es sich noch für lange hinaus bei sozialer Hilfsarbeit nur um abhängigen Helferinnendienst oder um Schulung handeln. Aber das Ideal des hier ganz falschen Namens deckt hier mit einem trügerischen Pomp alle

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schlimmen Mängel zu. Das ist das Erschreckende, das Fürchterliche an allen Vorschlägen zur Einführung der weiblichen Dienstpflicht, daß sie die weibliche soziale Anlage, die sie doch wiederum als einzig und allein weiblichem Wesen entsprechend erklären, so tief einschätzen, um nach staatlicher Zwangsmaßregelung überhaupt zu rufen.

Und so ist durch die heiße Werbearbeit für das verhängnisvolle Schlagwort, das für die Frauen ganz ohne Inhalt ist und mit beliebigem, auch ihrer Art bedrohlichstem gefüllt werden kann, die Gefahr nahe, daß die wirkliche Lehre dieser Zeit für die deutschen Frauen verwirrt und geschwächt wird. Wir alle haben erfahren, Frauenerziehung muß in noch ganz anderer Weise als bisher dem Ziele wahrer Tüchtigkeit zugelenkt werden. Aber indem diese Aenderung von dem weiblichen Dienstjahr erwartet wird, und zwar einzig und allein von ihm, das so bequem von außen kommen soll und zwingen und jedes Nachdenken und Ueberlegen der Einzelnen ersparen wird, versäumt sich die einzige wahrhaft gesunde und zuletzt auch einzig mögliche Aenderung, die der Gemüter, des Geistes, in der Schule, im Hause, von dem die Mädchenerziehung abhängt. Die Hebung dieses Geistes wird verschüttet von in den meisten Fällen ganz undurchführbaren, oft ganz wilden Vorschlägen zur weiblichen Dienstpflicht. Wie sehr auch schon ein maßvoller, fachmännisch durchdachter Plan zur Durchführung des Schlagwortes aller ruhigen Entwicklung des Frauenbildungswesens Gefahr drohen kann, beweist das Beispiel Kerschensteiners, des verdienten Münchner Schulorganisators.

In jenem vorhin erwähnten Büchlein sagt er völlig richtig, daß von der weiblichen Dienstpflicht nur dann tüchtige Wirkungen ausgehen können, daß sie sonst in schweren Mißkredit kommen müsse, wenn nicht die ganze Schulzeit auf sie eingestellt wird. Aber was heißt ein solcher so kurzer Ausspruch? Doch nichts weniger, als daß alle die verschiedenen Formungen der Mädchenschule, die in jahrelanger Arbeit und Mühe endlich durchgesetzt

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wurden, den verschiedenartigen Anlagen und Begabungen der Frauen gemäß, wieder in Frage stehen, einem einzigen, ganz einseitigen Ausbildungsideal zu liebe.

Uns verführt die berauschende Erfahrung unseres ungeheuren vaterländischen Erlebnisses dazu, nun Dinge fast mechanisch herbeiführen zu wollen, die sich nur sehr verwickelter mühsamer Arbeit ergeben. Wir sind heute von einer geradezu taumelhaften Leidenschaft für die nüchternste Sache von der Welt, für Organisation erfaßt. Unsere Feinde sagen, wir siegen, weil wir so vorzüglich organisiert sind. Nun ja, sie sagen es. Sie müssen doch irgend etwas sagen. Sie müssen doch irgend einen Grund finden, warum sie nicht siegen. Und wenn der Grund in etwas besteht, was sich zuletzt einmal vielleicht sogar lernen und nachahmen läßt, um so besser für sie. In Wahrheit ist es um diesen ungeheuren Sieg eine so unermeßliche Sache, daß sich die Gründe überhaupt nicht aufzählen, wahrlich nicht so ohne weiteres auf den Tisch streichen lassen. Für uns besteht da jedenfalls noch das unfaßbare Geheimnis. Beruht unser Glaube, kraft dessen allerdings wir siegen, auf unserer Zuversicht in unsere Organisation? Wir alle wissen viel zu tief auch um ihre Mängel. Wir glauben an unsere Kraft. Und inbezug auf Organisation wissen wir nur zu klar, daß alle Organisation überhaupt nur arbeitet, soweit sie von Persönlichkeit, von lebendiger Kraft angefüllt ist. Und in unserer eignen Sache sollten wir Frauen Glauben verleugnen? Sollten schematisch organisieren wollen, was sich nicht schematisch organisieren läßt, unsere gesamte weibliche Volkskraft? In eine Organisation hineinpressen, die entweder engherzig oder verworren sein muß? Unsere weibliche Volkskraft wird sich nicht einschnüren lassen, dazu ist sie schon viel zu gewaltig und auch schon viel zu reif. Auch im neuen Deutschland werden die deutschen Frauen auf ihre Art und auf ihre Weise ihren Anteil am Allgemeinwohl leisten.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

August Halm

Von W. Pfleiderer

Auch einer von denjenigen ..... Ein eigensinniger, harter Schwabenkopf, Außenseiter durch Anlage und Schicksal, einer jener unbequemen Idealisten, die da mit neuen Wahrheiten und neuen Forderungen die schwäbische Gemütlichkeit stören, ein Prophet in seinem Vaterland, den man nicht brauchen kann, weil er — wie alle Propheten, soviel ich weiß — sich in das Schema nicht einfügt, einer aus der langen Reihe der Kepler, Robert Mayer, David Friedrich Strauß, Friedrich List, Christof Schrempf, deren Bedeutung man bei uns durch posthume Ehrungen bereitwillig anerkennt und vermutlich anerkennen wird, ein starker, originaler Geist, den man durch willkürliches Betonen seiner Eigenheiten gar so leicht in ein verzerrtes Original umdeuten kann, ein .... kurz: Aucheiner .... man versteht mich.

Wer sonst nichts von Halm weiß, der hat doch vielleicht schon die Legende gehört, durch die man ihn mit einem Schlag diskreditieren zu können glaubt: Er hat Beethoven angegriffen, Beethoven den Heros ... das genügt! Daß einem Künstler vom Schlag eines Beethoven die ernsthafte Kritik eines gescheiten Kopfes immer noch lieber ist, als die Bewunderung eines — anderen: daran denkt niemand in einer Zeit, die sich beständig mit Bewunderungsfusel berauscht. Und daß Halm gerade über Beethovens Sonate Besseres und Tieferes gesagt hat, als irgend jemand, und sich um das Verständnis Beethovens ein bleibendes Verdienst erworben hat: das vermeldet keine Legende.

Wer Halm wirklich kennt, der weiß, daß er vor allem die bedeutendste und stärkste Erscheinung in der modernen Musikkritik ist. Er hat für die Musikkritik dasselbe geleistet, was Heinrich Wölfflin für die Kunstkritik geleistet hat: er hat endlich einmal das Formproblem ernst genommen. Er hat durch sorgfältige, vergleichende Untersuchungen eine Fülle neuer Begriffe für die formalen Eigenschaften des musikalischen Kunstwerks gewonnen, er hat einem neuen, in die Tiefe führenden Verständnis der Musik den Weg gebahnt. Mag die bisher in der Musikkritik viel geübte poetisierende Beschreibung und Umschreibung des Musikalischen immerhin ihre Berechtigung haben und vielen Freude machen: das Verlangen nach einer anderen, besseren, nahrhafteren Kost ist überall vorhanden. Und wer es müde ist, sich mit Sonnenlicht und Mondenschein, mit Windessäuseln und Meeresrauschen, mit Blumen und Düften und Zaubergärten, mit Gewitter und Sturmesnacht, mit allerlei

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mythologischen, allegorischen und anderen Gestalten abspeisen zu lassen, wenn es sich um Musik handelt, der greife zu Halms Büchern. Der lese etwa die Analyse der Beethovenschen D-moll Klaviersonate, oder die Pastoralsymphonie, oder den Aufsatz über die Kunst der Thematik („Von zwei Kulturen der Musik"), oder einen der geistvollen Aufsätze über die musikalische Form bei Richard Wagner in dem neuesten Werk („Von Ländern und Grenzen der Musik") und er wird eine Offenbarung erleben. Er wird einen tiefen Eindruck bekommen von der wundervollen strengen Gesetzmäßigkeit, die gerade in den vollkommensten musikalischen Gebilden herrscht; er wird ganz neue Gesichtspunkte und Maßstäbe für die Beurteilung des Musikalischen finden; er wird, wenn er sich nur ernsthaft und eingehend mit Halm abgibt, ein neues, tieferes, richtigeres Verhältnis zur Musik gewinnen, als er es bisher hatte. Wir stehen heute in einer Periode musikalischer Anarchie: alles ist erlaubt, jede Willkür wird dem Komponisten gestattet, wenn er nur den hysterischen Hunger nach dem Neuen, Erregenden oder Betäubenden befriedigt. Da tut uns ein Geist not, der uns wieder auf den Urgrund der Musik stellt, der uns die Naturgesetze dieser Kunst aufzeigt, von denen man sich nicht ungestraft emanzipiert.

Damit berühren wir schon eine zweite Seite der Erscheinung Halms. Er ist nicht nur der kühle Denker und Gelehrte; er ist auch der leidenschaftliche Verkündiger eines neuen Ideals, er stellt eine neue Gesinnung dar. Um es kurz auf den Begriff zu bringen: Halm predigt die Rückkehr zur großen melodischen Linie, zum Rhythmus im struktiven Sinne. Wie die moderne Malerei die Linie verneint und damit die Bildform allmählig zerstört hat, so hat die neuere Musik die großzügige Melodie, die einfache große Form nach und nach aufgegeben: die hypertrophische Entwicklung der Sonate mit ihrer Themenzerlegung und ihrem Kontrastprinzip, und weiterhin die extreme Ausbildung der Chromatik, die harmonische Spekulation und Farbenwut haben es dahin gebracht. Schon bei Bruckner, dessen Werk den Höhepunkt in der Entwicklung der Sonate bedeutet, ist ein reaktionäres Element nicht zu verkennen. Halm nun gibt mit Bewußtsein das neue Losungswort: Zurück zur Kultur der Linie, des struktiven Rhythmus! Die Fuge und das Konzert im Sinne Bachs sollen die neuen Vorbilder sein. Das ist der Weg der Gesundung, das ist der Weg, der aus der Sackgasse hinausführt, in der die moderne Musik sich festgefahren hat. Es kündigt sich also in der Musik derselbe Wechsel des Ideals an, der sich in der bildenden Kunst schon vollzogen hat. Der Impressionismus hat mit seiner extremen Betonung des Malerischen die Bildform zerstört und ist an der Grenze seiner Entwicklungsmöglichkeit angelangt. Jetzt sucht man die Linie wieder, den struktiven Rhythmus, jetzt kehrt man zu einer gewissen malerischen Primitivität zurück.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

um der Bildform willen. Sollte dieser auffallende Parallelismus nicht dafür sprechen, daß in Halms Wollen eine überpersönliche, innere Notwendigkeit ist, die auf die Zukunft hinweist?

Der Musikgelehrte August Halm ist auch Komponist. Vielleicht wird eine spätere Zeit sagen: der Komponist Halm war auch Musikgelehrter. Ich weiß das nicht sicher. Aber ich weiß, daß Halm beides sein muß: eines bedingt und befruchtet bei ihm das andere, und zwar in einem höheren Sinn, als bei irgend einem anderen theoretisierenden Künstler. Halms Musik erscheint als die konkrete Verlebendigung seiner Theorie; seine Theorie als die gedankliche, abstrakte Ausdeutung seiner Musik. Darum muß, wer von Halm lernen will, beide kennen: den Schriftsteller und den Komponisten — und beiläufig gesagt, es ist ein Genuß von einem Schriftsteller zu lernen, der einen so bildhaften, farbigen, scharf prägenden Stil schreibt, wie Halm. Im übrigen hat aber Halms Musik eine durchaus selbständige künstlerische Existenz, und ist keineswegs, wie viele ohne weiteres vorauszusetzen belieben, Konstruktion eines kritischen Kopfes. Gewiß sie mutet zunächst etwas altertümlich an, erinnert vor allem an Bach. Aber ist das im gegenwärtigen Augenblick anders möglich? Archaisieren unsere neuesten Plastiker Hötger, Kolbe u. s. f. nicht auch, ohne es zu wollen, nur weil sie in ihrem Stilwillen sich mit Aegyptern, Indern, Gothikern verwandt fühlen? Eine neue Richtung bedarf des historischen Anknüpfungspunkts: ohne Tradition giebt es keine Kunst. Und dann: je genauer man Halm kennen lernt, um so mehr tritt die Aehnlichkeit mit Bach zurück, und es enthüllt sich immer deutlicher das feste, eigene Wesen dieser Musik: zunächst etwas wohltuend Reinliches und Reinigendes, eine schlichte gedrungene Kraft; nichts Ueberhitztes, Krampfhaftes, Nervöses, wohl aber kecke Schneide, wenn es sein muß; dann auch etwas Liebenswürdiges, humorvoll Behagliches oder gehoben Festliches; und schließlich Größe, Weite, Schwung, Schönheit; und das alles ist nicht Programm, nicht affektvolles Selbstbekenntnis, nicht Wirkungs- und Bedeutungssucht, sondern Unterordnung unter das sicher erfühlte und erkannte Naturgesetz des Musikalischen, Beherrschung der musikalischen Ausdrucksmittel, Musik aus dem Geiste der Musik.

Wer Halms Musik kennen lernen will, greife nicht zunächst nach den kleinen Klavierwerken; sie haben z. T. wenigstens pädagogische Absicht und dürften als Beiträge zu einer Klavierschule der Zukunft aufgefaßt werden, die nicht nur Fingerfertigkeit, sondern auch musikalische Gesinnung pflegen will. Sondern man studiere etwa Präludium und Fuge in Fis für Klavier oder eines und das andere der „Konzerte". Diese Werke sollten nun freilich einmal irgendwo zur Aufführung gebracht werden, besonders das Konzert für Streichorchester in Cmoll und das in Cdur für großes Orchester mit obligatem Klavier.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auch ein Gegner Halms, wenn er nur einiger Objektivität fähig wäre, müßte sich sagen, daß Halms Sachen weder schlechter, noch langweiliger, noch schwieriger, noch undankbarer sind, als so vieles, was man sonst dem Publikum vorsetzt. Sie sind anders; und das sollte eher ein günstiges Vorurteil erwecken, weil doch das Bedeutende, Neue immer „anders" ist. Aber nicht einmal in Halms Heimat hat sich jemand gefunden, der sich dieser Musik ernstlich angenommen hätte.

Der Fall Halm ist typisch, typisch besonders für Württemberg, wo man es, wie die Geschichte lehrt, weniger als irgendwo versteht, ungewöhnliche Kräfte zu nützen. Da ist ein Mann, der durch prächtige Bücher von hoher schriftstellerischer Kultur*) beweist, daß er Neues und Bedeutendes zu sagen hat, der vielfach außerordentliches musikpädagogisches Geschick bekundet, der eine Reihe von eigenartigen Klavier-, Kammermusik- und Orchesterwerken veröffentlicht, und dieser selbe Mann ringt noch heute mit 47 Jahren schwer um seine Existenz. Man könnte ihm einen Lehrauftrag an der Technischen Hochschule geben, wo man ja über allerlei Luxusgegenstände liest. Aber ach! Er hat zwar einen geistreichen Kopf, aber keinen Doktorhut darauf. Man könnte ihm eine Musiklehrerstelle an einem Seminar geben. Aber ach! Der Mann ist, wie jeder, der ein Ideal vertritt, neuerungssüchtig, eigenwillig und nicht eben konziliant. Man könnte seine Werke zum Leben erwecken. Aber ach! Der Weg auf die Bühne des Konzertsaals ist schwer zu finden, für den, der nichts weiter hat als Talent und Können.

So ist denn alle Aussicht vorhanden, daß Halm bleibt, was er bisher war: Auch einer .... man versteht mich!

Der alte Mann

Von Otto Zoff

Alter Mann, du an der Straßenecke,
Warum siehst du mich so an?
Wißtest du, wie fest ich dich umarme
Im Vorübergehn.
O, daß so sich meiner Gott erbarme,
Sieht er mich einst an der Straße stehn.

Dieser Stock, den deine Finger pressen,
Hat schon längst den Schlag vergessen.
Diesem Mund mit seinem Leierspruch

*) „Von zwei Kulturen der Musik" 1913. „Die Symphonie Anton Bruckners" 1914. „Von Ländern und Grenzen der Musik" 1916. Sämtliche bei Georg Müller, München.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Welkte ab der Fluch.
Dieser Faust
Ist der letzte Zorn entbraust.

Alter Mann, du an der Straßenecke,
Warum siehst du über diese Decke
Meines Angesichtes hin?
O, mein Bruder, daß ich's nicht mehr dir verhehle,
Manchmal trete ich vorm Spiegel meiner Seele
Und erkenne, daß ich auch mit weißen Haaren bin.

Ins Schwarze getroffen

Auf der stattlichen Liste, die von der Beute der „Möve" an aufgebrachten Schiffen Kunde gibt, findet man auch ein englisches Fahrzeug von 5816 Bruttoregistertonnen, namens „Clan Mactavish". Geführt wurde es von einem gewissen Kapitän Oliver, einem Mann, der den — bei einem Briten immerhin beachtenswerten — Vorzug besitzt, zu sagen, was er denkt, und mit der Wahrheit nicht hinter dem Berg zu halten. Als ihn ein deutscher Offizier, der nach einem kleinen Gefecht zwischen „Möve" und „Clan Mactavish" auf diese gekommen war, fragte, warum er das deutsche Schiff beschossen habe, antwortete er kurz und bündig: „Ich feuerte, um mein Schiff zu schützen. Wenn meine Regierung mir eine Kanone un Bord meines Schiffes stellt, so benütze ich sie auch. Denn eine Kanone ist nicht nur zur Verzierung da." So berichtet der dritte Offizier der „Clan Mactavish", der mittlerweile wieder auf englischem Boden angekommen ist, den Ausspruch seines Chefs. Daß der ins Schwarze getroffen, wer wollte das bestreiten! Eine Kanone ist nicht zur Verzierung da! Ein bewaffnetes Kauffahrteischiff ist kein Spielzeug! Die Engländer, unterstützt von spitzfindigen Amerikanern, sagen, ihre armierten Handelsfahrzeuge machten von ihren Waffen nur im Falle der Selbstverteidigung Gebrauch. Echt britisch! Wer will im Krieg den Begriff „Abwehr feindlicher Absichten" auch nur annähernd eindeutig definieren! Unsere Unterseeboote streifen nicht zum Vergnügen durch die Meere. Im Augenblick, in dem sie in See gehen, ist natürlich die „feindliche Absicht" bereits vorhanden und damit hätten ja glücklich auch englische Kauffahrteischiffe, denen ihre Regierung „Kanonen an Bord gestellt" hat, ohne weiteres den gewünschten Anlaß, diese zu verwenden. Aber wozu soll man über solche Dinge umständliche Betrachtungen anstellen. Kapitän Oliver hat die Sachlage durchaus einleuchtend, treffend, unanfechtbar umschrieben: Kanonen sind nicht zur Verzierung da! Gegen diese Definition des Zweckes armierter Handelsfahrzeuge läßt sich schlechthin nichts einwenden. Sie ist das rechtschaffene Kind eines klaren Menschenverstandes, der die Ehrlichkeit trotz Reuter und Havas noch immer für eine Tugend hält. Und an der Bedeutung des freimütigen Bekenntnisses Kapitän Olivers wird sich auch dann nicht das geringste

Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

ändern, wenn Herr Wilson etwa den „Beweis" zu erbringen versuchen sollte, die Meinung des englischen Seemanns decke sich mit seiner eigenen, beziehungsweise — was dasselbe ist — mit der der britischen Admiralität, stehe also im Gegensatz zu jener deutschen, durch Oliver prächtig bestätigten Ansicht, aus der wir das Recht ableiten, bewaffnete Kauffahrteischiffe um kein Haar anders zu behandeln als Kriegsschiffe, die sie trotz aller Spiegelfechtereien des Londoner Kabinetts sind.

Otto Ernst Sutter

Ein österreichischer Dichter

Auf den Schlachtfeldern in den Karpathen hat auch einer die Todeswunde empfangen, der bisher leise und unbekümmert seine Lieder vor sich sang und den ein einziges dieser Lieder mit einem Schlage in die Reihe der Unvergeßlichen erhob: Hugo Zuckermann. Die Kinder in der Schule, die Soldaten auf dem Marsche, die Mädchen in einer sehnsüchtigen Dämmerstunde, sie alle singen das „Oesterreichische Reiterlied", das mit der balladesken Introduktion anhebt:

Drüben am Wiesenrand
Hocken zwei Dohlen —
Fall' ich am Donaustrand?
Sterb' ich in Polen!
Was liegt daran?!
Eh' sie meine Seele holen,
Kämpf' ich als Reitersmann.

Das Volk hat es bereits seinem ewigen Schatz an Gesängen einverleibt und wahrlich, es mutet in seiner naiven Ursprünglichkeit, in seiner poetischen und hinreißenden Gewalt wie eines jener unsagbar teueren Lieder an, die ein unbekannter Mund formte, so wie ein Vogel sein schmetterndes Lied singt, eine Melodie, geflossen aus dem Wunderquell der Volkspoesie.

Der Sänger, ein erst Werdender, vielleicht ein zukünftiger Brentano Oesterreichs, ist tot. Wie des Aelplers Juchschrei zwischen den Bergen verhallt, wie der rasche, kühne Flug einer Möwe über stürmische Wellen, so ist dieses junge, hoffnungsvolle Leben, selbst ein rührendes Gedicht, vorübergerauscht.

Freunde haben den Nachlaß Hugo Zuckermanns gesichtet und seine Gedichte in einer Sammlung erscheinen lassen: (Gedichte: R. Löwit Verlag, Wien). Diese Tat ist lobenswert, weil sie uns die nähere Bekanntschaft mit dem Dichter vermittelt, der hinter der ungeheuren Popularität seines Liedes fast verschwunden ist. Und auch in allen andern Gedichten, die wohl aus viel früherer Zeit stammen, findet sich bereits der tiefe volkstümliche Ton, der im „Reiterlied" zu so ergreifender Wirkung gelangt. Viele der gesammelten Gedichte sind unfertig, alle aber von einem innigen Gefühl getragen. Es ist zweifellos: Das „Reiterlied" war kein „Zufallstreffer", hier hat der unerbittliche Sieger Tod ein hoffnungsvolles Talent gefällt, das nahe vor seiner Erfüllung stand. Denn die letzten Gedichte, hauptsächlich kriegerische Motive, bewegen sich bereits auf einer viel höheren, künstlerisch schöneren Linie als die früheren und zeigen eine deutliche und bewußte Entwicklung an. Eines der echtesten und ergreifendsten ist das im Felde gedichtete Soldatengrab:

„Ein schlichtes Kreuz
Zwischen zwei Ackerfalten.
Bald schneit's
Und deckt die letzte Spur
Von einem, der zur Fahne schwur
Und seinen Schwur gehalten.
Der Regen wusch den Namen ab —
Verloren und vergessen!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Soldatengrab, Soldatengrab,
Das keine Tränen nässen."

Dieser junge österreichische Advokat, der nationale Schwärmer, der für die jüdische Renaissance lebte und litt und für Oesterreichs Sache fiel, zeigt in einer seltsamen Mischung die Kraft eines Barden, die Süssigkeit eines Troubadours. Noch war er am Wege zur Höhe, als ihn die Kugel traf, die Kugel, die uns in einer kurzen Spanne Zeit die Blüte der Nation genommen hat. Viel hat dieser liedertrunkene Sänger nicht hinterlassen. Die Allzukritischen sagen: Nur ein Gedicht. Aber man kann nur ein Gedicht hinterlassen und der Welt damit ein Geschenk von unschätzbarem Werte geben, mehr als habe man zehn Bände und eines Lebens Arbeit zurückgelassen. Nur ein Lied, wohl, aber ein Lied, das wie keines die Stimmung dieser gewaltigen Zeit wiedergibt und das späte Enkel mit Wehmut singen werden. Und von wie vielen von denen, die der große Sieger Tod jetzt gefällt hat, ist zu sagen, daß auf ihrem Grabe ein Lied, ein ewiges Lied erblüht ist, das über den Wechsel der Zeit hinweg Gemeingut der Nation bleiben wird. So wollen wir ihn in diesen Zeilen denn grüßen, den begnadeten Kämpfer, den Götterliebling, den der Himmel früh und ehrenvoll berief, wollen ihm für dieses „Reiterlied" danken, das zu jenen unvergänglichen und entflammten Schlachtliedern gehört, wie die „Marseillaise", wie das Hauff'sche „Morgenrot", wie das Körner'sche „Gebet vor der Schlacht".

Thekla Blech-Merwin

Eugen d'Alberts „Tote Augen"

Wie oft haben wir nicht schon die Reform der Oper ersehnt! Wie oft ist nun schon von Monteverdi bis zu Gluck und Wagner und zu den Modernen (darunter namentlich Richard Strauß und Schillings und Hans Pfitzner) ein Zusammen- und in die Hände-Arbeiten der drei Schwesterkünste erhofft und erstrebt worden! Immer wieder vergebens. Immer wieder bäumt sich der Hoch- und Uebermut des Musikers gegen die Gewalt- und Vorherrschaft des Librettisten auf, sobald dieser sich in seiner wahren seelisch schöpferischen Gestalt, also als Dichter zu offenbaren wagt. Dann kommt der primadonnenhafte Trotz des Bühnenkomponisten brutal zum Durchbruch. Die neue Oper Eugen d'Alberts ist ein wahrhaft erschreckendes Schulbeispiel für die Schrankenlosigkeit, in der sich hier ein Weltberühmter ergeht und gefällt. Ihn kümmerten die tieferen Probleme der zu Grunde liegenden Dichtung von Hanns Heinz Ewers wenig, weder die psychologisch überaus feinsinnige Art, mit der hier die Legende von Amor und Psyche mit der Legende von Jesus als gutem Hirten verquickt wird, noch der Silberglanz der Antike, der über dem Stoffe ruht. Herrn d'Albert schmeichelte es offenbar, einmal auch einen Hanns Heinz Ewers zum Librettisten zu gewinnen, und noch trauriger, aber wohl in gewissem Sinne typisch für viele gerade der bedeutendsten lebenden Literaten ist die Kritiklosigkeit, mit welcher ein Mann von der Kultur gerade eines Ewers diese veristische musikalische Schaumschlägerei d'Alberts gutheißen mochte! Nein: auf solche Art ist eine wahrhaft innerliche, segensreiche Reform der musikalischen Bühnendichtung nie und nimmer zu erzielen. Im Kerne haben wir in der Partitur der „Toten Augen" eine romanische Verkitschung der feingeäderten, echt empfundenen und in diesem kultu-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

rellen Sinne deutschen Dichtung zu ersehen. Aus der blinden griechischen Glücks- und Schönheitssucherei Myrtoile, die gleich Psyche „nächstens des Gatten Stimme hört, nie aber den Liebesgott erblicken darf" ist in d'Alberts bald süßlich zirpender, bald brutal veräußerlichender Musik eine hysterische Opernheroine geworden, und Arresius, der häßliche Gatte, in der Dichtung den Inbegriff der Resignation der Häßlichkeit, wird in d'Alberts Vertonung ein brutaler veristischer Opernbösewicht, der den schönen Hauptmann Galba auf offener Bühne voller Eifersucht erwürgt, während die flatternden Streicher im Orchester das Opfer recht deutlich „röcheln" lassen! Traurig genug, daß immer noch eines Komponisten Weltberühmtheit dem Premierenpublikum gegenüber als wohltätiger Deckmantel für seine niedrigen Schau- und Snob-Instinkte dienen darf! traurig für die noch immer verkannten wahren Könner unter den lebenden Tondichtern, daß sie nach wie vor vergeblich an die Pforten unserer großen deutschen Hoftheater pochen müssen (Ausnahmen bestätigen natürlich auch hier die Regel, und es sei zugegeben, daß gerade in letzter Zeit teilweise darin sich eine Besserung anzubahnen beginnt). Warum unternimmt nicht ein Hoftheater, wie das Dresdner (das dem neuen d'Albert wie stets alle liebevolle Sorgfalt angedeihen ließ, lieber einen Zyklus der wirklich wertvollen älteren Werke, mit dem Märchen „der Rubin" beginnend, und über „Abreise", „Kain" und „Flauto solo" zu „Tiefland" fortschreitend? Gewiß ist Neues immer besonders lehrreich und wichtig, wichtiger aber, viel wichtiger ist es, grade die Weltberühmten zur Selbstkritik und Selbsteinkehr aufzustacheln und dadurch auch das Publikum allmählich zu einem künstlerisch aufrichtigen Standpunkt gegenüber den Werken unserer lebenden Künstler zu erziehen! Ein Dresdner Hoftheater hätte den Mut haben müssen, grade von einem Manne wie Eugen d'Albert, ein neues Werk nur dann anzunehmen und seinen Künstlern die Anstrengungen des Rollenstudiums aufzubürden, wenn der innere Gehalt diese Liebesmüh' auch wirklich lohnt! Letzten Endes entsprießen aus derartigen schwerwiegenden Irrtümmern, die aus einem verblendet einseitigen Hinschieben auf die Zugkraft des „Weltnamens" hervorwachsen, die Mißstände des gesamten Opernspielplanes, soweit er die Werke der Lebenden anbetrifft. Es ist höchste Zeit, daß auch die Opernbühnen sich die Mitwirkung eines wirklich kritisch verurteilsfreien dramaturgischen Fachmannes sichern. Nur auf diese Weise kann einer weiteren Verflachung der Oper vorgebeugt werden!

Dr. Arthur Neisser

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Alle 14 Tage ein Heft

Wir empfehlen zum Abonnement:

Sozialistische Monatshefte

Redigiert von Dr. J. Bloch

Preis vierteljährlich (6—7 Hefte) 3 M. — Einzelheft 50 Pf.

Auszug aus dem Inhalt der Kriegshefte

Die Politik

Bloch. Wo stehen wir jetzt?
Haussenstein, Die Front des Festlands — Die Kontingentierung der Weltpolitik
Leuthner, Ist es noch der selbe Krieg? — Tripelententesozialismus — Italien und wir
Quessel, Die britischen Annexionspläne · Die deutschen Interessen in Ostasien
Schippel, England — Die Amerikanoten — Die Rolle Englands nach den belgischen Gesandtenberichten — Deutschasiatische Weltpolitik, England und Russland
Severing, England, Europa und wir

Die Wirtschafts- und Kolonialpolitik

Kloth, Weltwirtschaft, Krieg und Gewerkschaften
Quessel, Der Krieg als Kapitalanlage — Das nationale Interesse an der Kolonialpolitik
Schippel, Englischer Wirtschaftskrieg und amerikanische Interessen — Zollvereinspläne und Friedensziele — Deutsch-russische Wirtschaftsbeziehungen — Kolonieen, die nichts wert waren
Schmidt, Die deutschen Gewerkschaften und der englische Aushungerungsplan
Severing, Rohstoffversorgung und Kolonialwirtschaft
Winnig, Die Kolonieen und die Arbeiter

Die Innenpolitik

Heinemann, Der Sinn des Burgfriedens
Leuthner, Der plebiszitäre Kabinettscäsarismus
Lindemann, Arbeitsgemeinschaften
Peus, Ueber die Schlagworte vom Klassenkampf und vom Klassenstaat
Schippel, Enttäuschungen?
Winnig, Arbeiterklasse und Staatsgewalt

Die Innenwirtschaft

Arons, Das Volkswohl
Fischer, Die Sozialisierung des Brotes
Hanna, Die Förderung der Frauenarbeit durch den Krieg
Kaliski, Forderungen nationaler Selbsterhaltung — Produktionssicherung und Konsumentenfürsorge
Lindemann, Die deutschen Gemeinden während des Krieges
Lux, Die Neuorientierung unserer Industrie
Peus, Die organisierte Verbindung zwischen Produktion und Konsum
Schippel, Englische Agrarpolitik und Krieg
Schulz, Sind die Angriffe gegen die deutsche Landwirtschaft berechtigt? — Die Kriegskartoffelpolitik, die Schweinemassenschlachtung und unsere Partei

Die Sozialpolitik

Fischer, Das Problem der halben Arbeitskraft
Heinemann, Der Koalitionsgedanke im Weltkrieg
Kleeis, Mutterschaftsfürsorge, eine nationale Forderung
Radlof, Der Weltkrieg und das Geburtenproblem
Stühmer, Soziale Massnahmen und Militärbehörden
Umbreit, Kriegsfürsorge und Arbeitsvermittlung

Die Wehrfragen

Adler, Die Wehrhaftmachung unserer Jugend
Heine, Sozialdemokratische Landesverteidigung
Leuthner, Englands Militarisierung
Rattutat, Jugendwehr und Arbeiterbewegung
Schippel, Seegewalt und deutscher Radikalismus

Die Sozialdemokratie

Bloch, Der Krieg und die Sozialdemokratie
Heine, Die deutsche Sozialdemokratie im deutschen Volk — Der Mut zur Verantwortung
Kolb, Der Weg der deutschen Sozialdemokratie Die Sozialdemokratie vor der Entscheidung
Legien, Parteizerstörer
Lindemann, Parteizersplitterung oder Volkseinheit?
Müller, Kriegserfahrungen und Parteigrundsätze
Poetzsch, Die Konsequenz des Reformismus
Umbreit, Die Gewerkschaften und die Parteipolitik
Winnig, Unser Zentralorgan
Zepler, Unser Frauenzentralorgan

Die wirtschaftliche Arbeiterbewegung

Billian, Die Arbeitersekretariate während des Krieges
Heine, Die deutschen Gewerkschaften
Heinemann, Die Kriegsarbeit der Generalkommission
Hildenbrand, Die Volksfürsorge im Krieg
Legien, Die Gewerkschaften als Organe des nationalen Wirtschaftslebens
Leipart, Die gemeinsamen Interessen der Arbeiter und der Industrie
Schippel, Krieg, Gewerkschaften und Genossenschaften
Severing, Arbeitsgemeinschaften im Krieg und im Frieden
Umbreit, Nation und Gewerkschaft — Die deutschen Gewerkschaften im Weltkrieg
Wissell, Was wir Gewerkschafter tun müssen

Die Internationale

Heine, Die deutsche Sozialdemokratie in der Internationale — Die alte und die neue Internationale
Kampffmeyer, Internationale Vereinbarungen u. Arbeiterklasse
Kloth, Was stand hinter der Internationale?
Poetzsch, Der Krieg und die sozialistische Internationale
Winnig, Der Krieg und die gewerkschaftliche Internationale
Zepler, Der Internationalismus der Sozialdemokratie

Die Nationen

Baumeister, Die belgische Odyssee
Jansson, Die englische Psychose
Nötzel, Das soziale Element in der russischen Dichtung
Quessel, Deutsche und jüdische Orientinteressen — Die polnische Frage
Seligmann, Die Grundlagen des Panslawismus · Ueber die Juden in Russland

Das geistige Leben

Behne, Dürfen wir uns noch mit Kunst beschäftigen?
Radlof, Krieg, Arbeiterpresse und Arbeiterbildung
Schmidt, Deutsche Kulturarbeit
Seligmann, Ueber Geistigkeit und Kultur unserer Zeit
Westheim, Die Pflicht der Intellektuellen
Zepler, Der Krieg und die Frau

Allgemeines und Einzelnes

David, Ludwig Frank ist tot
Kaliski, Zum Gedächtnis Ludwig Franks
Kampffmeyer, Nationenkampf und Klassenfortschritt
Leuthner, Die friedliche Demokratie

RUNDSCHAU

Krieg 1914-1916 — Krieg und Wirtschaft — Krieg und Gewerkschaftsbewegung — Krieg und Genossenschaftsbewegung — Krieg und Sozialpolitik — Krieg und Staatssozialismus — Krieg und Kommunalsozialismus — Krieg und geistige Bewegung — Krieg und Frauenbewegung — Krieg und Philosophie — Krieg und exakte Naturwissenschaften — Krieg und Biologie — Krieg und Psychologie — Krieg und Sozialwissenschaften — Krieg und Geschichte — Krieg und Rechtswissenschaft — Krieg und Hygiene — Krieg und bildende Kunst — Krieg und Dichtkunst — Krieg und Musik — Krieg und Bühnenkunst — Krieg und Technik — Krieg und Landwirtschaft — Krieg und Verkehr — Krieg und Kolonisation — Krieg und Kunstgewerbe.

Für Bibliotheken bilden gebundene Bände der **Sozialistischen Monatshefte** ein wertvolles Nachschlagematerial.

Zu haben in allen **Buchhandlungen, Kiosken, Postanstalten** usw.
Probehefte stehen auf Verlangen jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Verlag der Sozialistischen Monatshefte. Berlin W. 35.

Digitized by Google

Original from PENN STATE

Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Juden in Polen

Von Georg Gothein, M. d. R.

ine der schwierigsten Fragen, die in Polen zu lösen sind, ist die der nationalen Zugehörigkeit der Juden. In Kongreßpolen leben allein rund 2 Millionen Juden. In den von uns sonst noch besetzten Teilen West-Rußlands rund eine weitere Million. In allen mittel- und westeuropäischen Ländern ist es eine Selbstverständlichkeit, die Juden nur als Religionsgemeinschaft, nicht als eine besondere Nationalität anzusehen. Für Polen liegt die Sache nicht so einfach. Denn dort sprechen sie als Muttersprache nicht die Sprache der sie umgebenden Bevölkerung, sondern den „Jargon", das „Jiddisch" einen oberdeutschen Dialekt mit stark gutturaler Aussprache, der mit noch nicht 5% hebräischen und sehr wenigen polnischen Brocken gemischt ist. Nach den Judenverfolgungen in Deutschland sind sie vom 11. Jahrhundert ab vornehmlich aus Südwestdeutschland nach Polen und Rußland ausgewandert und haben dorthin den oberdeutschen Dialekt jener Gegenden mitgenommen und von den erwähnten wenigen hebräischen und slawischen Brocken abgesehen — fast unverändert beibehalten. Die Aussprache ist nichts spezifisch Jüdisches, sondern die jener oberdeutschen und deutsch-schweizerischen Gegenden. Unsere aus ersteren stammenden Soldaten verstehen daher das Jiddisch auch nicht besser, als die Ost- und Norddeutschen.

Nur 3,1% der polnischen Juden sprechen polnisch als Muttersprache. Insofern die Sprache das Kriterium der Nationalität ist, sind die Juden keine Polen. Ebensowenig sind sie Slawen, wenn auch stellenweise eine Mischung mit slawischem Blut stattgefunden haben mag. Wenn ihre Muttersprache nun auch ein deutscher Dialekt ist, so fühlen sie sich doch nicht als Deutsche, so wenig wie beispielsweise die Holländer. Ihr Dialekt weicht eben erheblich von dem heutigen Hochdeutschen ab, das die dort lebenden Stammesdeutschen sprechen. Ihre große Mehrheit fühlt sich als besonderes Volk, als Stamm, als Nationalität. Auch schreiben sie das Jiddisch nicht mit deutschen, sondern mit hebräischen Buchstaben; ihre Zeitungen und Bücher sind in hebräischen Lettern gedruckt. Die religiöse Absonderung, die Sabbathheiligung, die Speisegesetze, das Ghettowesen, die gesetzliche Entrechtung haben das Uebrige getan, um sie von der andern Bevölkerung streng abzusondern.

Lediglich ein kleiner Teil wohlhabender und intellektuell fortgeschrittener Juden fühlen sich als Polen, stehen mit diesen in gesellschaftlichem Verkehr; für sie besteht gegenüber diesen nur der Unterschied der Religion. Sie wollen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sich mit den Polen assimilieren, nennen sich Assimilatoren. Aber hinter ihnen dürften keine 5 %, wahrscheinlich nicht 2½% der dortigen Juden stehen.*)

Der Gegensatz zwischen Juden und Polen ist noch verschärft worden durch das Abschieben der russischen Juden nach den westlichen Gouvernements. Diese sprechen zwar auch Jiddisch als Muttersprache, verstehen aber oft nicht polnisch, sondern russisch, lettisch, litauisch 2c. Da sie aus ihrem Besitz und ihrer gewohnten Tätigkeit herausgerissen sind, vermehren sie das jüdische Proletariat in Polen, machen dem Altangesessenen Wettbewerb. Obgleich nur ein kleiner Teil aus Litauen stammt, werden sie allgemein Litwaki genannt. Uebrigens dürfte die Zahl der aus andern Teilen Rußlands in den letzten Jahren nach den Westprovinzen abgeschobenen Juden stark überschätzt werden. Wahrscheinlich handelt es sich um kaum 1/4 Million. Die Behauptung, die Litwaki ständen kulturell tiefer, als der Durchschnitt der polnischen Juden, trifft nicht zu; im Gegenteil dürften speziell die litauischen Juden, wie die der Ostseeprovinzen im Allgemeinen dem jüdischen Proletariat Polens körperlich wie geistig überlegen sein.

Die Bildung der großen Masse der polnischen Juden steht auf recht niedriger Stufe; sie lernen Lesen und Schreiben in hebräischen Schriftzeichen, ebenso wie Religion nach Bibel und Talmud in den sog. Chederschulen (Chaiderschulen), wo vielfach die Kinder schon mit 4½ Jahren hingebracht werden und der Unterricht 8 ja 10 Stunden am Tage dauert, was für deren körperliche Entwickelung um so nachteiliger ist, als Klassenräume und Sitzgelegenheit in hygienischer Beziehung meist alles zu wünschen übrig lassen, und erstere zudem fast regelmäßig überfüllt sind. Lehrstoff, Lehrplan, Lehrmethode und Lehrer genügen auch den bescheidensten Anforderungen nicht. Zum Teil liegt das daran, daß die russische Regierung diesen Schulen nur die Erteilung von Religionsunterricht einschließlich des dazu erforderlichen Lesens und Schreibens erlaubte. Zum größeren an der Unzulänglichkeit der Lehrkräfte, die bei der unglaublich niedrigen Besoldung von 2—3 Rubel in der Woche natürlich meist völlig ungenügend vorgebildet sind. Schließlich erfolgt aber auch die Wahl des Lehrstoffs ohne alle pädagogischen Rücksichten. — In einigen besseren Chederschulen wird übrigens auch deutsche oder lateinische Schrift gelehrt.**)

Bei aller nur allzu berechtigten Kritik an diesen Schulen wird man doch anerkennen müssen, daß sie ihren Schülern eine gewisse — wenn auch recht

*) Bei einer kürzlichen Zählung in Lodz erklärten sich nur 2300 als Assimilatoren, 153000 als Nationaljuden.

**) In Warschau waren von 32000 jüdischen Kindern in schulfähigem Alter ca. 2000 Analphabeten, ca. 26000 wurden in jüdischen Schulen, davon ca. 90% in Chederschulen, einige Tausend in Talmudschulen unterrichtet, nur 4,5% erhielten ihren Unterricht in polnischer Sprache.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

minderwertige — Bildung vermitteln, während die große Masse (75%) der polnischen Bevölkerung eine solche überhaupt nicht erhält, Analphabeten sind. Es wird in Polen nur langsam möglich sein, einen geordneten Volksschulunterricht durchzuführen, weil die Lehrkräfte erst herangezogen und ausgebildet werden müssen. Aus diesem Grund kann man auch unmöglich die Chederschulen sofort durch allgemeine oder jüdische Volksschulen ersetzen; man wird an sie anknüpfen, sie entwickeln müssen, die daran wirkenden Lehrer durch Fortbildungsunterricht heben, Lehrstoff und Methode schrittweis verbessern, neue Lehrgegenstände bei ihnen einführen, den Schulen Zuschüsse von Gemeindewegen gewähren und sie schließlich in Gemeindeschulen überführen müssen. Als letztes Ziel — einer freilich weit späteren Zeit — käme die völlige Loslösung von der Religionsgemeinschaft und Unterstellung unter die politische Gemeinschaft in Betracht, wobei der Religionsunterricht als solcher Sache der ersteren zu bleiben hätte.

Auch die Juden Polens, welche das Judentum als nationalbildendes Element nicht anerkennen, welche an die Möglichkeit der kulturellen Entwickelung des jüdischen Jargons (Jiddisch) nicht glauben, sondern die Assimilation als einzig wirksames Mittel der Regelung der jüdischen Frage auf der Grundlage des kulturellen Fortschritts ansehen, wollen keine irgendwie geartete zwangsmäßige politische Assimilation. Auch sie verlangen, daß die jüdischen Massen Erziehungsmethoden genießen, die ihrem innern Wesen angepaßt sind. Sie stimmen daher der Forderung eines verfassungsmäßig und gesetzlich garantierten obersten jüdischen Kulturrates grundsätzlich zu, als eines Organs, welches die Erziehung und kulturelle Entwickelung der jüdischen Jugend auf der sprachlichen Selbstbestimmung und auf entsprechender Matrikulierung der jüdischen Bevölkerung gründen soll. Sie lehnen aber den Gedanken einer politischen Vertretung der Juden ab.

Einen ähnlichen Standpunkt nehmen die Führer der jüdischen polnischen Sozialdemokratie ein. Bei ihnen ist wohl die Befürchtung maßgebend, daß eine politische Organisation der Juden der Organisation der gesamten Arbeiterschaft zum Zwecke des Klassenkampfs hindernd im Wege stehen könnte. Die österreichischen Sozialdemokraten haben seinerzeit allerdings den entgegengesetzten Standpunkt vertreten und auch für die politischen Wahlen die Matrikulierung nach Nationalitäten gefordert; freilich sind selbst in Galizien und der Bukowina die Juden nicht als Nationalität anerkannt worden.

Die große Masse der polnischen Juden will dagegen auch politisch als eigene Nationalität angesehen werden und in getrennter Kurie wählen.

Wäre der Gedanke des vollständigen Aufgehens der jüdischen in der polnischen Bevölkerung, die Assimilation, aussichtsreich, so würde dieser Weg im Kulturinteresse vorzuziehen sein. Die Assimilatoren meinen, daß dies lediglich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

durch den russischen Absolutismus verhindert worden sei, daß unter einer demokratischen Verfassung und allgemeiner Gleichberechtigung die Gegensätze rasch verschwinden würden. — Man wird freilich nach den Erfahrungen in andern Ländern und besonders auch nach den der ersten Dumawahlen solchen Hoffnungen skeptisch gegenüber stehen. Wenn darauf verwiesen wird, daß in den früher polnischen Landesteilen Preußens, in Posen und Westpreußen, die Juden noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf demselben kulturellen Standpunkt und in gleicher nationaler Absonderung gestanden, und sich bei politischer Gleichberechtigung und unter freiheitlichen Verhältnissen den Deutschen durchaus assimiliert hätten, so übersieht man dabei, daß das auch von diesen früher gesprochene Jiddisch ein deutscher Dialekt ist und der Uebergang zur hochdeutschen Sprache im deutsch gewordenen Land bei deutscher Umgebung und Schule sich leicht vollziehen konnte und mußte. Aber Jiddisch und Polnisch sind zwei grundverschiedene Sprachen. In Deutschland machen die Juden zudem eine verschwindende Minderheit (noch nicht 1 %) aus, in Polen dagegen einen sehr beachtlichen und gerade in den Städten stark konzentrierten Bevölkerungsteil aus. Deshalb ist an ein Aufgehen der Juden in die polnische Bevölkerung, an ihre Polonisation in irgendwie absehbarer Zeit nicht zu denken.

Wird zudem auch nach dem Wunsch der Assimilatoren die Pflege ihrer Kulturgüter den Juden durch den verfassungsmäßig zu sichernden Obersten Kulturrat gewährleistet, so würde damit die nationale und sprachliche Absonderung der Juden von der polnischen oder sonstigen sie umgebenden slawischen Bevölkerung ohnehin aufrecht erhalten werden. Und im Ernst kann auch niemand daran denken, den polnischen Juden eine andere Sprache oder Bildung aufzudrängen. Der Versuch würde ein Versuch mit untauglichen Mitteln am untauglichen Objekt bleiben.

Nur für den Fall, daß Polen in Deutschland einverleibt würde, würden im Lauf der Jahrzehnte die dortigen Juden dieselbe Entwickelung durchmachen, wie ihre Glaubensgenossen in Posen und Westpreußen; in einem selbständigen Polen ist das wegen der Sprachverschiedenheit ausgeschlossen; sie sind dort tatsächlich eine besondere Nationalität.

Freilich besteht gegenüber den andern Nationalitäten der westrussischen Provinzen der Unterschied, daß sie in einem Gouvernement die Mehrheit der Bevölkerung ausmachen, wie die Litauer in Suwalki, die Ukrainer in Cholm und Wolhynien, die Letten in Kurland u. s. w. Schon die Tatsache, daß ihnen verboten war, ländlichen Grundbesitz zu erwerben, hat sie im Wesentlichen in die Städte zusammengedrängt. Von einer etwaigen Länderbildung würden sie irgend einen Vorteil daher nicht haben. Eine unbedingte Notwendigkeit, sie in politischer Hinsicht als Nationalität anzusprechen mit eigenem

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nationalem Wahlkataster oder Matrikel würde deshalb auch nicht vorliegen — sofern man für alle Wahlen das System der Verhältniswahl — sei es für das ganze zu schaffende Staatswesen, sei es für weit umfassende Wahlbezirke — einführte. Aber praktisch läuft die Sache auf dasselbe hinaus. Die große Masse der dortigen Juden würden sich als jüdische Nationalität fühlen und ihre eigenen Wahllisten aufstellen. Im Uebrigen müßte auch bei nationalen Wahlkatastern das System der Verhältniswahl Platz greifen.

Sieht man sich aber schon der andern Nationalität wegen doch zum nationalen Wahlmatrikel genötigt, so ist nicht recht einzusehen, warum sie den Juden vorenthalten werden soll. Den Assimilatoren würde es so wie so freistehen, sich in die nationalpolnische Matrikel einzutragen. Gerade die Erfahrungen in der Bukowina wie in Ostgalizien lassen es als nötig erscheinen, auch für die Juden eine Wahlkurie zu schaffen. Mit der Regelung der politischen und kulturellen Rechte der Juden in Polen ist es freilich nicht getan. Auch wirtschaftliche und soziale Probleme schwerster Art gibt es hier zu lösen.

Die polnischen Juden wurden gesetzlich von der Landwirtschaft ausgeschlossen. Von der eigentlichen Industriearbeit hielt sie die Sabbathheiligung fern. Die Arbeitsmaschine muß im kapitalintensiven industriellen Großbetrieb voll ausgenutzt werden. Der Arbeiter, der sie statt an 6 nur an 4½ Tagen bedient, ist nicht zu brauchen; nicht einmal durch niedrigeren Lohn würde das auszugleichen sein. Infolgedessen ist der polnische Jude im Wesentlichen auf Handel, Heimarbeit und Handwerk beschränkt. Der Handel, besonders der Kleinhandel, ist fast völlig in seiner Hand; aber es findet eine ungesunde Ueberfüllung darin statt, die trotz vielleicht hoher Vermittelungsgebühr im Einzelfall das durchschnittliche Einkommen der Handeltreibenden tief herabdrückt.

Der Jude ist ein geschickter und fleißiger Handwerker, insbesondere auch pünktlich in der versprochenen Lieferfrist. Aber der Bedarf an Handwerkserzeugnissen und Leistungen ist ein beschränkter; auch das Handwerk ist übersetzt.

Bleibt die Heimarbeit — in allen Ländern das schmalste Brot. Ueberall wird es als wirtschaftlicher und sozialer Fortschritt empfunden, wenn eine Bevölkerung von ihr zur Fabriktätigkeit übergeführt werden kann. Das ist für den gesetzestreuen, proletarischen Juden jetzt ausgeschlossen. Und gesetzestreu sind fast Alle; auch wer es im Herzen nicht ist, muß es unter dem Zwang seiner Glaubens- und Stammesgenossen sein, die Duldsamkeit in dieser Hinsicht nicht kennen. Je mehr die Maschinenarbeit sich in Polen ausdehnt, ein um so geringeres Arbeitsquantum bleibt für die Heimarbeit. Gewiß hat mancherorts die elektrische Kraftübertragung eine Mittelstufe zwischen Kleinindustrie und Heimarbeit geschaffen, wo zahlreiche Juden Beschäftigung finden, namentlich in der Weberei. Doch wäre es ein Irrtum anzunehmen, daß damit die Heimarbeitsfrage gelöst werden könne. Tatsächlich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hat — auch schon vor dem Kriege — die Verarmung und Proletarisierung der polnischen Juden in erschreckendem Maße zugenommen. Es erweist sich als unerläßlich, anderweit Arbeitsgelegenheit für sie zu beschaffen.

Die jüdischen Heimarbeiter zu Fabrikarbeitern zu machen, würde dann möglich sein, wenn den jüdischen Fabriken die Sonntagsarbeit gestattet würde, sofern sie am Sabbath feiern. In Deutschland kann eine solche Forderung bei den wenigen dafür in Betracht kommenden Personen nicht erhoben werden. In Polen ist ihre Gewährung nicht zu entbehren. Es soll nicht verkannt werden, daß für die so arbeitenden Fabriken noch genug Schwierigkeiten übrig bleiben, so namentlich bezüglich der ankommenden und abgehenden Ladungen. Aber die sind bei gutem Willen schließlich zu überwinden. Eine geringe Minderung seines Arbeitsverdienstes kann der jüdische Arbeiter auch in Kauf nehmen, braucht er doch viel weniger für geistige Getränke als der slawische Arbeiter.

Des Weiteren erweist sich eine umfassende landwirtschaftliche innere Kolonisation der Juden als notwendig. Eine Sache, die freilich nur sehr vorsichtig und nicht von heut auf morgen zu machen ist. Die seit Jahrhunderten von der landwirtschaftlichen Arbeit fern gehaltene jüdische Bevölkerung kann nicht im Handumdrehen in eine Ackerbautreibende umgewandelt werden. Es war deshalb auch ein unglücklicher Gedanke, den polnischen Bauern vertriebene jüdische Händler, Handwerker und Heimarbeiter als Arbeiter zu überweisen mit der Verpflichtung, für ihre Wohnung und Unterhalt zu sorgen. Die ersteren konnten den letzteren nichts leisten, diese behandelten jene schlecht und ließen sie hungern. Soll hier ersprießliche Arbeit geleistet werden, so muß eine systematische Erziehung der Anzusiedelnden — und zwar auch der weiblichen Familienmitglieder — vorangehen.

Man wird gut tun, die so Ausgebildeten in geschlossenen jüdischen Kolonien anzusiedeln, nicht aber hier und da einen jüdischen Ansiedler unter polnische, litauische, lettische oder weißrussische Bauern zu setzen. Tüchtige jüdische Ansiedler vermöchten dann wieder Ansiedlungslustige praktisch auszubilden. Daneben her müßte die Unterweisung in landwirtschaftlichen Schulen gehen. Bei ordentlicher Vorbildung haben sich die Juden überall als tüchtige Landwirte erwiesen.

Besonders in der Umgebung der größeren Städte und Industriezentren Polens ist die Schaffung von Gemüse- und Obstgärtnereien sowie von Milchwirtschaften ein dringendes Bedürfnis. Auch hierfür dürften zahlreiche Juden bei geeigneter Ausbildung sehr wohl zu brauchen sein. Das um so eher, als diese Tätigkeit mit der des Handels in den gewonnenen Erzeugnissen verknüpft ist.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auch der Zionismus zählt unter den Juden Polens begreiflicherweise zahlreiche Vertreter; sie fordern ebenfalls die jüdische Wahlkurie. Die von ihnen erstrebte Auswanderung nach Palästina ist schon mit Rücksicht auf die dort nur sehr beschränkt vorhandene Fläche fruchtbaren Bodens und da lebensfähige Ansiedlungen nur von sorgfältig dafür vorgebildeten ausgesuchten Personen geschaffen werden können, nur für eine geringe Zahl zu ermöglichen. Weit eher kommt die Auswanderung nach den Vereinigten Staaten von Amerika in Betracht. Freilich ist nicht zu verkennen, daß in Newyork bereits ein sehr zahlreiches jüdisches Proletariat*) vorhanden ist, das ganz vorwiegend aus ausgewanderten russischen Juden besteht, die das Jiddisch als Muttersprache beibehalten haben. Dort erscheinen auch die verbreitetsten jiddischen Zeitungen. Wenn auch ihre sozialen Verhältnisse dort besser sind, als in Polen, so lassen sie doch ebenfalls viel zu wünschen übrig und würden durch eine Massenzuwanderung sicher sehr herabgedrückt werden. Schließlich ist es auch dort nur ein verhältnismäßig kleiner Teil besonders intelligenter Juden, der sich in bessere Lebensstellungen aufschwingt.

Im Uebrigen muß das Ost-Judenproblem so weit irgend möglich im Lande selbst und nicht durch Auswanderung gelöst werden.

Der Antisemitismus ist in Polen sehr stark; es wäre verkehrt, sich darüber einer Täuschung hinzugeben. Die Vorgänge bei den Dumawahlen haben ihn sehr verschärft. Konfessionelle und nationale Gegensätze werden stets durch Wahlen, bei denen im einzelnen Wahlkreis die Mehrheit entscheidet, erheblich verschlimmert. Es ist daher ein Gebot der Klugheit wie der Gerechtigkeit, dem von vornherein vorzubeugen, sei es durch Einführung der nationalen Wahlkataster (Matrikeln), sei es durch das System der Verhältniswahlen. Die russische Despotie konnte ihre Herrschaft darauf gründen, daß sie die eine Nationalität gegen die andere ausspielte, alle entzweite; ein Polen, das ein Bollwerk gegen russische Eroberungsgelüste sein soll, muß eine Versöhnungspolitik im Innern treiben, alle zu ihrem Recht kommen lassen.

*) In Newyork leben 850000 Juden, von denen ca. 90000 aus Rußland stammen; auch dort haben sie das Jiddisch als Muttersprache beibehalten, haben jiddische Zeitungen, von denen einzelne über 100000 Abonnenten haben; es bestehen dort mehrere jiddische Theater usw.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Elbasan

Von Hermann Rothe

s sind noch nicht ganz zwei Jahre her, als Elbasan von sich reden machte. Während des albanischen Aufstandes gehörte nämlich diese Stadt zu den treuesten des Fürsten von Wied. Infolge seiner günstigen strategischen Lage spielt sie auch in diesem Feldzug eine Rolle.

Das Städtchen liegt am oberen Schkumbi (Schkumb) und zwar an der Stelle, wo dieser reißende Fluß das Gebirge verläßt und etwas gelassener durch das nach ihm benannte fruchtbare Tal läuft. Auf den Fremden macht der Ort, in dem — nach meiner Schätzung — nicht mehr als 5000 Menschen wohnen mögen — vorerst keinen vertrauenerweckenden Eindruck. Abgesehen von den schmucken Häusern des Akif Pascha und dem ehemaligen türkischen Verwaltungsgebäude findet man hier nur elende Lehmhütten, in die wurmstichige, mit einem Hebelöffner versehene Türen führen. Die inneren Straßen sind eng, die äußeren dagegen bequem, alle haben aber den Schmutz zur Regenzeit — und den Staub zur Sommerszeit gemeinsam. Der Bazar besitzt nichts Malerisches. Ein öder Laden liegt neben dem anderen, und auf den Ladentischen hocken stumm die stets zufriedenen Händler. Dazu wird einem ein längerer Aufenthalt zwischen den Verkaufsbuden durch den beißenden Geruch nach gebratenem Hammeltalg verleidet, der jederzeit hier herrscht. Im Bazar sind nämlich meistens Bäcker vertreten, die mit diesem Fett ihr Brot und ihre Leckerbissen zubereiten. Unter den Moscheen befinden sich einige sehr alte, halb zerfallene. Ihre weißen, schlanken Türme beleben ein wenig das öde Stadtbild, und die riesigen Pinien, die sie überragen, setzen den Ausdruck des Ehrwürdigen hinzu. Trotz alledem sei es keinem geraten, diese Stadt zur Regenzeit zu besuchen. Er würde eiligst wieder davon ziehen und ein falsches Bild von ihr mitnehmen.

Wer Elbasan richtig kennen lernen will, der muß es entweder im Frühjahr oder im Spätsommer besuchen.

Ich war von Tirana aus gekommen, hatte unter großen Strapazen mit zwei Schtschüpetaren, die Munition nach Elbasan schafften, auf zum Teil halsbrecherischen Saumpfaden die Gebirgsschlucht durchklettert, die dort von dem Gerabegebirge gebildet wird, hatte gegen Abend den Gerabepaß überschritten und sah nun plötzlich tief unter mir im Tale Elbasan liegen. Die Minaretts leuchteten in der Abendsonne und ihr Purpur vereinte sich mit dem

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schimmer des silberhellen Schkumbi. Ein wunderbarer Frieden lag über dem Ort und seiner Umgebung. Hier mußte der Frieden sich selbst niedergelassen haben, und dieses Gefühl verlor ich auch später nicht beim Anblick der armseligen Häuser.

Der Herr von Elbasan und dem östlichen Schkumbitale ist Akif Pascha, ein kleiner, feiner Herr mit hübschen, klugen Gesichtszügen. Essad Paschas Einfluß und Macht hören hier auf.

Die Nacht war bereits hereingebrochen, als ich — fast zusammenbrechend unter der Last meines Rucksackes — mit den beiden gutmütigen Adlersöhnen über die alte, holprige, venezianische Bogenbrücke schritt, die vor der Stadt über den Schkumbi führt. Um das zerfallene Gemäuer am Eingang von Elbasan flatterten die Fledermäuse, tief in den Bergen bellten die Füchse, die Eulen schrieen und die riesigen Pinien ragten wie Pyramiden in der Nacht einher. Eine Totenstille lag über dem Orte. Nur die albanischen Händler hockten noch auf ihren Ladentischen und plauderten geheimnisvoll.

Vor dem Herrschersitz des Akif Pascha erschien ein gewaltiger Schtschüpetar, ergriff mein Gepäck und schleppte es ins Haus hinein. Als ich dann nach einer Unterhaltung mit dem vornehmen Pascha, während dieser ein Bernsteinhandband nervös aus einer seiner zarten Hände in die andere warf, und nach einem reichhaltigen Abendmahl, aus neun Gängen bestehend, in meinem weichen Bett auf kostbarem Teppich schlief, wurde ich durch ein sonderbares Geräusch munter. Ich öffnete das Fenster und mit dem Balsamduft des Morgens drang das Girren und Locken Tausender von Ringeltauben herein, die in den blühenden Fliederbäumen, in den riesigen Pinien, Ahornbäumen und Eichen saßen.

Hier bei Elbasan, wo der Schkumbi aus dem zerklüfteten Gebirge tritt, teilt sich dieser Fluß in einige Arme, die jeden kleinen, wilden Gesellen aus den Bergen aufnehmen. Infolgedessen sind zahlreiche kleine Inseln entstanden, die mit einer festen Weide bedeckt sind. Hier weiden die kleinen, roten Bergkühe, die ihre melodischen Glocken ertönen lassen, und Tausende von Schafen, die an die Heideschnucken der Lüneburger Heide erinnern. Kleine Jungen, die aber schon mit schtschüpetarischem Stolz Zigaretten rauchen, hüten die Tiere. Die Kinder verfertigen sich Flöten, auf denen sie kleine Melodien spielen können, und wenn ein Fremder vorüber kommt, so geben sie ihrem Hunde einen leichten Tritt, um zu zeigen, daß sie sich auch schon Achtung verschaffen können.

Stundenweit stromabwärts und nach dem Süden zu ziehen sich große Felder. Sie sind alle von eineinhalb Meter hohen Steinmauern umgeben, die von den roten Blütenbüscheln der echten Akazie belebt werden. Auf den Feldern lockern Bauern mit vorgeschichtlichen Holzpflügen den schweren,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schwarzen Boden. In den Gärten sind Weinspaliere angebracht und sind außerdem mit Mandeln, Pflaumen und Pfirsichen bepflanzt. An den kleinen Wasserarmen, aus denen die Kieselsteine blinken, treiben primitive Wassermühlen. Gern läßt der Müller von dem Fremden seinen Betrieb besichtigen. Er dreht dem Gast eine Zigarette und schmunzelt, wenn man über den vorsintflutlichen Betrieb erstaunt ist, denn er ist überzeugt davon, daß man das Kunstvolle seines Betriebes bewundert. Er, wie alle arbeitenden Albanesen, verrichtet seine Tätigkeit mit der größten Gemütsruhe. Wer keine Lust hat, überhaupt etwas zu tun, der legt sich unter einen Oelbaum, träumt oder schaut sinnend seiner Frau zu, wie diese die Feigen bricht, oder dem Esel Holz aufbürdet. Das ganze Land gleicht einem groß angelegten Garten, der jedem Bewohner liefert, was dieser zum Leben braucht, ohne dafür schwere Arbeit zu fordern.

Elbasan ist schon in früheren Jahrhunderten von Wichtigkeit gewesen. Davon gibt die alte venezianische Bogenbrücke, die einzige in Mittelalbanien, einen Beweis. Die Stadt ist auch jetzt noch ein bedeutender Rastort für Karawanen, die sich auf dem Wege von Griechenland nach Nordalbanien befinden. Aus diesem Grunde sind hier viele geräumige Haus-Herbergen zu finden. Außerdem werden hier die größten Viehmärkte von Mittelalbanien abgehalten. Der Viehreichtum des Schkumbitales ist auch jetzt noch — trotz der Kriege — auffallend groß. Während meines Aufenthaltes in der dortigen Gegend — kurz nach dem Balkankrieg — traf ich Schafherden bis zu 5000 Stück an, — und von fernen Hängen leuchtete ihre weiße Wolle wie Neuschnee herab.

Wie alle Bewohner von Albanien, so sind auch die Elbasaner gastfreundlich. Sie stechen aber von denen anderer albanischen Städte durch ihre Friedfertigkeit und durch ihren Wissensdurst ab. Elbasan ist das Gegenstück von Orischi in Nordalbanien. Während in Orischi sich die meisten Blutrachen abspielen, zerreißt in Elbasan die friedliche Stille nur selten der Schuß eines Meuchelmörders. Andererseits muß man bei den Leuten von Elbasan ein gesundes Urteil und eine leichte Auffassungsgabe feststellen.

Bereits auf dem Han Agait vor dem Gerabepaß, in dem ich Rast machte auf dem Weg von Tirana nach Elbasan, traf ich zwei junge Burschen aus Elbasan an, die als Gendarmen den Paß bewachten und sich eifrig mit der deutschen Sprache beschäftigten. Sie waren hoch erfreut, als sie in mir einen Deutschen fanden, und ich mußte ihnen in mancherlei Rede stehen. Als ich dann bei Akif Pascha war und er mir (natürlich aus Chauvinismus) erklärte, er könne nur die schtschüpetarische Sprache sprechen, beherrsche auch nicht die türkische Sprache, holte einer seiner Söhne ein deutsch-schtschüpetarisches Wörterbuch und improvisierte so eine Unterhaltung. Besonders fiel es mir

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auf, daß alle die jungen Burschen, selbst die Treiber, mit denen ich wanderte und die Diener, die ich sprach, albanisch lesen und schreiben konnten. Nur einen jungen Adlersohn lernte ich kennen, der nichts von dieser Kunst verstand. Dieser war aber aus Kroja.

Elbasan ist die Geburtsstadt verschiedener bedeutender Albanesen. Auch der albanische Dichter Kristophanes stammt aus Elbasan. Sollte Albanien in wirtschaftlicher Hinsicht erschlossen werden, so wird Elbasan am schnellsten emporblühen; denn die Lage der Stadt begünstigt auch einen Eisenbahnbau von Durazzo aus durch das Schkumbital.

Der Landsturmmann

Von Hermann Horn (München)

Der Landsturmmann ging am Bahndamm auf und ab, wie es der Wachtdienst verlangte.

Aus der schwarzen Nacht hatte sich der Frühlingswind erhoben, wehte mit vollen Backen warm aus dem Dunkel und trieb ihm zuweilen das Feuer unter der schützenden Hand aus der Pfeife. In roten Funken rollte es dann zwischen den Gleisen dahin, bis es verlosch.

Als er die Pfeife an einer Schiene ausgeklopft hatte und in die Tasche steckte, fühlte er den letzten Brief seiner Frau in der Hand und etwas Weiches darin. Das war ein Kränzchen von allerersten Gänseblümchen, das seine kleine Tochter gemacht und beigelegt hatte.

Eine Weile dachte er an die zu Hause, da regte es sich auf einmal im tiefsten Dunkel seines Innern, quoll zu einem unerklärlichen Gefühl zusammen, und er sah ganz deutlich einen kleinen Kranz von Gänseblumen. Die kleinen blaßgrünen Stengel waren zu einem runden ungeschickten Bündelchen gebunden, und die weißen Federblättchen mit dem roten Schimmer darüber und die gelben Sterne hingen matt allerorts hernieder. Und hin und her gehend, sah er immer deutlicher.

Da war ein rothaariges Mädchen von 12 Jahren, das hatte den Kranz in ihren Haaren und sie sah und probierte an einem

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

andern erwartungsvoll gebeugten Köpfchen gerade so ein Blumengewinde. Und entlang den Holzstoß saßen noch mehr Kinder, alle solche kleine Kränzchen im Haar, und ungeschickte Buben in den ersten Hosen brachten die Schürzen und Kinderschubkarren voll Gänseblumen. Und weiße Tücher und Schleier lagen umher, denn die Mädchen hatten beschlossen, es sollte ein Hochzeitsfest gespielt werden.

Wie die Riesenlehne einer Bank ragte der hohe Holzstoß von Eichenbrettern, und die Kinder saßen zu seinen Füßen auf Dielen, die von einem früheren Stapel noch übrig waren.

Man war auf einer kleinen Anhöhe, unter ihr floß ein kleiner Bach, und die Kinder sahen gerade in die untergehende Sonne.

Sie hatten den ganzen Nachmittag gespielt, sahen nun ihr Werk der Vollendung zugehen, und blühten im reichen Schein des Feierabends auf wie Blumen. Die weiche Frühlingsluft gab ihnen ihren Eifer, ihre Zärtlichkeit, die Ausstrahlungen ihres jungen, glücklichen Lebens wieder zurück, und sie sangen bei der Arbeit.

Und da war ein Bube, der hoch oben auf dem schwankenden Gestell des Holzstoßes schaukelte, wie sie alle oft mit Lust zu tun pflegten, und das war er selbst, der Landsturmmann, der hier den Eisenbahndamm bewachte.

Das schöne rothaarige Mädchen stand gerade auf und ordnete den Hochzeitszug, und er selbst fühlte sich in eine unnennbare Lust eingebettet, wie er gerade über sie wegsah und heftiger und heftiger auf diesem schaukelnden Schiff dahinzufahren schien in ein unbekanntes Land. Und auf einmal wich der Boden unter seinen Füßen, es gab ein schreckliches Gepolter; er machte einen gewaltigen Satz und stand nun erschrocken und zitternd neben dem roten Mädchen, und alles stand still wie verzaubert, während nebenan aus der Schreinerei die Gesellen in den blauen Schürzen kamen und ein paar Frauen in flatternden Röcken.

Und da war auf einmal eine fürchterliche, tiefe und schwere Stimme, die rief: „He, wer hat das getan!“ — und ihm war,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

als sähe alles auf ihn und die Stimme schmettere ihn zu Boden, und alles Leben und alle Freude waren dahin.

Aber da war das große rote Mädchen neben ihm, die rief: „Keiner hat etwas getan — niemand weiß, wie es gekommen ist.“ Da war ihm, als sei er erlöst und etwas Furchtbares ginge an ihm vorüber; sein Blut begann wieder zu fließen und seine Sinne sich neugierig aufzutun.

Mit den andern, voll grausigen, neugierigen Schreckens, konnte er sehen, wie die Schreinergesellen Brett um Brett die schweren Eichenbohlen wegnahmen. Zuerst kam ein kleines winziges Büblein zum Vorschein, barfuß, mit eingedrückter Brust und hängenden Gliedern.

„Das ist gewiß, mit dem ist nichts mehr anzufangen,“ sagte ein Arbeiter, „da kenn' ich mich aus in so was.“

Ein Mädchen und ein Bub, ohnmächtig und bleich, wurden noch weggetragen zu ihren Eltern, aber der kleine tote Bub war wenig bekannt, und keiner wußte anfangs, wo seine Eltern wohnten.

Zuletzt fiel's der Roten doch ein.

Da schlug einer von den Schreinern den schmächtigen Körper in ein Tuch ein, und sie gingen durch die Gassen und trugen wie ein Paket die kleine Leiche zwischen sich.

Es wurde dunkel und sie kamen ganz ans Stadtende, wo zwischen Schutt und Ziegelhaufen, Hollunderbäumen und verfallenen Gartenzäunen ganz kleine Häuschen waren.

Da in einer solchen Hütte wohnten die Eltern des toten Kindes —

Das kleine rote Mädchen klopfte herzhaft an.

Da gab die Türe gleich nach und sie sahen ein rotes Herdfeuer — Davor stand eine Frau und machte einen Pfannkuchen. Der duftete herrlich, und auf der Bank neben der Frau saß im Dunkeln ein Mann, dessen Pfeife dazwischen rauchte.

„Nichts für ungut,“ sagte der Schreiner und trat ein, „mit Euerem Kinde ist etwas passiert.“

„So, was denn, mit welchem? Ich hab' ihrer genug.“

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Mit dem Fritzlein," sagte die Rote.

Und der Mann legte das Paket auf den Tisch, nahm das Tuch ab und erzählte dazwischen die Geschichte von dem Holzstoß.

„Ist er tot?" sagte die Frau und wandte ihren Pfannkuchen um.

„Da," sagte der Mann zornig, „da könnt Ihr als Mutter selber nachsehen."

„So!" rief die Frau, „und wer kommt mir dann für den Schaden auf? Zehntausend Mark kostet's, wenn so ein Kind durch Schuld verunglückt!"

Und der Schreinergeselle, der wußte, daß seines Meisters Geschäft immer zwischen Leben und Sterben schwebte, sagte ernst: „Wenn Ihr ein anständiges Frauenzimmer wäret, würdet Ihr nicht zuerst nach so etwas fragen, und nicht gleich denken, einen rechten Mann ins Unglück zu bringen."

Und die kleine Rote nickte mit dem Kopf, drehte um, und sie hörten gleich darauf hinter sich die zornig tobende Stimme des Weibes schimpfen und schauderten zusammen.

Aber wirklich kam's zu einem Prozeß später. Keines der Kinder wußte mehr, wie alles zugegangen. Das Gericht erklärte, der Meister hätte seine Holzstöße besser setzen und die Kinder davon fern halten müssen, und so kam er wirklich mit Zahlen und Zahlen auf die Gant.

Aber das war für den Landsturmmann keine Erinnerung; das war so, wie's die Leute erzählten. Er erinnerte sich nur, wie er sich an jenem Abend heimlich an sein Bett schlich, ohne jemand ein Wort zu sagen; und einen Augenblick ein Angstgefühl hatte, das alle Empfindung zurückdrängte und eine bedrohliche Leere in ihm schaffte. Und wie er die Augen schloß, um nur gleich einzuschlafen.

Nicht lange darauf war es, da ging er mit dem roten Mädchen ins Krankenhaus, die beiden andern besuchen, die es noch erwischt hatte.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Was war das für ein Gang. Sie gingen traurig und stolz und neugierig zu den großen Türen, an denen man läuten mußte, bis eine schwarze Schwester mit einer weißen Haube herauskam.

Dann gingen sie durch einen langen Gang und standen endlich verlegen in einem großen Saal, wo die beiden Verwundeten mit eingebundenen Gliedern im weißen Bette lagen.

Die eine Schwester mit dem merkwürdigen Blau im Gesicht und den weißen Händen sagte beim Abschied noch zu dem roten Mädchen: „Das kommt davon, wenn man Hochzeit spielt. Das darf man nie, das gibt immer ein Unglück. Tut's nur nicht mehr."

Darüber liefen sie beide erschrocken davon.

Draußen nahm plötzlich das Mädchen seinen Arm und sie gingen in einem wunderschönen Gefühl eine breite Allee entlang, in der die Kastanien blühten.

Das Mädchen war ihm ganz aus dem Gesicht gekommen im Laufe der Jahre, aber jetzt mußte er denken, wie sie ihn gerettet und beglückt hatte. Er versenkte sich immer mehr darein und gedachte, wie Schönes und Reiches er doch erlebt hatte und wie ganz anders sein Leben vielleicht geworden wäre, wenn in dem schönen roten Mädchen nicht plötzlich jene unbegreifliche Zuneigung erwacht wäre, die ihn bewahrt hatte vor Verzweiflung und vernichtenden Vorwürfen, denen seine Jugend vielleicht nicht gewachsen gewesen wäre. Und so stand sie in seiner Erinnerung als die Gute und Glück Spendende und wußte nichts davon.

Er sann, bis keuchend ein Lastzug angeschnaubt kam und seine leuchtenden Lichter vor sich herschob, um sicher seine Munition nach den Kampflinien zu schleppen.

Ob sein eigen Kind auch schon Glück um sich zu verbreiten vermochte, dachte er nun weiter, und wie schön es war, daß sie ihm ein Gänseblumenkränzchen in aller Ruhe hatte pflücken können.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Knecht mit dem Licht

Es geht ein Knecht, der trägt ein Licht.
Du kommst des Wegs und siehst ihn nicht.
Doch wer gestreift am Arm ihn hat,
Der folgt ihm durch die ganze Stadt.

„Was geh' ich fremden Schritten nach?
Im Nebel schwand das letzte Dach.
In Feldern liegt die Erde bloß,
Ein Wolkenhimmel wandert groß.

Erreicht ist letzten Feldes Rand.
Ich stehe vor der Himmelswand.
Ich trete ein — o selige Schau!
O Wiese, grenzenlos im Blau! . . .

Verstummt der Schritt. Es wendet sich
Der Knecht und gibt das Licht an mich.
Greises Gesicht verdämmert fern . . .
Ich steh' und halt' den Abendstern."

Felix Braun

Unsere Kriegs-Presse

Es scheint, daß jedes Volk die Presse hat, die es *verdient*. Vielleicht richtiger — die es *verträgt*.

Wenn Engländer und Angloneutrale die *Geschicklichkeit* der englischen Presse preisen, weil sie es immer wieder versteht, ihr Publikum für *neue* Kriegsmomente und Kriegsaussichten zu interessieren, wenn die tatsächlichen Ereignisse die Zuversicht von gestern gelockert haben, muß es eben englischer Aufnahmsboden sein, der es verträgt, stets neue Ansatzpunkte aufzusuchen und das gestern noch Wichtige heute restlos als ohne Bedeutung fallen zu lassen.

Wenn Franzosen und Italiener es bedenkenlos hinnehmen, daß ihre Blätter die schreiendsten Fettdrucklügen am folgenden Tag, wenn alle Welt ihre Unwahrheit erkannt hat, durch noch *fettere Lügen* übertrumpfen und damit über die Haltlosigkeit der großen Nachrichten des Vortages hinwegkommen, sind romanisches Temperament und romanisches Augen-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

blicksempfinden nötig, um sich diese Presse gefallen zu lassen. Wir deutsche, die wir Stein auf Stein fügen, nach den gestrigen Berichten unser heutiges Urteil systematisch aufbauen, könnten derlei nicht vertragen.

Und bei aller Rücksichtnahme darauf, daß es für den erfolgreichen Teil leichter ist, eine verläßliche, gewissenhafte Presse zu haben, als für die Seite der Mißerfolge, tragen wir dennoch die Ueberzeugung, daß unsere Presse selbst in Tagen ungünstigen Kriegsglücks sich niemals zu den Lügen hergeben würde, welche die Entente tagtäglich aufs neue ihren Lesern vorsetzt. Die Presse, die wir verdienen, die wir vertragen, steht daher unbedingt auf einer höheren moralischen Grundlage, als jene unserer Gegner.

Man hätte voraussetzen können, daß die überall vorherrschende Zensur bis zu einem gewissen Grade halbwegs der Wahrheit der Tatsachen zum Durchbruch verhelfen würde, höchstens ein Verschweigen entmutigender Nachrichten gebracht hätte.

Das gerade Gegenteil war der Fall. Die Zensur unserer Gegner hat jede glatt erfundene, erdichtete Nachricht ruhig zur Veröffentlichung zugelassen, und hat sich niemals damit begnügt, die für die eigene Sache ungünstigen Berichte zu verschweigen, sondern hat aktiv das Gegenteil gefördert.

Eine gewisse Zeitperiode hindurch hat uns dieses System zweifellos empfindlichen Schaden gebracht, hat uns insbesondere im Urteil der Neutralen herabgesetzt. Diese bösen Wochen und Monate sind jedoch überwunden, ohne daß unsere Tagespresse ihren ehrlichen, geraden Kurs jemals verlassen hätte. Heute glaubt kein noch so einseitiger Neutraler mehr an die tatsächliche Ueberlegenheit unserer Gegner, weil etwa „Times", „Matin" oder „Corriere di Sera" ein neues Mittel ankünden, die Mittelmächte unfehlbar unterzukriegen.

Die Lügenpresse ist somit vollständig besiegt. Selbst vor dem eigenen Forum gilt sie wenig oder nichts mehr. Angesichts dieses Sieges ist es nur gerecht, der Tagespresse unserer Sache, die weit mehr aus Selbstzucht denn aus Zensureinflüssen jeder Lockung zur Tendenz und Uebertreibung widerstand, vollständig dem deutschen Empfinden entsprach, ein Wort vollster Anerkennung zu widmen.

v. S.

Fünfzehn Kapitel über Theaterdinge*)

Das moderne Theater wird nicht vom Drama, sondern vom Publikum bedingt. Dieses kuriose Publikum, das sich anmaßend das Volk nennt, sucht und findet auf der heutigen Bühne seine Bestätigung. Da dies Publikum kein Gesicht und keinen Kopf hat und seine Realität höchst fragwürdig ist, läßt es sich Theater vorspielen, das ihm seine Wirklichkeit vortäuscht, und das es zu dem Glauben führt, sein Vorhanden- sein bedeute Leben.

So wurde das Drama Abbild seiner imaginären bürgerlichen Zuschauer. Die Schreiber dieser Theaterstücke, in ihrer Mehrzahl dem Publikum zugehörig, statteten ihre Personen mit Ideen, Problemen und Empfindungen aus und das Publikum, beglückt über diesen handgreiflichen Beweis seines seelischen Reichtums, erfreut sich an den Kunststücken seiner „Darsteller".

*) Franz Blei: Ueber Wedekind, Sternheim und das Theater. Fünfzehn Kapitel. (Leipzig, Kurt Wolff.) 130 S. Mk. 2.— (Mk. 3.—).

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die dadurch in ihrer Gesamtheit nicht besser werden, daß sich auch vereinzelt Dichter unter ihnen befinden.

Um bürgerliche Probleme handelt es sich — um von den Niederungen zu schweigen — bei Ibsen; Problemdichtung, ins künstlerische pervertierter Intellektualismus, sind auch die Dramen des jüngeren Strindberg und Wedekinds. Es ändert am Wesen des Kunstwerkes nichts, ob die „Anschauungen" des Dichters oder des Publikums die primären sind, und fortschrittliche Meinungen, die etwa der Autor seine Personen verkünden läßt, mögen sie auch sozial noch so wertvoll sein, können an der Erkenntnis nicht hindern, daß das Kunstwerk wertlos ist. Wedekind würde sich durchaus nicht von einem beliebigen Herrn Verfasserich unterscheiden, wenn er nicht trotz seiner dialogisierten Moraltheorien manchmal ein Dichter wäre.

Als die erste und endgültige Ueberwindung dieses „Bürgerlich-Modernen" erscheinen Franz Blei die Komödien Carl Sternheims, die man heute gern als „Satiren" zu nehmen gewillt ist. Sie bedeuten nicht eine „Vertiefung" des Publikumsmenschen auf der Bühne; sie sind nicht Satiren auf die bürgerliche „Moderne", denn eine Satire würde eine Beziehung des Autors zu seinen Objekten voraussetzen, würde eine Hingabe an sie bedingen. Sternheim satirisiert nicht das Minus des bürgerlichen Menschen, denn hierzu wäre notwendig, daß ein Plus vorhanden ist. Ihm ist das Bürgertum nicht etwas Hassens- oder Liebenswertes, sondern ihm kommt es darauf an, dem Kampf des modernen Bürgers gegen den Menschen seine Definition zu geben. Statt Situationskomik gibt Sternheim Charakterkomik und stellt statt zufälliger Einzelwesen Typen dieser zerfallenen Welt auf. Zu dieser Definition des Bürgers durch Sternheim sagt Blei: „Es gilt: für das Einmal und Jetzt des Typus und dieser abgelösten isolierten bürgerlichen Welt den absoluten Ausdruck auch im Sprachlichen, abgekehrt von allem Zufall des „Natürlichen", zu fixieren. Solche Bestimmtheit läßt nur dem Unbedingten Platz; hier wird nicht „geplaudert", weder mit Geist noch in Stimmung. Die Sachlichkeit dieses Redens bei faktischer Unwirklichkeit des Geredeten gibt dieser Scheinwelt die dichterische Realität. — — — In Sternheims Komödien sind die Gestalten nicht so, weil das und das passiert, sondern der Zufall des Geschehens ist die innere Notwendigkeit ihres Daseins überhaupt".

Blei sieht in Sternheim den angestrengten Willen, den deutschen Kulturbegriff politisch zu realisieren, da uns der religiöse seit der Reformation als Ganzes verloren ging. Er sieht in ihm den ersten Versuch einer neuen geistigen deutschen Kultur gegenüber der materiellen, die das Bürgertum repräsentiert.

Ueber den Rahmen dieses Buches hinaus wird Prinzipielles zu unserer Literatur gesagt, die nicht isoliert, sondern als ein Teil der Gesamtheit unserer Kultur gesehen wird. Es eröffnen sich Ausblicke auf die kommende Tragödie des deutschen Menschen.

Dieses Buch mit dem bescheidenen Titel hält weit mehr als es verspricht: es gibt, von dem Theater ausgehend, die Grundsätze einer Kritik dieser Zeit. Daß Franz Blei, der heute von der Jugend geliebt (und gehaßt) wird wie kaum ein Anderer neben ihm, zu dieser Kulturkritik berufen ist, weiß jeder, der je eine Zeile von ihm verstanden hat.

Hugo Kersten

Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Kellermanns „Krieg im Westen"*)

Was mag es sein, das schon in den ersten Seiten dieser Kriegsberichte einen auszeichnenden Wert überzeugend hervorblitzen läßt? Sind sie im Gegenständlichen nicht ganz wie die andern, die sich täglich, ein endloser gleichfarbiger Flachlandfluß, durch die Zeitungen winden, aus den immer gleichen Elementen aufgebaut: heldenhaftes Ausharren, unausdenkbares Ertragen, zum Humor hinüberspielender Gleichmut —?

In der Tat spart auch Bernhard Kellermann mit diesem (bedauerlicherweise übrigens recht einseitig ausgewählten) Bestand von Begriffen keineswegs. Umso bestimmter aber muß gerade die Unmittelbarkeit festgestellt werden, mit der das geschieht, die Restlosigkeit, mit der die Schicht von Fremde, die sonst alles nur erzählte Erleben umlagert, wie in einer chemischen Reaktion aufgelöst ist. Dieselbe Nähe am Lebendigen wie am Leblosen schlägt einem entgegen, die uns den Roman „Das Meer", in dem nichts eigentlich geschah, unvergeßlich gemacht hat. Wie Kellermann dort in das Tiefste der bretonischen Fischer, ihrer Weiber, Hunde, Boote, Netze eindrang, wie er es, dampfend vor Wirklichkeit, emporriß, daß man fast schon wie vor einer öffentlichen Gewalttat zurückscheute, — so beschwört er heute das Dasein der Tausende, die in verblichenem Feldgrau, lehmbekrustet, zerknittert, im Winseln und Heulen der Granaten, im Eisenprall des Einschlags wortlos die Westfront decken, ihr Dasein, und das ihrer aus rundem Maul verläßlich glotzenden Kanonen, ihrer gierig durch die Luft wirbelnden Handgranaten, ihrer verschlammten Laufgräben und ihrer Ruhequartiere, dieser französischen Nester, aus denen die platzende Fliegerbombe so wenig mehr fortzudenken ist, wie in Friedenszeit der sich sonnende weiße Spitzhund des Apothekers.

Es wäre wohl ein Mißverständnis, nun ungesäumt den schwer verpflichtenden Namen „Kunst" auszusprechen. Es handelt sich weit mehr um eine sehr staunenswerte Gefühlsschärfe, die unfehlbar den treffendsten Ausdruck erspürt, — was nichts destominder nur Vorbedingung künstlerischen Tuns ist und somit noch diesseits desselben liegt. Mehr aus Glück als aus Ueberlegung vermeidet Kellermann so alles Kommentieren, alles Einführenwollen des Zivilmenschen, das in Wahrheit seine Fantasie nur hemmt und seine Anteilnahme erstarren läßt; so umgeht er auch die sonst bei derartigen Gelegenheiten reichlich wuchernde Sentimentalität, die eben an sich nichts anderes als Fremdheit, als ein Selbstbetrug derjenigen Verfasser ist, denen es versagt blieb, die gar nicht sentimentalen Dinge der Front so unmittelbar zu erfassen und wiederzugeben.

Mit guten Gründen lassen sich Kellermanns Schilderungen deshalb als die besten, nämlich die treuesten bezeichnen, die wir bislang zu lesen bekamen, obschon nicht als die besten, die geschrieben werden könnten. Denn es wäre beispielsweise zu denken, daß jemand aufträte, dem diese Dinge mehr noch als Gegenstand einer außergewöhnlichen Darstellungsgabe, denn sie, darüber hinaus, ein nicht zu verschweigendes Seelenerlebnis wären (aber dieser müßte wohl die Waffe selbst in der Hand gefühlt haben). Oder man kann sich vorstellen, daß auch im Zuständlichen des Krieges sein Treibendes offenbar gemacht werde, jenes geistige Räderwerk, das wir

*) S. Fischer, Berlin 1925

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

meinen klingend gehen zu hören, indem es die Menschheit der Zone der Vollendung näher hebt; — da ja sonst dieser Krieg letzten Endes — für alle Herzen wenigstens, die nicht durch fortgesetzte Zeitungslektüre abgehärtet, leichtfertig und kummerlos geworden sind — nur ein ebenso riesenhafter wie unsagbar gräßlicher Irrtum Europas wäre.

Dr. Weer

Geschmack und Bildung

Ein Kranz kleiner Aufsätze, der um allerlei Fragen des Umgangs mit Menschen, Büchern und Künsten geschlungen ist, veröffentlicht Kurt Martens bei Egon Fleischel, Berlin. Jede dieser Arbeiten empfiehlt sich — äußerlich — durch einen Stil, der tief geschliffenen Kristalle gleicht: Er ist leuchtend, reflektorisch spiegelnd und reich in dem Spitzenwerke seiner Pointen. Was den Inhalt angeht, so sei ihm dies nachgerühmt, daß er gedanklich schmiegsam ist; leicht, ohne seicht zu sein. Jedes Stück erfreut durch die Vernunft seiner Anschauungen, die nicht doktrinär-oberlehrerhaft, sondern fröhlich-polemisch vorgetragen werden. Sie sind das Zeugnis eines Geistes, der die Bedürfnisse seiner Zeit versteht und dieses Verständnis aktueller Kulturnotwendigkeiten all denen beibringen will, denen es mangelt. Den Fragen des inneren Taktes stellt er sich weder als „Moralist" noch als „Aesthet" gegenüber, sondern als Persönlichkeit von Geschmacks-, Verstandes- und Herzensbildung. So findet er, Weltmann und Künstler, einen Standpunkt, den wir meistens teilen können. Ein Eiferer gegen Kitsch und Talmi jeder Form, ein Wegweiser kultureller und künstlerischer Echtheit, zeigt Kurt Martens sich, bald nachdenklich, bald satirisch-lustig als tüchtiger Streiter für die Dinge und Fragen des Geschmackes und der Bildung. — Sein Buch gehört auf den Toilettentisch der Frau des Hauses nicht weniger als in den Bücherschrank des Hausherrn. Ein Essay Martens, hier und da genossen, wird Viertelstunden der Muße stille Freude und nützliche Besinnlichkeit geben.

Richard Riess

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Ritter Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die zunehmende Erwerbstätigkeit der Frau

Von Friedr. Kleeis, Halle a. S.

Zu den bemerkenswerten Erscheinungen des sozialen Lebens der letzten Jahrzehnte gehört die wachsende Anteilnahme der Frau an der Erwerbstätigkeit. Nach der Theorie soll die Frau zwar in das Haus gehören, aber die wirtschaftliche Entwickelung ist nicht immer so freundlich, sich nach vorher aufgestellten Grundsätzen zu richten. Sie geht häufig noch ihre eigenen Wege und überläßt uns, durch die Statistik festzustellen, wie wir uns täuschten. Nach der Berufszählung vom Jahre 1907, die besonders eingehend die Frauenarbeit erforschte, wurden insgesamt im Deutschen Reiche 31,16 Millionen Personen weiblichen Geschlechts gezählt. Darunter befanden sich 9,69 Millionen Kinder unter 14 Jahren, die als Erwerbstätige nicht in Betracht kommen. Es verbleiben also 21,47 Millionen Frauen, von denen insgesamt 9,27 Millionen als hauptberuflich Erwerbstätige in den Berufslisten eingetragen waren. Von je 100 für die Erwerbs-Arbeit in Betracht kommenden Frauen waren demnach rund 43 erwerbstätig. Bei den Männern waren freilich von je 100 etwa 88 erwerbstätig. Aber von den 9,33 Millionen Frauen, die als nicht erwerbstätig aufgeführt werden, verrichten auch sehr viele nützliche Erwerbsarbeit. Wieviele sind in den Städten im Geschäft des Mannes tätig, ohne daß sie bei der Berufsaufnahme in die Liste der Erwerbstätigen eingetragen worden wären. Bemerkenswert ist, daß in der Landwirtschaft die Erwerbsarbeit der Frau eine viel größere Rolle spielt als in der Industrie und im Handel. In ersterer sind nämlich nicht weniger als 4,60 Millionen Frauen hauptberuflich erwerbstätig, während es in der Industrie nur 2,10 und im Handel nur 0,93 Millionen sind.

Einen guten Maßstab für die Vermehrung der Frauenarbeit liefert die Statistik der Krankenversicherung. Dieser Versicherung unterlagen bis zum Inkrafttreten der Reichsversicherungsordnung am 1. Januar 1914 nur alle gegen Gehalt oder Lohn in gewerblichen Betrieben tätigen Personen, mit Ausnahme der Hausgewerbetreibenden. Nun stieg bei allen Krankenkassen zusammen von 1885 auf 1913 die Zahl der männlichen Mitglieder von 3½ Millionen auf nahezu 9½ Millionen, das ist ungefähr das 2¾fache. Von 1909 auf 1913 beträgt die Steigerung 363712 Mitglieder. Viel stärker wuchs dagegen in den rund 30 Jahren die Zahl der weiblichen Mitglieder, nämlich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von rund ¾ Millionen auf 4,1 Millionen oder das 5½fache. Insbesondere war in den letzten Jahren das Anwachsen der Zahl der weiblichen Mitglieder erheblich; von 1909 zu 1913 betrug ihre Zunahme 682 976 oder 19,8 Proz. Im ganzen verschob sich das Zahlenverhältnis der männlichen zu den weiblichen Mitgliedern ganz erheblich zugunsten der letzteren. Auf 100 männliche Mitglieder entfielen 1885 durchschnittlich 22,2 weibliche, 1909 38,0, 1913 bereits 43,7. Eine Durchschnittsberechnung ergibt, daß im Jahre 1913 auf 1000 männliche Einwohner 285 und auf die gleiche Zahl weiblicher 121 versicherte Personen desselben Geschlechts entfallen. Sehr bemerkenswert ist aber, daß in den einzelnen Gebieten des Reiches diese Durchschnittszahl der weiblichen Versicherten ganz verschieden ist. In der Stadt Berlin kamen im Jahre 1913 auf 1000 weibliche Einwohner 336 gegen Krankheit versicherte Personen desselben Geschlechts, im Kgr. Sachsen 247, Braunschweig 217, dagegen Provinz Hannover 92, Oldenburg 65, Westpreußen 39, Posen 28.

Während dieses sozusagen normalen Verlaufs der Vermehrung der Frauenarbeit brach der Krieg aus. Er steigerte sofort den Zustrom der Frauen zur Erwerbsarbeit in gewaltigem Maße. Die Gründe hierfür sind doppelter Art: nachdem durch die Einberufung des Mannes zum Heeresdienst der Familie der Ernährer genommen war, mußte die Frau an seine Stelle treten und nach Möglichkeit für den Unterhalt der Angehörigen sorgen. Nach verschiedenen Gesetzen hat zwar der Staat und die Gemeinde die Pflicht, für den Unterhalt der Familien der Kriegsteilnehmer zu sorgen, doch bewegte sich diese Fürsorge namentlich zu Beginn des Krieges in den bescheidensten Grenzen. Sodann brauchte das Wirtschaftsleben Ersatz für die abwesenden männlichen Arbeitskräfte, und zwar je mehr je länger der Krieg dauerte. Einige besondere Erscheinungen des wirtschaftlichen Lebens wie die Verteuerung der Lebenshaltung, sowie manche Schwierigkeiten in der Produktion verschärften diese Ursachen. Im allgemeinen ist festzustellen, daß trotz des umfangreichen Eintritts weiblicher Arbeitskräfte in das Erwerbsleben das Angebot solcher weit größer war als die Nachfrage nach ihnen. Im Januar 1916 noch kamen nach dem Reichsarbeitsblatt bei sämtlichen Arbeitsnachweisen des Reiches auf je 100 offene Stellen bei den männlichen Personen 84 Arbeitsuchende, bei den weiblichen aber 163.

Die durch den Krieg hervorgerufenen eigenartigen Gegenstände gaben den Behörden vielfach Veranlassung, durch besondere Maßnahmen die Berufstätigkeit der Frauen zu fördern. So wurde schon durch ein Notgesetz vom 4. August 1914 und im Anschluß daran durch einige Bundesratsverordnungen die Vorschriften über den Schutz der Arbeiterinnen in den Fabriken, die deren Verwendung zu manchen Arbeiten hinderlich ist, eingeschränkt. Die Regierungen der Einzelstaaten ergänzten durch Anweisungen an die Gewerbeaufsichts-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

beamten diese Maßnahmen noch, indem sie Erleichterungen für die Nachtarbeit der Frauen zuließen. Hiezu traten einschlägige Erlasse der einzelnen Zweige der öffentlichen Verwaltung. Der preußische Justizminister verfügte, daß die Frau bei den Gerichtsschreibereien in verstärktem Umfange beschäftigt wird. Nach einem Erlaß des preußischen Eisenbahnministers dürfen weibliche Hilfskräfte überall da eingestellt werden, wo es an männlichen Kräften fehlt, sofern sie die nötigen Arbeiten verrichten können. Durch die Zwangslage kam die preußische Schulverwaltung zu dem Entschluß, weibliche Lehrkräfte aushilfsweise an höheren Schulen für Knaben zu beschäftigen. Zu umfangreichen Einstellungen weiblicher Hilfskräfte sah sich noch die Post gezwungen.

So kommt es, daß heute die Frau in einer Reihe solcher Stellungen und Beschäftigungen sich findet, für die man sie früher nicht als geeignet hielt: Als Straßenbahnschaffnerin, Fahrstuhlführerin, Fensterputzerin, Fahrkartenlocherin, Müllabfuhrfrau, Briefträgerin, Postillon, Verladerin auf Kohlenplätzen, Nachtwächterin, in der Schwer-Eisenindustrie, Sattlerei, Schuhmacherei, Metallschleiferei, in Brotfabriken, — sogar als Schmiedegesellen sind Frauen schon vermittelt worden. Das Reichsarbeitsblatt veröffentlicht im Februarheft einen Bericht von 362 großen Unternehmungen in zwölf Gewerbegruppen über die Zahl der beschäftigten Arbeiter im Januar 1915 und 1916. Während die Zahl der männlichen Arbeiter nur um 11262 stieg, vermehrte sich die Zahl der beschäftigten Frauen um 30200. In 45 Unternehmungen des Bergbaues vermehrte sich die Zahl der beschäftigten Frauen von 3717 auf 18140, in 40 Unternehmungen der Eisen- und Metallindustrie von 3240 auf 10667. Werfen wir noch einen Blick auf die Statistik der Krankenversicherung, wie sie das Reichsarbeitsblatt veröffentlicht, so ergibt sich folgendes: Setzt man den Bestand an versicherungspflichtigen Mitgliedern am 1. Januar 1915 auf je 100, so ergibt sich für den 1. Januar 1916 ein Bestand bei den männlichen Mitgliedern von 86, bei den weiblichen aber von 113. Die berichterstattenden Kassen hatten am 1. Januar 1916 zusammen 4747613 männliche und 4019564 weibliche Mitglieder. Es kommen somit auf 100 männliche 84 weibliche Mitglieder. Das ist eine ganz erhebliche Zunahme der letzteren gegen das oben angegebene Verhältnis vom Jahre 1913. Besonders zahlreich sind die weiblichen Mitglieder bei den Ortskrankenkassen der großen Städte. Die Allgemeine Ortskrankenkasse der Stadt Berlin wies am 1. Januar 1916 einen Mitgliederbestand von 131387 Männern und 268628 Frauen auf.

Interesse dürften noch einige Ziffern über die Lohnverhältnisse der Arbeiterinnen erwecken. Allgemeine und zuverlässige Erhebungen bestehen hierüber nicht; man ist auf Einzelbilder oder Hilfsmittel angewiesen. Ein Erlaß des preußischen Eisenbahnministers sagt, daß im Allgemeinen bei der Bemessung der Löhne für die eingestellten Frauen über 3/4 des Lohnes der im gleichen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dienst tätigen Arbeiter nicht hinausgegangen werden soll. Diesem nicht gerade rühmenswerten Beispiel ist im großen Ganzen auch die Privatindustrie gefolgt. Ob die Entschädigung in Zeit- oder Stücklohn erfolgt: immer bleiben die Löhne der Frauen gegenüber denen der Männer erheblich zurück. So zahlt die Firma Krupp, die zwischen dem ersten Januar und 1. Juni 1915 rund 5000 weibliche Arbeitskräfte einstellte, diesen 2.50 Mk. für den Tag. In einigen großen Geschoßfabriken sinkt der Anfangslohn auf 1.80 Mk. täglich. Die Allgemeine Ortskrankenkasse in Berlin gibt in ihrem letzten Geschäftsbericht an, daß von den weiblichen Mitgliedern (siehe oben) genau die Hälfte einen Taglohn bis zu 2.15 Mk. hat. 34,2 Prozent hatten einen solchen von 2.16 bis 3.15 Mk. und nur der Rest von etwa 16 Prozent hatte mehr. Nach den Berichten der Kassen der Provinzstädte hat etwa zweidrittel bis dreiviertel der weiblichen Mitglieder einen Taglohn nur bis zu 2 Mk. Nach den besonders in diesem Punkte ausgebauten Berichten der Großen Ortskrankenkasse Leipzig vermehrte sich die Zahl der weiblichen Mitglieder mit einem Tagelohn von 2 bis 3.25 Mk. von 26,0 Prozent im Jahre 1906 auf 41,2 Prozent am Ende des Jahres 1915. Diese Steigerung der Löhne ist immerhin nur bescheiden zu nennen, wenn man bedenkt, in welcher Weise inzwischen die Preise für die Gegenstände des Haushalts gestiegen sind.

Zum guten Teil wird es sich bei der während des Krieges so gewaltig gesteigerten Frauenarbeit um aushilfsweise Vertretung handeln. Zweifellos wird aber auch ein großer Teil der bei dieser Gelegenheit zur Erwerbsarbeit gelangten Frauen diese dauernd ausüben. Man denke nur daran, wieviel der Männer, die gesund und kräftig in den Kampf zogen, entweder überhaupt nicht oder in ihrer Erwerbsfähigkeit schwer beeinträchtigt zurückkehren. Die Frau wird somit in zahlreichen Fällen auch weiter gezwungen sein, zu erwerben. Dazu kommt noch ein weiterer Umstand. Die weibliche Arbeitskraft ist, wie wir gesehen haben, wenigstens für jetzt und die nächste Zeit noch weit billiger wie die der Männer. Das werden die Arbeitgeber wahrnehmen und ohne Not nicht einen Wechsel in der Besetzung eines zur Zeit von einer Frau bekleideten Postens vornehmen. „Wo es fest steht", sagte die „Arbeitgeber-Zeitung" kürzlich, „daß eine Frau einen Posten ausfüllen kann, ohne daß sie körperlichen und geistigen Schaden erleidet, und ohne daß sonstige soziale oder wirtschaftliche Schädigungen entstehen, da darf man gewiß nicht fordern, daß nun bloß aus prinzipiellen Gründen die Männerarbeit bevorzugt wird. Das wäre weder privatwirtschaftlich noch volkswirtschaftlich gerechtfertigt. Wer mit einer billigeren Arbeitskraft auskommen kann, dem soll man nicht zumuten, daß er aus Gründen, die immerhin höchst theoretischer Natur sind, seine Produktion verteuert". Es liegt uns fern, an dieser Stelle gegen diese Worte zu polemisieren; es sei nur auf die Gefahren hingewiesen, die hierdurch der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Männerarbeit drohen. Man hat schon von einem Kampf der Geschlechter gesprochen, der im wirtschaftlichen Leben dem Kriege folgen wird. Diese Befürchtungen mögen übertrieben sein, doch entbehren sie auch nicht einer gewissen Begründung.

Noch manche sonstige Wirkung wird die so sprunghaft gesteigerte Frauenarbeit mit sich bringen. Ohne gründliche Verbesserung des Arbeiterinnenschutzes, wie überhaupt der hygienischen und sanitären Maßnahmen zur Milderung der Folgen der Frauenarbeit wird die Gesundheit der Frauen schwer zu leiden haben. Ist doch bislang schon festgestellt worden, daß die Zahl der Betriebsunfälle der Frauen eine verhältnismäßig große ist. Alle die Vorgänge werden auf die Geburtenziffer und die Säuglingssterblichkeit nicht ohne nachteiligen Einfluß sein, denn die Doppellast von Mutterschaft und Erwerbsarbeit ist nur schwer zu ertragen.

Begeisterte Frauenrechtlerinnen sehen in den hier erörterten Kriegswirkungen auch eine Förderung ihrer Ideale. Man wird auch tatsächlich nicht bestreiten können, daß die wirtschaftliche Gleichberechtigung der Frau folgerichtig auch ihre politische Gleichberechtigung fördern muß. Die Einräumung gewisser weiterer Rechte im bürgerlichen Leben, in Gemeinde und Staat wird man der Frau auf die Dauer nicht vorenthalten können. Die Voraussetzung dazu ist immerhin eine umfassendere und zielbewußtere Frauenbewegung. Ohne Kampf keine Erfolge! Das gilt auch für die Gegen- und beiderseitigen Rechte der Geschlechter und ihren Einfluß auf das öffentliche Leben. Zur Anteilnahme an einer tatkräftigen Frauenbewegung hat aber die Frau, besonders die Arbeiterin, seither immer noch wenig Neigung gehabt. Ob der Krieg, so einschneidend seine unmittelbaren Wirkungen auch sind, hieran viel ändern wird, ist noch nicht anzunehmen.

Aehnlich liegen die Dinge auch hinsichtlich der Wirkung der geschilderten sozialen Vorgänge auf die Gestaltung des Familienlebens im Allgemeinen. Die Hoffnungen, daß die Frau wieder ins Haus zurückkehrt „und drinnen waltet als züchtige Hausfrau, die Mutter der Kinder", werden zwar in weitere Ferne gerückt als die Prophezeiungen der Sozialdemokratie von den Zentralküchen, Kinderhorten und dergleichen. Immerhin ist in den gewaltigen Zeiträumen, die selbst kleine Veränderungen besonders auf diesem Gebiete zu durchlaufen pflegen, der Krieg doch nur eine Episode. Vorläufig ist der Krieg hier nur geeignet, die eine oder andere Theorie zu stützen. Ob diese oder jene wirklich die richtige ist, wird späteren Geschlechtern — wieder einmal die Statistik zeigen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Von Thomas Carlyle zu Thomas Mann

Von Joachim Delbrück

Als Thomas Carlyle im Herbst des Jahres 1852 mit seiner „Geschichte Friedrichs II. von Preußen genannt Friedrich der Große" begann, hatte er so gut wie keine Vorgänger. An brauchbaren kritischen Arbeiten fand er Rankes „Zwölf Bücher preußischer Geschichte", die biographischen Studien von Preuß, im übrigen aber einen Wust von Quellen, „unsaubere Geschöpfe (preußische Dummköpfe), denen er mit Liebkosungen und Schmeicheleien ihr Geheimnis zu entlocken suchte".

Siebenundfünfzigjährig begann er das Werk. Siebzigjährig vollendete er es. „Ich bin zu alt, um mich für Friedrich enthusiastisch zu begeistern," schrieb er am 23. Juli 1853 an seine Frau, „und jetzt sehe ich ein, daß es außerordentlich schwer halten wird, seine Geschichte aus dem unendlichen Schutt so vieler Pedanten, die sie behandelt haben, klar und zusammenhängend heraus zu sieben." Und unter dem 28. Februar 1854 steht in seinem Tagebuch: „Das Problem ist wirklich nichts anderes, als den ungeheuren Misthaufen des 18. Jahrhunderts mit seinen entsetzlichen Heucheleien, mit seiner schmutzigen und blinden Sinnlichkeit, seiner Grausamkeit und seiner in Verwesung übergegangenen Lehre, die unvermeidlich völliger Vernichtung entgegengeht, zu verbrennen; alles das zu zerstören und zu vernichten, nachdem man es durchschaut und die Notwendigkeit seiner Verwesung eingesehen hat."

In dreizehnjährigem aufreibendem Kampf rang Carlyle mit den Schwierigkeiten der Gestaltung. Der Stoff, den er bezwingen wollte, bezwang ihn. Aus einer Geschichte Friedrichs ward eine Staaten- und Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts, die in der deutschen Uebersetzung sechs Bände mit 4302 Seiten maß.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein halbes Jahrhundert ist seitdem vergangen. Die Literatur über Friedrich ist zum Spezialgebiet geworden, der kleinste Zug aus seinem Leben gedeutet und erforscht. Carlyles Fehler sind von seinen Nachfolgern vermieden worden. Auch der Standpunkt der Forschung hat sich geändert. Trotzdem war keiner bisher erstanden, der es wie er vermocht, den Schatten des großen Toten zu beleben, und noch im Jahre 1901 schrieb Hensel in seiner Biographie Thomas Carlyles: „Nach allen neueren Forschungen bleibt es doch dabei, daß das Bild, welches wir von dem großen König vor Augen haben, von der Hand Carlyles gezeichnet ist, und daß wir alle Verbesserungen lediglich als Korrekturen in dieses Bild eintragen, ohne daß es die uns vertraut gewordenen Züge verlieren darf".

Dieser Satz galt etwa anderthalb Dezennien, galt bis zum Kriegsjahre 1915, da in der bei S. Fischer verlegten „Sammlung von Schriften zur Zeitgeschichte" als fünftes Bändchen Thomas Manns Abriß „Friedrich und die große Koalition" erschien.

Mancherlei deutete auf des Künstlers Beschäftigung mit dem Stoff. Vertraute Freunde wußten zu berichten, daß er an einem biographischen Roman arbeite, der Friedrich zum Helden habe. Seine Novelle „Der Tod in Venedig" schien ankündigende Bestätigung. Der Dichter sprach hier von der „klaren und mächtigen Prosa-Epopöe vom Leben Friedrichs von Preußen", sprach von einer Stirn, „hinter der die blitzenden Repliken des Gesprächs zwischen Voltaire und dem Könige über den Krieg geboren", von Augen, „die das blutige Inferno der Lazarette des Siebenjährigen Krieges gesehen".

Dann kam das Werk, begonnen trotz einer Fülle von Vorgängern, deren Autorität erdrückend wirken konnte, geschaffen von eines Vierzigjährigen reifster Männlichkeit, an Umfang 115 Seiten nur: ein Abriß für den Tag und die Stunde!

Es ist etwas Symphonisches in dieser neuen Arbeit Thomas Manns. Nicht wie Wagner „beim tiefsten Es des Vorspiele

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vom Vorspiel" beginnend, legt er das Grundthema an den Anfang — um beim Musikalischen zu bleiben — von Fagotten spitz geblasen: „Das große Mißtrauen, das tief wurzelnde und, wenn wir billig sein wollen, ziemlich begründete Mißtrauen der Welt gegen König Friedrich II. von Preußen."

Seltsam, daß der Gelegenheitshistoriker seinen Fachkollegen diesen Trumpf aufsetzen konnte. Das große Mißtrauen! In der Tat die Ursache aller europäischen Händel damals und grundlegend für Friedrichs dornenreiche Laufbahn.

Ein kluges Wort! Spielend erworben, lediglich Ausdruck des redegewandten Mannes? Man schreibt über so vieles heute, exzelliert in Literatur, Musik und Politik. Warum sollte man nicht auch einmal Geschichte schreiben und zufällig das Richtige treffen? Mit nichten, achtbarer Leser!

Was wir erleben, ist eine neue Deutung des Rätsels Friedrich, Frucht höchster Arbeit und in ihrer Folgerichtigkeit durchaus nicht zufällig: Die Thronbesteigung „des niedlichsten Menschenkindes im Königreich", „la journée des dupes", wie die enttäuschte Welt sie fortan nennt, den Offensivgeist seiner Regierung, das große Mißtrauen gegen den „bösen Mann". Wir sehen Komplotte zum Ausbruch kommen und hören vom fürchterlichsten aller Kriege, der aus dem „niedlichsten Menschenkinde" ein wandelndes Gerippe macht, einen Mann, der sich selber zum Spuk wird, dessen Ruhm aber als der eines Gottgeschlagenen und Gotterwählten aufwächst wie ein Baum und das Jahrhundert überschattet.

Alles dies sehen wir kurz und prägnant gefaßt, den ungeheuren Stoff bemeistert, wo Carlyle ein Buch setzt, auf einer Seite, wo ein Kapitel, in einer Zeile. Der Laie liest darüber hinweg. Ahnt er, was etwa ein Satz bedeutet wie dieser: „Die österreichischen Historiker schwören zwar himmelhoch, daß die Kaiserin damals keinen Angriff geplant habe . . .". Oder ein Raisonnement wie das folgende: „In seinen allerletzten Gründen war dieser ungeheuerliche Kampf ein Angriffskrieg: denn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die junge, die aufsteigende Macht ist psychologisch genommen immer im Angriff, und die anderen, die bestehenden Mächte sind es, die sich gegen sie zu verteidigen haben. Etwas weiter gegen die Oberfläche war er ein Verteidigungskrieg: denn Preußen war ja eingekreist und sollte baldtunlichst vernichtet werden. Er war dann wieder ein Angriffskrieg, indem Friedrich ihn zuvorkommend vom Zaune brach. Er war abermals ein Verteidigungskrieg: denn einer gegen fünf, das läuft jedenfalls auf Verteidigung hinaus, auch wenn der eine die Kriegserklärung versandt — oder es vielmehr auch noch unterlassen hat, sie zu versenden. Und er war fünftens wieder ein Angriffskrieg, indem die schwerste und verzweifeltste Verteidigung sich notwendig in die Form des Angriffs rettet. „Dem Feind in den Hosen gesessen!" „Angriff, Angriff!" „Attaquez donc toujours!" Darauf hatte er instinktmäßig seine Truppen eingeübt, das hatte er ihnen selbst zum Instinkt gemacht, und damit führte er den Krieg, ungeachtet der Freundesstimmen, die ihn ermahnten, sich doch ja „defensiv" zu verhalten . . ."

Daß dahinter Tage und Monate unermüdlichen Studiums stehen, hinter diesem Raisonnement?

Wir gedachten bereits des erschöpfenden Kampfes, den Carlyle um die Belebung seines Stoffs geführt. Von der unerhörten Mühe, die ihm die Arbeit am „Friedrich" kostete, gibt ein Artikel Larkins in der „British Quarterly Review" Aufschluß, dessen Thomas A. Fischer Erwähnung tut. Wie Joseph Neuberg, der Uebersetzer der deutschen Carlyle-Ausgabe, war Larkin eine Art freiwilligen Faktotums Thomas Carlyles. Aus den Briefen, die er von diesem empfing, spricht dieselbe ängstliche Genauigkeit, dasselbe Gefühl der überwältigenden Last der Arbeit. „Meine Arbeit am ‚Friedrich' füllt mich mit Schaudern", „das entsetzliche Problem des Siebenjährigen Krieges", „ich kämpfe um Leben und Tod mit der Arbeit" sind Ausdrücke, die während dieser Jahre in seinen Briefen oft genug wiederkehren.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Thomas Mann schweigt über solche Dinge. Der Geschichtschreiber bleibt uns die Antwort schuldig. Der Künstler gibt sie an jener wundervollen Stelle des „Tods in Venedig", da er von seinem Helden als „dem Dichter aller derer" spricht, „die am Rande der Erschöpfung arbeiten, der Ueberbürdeten, schon Aufgeriebenen, sich noch Aufrechterhaltenden, all dieser Moralisten der Leistung, die, schmächtig von Wuchs und spröde von Mitteln, durch Willensverzückung und kluge Verwaltung sich wenigstens eine Zeit lang die Wirkungen der Größe abgewinnen." „Sein Lieblingswort war ‚Durchhalten', — er sah in seinem Friedrich-Roman nichts anderes als die Apotheose dieses Befehlswortes, das ihm als der Inbegriff leidend-tätiger Tugend erschien." „Mit vierzig, mit fünfzig Jahren wie schon in einem Alter, wo andere verschwenden, schwärmen, die Ausführung großer Pläne getrost verschieben, begann er seinen Tag beizeiten mit Stürzen kalten Wassers über Brust und Rücken und brachte dann, ein Paar hoher Wachskerzen in silbernen Leuchtern zu Häupten des Manuskripts, die Kräfte, die er im Schlaf gesammelt, in zwei oder drei inbrünstig gewissenhaften Morgenstunden der Kunst zum Opfer dar. Es war verzeihlich, ja, es bedeutete recht eigentlich den Sieg seiner Moralität, wenn Unkundige . . . die epischen Massen, in denen sich Friedrichs Heldenleben entrollte, für das Erzeugnis gedrungener Kraft und eines langen Atems hielten, während sie vielmehr in kleinen Tagewerken aus aberhundert Einzelinspirationen zur Größe emporgeschichtet und nur darum so durchaus und an jedem Punkte vortrefflich waren, weil ihr Schöpfer mit einer Willensdauer und Zähigkeit, derjenigen ähnlich, die seine Heimatprovinz eroberte, jahrelang unter der Spannung eines und desselben Werkes ausgehalten und an die eigentliche Herstellung ausschließlich seine stärksten und würdigsten Stunden gewandt hatte."

Und das ist das Große an Thomas Mann, daß er in unseren Tagen der literarischen Akkordarbeit den Wert wirklicher Arbeit erkennt und für sie eintritt. Darauf beruht seine Ueberlegenheit,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

darauf im Vorliegenden die Beherrschung des Stoffs, der symphonische Aufbau und jener scharfgeschliffene Stil, der in der Tat den Eindruck vermittelt, daß dieser besondere Künstler im Stande, „die blitzenden Repliken des Gesprächs zwischen Voltaire und dem Könige über den Krieg" zu schmieden, wie sie der stahlharte Gegenstand verlangt.

So ist die neue Arbeit Thomas Manns eine Erfüllung und gleichzeitig eine starke Hoffnung: Erfüllung für jene, die aus seinem Munde etwas über das Rätsel Friedrich zu hören wünschten, eine Hoffnung aber allen denen, die in ihm den zukünftigen Autor der „klaren und mächtigen Prosa-Epopöe vom Leben Friedrichs von Preußen" sehen.

Das Schwerste von allem

Von Hermann Gottschalk

Trenne den Menschen von seinen Wünschen, und du hast ihn vernichtet. Aber eher tötest du ihn, ehe dir das gelingt. Unsre Wünsche überleben uns. Der schlechteste Kerl, von dem wir wissen, daß er sich besser gewünscht hat, wird in dem, was er war, vergessen, aus seinen Wünschen aber richtet sich ein neues, versöhnliches Bild empor — Zug auf Zug verändert sich — der Handelnde hat sich verflüchtigt — ein Andrer lebt in seinen Wünschen fort. Unser Dasein ist nicht nur doppelt, es ist vielfach: es ist materiell und geistig, eigensüchtig und mitteilend, sonderlich und allgemein, tatsächlich und wunschhaft. Und noch vieles andere zugleich. Das Bild des Ichs läßt sich auflösen wie eine chemische Zusammensetzung. Schließlich bleiben einfache Elemente übrig — psychologische und physiologische Beweisbarkeiten — sie sind nichts, waren nichts und erklären nichts. Was aber war? Nur Unbeweisbares. Aus Gesetzen Herstammendes, die unerschütterlich und doch nicht erkennbar sind. In einem unmathematischen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sinne physische Gesetze, an deren Erkenntnis nicht einmal etwas gelegen wäre, außer für Professoren, die besoldet werden, um die letzten Gründe alles Geschehens festzunageln. Dieweil ihr Brotherr, der Staat, in seiner höchsten Konsequenz keine unkontrollierten Daseinsmotive dulden darf. Aber der Staat, der so viel von der Person verlangt, ist gezwungen, die Ichs immer mehr zu entselbsten, möglichst viele Handlungsmotive ins Allgemeine überzuführen — und er macht das Ich immer rätselhafter, läßt immer mehr Ich-Material ins Unkontrollierbare zurücksinken. Seine Grundidee, möglichst alle Wünsche zu erfüllen und im durchschnittlichen Daseinsmaß das Normalbett für die menschliche Wunschseele herzustellen, ist vom Unmöglichen das Unmöglichste. Er erreicht seine Vollkommenheit nur durch das Wunschopfer, durch immer weitergreifenden persönlichen Verzicht. Werden aber deshalb die Wünsche, auf die wir verstaatlichten Seelen verzichten, zu nichts? Lassen sich Wünsche durch noch so ehrliche Entsagung aus der Welt schaffen? Sollte es sich mit den geistig-seelischen Substanzen nicht ebenso verhalten wie mit den chemischen, daß sie in ihrer Gesamtheit unzerstörbar sind? Wer das verneinen will, soll bei sich selbst anfangen und ehrlich bekennen, ob es ihm, auch wenn ihm ein Verzicht gelungen ist, auch gelungen ist, den Wunsch bis zum völligen Vergessen aus seiner Seele zu reißen. Ob nicht dieser Wunsch immer und immer wiederkehrt, ja eigentlich in seiner geheimen Fortdauer erst dem Verzicht die moralische Eigenschaft verleiht? — Unsre Wünsche sind so untrennbar von uns wie irgend ein körperliches Organ. Und von seinem Leibe sich gewaltsam trennen kann nur der, den die Kraft des Wunsches verlassen hat. Wunschlosigkeit — das ist die wahre menschliche Hölle, aus der es nur einen Ausweg gibt, den Tod. Der Inbegriff aller Qual in der ewigen Verdammnis des christlichen Mittelalters ist, daß der Tod die Stelle aller Wünsche eingenommen hat, mit der größten Heftigkeit, und nun in Ewigkeit unerfüllt bleibt. Eine Grausamkeit des Wunschlebens, die nur im Gehirne künftiger Weltkriegsvölker entspringen konnte.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Welt des Wunsches hat ihre Verfassung ganz abseits von allen anderen Welten. So wenig sich materielle und geistige, eigensüchtige und mitteilende, sonderliche und allgemeine, tatsächliche und illusorische Daseinskomplexe irgendwie decken und entsprechen, so wenig kongruiert die Welt des Wunsches mit einer von ihnen oder allen zusammen. Sie ist ein Glied für sich von diesem Pandämonium. Auch auf Schopenhauers abstrakte Formel „Welt als Wille und Vorstellung" läßt sie sich nicht ziehen. Sie ist weder Wille noch Vorstellung. Sie ist von beiden etwas, aber daneben hinaus wieder etwas vollkommen anderes. Sie ist dem Einzelnen genau so persönlich gegeben, als Typus angeboren, wie jede andre Seite seines Wesens. Sie bestimmt sein Tun und Lassen genau so unerbittlich, wie die anderen Bestandteile seines Charakters. Als echter Hans Guck-in-die-Luft stolpert der Mensch, dessen Wunschkomplexe zu sehr abseits von seinen „tatsächlichen" Daseinsbedingungen (Talent, Charakter, Willenskraft u. s. w.) liegen, immer über dieselben Hindernisse; er kommt nicht von seinen Wünschen los, die ihn unglücklich machen und doch zuletzt bis ins Elend hinein sein einziger und wahrer Trost bleiben. Sein Kampf mit den Andern ist nicht nur ein Kampf der „sichtbaren" Realitäten; über ihnen tobt der Kampf der Wünsche, der alle Pläne, alle Anlagen, alle Einsichten durchkreuzt.

Es ist mit den Völkern, Rassen, sogar Weltteilen nicht anders. Ihre fortwährende Umgruppierung — soziale, anthropologische, religiöse, politische, kulturelle — beweist, daß immer wieder andere Daseinskomplexe zueinander hintasten, sich voneinander lösen, um sich neu zu mischen. Die Zeit als ein mächtiger Rührlöffel bringt immer neue Mischungen ans Licht. Niemals aber durchgängige „Eigenschaften", die, wie es sich in Ministerreden so schön liest, gewisse Völker auf ewig füreinander bestimmen. Von diesen Mischelementen werden nur die bequemsten mit der wissenschaftlichen Zange herausgefischt. Das sind dann „die wahrhaft beweiskräftigen". Z. B. die Vorausbestimmung gewisser Völker für die Freiheit, oder gewisser Rassen für die Alleinherrschaft.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Was sich der Wissenschaft nicht ergibt, gilt nicht. Die gewaltige, große, in alle Realitäten eingreifende, alles Wollen, Denken, Handeln, Müssen, Hoffen, Fürchten einschließlich der wissenschaftlichen Wahrheiten mitregierende Welt des Wunsches — gilt nicht. Sie ist kein „Beweisobjekt". Und nichts, nichts hat doch in diesem Weltkrieg eine mächtigere Realität als der Wunsch; nichts hat so großen Einfluß auf Vorbereitung, Umfang und Dauer, Gruppierungen und Zerwürfnisse, auf alle beteiligten Gefühle und Gedanken, auf die entwickelten Energien, Tugenden und Laster, auf die geistige und moralische Verfassung aller Kriegführenden, als er. Hoch, hoch über dem Weltkrieg zu Lande, Luft und Wasser tobt gespenstisch verwirrend der Weltkrieg der Wünsche. Viel, viel umfänglicher als der Krieg der Waffen. Anders gelagert nach den Parteien — oft hemmend und entzweiend, wo der untere Krieg stärkste Einigkeit erheischt — Geister zu einander ziehend, die in der niederen Wirklichkeit blutig aufeinander schlagen — immer unbegrenzt, immer auf eigene Ziele gerichtet. In ihn ist die ganze Erde verwickelt. Hier kämpfen alle, auch die neutralsten der Neutralen, und irgendwo und irgendwie setzt sich dieser Kampf der Wunsch-Dimension in irdische Mitwirkung um. Mächtiger, heftiger, härter schlagen die Waffen der Wunschfeinde aufeinander, als die der Kriegsentbrannten . . .

Unsre Feinde wissen, wir wünschen den Frieden. Sie selber wünschen ihn auch. Sachliche, wunschentbundene Einsicht müßte ihnen sagen: jetzt ist der Friede billiger als später. Für alle Teile. Aber ihre Wünsche sind unerbittlichere Feinde der unseren, an ihre Wünsche klammern sie sich wie an höhere Mächte, der Friede von morgen ist gewisser als der Friede von heute, ihre Wünsche wollen die unseren zuvor erwürgen; dann, meinen sie, folgt der Sieg der Realitäten so gewiß wie zwei auf eins. Wie Tiere, die in jäher Daseinsangst erst Schreie gegeneinander ausstoßen, unbekannt gegen unbekannt, so schrecken sich Kriegführende mit dem Gebrüll ihrer Wünsche. Sie wollen sich glauben machen, daß der Andere das Letzte an die Erfüllung seiner Wünsche setzt,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und wehe dem, der an die Wünsche des Andern glaubt, er wird das Opfer der Panik, wird blind gegen die Schlacht der Wirklichkeiten, holt seine Strategie aus der Wunschdimension herab ... Hans Guck-in-die-Luft.

Das „kühle" England (in Wahrheit phantastisch wie Tartarin) ist ein Opfer dieser Panik geworden. Ein irgendwann gefallenes Wort aus verantwortlichem Munde „öffnet ihm die Augen" über Deutschlands Wünsche. Von da beginnt die ansteckende Krankheit „Einkreisung". Erfolge in der Wunschdimension verdichten sich zum Nebel, der die Wirklichkeit verhüllt. Bisher weiß England genau, wie wenig Deutschlands Wünsche den seinigen hinderlich sein können. Diese gehen auf Beherrschung der Welt durch Geld und Arbeit. Aber nun ist es, auf dem Wege zur Erfüllung, in seinen Wünschen erschreckt, und plötzlich liegt Deutschland als Stein in seiner Wunschbahn. Die Panik fängt an. Die asiatische Gefahr verschwimmt, Rußland wird lieb und angenehm, mit der ganzen Welt feiern Englands Wünsche zärtliche Hochzeit, nur der Stein, der deutsche Stein wächst ins Ungemessene, alle Wunschenergie staut sich um dieses eine Hindernis. So blind, daß seine wirkliche Beschaffenheit verkannt wird. Es ist unmöglich, gegen wirkliche Feinde zu ziehen, ehe nicht der Wunschfeind ausgerottet ist. Man rottet ihn aus, indem man die reale Unterlage der eigenen Wunschwelt zu zerstören beginnt, die nationale Arbeitsorganisation — zum besten einer Kriegsorganisation ... Hans Guck-in-die-Luft.

Was hat Frankreich ins Unglück gezogen? Ein Wunsch! Elsaß-Lothringen. Die besonnene Mehrheit des Volkes glaubt ihn begraben zu haben. England gräbt ihn wieder aus. Und siehe, der Wunsch schließt noch alles ein, wessen die Franzosenseele bedarf: Ehre, Ruhm, Gewinn, Rache! Auch in den Besten. Frankreich fand keine neue Fassung für seine Wunschseele — — eine Gelegenheit, und sie kriecht in die alte zurück. Die Gewißheit, den Inhalt aller Wünsche neu zu erleben, siegt über alle Unmöglichkeiten. Sie wächst ins Riesengroße, ins Allüberzeugende,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ins Heilige. Der „Feind" fliegt in die schwärzeste Hölle. Bis zur ewigen Wunschlosigkeit wird er zerschmettert. Man glaubt daran wie an einen Gott. Noch enthält die furchtbare Wirklichkeit der Niederlage kein Gramm von Ueberzeugungsgewicht. Und noch immer starrt Frankreich auf seinen Wunsch als das einzig Wirkliche, Mögliche. Von irgendwo muß es kommen, muß!! — Hans Guck-in-die-Luft.

Italien hält die Schnur seines Wunschballons etwas strammer, es verlor ihn nie ganz aus der Wirklichkeit. Hier ist der Wunsch mehr ein Bild, in der Phrase geblieben. Es guckt wohl in die Luft, aber es hängt seinen Wünschen nicht bis ins Verderben nach. Gehts nicht, so zieht man sie wieder herunter. Mit einer schönen Gebärde werden sie wieder eingeholt: ich habe nur zeigen wollen, daß ich auch kann.

Im Russen wohnt der Wunsch am meisten bei der Wirklichkeit. Seine Wirklichkeit ist noch von soviel Dumpfem und Triebhaftem erfüllt, das Mystische noch ziemlich unzergliedert. Dank dieser kurzen Distanz ist die Sturzhöhe von Wunsch zu Wirklichkeit nie verderblich. Seine Wunschwelt ist noch beinahe unausgebaut. Seine und unsere Wünsche haben auch wenig Krieg miteinander. Wir bekriegen es durch das Unglück der geographischen Lage. Die Wünsche des Russen sind noch fast rein physischer Natur: räumliche Ausbreitung. Er hat wirklich etwas von einer Walze. Rückwälzend erdrückt sie ebenso wahllos wie vorwärts. Der Russe ist kein Hans Guck-in-die-Luft, er hat noch gar nicht angefangen, aus sich herauszugucken. Er ist das idealloseste und ideenloseste von allen Großvölkern der Erde. Zuweilen leiht er sich fremde Ideen, ohne sie zu assimilieren; haßerfüllt stößt er sie wieder von sich, sobald die Walze zu rollen beginnt. Er folgt nur dem Gewicht seines Unbewußten.

Und bei uns? Wir können nur sagen: Gottseidank, daß die Alldeutschen nicht regieren. Ihre Wünsche sind es, die den Wunschkrieg gegen uns entfesselt haben. Oder ihm wenigstens das Phantom bieten. An ihnen erhitzt sich die Wunschpsychose der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Feinde immer von neuem. Im übrigen haben wir von links bis rechts das Bild des homo sapiens geboten, der seine Wünsche von den Realitäten regieren läßt — und darum die Oberhand behält. Es liegt wahrlich genug unerschließbares, unzugängliches in diesen „Realitäten", daß sie auch ohne Blendung aus der Wunschdimension problematisch genug bleiben . . .

Woraus der Friede entstehen soll. Im Osten ergibt er sich aus dem Stehenbleiben der Walze. Im Süden aus der natürlichen Abkühlung. Bei England und Frankreich ist es anders, sie starren noch mitten in ihre Wünsche hinein. Ihnen steht das schwerste von allem bevor: sich von ihren Wünschen zu trennen. Dagegen hilft kein Opfer. Die Katastrophe des Umlernens muß durchgemacht werden. Noch ist die blinde Wut im Zunehmen. Noch regiert der Wunsch die Realität, aber diese Spannung ist unnatürlich und muß zuletzt unter dem Gewicht des Geschehens zusammenbrechen.

Deutsches Platin

Das Platin ist das wertvollste der technisch verwendeten Metalle, weit kostbarer als das gerade jetzt so hoch geschätzte Gold. Für 1 kg Platin bezahlt man zur Zeit rund 6000 Mark, für dieselbe Gewichtsmenge Gold die halbe Summe. Der hohe Preis wird in erster Linie durch das im Verhältnis zur Nachfrage geringe Angebot bedingt, die Jahresproduktion beträgt ja nur 6000 kg, und es darf nicht übersehen werden, daß das Platin infolge seiner physikalischen und chemischen Eigenschaften unersetzbar ist.

Bisher lag der gesamte Platinhandel in den Händen der „Société anonyme d'Industrie du Platine" in Paris. Diese Gesellschaft hat die monopolisierten Uralgruben im Besitz. Bis vor kurzer Zeit lagen die größten, ja man kann sagen die einzigen Platingruben im Ural, vornehmlich im Gebiete von Nischne—Tagilsk. Hier findet es sich in Form kleiner, selten größerer Körner in den sogenannten Seifen, verwitterten Geröll- und Sandablagerungen. Gewonnen wird es durch Auswaschen der Seifen in fließendem Wasser, hierbei wird das leichte taube Gestein fortgeschwemmt, während die spezifisch schweren Platinkörner in den Waschrinnen zu Boden sinken. Das so gesammelte, natürlich noch stark verunreinigte Rohmetall wird nach weiterer Reinigung zur Befreiung von Iridium, Osmium, Rhodium, Rhutenium und Gold besonderen Läuterungsprozessen unterworfen.

Das französische Platinmonopol ist zerbrochen, seitdem die reichen Platinlager im Sauerland und Westerwald entdeckt sind. Nach den bisher vor-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

handenen Ergebnissen übertreffen sie die des Ural, wo man aus 1 t Gestein nur 6 Gramm Platin erhält, während in den genannten deutschen Gauen 20 bis 30 g aus derselben Gesteinsmasse gewonnen werden.

Schon vor einem halben Jahrhundert behauptete der 1913 gestorbene Bergingenier und Chemiker Karl Schreiber nach einer Mitteilung von W. Schweizer*), daß das auf der Eisensteingrube Hörselberg bei Meschede geförderte Ur- oder Muttergestein Platin enthalte. Die chemischen Untersuchungen bestätigten damals infolge unzulänglicher Mittel und Verfahren die Annahme nicht. Schreiber ließ sich aber nicht beirren, mit eiserner Energie arbeitete er Untersuchungsmethoden aus. Seine Beharrlichkeit führte ihn zum Ziele. Kurz vor seinem Tode gelang es ihm, unwiderleglich den Platinnachweis zu erlangen. Er fand, daß der kristallinische Tonschiefer, der eisenschüssige Quarzit des Sauerlandes und die Lava des hohen Westerwaldes in recht bedeutenden Mengen Platin enthalten. Eine volle Bestätigung fand dieser Befund Schreibers. Durch die im Auftrage des Oberbergamtes Bonn vom Hüttenmannischen Institut der technischen Hochschule Aachen und von der Platinschmelze Heraeaus in Hanau vorgenommenen Untersuchungen.

Schon vor dem Kriege bildeten sich vier Gesellschaften mit einem Aktienkapitel von 25 Millionen Mark zur Ausbeutung der Platinschätze. Das erste deutsche Platinbergwerk wird bei Wenden im Kreise Olpe eröffnet werden.

Es ist von größter volkswirtschaftlicher Bedeutung, daß wir deutsches Platin besitzen, weil bisher zur Deckung unseres Platinbedarfs Millionen nach Paris flossen. Mit Freuden ist es zu begrüßen, daß an der Ausbeutung der Platinlager nur deutsches Geld beteiligt, fremdes Kapital ausgeschlossen ist.

Hugo Kühl

*) Zentralblatt der Hütten- und Walzwerke Nr. 3 1916.

Franz Marc †

Zerschmetternd für die Gemeinde seiner Freunde und Bewunderer kam die so lakonisch gefaßte amtliche Meldung: „Der Leutnant Franz Marc ist am 4. März auf dem Felde der Ehre gefallen." Man hatte ihn in seiner Stellung bei der leichten Munitionskolonne eines bayerischen Ersatz-Feldartillerieregiments für nicht gar so gefährdet gehalten. Und doch hat ein feindlicher Granatsplitter den Weg zu ihm gefunden, im Walde bei Etain. In Gussainville bei Etain haben ihn die Kameraden bestattet. Dieser unerbittliche Krieg raubte in Franz Marc dem zukünftigen Kunstleben Deutschlands eine der stärksten Stützen.

Im Felde mag er wohl Zeit gefunden haben, darüber nachzudenken, daß er bereits vor dem Weltkriege als gefährlicher „blauer Reiter" in der Heimat verfolgt worden ist. Das konnte ihn nicht erbittern. Er verlor dadurch weder an sich den Glauben noch an die, die ihn nicht verstehen konnten. Als dann aber der Krieg kam, erschien er ihm als die naturgemäße Folge von Zuständen, die erschlafft hatten, ein Fegefeuer für das altgewordene sündige Europa.

Allein vom eigenen Drang und Willen hat Franz Marc sich seinen Weg zur Kunst vorschreiben lassen. Erfahrungen, schlimme und gute, hatten seinen Charakter gefestigt, und eine letzte Läuterung fand sein edles Wesen im Feuer des Krieges. Gedanken, die er im Felde niederschrieb,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und die mir zum Teil bekannt geworden, enthalten ein menschliches und künstlerisches Glaubensbekenntnis. Wenn sie in späterer Zeit, wie ich hoffe, gedruckt erscheinen, werden diese Aphorismen vieles erhellen, was weniger geübten Augen in Marcs Bildern entgangen sein mag. Den bildgewordenen Ausdruck des Lebensgefühls, die innere Vision, die das zweite Gesicht der Dinge darstellt, zuletzt diese spröde Keuschheit des Vortrags, die ja bereits in der letzten Berliner Sturmausstellung, im Herbst 1915, als etwas durchaus Deutsches empfunden worden ist. Für Marc war nicht das „Wie" so entscheidend, das dem Künstler die Intuition eingibt, das „Was" erkannte er als notwendigeren Inhalt der Kunst. Deshalb gerade hat seine Kunst Aussicht, in's Volk zu dringen, dem sich sein reicher und immer nach vorwärts orientierender Geist so gern zukehrte. Nichts entzückte ihn mehr, als das naive Element im bayerischen Volkscharakter und ebenso in jeder guten Volkskunst.

Franz Marc ist nicht dazu gekommen, als Künstler zur Vollendung der Mittagshöhe aufzusteigen. Vollendet waren in ihm Talent, Charakter und Haltung. Bleibend in der Erinnerung wird das Vorbild einer Persönlichkeit in Allen nachwirken, die das Glück hatten, Franz Marc im Leben näherzutreten.

Alfred Mayer

Heine als Symbol

Es gibt Menschen, die nur aus ihren Leiden heraus schaffen können; drum suchen sie das Leid. Nicht leicht und stark entströmt ihnen das Werk: aus Qualen wird es geboren, unter Schmerzen wird es gestaltet. Eine gütig-mitleidvolle Liebe empfinden wir diesen Schöpfungen gegenüber.

Keiner, der sich mit empfindender Seele in das Werk Heinrich Heines vertieft, kann sich diesem Gefühle verschließen. Ein seltenes Leben ist in allen seinen Prosaschriften, auch dort, wo er sich heiter und übermütig gebärdet. Dieser qualvolle Widerspruch, aus dem allein heraus Heines Werk zu verstehen ist, mußte den Biographen besonders reizen. Dennoch haben sie alle bisher es sich entgehen lassen, die Zerrissenheit Heines zum Kern ihrer Darstellung zu machen und deren tiefste Wurzeln aufzudecken. Die Strodtmann, Karpeles, Fürst rühren nur ganz beiläufig an dieses Problem, die Nitzsch und Bartels werden durch ihre Voreingenommenheit daran gehindert, dem Problem, dessen Vorhandensein sie ahnen, gerecht und liebevoll nachzuspüren. — In einem verstehenden und tapferen Buche („Heinrich Heine, der deutsche Jude" Stuttgart bei Cotta 1916) hat Max Fischer endlich hier den Mittelpunkt einer Erfassung Heines gesucht und — wie ich glaube — gefunden. Mit einer Objektivität, als gebe es heute keine aktuelle Judenfrage, als handle es sich um ein rein historisches Problem, hat Max Fischer die Frage gestellt, in wie weit die Zwiespältigkeit Heinrich Heines aus der Bedingtheit des deutschen Juden erwächst. Aeußerlich als ein Gesonderter, der sich emanzipieren will, innerlich als einer, dem die Kraft fehlt, einzuwurzeln in der Scholle, nach der seine Sehnsucht geht, leidet er an einer tragischen Zwitterstellung. Die Furcht vor seiner Sentimentalität treibt ihn zur Ironie, der Glaube an sich selbst wird ihm zum Surrogat für den Glauben, den er ersehnt und doch nicht finden kann.

Solcher Art begreift Max Fischer das Wesen Heines aus der Sonderstellung des deutschen Juden und zugleich wird ihm die Erscheinung Heines

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zum bezeichnendsten Symbol für das Schicksal des Juden der Gegenwart. In seinem reichen Künstlerleben hat das stärksten Ausdruck gefunden, was jeder geistige und sensible Jude erleidet. Fischers Schrift über Heine erzählt von qualvoller Zerrissenheit, von ewig suchender Unrast, von leidgezeugter Ironie: so gleicht dies Buch einem ergreifenden Kapitel aus der tragischen Geschichte des ewigen Ahasver.

Paul Nicolaus

Nachfechsung

Peter Altenberg hält seine zweite Kriegsernte. „Nachfechsung" nennt er sein neues (und eben bei S. Fischer in Berlin) erschienenes Buch. Er hätte es, wie sein letztes auch „Fechsung" nennen können. Oder — „das Tagebuch von Peter Altenberg" oder auch — wie alle seine Schriften — kurzweg: „P. A." Wir würden ihn stets schon nach einigen Minuten erkennen, denn jede Seite jeder spitzhingeschleuderter Aphorismus, jedes buntschillernde, aus einer genesenden Seele schwingende Epigramm, das wir hier finden, behauptet: Ich, Peter Altenberg, sage so und glaube es auch. Nicht euch zu Liebe, schreibe ich so, ihr könnt drüber lachen oder weinen. Ich bleibe doch: Ich P. A. Ich habe meine Freude daran, einer zwölfjährigen, lieben kleinen Dame meine huldigende Verehrung auszudrücken. Oder mit dem Ernste eines Missionars über Verdammung und Uebungsmöglichkeiten des Körpers und der Seele zu predigen. Es gibt nichts Unwichtiges im Alltag und was andere aus der Weltgeschichte lesen, das greift Altenberg aus seinem Notizbuch. Sein neuer Band bringt auf 350 Seiten in bunter wahlloser Folge Gedankensplitter, Gedichte in Prosa, Liebesbriefe von, an — und über Altenberg; in eine Skizze von 30 Druckzeilen preßt er einen Roman und ebensoviel genügen ihm auch, ein ganzes Menschenschicksal abrollen zu lassen. Er ertappt seinen Menschen immer gerade bei der charakteristischen Aeußerung, Handlung und Gebärde. Ueber jeden anderen unter den Schreibenden würden wir lachen, wenn er so kritiklos drucken lassen würde. (Sogar fremde Buchkritiken und Briefkastennotizen fehlen nicht;) Altenberg sehen wir es nach. Denn gerade in der Wirrnis und scheinbar alogischen Eingliederung bringt er das Kunstwerk zustande: sich selbst in tausenden von Strahlen aufblitzen zu lassen und andere in den entscheidensten Sekunden ihres Lebens zu beleuchten. Nein, er ist kein lachender Philosoph und kein heulender. Er ist er (dieser Peter schreibt alles nieder, „was ihm so durch den Kopf schießt." — Ja, aber durch den Kopf). Das ist eine von den kleinen Prägungen Altenbergs, deren Gefühltemperatur auf- und absteigt, bald heiß und erstickend trocken, bald auch eisig abkühlt und erstarrt.

Rudolf Karl Goldschmit

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

März

Eine Wochenschrift

Gegründet von Albert Langen und Ludwig Thoma

Geleitet von Dr. Theodor Heuß

Zehnter Jahrgang 1916

Zweiter Band

(April bis Juni)

BERLIN-MÜNCHEN 1916

KRAUS REPRINT
Nendeln/Liechtenstein
1969

Digitized by Google

Original from PENN STATE

Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Reprinted by permission of Albert Langen Georg Müller Verlag GmbH, München
KRAUS REPRINT
A Division of
KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED
Nendeln/Liechtenstein
1969
Printed in Germany
Lessingdruckerei Wiesbaden

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Inhalt des Zweiten Bandes 1916

Hauptteil

Seite

Aburi, Hans: Gedichte 215
Albrecht, Karl: Frankreichs Krieg 241
Barthel, Max: Beethoven 255
Braun, Felix: Ismene 115
Brenner, Prof. Dr. Leo: Eine russische Hochzeit um 1650 . . . 211
Briefe aus Frankreich 105
Buß, J. P.: Randglossen zur polnischen Frage 13
Rußland oder England 181
Charmatz, Richard: Dr. Karl Renner 21
Dalkar: Venedig während des Kriegs 72
Dünnwald, Willi: Shakespeare 49
Engelke, Gerrit: Stoßgebet 76
Ernst, Paul: Slevogts Benvenuto Cellini 190
Gottschalk, Hermann: Logik 232
Haußmann, Conrad, M. d. R.: Im März 1916 1
Shakespeares Wirkung auf Goethe 43
Aus Shakespeares Sonetten . 55
Pfingsten 161
Der blutige Juni 221
Hennig, Richard: Eine lehrreiche englische Kohlenausfuhr-Statistik . 121
Heuß, Theodor: Der 23. April 41
Ermatingers Gottfried Keller 108
Der Kanzler in Notwehr 201
Hochdorf, Max: Die polnischen Träumer in Rapperswyl 135
Kleeis, Friedrich: Der gesetzliche Ausbau der Stellenvermittlung . 101
Kubsch, Arnold: Die Wirkung 246
Kurz, Isolde: Einem Schatten 209
Kühn, Oswald: Die Oper eines Gefallenen 229
Lachmann, Eduard: Die Mutter in der Zeit 32
Litauischer Frühling 172
Lissauer, Ernst: Zwei Gedichte 154
Zwei Gedichte aus dem Zyklus „Johann Sebastian Bach" 254

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seite

Loewenberg, Karl: Der gefangene Ibsen 226
Luebeck, Julius: Die auswärtigen Wechselkurse im Krieg 223
Lürmann, K.: Kameraden 17
Müller, Professor Friedrich: Die Ernährungsfrage und der Krieg 61, 81
Neftle, Wilhelm: Politik und Moral 126, 146, 165
Pernerstorfer, Engelbert: Ein katholisches Buch 93
Pfeffer, Otto: Der deutsche Kriegsstaat 203
Reinacher, Eduard: Kolonnenleben und Tod 36
Saenger, Alwin: Eine deutsche Rede 70
Schmidt, Karl Eugen: Irland und Amerika 141
Schnack, Friedrich: Noch ist die Erde dein 76
Schussen, Wilhelm: Sommer 235
Stern, Edgar: Irak 6, 26
Szep, Ernö: Die Wolke 113
Montmartre 152
Wiedmer, Emil: Frühling entlang 115
Wöhrle, Oskar: Neuer Abschied 16
Wugk, Franz: Das Ideal der republikanischen Feldherrn 185
Zech, Paul: Zwei Gedichte 175

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Glossen

Seite

Achelis, T. O.: Vom Reden und Schweigen 256
Barthel, Max: Das Mädchenhaar und das Massengrab 80
Berberich, Siegfried: Die neuen Langenbändchen 180
Burger, Willi: Der kunstgeschichtliche Unterricht 79
Corbach, Otto: Der Fiskus als Spekulant 77
Döring, Wolfgang H.: Am nächtlichen Feuer 119
Engelke, Gerrit: Betrachtungen 236
Fenigstein, B.: Die japanische Gefahr 217
Fontana, Oskar Maurus: Eine Mythik des Oesterreichers? . . 259
Robert Michel 19
Goldschmit, Rudolf Karl: Hermann Bahrs katholisches Bekenntnis 98
Gottschalk, Hermann: Albert Weisgerber 116
Heine, Anselma: Ins neue Land 39
Zwei Vergangenheitsromane aus Prag . . . 219
Heuß, Theodor: Kriegs- und Heimatchronik 18
Das Regenbogenbuch 78
Ruederers nachgelassener Roman 159
Krieg und Kunst 199
Einige Bücher 238
Heuß-Knapp, Elly: Familienbriefe der Maria Theresia 257
Ihringer, Bernhard: Friedrich Wasmann 139
Johst, Hannes: Otto Flakes neuer Roman 260
Kiefer, Otto: Wedekinds Bismarck 240
Kühn, Oswald: Max Reger † 157
Löffl, Dr.: Friedensrüstung 176
Marut, Ret: Indizien 155
Mayer, Alfred: Ein Dichter Kriegsberichterstatter 59
Mayer, Paul: Albert Ehrenstein: Die weiße Zeit 18
Pernerstorfer, E.: Kriegsliteratur 118
Oesterreichische Kriegsliteratur 218
Literatur zu „Mitteleuropa" 237
Reitz, Walter: Hans Hubers „Schöne Bellinda" 37
v. S.: Friedensvermittler 196
Singer, Erich: Aussaat 100
Spier, Dr.: Der Zerrspiegel 178
Stößinger, Felix: Jagow geht 197
Sutter, Otto Ernst: Die böse Kapuzinerpredigt 40
Das deutsche Soldatenlied 60
Teutenberg, Adolf: Japan und Amerika 96
Thoma, Ludwig: Ein wackerer Gelehrter 220
Zschorlich, Paul: Weingartner in Berlin 57

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Im März 1916

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Die Märztagung des Reichstags hat zwei Demonstrationen gezeitigt, die scheinbar eine völlig verschiedene Stimmung spiegeln.

Die eine besteht in den geistig zusammenhängenden Anträgen des Abgeordneten v. Heydebrand und der Lase und Bassermann vom 17. März 1916, die andere in der Ablehnung des Notgesetzes durch den sozialdemokratischen Abgeordneten Haase und Genossen.

Beide Akte haben zu einer Aktion geführt, die für die politische Kriegs- und Parteilage von einer nachwirkenden Bedeutung ist. Es ist geboten, den Verlauf zu registrieren. Der konservative Antrag verlangte:

> Der Reichstag wolle beschließen, folgende Erklärung dem Herrn Reichskanzler zu übermitteln:
>
> Angesichts des Versuchs Englands, unser Volk durch Absperrung und Aushungerung niederzuringen ...., ist die rücksichtslose Anwendung aller unserer militärischen Machtmittel gegen England geboten.
>
> In dem Entschluß der Reichsleitung ist für die Führung des Unterseebootkriegs eine ... geeignete Maßregel nur zu erblicken, wenn deren praktische, wirksame Durchführung der Eigenart der Waffen entsprechend gesichert ist.

Diese Erklärung enthält eine Weisung an Regierung und Marine betr. Anwendung militärischer Machtmittel und einen bedingten Tadel.

Der Abgeordnete Bassermann beantragte mit drei Vierteln seiner Parteigenossen:

> „den Reichskanzler zu ersuchen, keine Abmachung mit andern Mächten einzugehen, die uns in dem uneingeschränkten Gebrauch der Unterseebootwaffe zu behindern geeignet sein könnten, sondern dahin zu wirken, daß von der Unterseebootwaffe ... derjenige Gebrauch gemacht wird, der sich aus der technischen Eigenart der Waffe ergibt."

Digitized by Google

Original from PENN STATE

Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auch dieser Antrag ladet das Parlament ein, die Reichsregierung nach der politischen Seite hin und das Flottenkommando in Art der Anwendung einer bestimmten Waffe festzulegen.

Formell und staatsrechtlich ist der Reichstag — was bisher die Konservativen und die Nationalliberalen geleugnet haben — berechtigt, auf allen Gebieten eine Willensmeinung mit dem Ersuchen um Berücksichtigung zu unterbreiten. So gewiß dies grundsätzlich richtig ist, so gewiß ist es außergewöhnlich; und es bedarf der sorgfältigsten Ueberlegung, ob und wann die Volksvertretung über verwickelte technische, politische und militärische Maßnahmen der Reichsleitung und der Marinestellen Beschlüsse zu fassen veranlaßt ist. Ein solcher Schritt öffentlicher Aufforderung und Verwarnung enthält materiell die Behauptung einer vorgekommenen oder zu befürchtenden Vernachlässigung der pflichtmäßigen Energie oder Sorgfalt der verantwortlichen Stellen. Denn ohne eine solche Besorgnis ist er überflüssig. Die öffentliche Einbringung solcher Anträge charakterisieren sich als eine Demonstration und diese richtet sich gegen Reichsregierung oder gegen Marineämter oder gegen noch höhere Stellen oder gegen alle zusammen. Eine solche Kundgebung ist geeignet, den Glauben an die Fähigkeit oder Geschicklichkeit oder an Kraft und guten Willen der Leiter des eigenen Staatswesens zu schwächen.

Daß die Leitung dadurch erschwert wird, ist gleichfalls eine mögliche Folge. Die Pflicht der Zurückhaltung des Parlaments war im Frieden ein Glaubenssatz der Rechtsparteien der beiden Antragsteller. Die Linke steht auf dem Standpunkt, daß eine solche Form öffentlicher Kritik im Krieg im allerhöchsten Grad unzweckmäßig ist, schädlich wirkt und nur im Fall einwandsfrei nachgewiesener Mängel in der Leitung und Führung gewählt werden soll. Im Krieg bergen öffentliche Kundgebungen der Kritik an öffentlichen Stellen durch die Volksvertretung die Gefahr in sich, das Vertrauen der eigenen Bevölkerung und der eigenen Truppe zu erschüttern und bei den Gegnern falschen Vorstellungen Vorschub zu leisten.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das führende Organ der Konservativen, die „Kreuzzeitung", ersuchte die Anträge ausdrücklich mit dem Mangel an „Vertrauen" zu rechtfertigen. Diese Anträge nun mit den ihnen zu Grund liegenden Zweifeln wollten von den beiden Parteien bei der ersten Lesung des Etats im Plenum zur öffentlichen Diskussion gebracht werden. Es war ein denkwürdiger Seniorenkonvent nötig, um dies zu verhindern. Die Konservativen haben ausdrücklich erklärt, nur vorläufig auf die öffentliche Diskussion zu verzichten. Die Beratung in der Kommission hat die Grundlosigkeit der mittelbar und unmittelbar erhobenen Vorwürfe erwiesen. Das Tatsachenmaterial sprach beredt für den Reichskanzler und den neuen Marinesekretär. In der Kommission wurde von der fortschrittlichen Volkspartei ein Antrag gestellt, „der Leitung und Führung Vertrauen auszusprechen".

Daneben her ging ein Antrag des Zentrums, die Regierung aufzufordern, sich nicht durch eine Bindung die Freiheit im Gebrauch der Unterseebootwaffe zu beschränken. Ein Unterantrag der Volkspartei hat beantragt einzufügen: „Gebrauch der Unterseebootwaffe gegen unsere Feinde", womit ein Gebrauch der Waffe gegen Schiffe der mit Deutschland nicht im Krieg stehenden Neutralen außerhalb der Kriegszone aus dem Reichstagsbeschluß ausscheidet.

Das Ergebnis der politisch und parlamentarisch wichtigen Abstimmung ist bekannt.

Es wurde die Einigungsformel gefunden:

Die Kommission wolle beschließen, dem Reichstag folgende Erklärung an den Herrn Reichskanzler vorzuschlagen:

> Nachdem sich die Unterseeboote als eine wirksame Waffe gegen die englische auf die Aushungerung Deutschlands berechnete Kriegführung erwiesen haben, gibt der Reichstag seiner Ueberzeugung Ausdruck, daß es geboten ist, wie von allen unseren militärischen Machtmitteln, so auch von den Unterseebooten denjenigen Gebrauch zu machen, der die Erringung eines die Zukunft Deutschlands sichernden Friedens verbürgt und bei den Verhandlungen mit auswärtigen Staaten die für die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 16:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seegeltung Deutschlands erforderliche Freiheit im Gebrauch dieser Waffe unter Beachtung der berechtigten Interessen der neutralen Staaten zu wahren.

Der Vollständigkeit seien diesem Ueberblick noch einige politisch bemerkenswerte Momente angefügt: Die bayerische „Staatszeitung" und der württembergische „Staatsanzeiger" warnten vor den Anträgen der Nationalliberalen und der Konservativen. Der Parteitag der fortschrittlichen Volkspartei Preußens hat eine Vertrauenskundgebung für die angegriffenen Stellen beschlossen. Der nationalliberale Landtagsabgeordnete Fuhrmann, der im Nebenamt geschäftsführendes Vorstandsmitglied des „Alldeutschen Vereins" ist, hat eine Petitionsbewegung im Sinn der Anträge organisiert.

Die ganze Bewegung wurde von ihren Anführern in Verbindung gesetzt mit dem Rücktritt des Großadmirals Tirpitz. Die Presse hatte schon vor einem Jahr mitgeteilt, daß derselbe sein Entlassungsgesuch eingereicht hat. Es ist jetzt bewilligt worden. Die Gründe sind nicht öffentlich dargelegt. An dem Tag, an dem der Staatssekretär der Marine offiziös als krank gemeldet wurde, ist er in Berlin von zahlreichen Personen begegnet worden. Es ist gewiß, daß Reibungen oder Meinungsverschiedenheiten persönlicher, politischer oder technischer Art schon lange vorlagen.

Auf die Schiffsbaupolitik von Tirpitz, die an den Erfahrungen und Ergebnissen des Feldzugs nachzuprüfen ist, und auf die politische Betätigung des Großadmirals will ich nicht eingehen, schon deshalb, weil ich selbst im „März" und im Reichstag einer bestimmten Richtung der Politik des Staatssekretärs der Marine entgegengetreten bin. Bei aller Anerkennung der großen, organisatorischen Fähigkeiten auf seinem Spezialgebiet könnte ich in eine demonstrative Lobpreisung des Politikers nicht einstimmen.

* * *

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In die politische und parlamentarische Grundbewegung, die der Wellenschlag der U-Boote in Berlin letzte Woche hervorgebracht hat, mischte sich der konträre Wind, den der sozialistische Abgeordnete Haase im Reichstag durch sein Mißtrauensvotum gegen die Regierung zu erregen versucht hat. Er verweigerte das unentbehrliche Notgesetz und demonstrierte mitten im Krieg durch Ausgabeverweigerung gegen die Reichsregierung. Er machte sich einer verwirrenden und schädlichen Unwahrhaftigkeit schuldig, indem er die politischen Dinge so darstellte, als ob die deutsche Reichsregierung einem guten Frieden abgeneigt sei. Nur unter dieser Fiktion war sein Schrei nach Frieden moralisch und vaterländisch vertretbar. Da die Unterstellung falsch ist, so war der Schritt eine nicht ehrliche Popularitätshascherei, eine Aufmunterung der dem Frieden abgeneigten und auf deutsche Spaltung harrenden Ententemächte und ein Rückenstoß gegen die eigene Partei, die er überrumpelte und der er durch eine taktisch falsche Losung die Arbeiterkreise abspenstig machen will. Man wird die vielleicht sehr wichtige und parteipolitische folgenreiche Spaltung der größten Fraktion ernst und ruhig beobachten und abwarten sollen.

Unverkennbar ist eines: Herr Haase war vor allem deshalb weißglühend, weil er von seiner eigenen ihn für unzeitgemäß haltenden Partei „kaltgestellt" war. Unter denselben Temperaturverhältnissen hat sich die Spaltung bei einer Reihe seiner Mitüberläufer vollzogen.

Eingangs ist gesagt, daß die Demonstrationen „von Heydebrand und der Lase, von Bassermann und Haase" einer scheinbar gegensätzlichen Stimmung entstammen. In Wirklichkeit sind beide eine Konzession an denselben nervösen und fast neurasthenischen Groll, der in Berlin schichtenweise auftritt. Die europäische Unzufriedenheit über die Dauer des Krieges weckt den Ruf nach radikalen Mitteln. Die einen sehen das Mittel im „raschen Frieden", die andern im „raschen Unterseeboot" und beide stellen sich an, an ihr Mittel zu glauben, um der Bevölkerung nachher sagen zu

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

können, wenn es nach ihnen gegangen wäre, hätte es kürzer gedauert. Diese Entwicklung bei einem Teil der Sozialdemokraten war mathematisch vorauszuberechnen.

Bei den Konservativen und Nationalliberalen bedurfte die Psychose der Mitwirkung alldeutscher Draufgängerei. Die Alldeutschen hatten im Jahr 1914 den Krieg als „ihren" Krieg gleichsam liebevoll mit Beschlag belegt und schon vorher durch die Behauptung propagiert, daß die Niederwerfung rasch und glorios sein werde. Sie haben große Programme aufgestellt und haben die Regierung durch ihre Presse, durch Eingaben und durch Flüstereden wegen ihrer Zurückhaltung in der Proklamierung bestimmter Kriegsziele verfehmt. Verärgert, sind sie auch besorgt wegen möglicher Enttäuschung ihrer übertriebenen Ideen und wegen der Verantwortung vor der Bevölkerung.

Diese Verantwortung abzuwälzen auf die Reichsleitung und einzelne Kommandostellen ist ein parteitaktisch verlockendes Bestreben. Wenn es aber andere Parteien in seine Kreise zieht und große Verwirrungen anzurichten droht, ist es notwendig, im öffentlichen Interesse dem Versuch ruhig und bestimmt entgegenzuwirken. Man wird auch alle Scharfmacher höflich und dringend einladen dürfen, sich nicht aus Groll in Pessimisten zu verwandeln. Geschlossenheit und stärkendes Vertrauen ist im dritten Kriegsjahr noch viel nützlicher als im ersten. Denn zu der West-, Süd- und Ostfront droht eine Nordfront zu treten.

Irak

Von Edgar Stern

Es ist noch gar nicht lange her, daß sich der durchschnittliche Bildungsphilister, der vom Pennal her sämtliche Hauptstädte Mittelamerikas am Schnürchen aufsagen konnte, des Eingeständnisses nicht geschämt haben würde, daß er vom Irak noch nie etwas gehört habe. Und doch ist hier die Stätte, wo alle Kulturen ihren Ausgang

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

genommen haben, wo Bibel und Koran und das Zend-Aveſta des Zoroaſter wurzeln und wo die älteſten Spuren der Wiſſenſchaften: Aſtronomie, Mathematik, Mechanik u. ſ. w. nachgewieſen wurden. Aus dem Lande Ur in Chaldäa, das zwiſchen Schatt-el-Hai und unterem Euphrat belegen war, iſt Abrahams Vater nach Paläſtina gekommen. Nicht weit davon bei Kurna vereinigt ſich Euphrat, der bibliſche Phrat, die „Waſſer Babylons", mit dem Tigris, und hier ſoll der Sage nach das Paradies gelegen haben. Bis faſt 4000 Jahre vor Chriſtus, in die Zeit König Sargons von Akkad, reichen die dauerhaften Ueberreſte eines in Tonziegeln verwahrten Schrifttums zurück, und Aſſur-Banipals Bibliothek zu Ninive liefert in ſolchen Dokumenten den Nachweis über ein hochentwickeltes Wirtſchaftsleben, umfaſſende Rechtspflege und blühende Künſte dieſer längſt verſchollenen Zeit. Viele Motive unſerer Bibel ſind aus dem Glauben der Urvölker: der Sumerier, Hettiter, Aſſyrer, Babylonier ꝛc. übernommen, oder in veränderter Form in der Religion der Griechen, Römer und Germanen wieder aufgetaucht, ſo das Sintflutepos des Gilgameſch, die Sage von Iſtars Höllenfahrt und die Geſtalten der alten Götter Schamaſch-Helios, Schin-Phöbe, Anu, Bel und Ea. Die deutſchen Ausgrabungen von Babylon, Aſſur, Samarra, die engliſch-amerikaniſchen von Djerabulus, Ninive u. ſ. w. haben unermeßliche Schätze an Können und Wiſſen der älteſten Kulturepochen gefördert, zugleich aber gezeigt, wie wenig ſich die Lebensformen dieſer fernen osmaniſchen Provinzen und des angrenzenden Perſiens ſeither geändert oder gar vervollkommnet haben. Die gleichen primitiven Beförderungsmittel: Kelleks, Flöſſe aus aufgeblaſenen Ziegenſchläuchen, hochgekielte Sefinen, die Segelſchiffe des Tigris, Kuffas, kürbisförmige Boote aus asphaltverpichtem Weidengeflecht finden ſich in gleicher Form auf altaſſyriſchen Reliefs; der gleiche fahnenförmige Palmblattfächer, der noch heute in jeder Hand iſt, um in den glutenden Sommermonaten ſpärliche Erfriſchung zu ſpenden, diente jenen ausgeſtorbenen Herrenvölkern, und mit den gleichen primitiven

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Werkzeugen, die den Wert der menschlichen Arbeitszeit gleich nichts achten, wird noch heute in Mesopotamien das Handwerk betrieben. Nicht nur vor Gott sind dort unten tausend Jahre wie ein Tag; auch im Leben der muselmanischen Asiaten vergleiten ganze Zeitepochen spurlos und nur der ununterbrochene Zerfall der alten Kulturtaten, die fressende Wüste und die dörrende Sonne bestimmen das Fortschreiten der Zeitrechnung.

Noch immer sind die geographischen Begriffe der Meisten in Bezug auf den Irak ein wenig verworren. Der große Maßstab der bei uns geläufigen Karten verschiebt die Begriffe so, daß man leicht zu der Annahme gelangt, dieser fernste Schauplatz des Weltkrieges liege „irgendwo da unten 'rum am Suezkanal". In Wirklichkeit klafft zwischen Irak Arabi, dem mesopotamischen Kriegsschauplatz — der persische Irak, Irak Adschemi, zieht sich auf gleicher Höhe von den Bergen Luristans bis etwa ins Herz des persischen Reiches — ein Wüstengebiet, dessen Durchquerung ungeheuer schwierig ist und ungefähr so viel Zeit beanspruchen würde, als die Reise von Deutschland an den Kanal. Und nur wer Reisewerke über diese Länder oder etwa die Romane Karl Mays, die neben ihrer unwahren Tendenz der reiferen Jugend doch manche exakten, geographisch-ethnographischen Kenntnisse spielend beibringen, aufmerksam gelesen hat, vermag sich ein Bild von dem Lande zu machen, wo deutsche Offiziere und Unteroffiziere seit langen Monaten in den Reihen unserer tapferen Verbündeten dem englischen Einfall wehren.

Dieser englische Einfall in Mesopotamien verfolgte Zwecke, über deren Wichtigkeit uns ein Blick auf die Karte ohne weiteres belehrt. Es handelt sich hier darum, die ununterbrochene Interessenzone, welche die Engländer mit großen Geldopfern und der systematischen Bestechung der ziemlich unabhängigen Stämme und mit wirtschaftlichen Anstrengungen von Aegypten bis Indien zu schaffen wußten, um jeden Preis zu erhalten. Oder wenigstens handelte es sich im Anfange darum, denn jetzt ist diese Verbindung ohnehin schon durch die türkische Besetzung der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sinaihalbinsel, durch den Beitritt der meisten Stämme Arabiens zum Heiligen Krieg und durch die Auflehnung der Perser gegen den Vertrag von 1907 an vielen Stellen durchlöchert; und wenn es gelingt, den aus strategischen Gründen bereits gesperrten Suezkanal zu überschreiten oder zu vernichten, so wird auch die direkte Verbindung Englands mit seinen wichtigsten Kolonien auf dem Seewege zerstört sein. Die Wirkung der freigebig rollenden Sovereigns, welche in Jahrzehnten den kleinen Scheichs in der Umgegend des Persischen Golfs Englands Größe und Macht handgreiflich dokumentieren halfen, hat freilich vermocht, einige von ihnen, so namentlich Scheich Ghazal von Mohammerah, zu Anfang des Weltkrieges auf die englische Seite zu bringen. Und auch manche der weiter stromaufwärts wohnenden Beduinenstämme haben gerne die Geschenke an Gold und Waffen angenommen, mit welchen das britische Expeditionskorps sie zur Auflehnung gegen das Oberhaupt der Moslims, den Khalifen, bestimmen wollten. Aber die mangelhaften militärischen Erfolge der Engländer und Franzosen haben die meisten von ihnen bestimmt, sich in der Folge doch dem türkischen Heere als Freiwillige, als „Mudjahedin" anzuschließen. So hat das englische Expeditionskorps, dessen Gesamtstärke man vielleicht auf 40000 Mann beziffern kann, neben den großen klimatischen und geographischen Schwierigkeiten auch noch mit der fortwährenden Behelligung durch die leicht beweglichen Kavalleriemassen der Beduinenstämme zu kämpfen. Diesen Schwierigkeiten, die in der furchtbaren, acht bis neun Monaten währenden Hitze mit etwa 50 Grad C. Tages-, 35 bis 38 Grad Nachttemperatur, in allen erdenklichen Seuchen, wie Pest, Cholera, Typhus, Maleria, Dysenterie, Sumpffieber u. s. w., in der Feindseligkeit der Tierwelt, die mit Skorpionen, Taranteln, Schlangen, Moskitos, Sandfliegen und anderem lieblichen Getier dem Eindringling wehrt, und in den Schwierigkeiten der Verpflegung und des Transports gipfeln, stand freilich ein beträchtlicher militärischer Vorteil gegenüber: die Engländer verfügten über ausreichende

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mengen weittragender Artillerie, über eine große Anzahl Kanonenboote und bestückter Lynchdampfer, die vorher dem friedlichen Wasserverkehr zwischen Bagdad und Basra gedient hatten und rechtzeitig in Basra zurückgehalten waren, und sie hatten den Vorteil der inneren Linie, den schiffbaren Tigris für sich, während die Umfassungsbewegungen der Türken weite Wüstenstrecken mit primitiven Verkehrsmitteln bewältigen mußten. Dazu kam die Unmöglichkeit, genügende Mengen moderner Artillerie vor den Dardanellen abzuziehen und in wochenlangen Transporten über Taurus, Amanus und durch die Wüste heranzuschaffen. Deshalb hatten die Engländer anfangs einige kleinere Erfolge, die sie in üblicher Weise aufzubauschen verstanden. So wurde aus dem kümmerlichen Hafenstädtchen Fao, das sie gleich zu Anfang des Krieges besetzten, eine eroberte Festung, aus der Einnahme Basras, das unter dem Feuer von Panzerschiffen nicht zu verteidigen gewesen wäre, und von einigen hundert Mann Besatzungstruppen nach Kampf geräumt wurde, eine große Waffentat, aus den im Verlaufe eines Jahres nach mancherlei schmerzlichen Rückschlägen besetzten Araberstädtchen an Tigris und Euphrat, wie Kurna, Amara, Nasrije und Kut el Amara „starke türkische Befestigungen". Wo solche Befestigungen vorhanden waren, sind es die lehmummauerten arabischen Kastelle gewesen, wie sie die seßhaften Fellachen zum Schutze gegen räuberische Ueberfälle durch nomadisierende Beduinen seit Jahrhunderten erstellen; sie sehen zwar pittoresk genug aus, können aber kaum eine moderne Gewehrkugel, geschweige denn auch nur eine einzige Granate abwehren. Und die Engländer haben diese „Siege" teuer bezahlen müssen, nicht nur mit dem Verlust von unverhältnismäßig vielen europäischen, australischen und indischen Mannschaften und Offizieren, sondern vor allem mit einer Einbuße an Prestige, die sie nie wieder gut machen können. Wer die eigenartige Nachrichtenübermittelung der primitiven Völkerschaften kennt, deren Hilfsmittel: Feuerzeichen, Trommeln und reitende Stafetten oft erfolgreich mit dem Draht wetteifern, wird es begreifen, daß jeder

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Erfolg, den Allah den Rechtgläubigen über die Inghliz gegeben hat, sich im Nu über ungeheure Gebiete Asiens und selbst Afrikas verbreitet hat. In richtiger Erkenntnis der Schwierigkeiten, welche die türkische Streitmacht aus eigenen Mitteln und durch vermehrte Tapferkeit und kriegerischen Geist zu bewältigen hatte, ist es deshalb den der Regierung selbst oft aufsässigen Araberstämmen klar geworden, wie schlecht es mit der Allmacht Englands bestellt sein muß, wenn es dieser türkischen Gruppe möglich war, im April vorigen Jahres auf Wüstenwegen bis an die neuen englischen Vorbefestigungen Basras vorzudringen, einen englischen Flügel bei Ahwaz am Karun auf persischem Boden blutig zu schlagen und erst bei Kut el Amara, dann aber, im entscheidendsten Moment bei Ktesiphon überlegene englische Truppen fast zu vernichten.

Mit diesen letzten Waffenerfolgen der Türken sind die beiden nächstliegenden Ziele der Engländer in unerreichbare Ferne gerückt worden. Das eine, die Einnahme Bagdads, wovon man sich einen erheblichen moralischen, wenn auch keinen direkten strategischen Gewinn versprach, hätte dem Vorstoß der Engländer auf den Tigris einen äußeren Abschluß gegeben und ihnen die Möglichkeit geboten, in einigermaßen erträgliche Standquartiere zu kommen. Es hätte außerdem mit Rücksicht auf die in Bagdad begonnenen Bahnbauten, welche der vom Norden her bis Rees-el-Ain, halbwegs zwischen Aleppo und Mossul, vorgeschobenen Trasse auf eine Entfernung von ca. 130 Kilometer bis Samarra entgegengetrieben wurde, ein Deutschland gegenüber wertvolles Faustpfand in ihre Hand gebracht. Das zweite, etwas problematischere Ziel, war wohl die Vereinigung mit russischen Truppen, welche teils vom Kaukasus durch Armenien, teils unter Verletzung persischer Hoheitsrechte durch Aserbeidschan auf die Tigris-linie zu kommen suchen, sich aber mit der Erreichung dieses Zieles bisher ebenso verrechnet haben wie die Engländer. Statt dessen haben diese russischen Unternehmungen und die gleichzeitige Besetzung der persischen Hafenstädte durch englische Detachements

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den kriegerischen und freiheitsliebenden persischen Stämmen die Wirkung des vorerwähnten Vertrages von 1907, welcher Persien bis auf einen schmalen Mittelstreifen in eine russische und eine englische „Einflußzone" aufteilte, greifbar vor Augen geführt und sie bewogen, sich großenteils in recht wirksamer Weise dem Dschihad, dem heiligen Krieg anzuschließen. Die Parole hierfür ist ihnen von den geistlichen Oberhäuptern der Schiiten, den Mudjtehids von Kerbela zugegangen. Und es ist nicht der kleinste Erfolg dieses Krieges, daß hier nach dreizehn Jahrhunderten Fehde um die Rechtmäßigkeit der Nachfolge Mohammeds die beiden großen Sekten des Islams, Sunna und Schia, dem gemeinsamen Feind geeint gegenübertreten. Die klugen schiitischen Geistlichen, deren Organisation etwa einem Kardinalskollegium ohne eigentlichen Papst gleichkommt, haben, trotz des enormen finanziellen Interesses an dem Wohlwollen Englands, das aus indischen Fonds und Sammlungen alljährlich große Summen nach Kerbela abführen ließ, wohl erkannt, auf welcher Seite die Zukunft der muselmanischen Völker gesichert ist, und mancher friedfertige Priester, der sein ganzes Leben dem Studium des Korans und alter persischer Schriften in den eigenartigen düsteren Gebäuden oder in den von Gold und Fayencen strahlenden Moscheen Kerbelas und Nedjefs verbracht hatte, hat diese Ueberzeugung auf den Schlachtfeldern des Irak oder unter den Strapazen des Kriegslebens, dem er sich freiwillig unterworfen hatte, mit dem Leben bezahlt. Manche Geheimbünde haben ihren Einfluß östlich bis nach Aegypten, Tripolis und in die nordafrikanischen Besitzungen Frankreichs, bis zu den vorher politisch indifferenten Stämmen Arabiens und über den ganzen schiitischen Islam, Persien, Afghanistan, Belutschistan und sogar Indien ausgedehnt und die Achtung vor der finanziellen und politischen Stärke Englands, die sich in wohlverstandenem Interesse an den spekulativen Sinn aller Orientalen gewendet hatte, hat ihrem starken ritterlichen Empfinden für die Personen Kaiser Wilhelms und für den stolzen und erfolgreichen Daseinskampf der Minderheit gegenüber einer Welt von Feinden Platz gemacht.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es läßt sich heute noch kein abschließendes Urteil darüber bilden, und es wäre auch in diesem Rahmen nicht möglich, festzustellen, wieweit die Erschütterung der britischen Weltherrschaft gerade auf diesem Gebiete bereits die feinsten Wurzelfasern dieses auf dem Blut und Schweiß ungezählter Helotenvölker wuchernden Baumes ergriffen hat. Aber namentlich die Erfahrungen im Irak sind symptomatisch für den inneren Zusammenbruch dieser Weltherrschaft, die hier an einem von ihr verachteten und als der „kranke Mann" abgetanen Gegner gescheitert ist. (Schluß folgt.)

Randglossen zur polnischen Frage

Von J. P. Buß (Heidelberg)

Die polnische Frage bedeutet eines der schwierigsten und gewichtigsten Probleme der Staatengeschichte der Neuzeit, eine Frage, an die nicht mit dem üblichen „tagespolitischen" Gerede zu rühren ist, deren Versuch einer Lösung vielmehr nur aus schöpferisch historischer Erkenntnis heraus unternommen werden kann.

Nach der siegreichen Offensive der verbündeten deutsch-österreichisch-ungarischen Heereskörper im Sommer 1915, die eine militärische Besetzung von weiten Landstrecken des nahen Ostens bedingte, ist vor allem die Frage über das endgültige Schicksal Polens in den Vordergrund menschlichen Ermessens gerückt worden. Eine bedeutsame Literatur, sowohl in den geistigen Kreisen der Mittelmächte als im feindlichen Ausland beschäftigt sich in unseren Tagen mit der Lösung und Fixierung dieses Problemes.

Vor dem Kriege hatte die polnische Frage in Deutschland nur als innerpolitische Angelegenheit gegolten. In die Sphäre der auswärtigen Politik hatte man sie nicht einbezogen. Während aber in Sonderheit die geistige und wirtschaftliche Oberschicht der Polen Rußlands das deutsche Reich bereiste, studierte und es vielfach genau studierte, haben wir im Grunde genommen nicht nur nicht Polen, sondern das gewaltige Rußland überhaupt auch nicht annähernd einem tieferen und eingehenderen Studium zu unterziehen für notwendig befunden. Der Zug von Westen nach Osten ist für die Deutschen immer stark zurückgetreten vor dem Zug von Osten nach Westen. Adolf Grabowsky glaubt in seiner Broschüre: „Die polnische Frage" jene

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Unterlassungssünde im nahen Osten motivieren zu können: „Diese merkwürdigen Versäumnisse hatten ihren letzten Grund in der ehrfurchtsvollen Scheu vor dem russischen Reiche. Und diese ehrfurchtsvolle Scheu wieder entsprang im wesentlichen Maße der Haupttendenz der preußischen Politik gegenüber Rußland. „Du sollst es nicht berühren", so hieß das Gebot der preußischen Politik .... Auch Bismarck unterlag dem seltsamen Fluidum, das man am besten als die russische Suggestion bezeichnete ... Rußland schädigen, das hieß das Prinzip der Autorität beschädigen.

Nicht unterschreiben kann ich die Ansicht des Autors über Bismarcks Stellung zum russischen Reiche. Die Politik des Kanzlers gegenüber Rußland war alle Zeit fest und entschlossen und lief solcher Art auch in den Tagen des Berliner Kongresses letzten Endes nur darauf hinaus, die Gegnerschaft Rußlands nicht zu provozieren. Er hatte bei einer Unterredung vom 4. März 1854 mit dem Prinzen Karl von Preußen, der ihm in antirussischem Sinne zuredete, über seine Stellung zu Rußland und Polen bezeichnende Worte gesprochen: Jeder siegreiche Krieg gegen Rußland belade uns nicht nur mit dem dauernden Revanchegefühl Rußlands, sondern zugleich mit einer sehr bedenklichen Aufgabe, nämlich die polnische Frage in einer für Preußen erdenklichen Form zu lösen. „Wenn eigene Interessen keinesfalls für, eher gegen einen Bruch mit Rußland sprächen, so würden wir den bisherigen Freund und immerwährenden Nachbar, ohne daß wir provoziert wären, entweder aus Furcht vor Frankreich oder im Liebedienste Englands und Oesterreichs angreifen. Wir würden die Rolle eines indischen Vasallenfürsten übernehmen ..." In der Richtung von Bismarcks Politik lag eben nichts weniger als ein Krieg mit Rußland.

Jedenfalls: Durch das bisherige Ergebnis des Krieges sind wir plötzlich vor die entscheidende Tatsache einer endgültigen Lösung der polnischen Frage gestellt worden. Kurz nach der Einnahme Warschaus hat denn auch der Reichskanzler zur Polenfrage Stellung genommen: „Wir haben eingesehen, daß die alten Gegensätze zwischen Deutschen und Polen aus der Welt geschafft werden müssen. Wir haben erkannt, daß die Gestaltung einer glücklichen Zukunft Polens, einer Zukunft, in der es die Eigenart seines nationalen Lebens pflegen und entwickeln kann, eine Aufgabe ist, die uns zukommt — ebenso um Polens willen wie um unserer selbst willen."

Solcher Art muß die gewaltige Aufgabe sein: die Ostjuden Polens mit der Scholle ihrer Heimaterde durch eine großzügige Kolonisation zu verbinden, eine Mittlerstellung einzunehmen in den antisemitischen Bestrebungen und dem maßlosen Konkurrenzkampf zwischen Polen und Juden, und die immer noch nach der russischen Seite tendierenden polnischen Parteien von den wahren Absichten der russischen Polenpolitik zu überzeugen. „Denn Rußland

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hat alles ausgerottet, was das polnische Volk durch Jahrzehnte hindurch aus sich selbst hätte ziehen können. Mehr als ein halbes Jahrhundert lag es auf unserem Polen wie eine tote Last . . . Nichts hat es uns gegeben, am allerwenigsten Kultur, die es nicht geben konnte, weil es selbst nicht für einen Pfifferling Kultur hat. Schlimmer ist, daß es unsere alte Kultur . . . mit allen Kräften und Mitteln niederwürgte und niedertrat." — So urteilt ein polnischer Dichter.

Als selbstverständlich erscheint es uns heute, daß wir ein vereinigtes nationales Polenreich, das den Wünschen einer polnischen Irredenta gerecht werden würde, schon aus eigenen nationalen Selbsterhaltungsgründen nicht zu errichten gewillt sein können.

Das Primäre bei der Lösung der polnischen Frage muß es sein, daß diese nicht — wie es ihr in früheren Zeiten eigen war — von neuem Unstimmigkeiten zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn hervorzurufen im Stande ist. Bismarck schreibt in den „Gedanken und Erinnerungen": „Bis in den Krieg von 1792 hinein war das Mißtrauen zwischen Preußen und Oesterreich weniger durch die deutsche als durch die polnische Rivalität beider Mächte genährt. In den Händen der Thugut-Lehrbachschen Periode spielte der Streit um den Besitz polnischer Gebiete, namentlich Krakaus, eine mehr in die Augen fallende als der in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts im Vordergrunde stehende Streit um die Hegemonie in Deutschland." So muß heute eine Lösung gefunden werden, in der die Lebensnotwendigkeiten Deutschlands und Oesterreichs gleichermaßen erfüllt werden und die Wünsche der Polen möglichste Berücksichtigung finden. Für kommende Zeiten ist eine Flankensicherung gegen Rußland durch Polen in hohem Maße zu einer dringenden militärischen und politischen Notwendigkeit geworden. Aus solchen Erwägungen heraus gewinnt auch Grabowsky die Ansicht, daß das Schicksal Russisch-Polens bei den Zentralmächten gleichmäßig anzuvertrauen sei. Es ergibt sich daraus weiter, daß „eine wirkliche Sicherung der Flanke, ebenso auch eine haltbare Brücke, nur durch ein zufriedenes, nicht durch ein aufrührerisch gesinntes Polen erreicht werden kann." Und diese Zufriedenheit der Polen kann nur erreicht werden durch weitgehendste Belassung der Eigenart des Landes. Es steht zu hoffen, daß das latente deutsche Bedürfnis nach Kolonisationsgebieten in den geradezu prädestinierten Landschaften Kurlands und Litauens zu befriedigen ist.

Zwei Lösungsversuche der Polenfrage sind heute augenscheinlich. — Der erste basiert auf dem Aufruf des Obersten Polnischen Landeskomitees nach dem Falle Warschaus: „Von den Grenzen des polnischen Staates vor Beendigung des Krieges zu sprechen ist nicht Sache realer Politiker. Festgestellt muß jedoch werden, daß die Vereinigung des ungeteilten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Königreiches mit dem ungeteilten Galizien die Grundlage der Bestrebungen der Polen bildet." Die von Rußland abgetrennten Gebietsteile einschließlich Galiziens sollen solcher Art zu einem einheitlichen Staatsorganismus vereinigt werden.

Eine solche Lösung ist jedoch keineswegs dazu angetan, den Interessen beider Zentralmächte gerecht zu werden. Sie entbehrt voll und ganz der notwendigen Flankensicherung gegen das Zarenreich, ganz abzusehen davon, daß ein solches „Großgalizien" im Rahmen des Habsburgischen Gesamtstaates einer unmöglichen Schwächung des deutschen Einflusses in Oesterreich selbst gleichkommen würde.

An uns ist es, an die Lösung dieses Problemes nur aus realpolitischen Gesichtspunkten heraus herauszutreten. So dünkt mir denn auch die zweite Lösung, die Grabowsky fordert, die richtige: gemeinsame Herrschaft Deutschlands und Oesterreich-Ungarns über Russisch-Polen, das sogenannte Kondominium. Deutschland hätte somit die Verwaltung der an das Reich angrenzenden Gebiete Russisch-Polens, Oesterreich-Ungarn der an die Monarchie angrenzenden zu übernehmen, ohne an die nominelle Einheit dieses neuen polnischen Staatenwesens zu rühren. Nach dieser einfachen Lösung der Polenfrage ist Polen nicht zu behandeln als ein den Zentralmächten gemeinsam unterworfenes Gebiet, sondern als eine Provinz dieser beiden Mächte, der immer weitergehende Autonomie gewährt werden kann, und andererseits erreichen die Polen einen ihrer Hauptwünsche: Russisch-Polen bleibt ein polnisches Ganzes. Die deutsche Geschichte kennt schon ein solches in der gemeinschaftlichen Herrschaft Preußens und Oesterreichs über die Herzogtümer Schleswig und Holstein. Nicht ziemt es, den verhängnisvollen Ausklang dieser Art auf die heutigen Verhältnisse betreffs Polen zu übertragen. Damals der unüberbrückbare Gegensatz zwischen den deutschnationalen Bestrebungen Preußens und dem absoluten bundesreformfeindlichen Oesterreich. Heute stehen wir in gemeinsamen Interessen, geschaffen aus der Stunde der Not vor der weltpolitischen Unausbleiblichkeit eines neuen geeinten und gekräftigten Mitteleuropa.

Neuer Abschied

Mein Leben könnte sich erfüllen in dir, ich weiß es.
Aber das Signal bläst zur Abfahrt.
Die Felder, die Wiesen fangen zu schwanken an,
dein weißer Arm, dein liebes Antlitz entschwindet.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

O, ich könnte so fröhlich sein an deiner Seite!
Aufblühn wie ein Mattenkraut im Aprillen,
mit Blüten mich überwerfen wie ein Kirschbaum,
viele zärtliche Früchte tragen wie der Holunder.

Alles das vermöchte ich, staunenden Lebens voll,
Liebste, wenn du meine Nährerde bliebst –
Aber das Schicksal trennt wieder mit kaltendem Hieb uns.
Jetzt donnern mir in den Ohren die Frontkanonen,
nicht mehr deines Mundes Frauenküsse.

Oskar Wöhrle

Die Kameraden

Sie gruben ihm die letzte Ruh'
bei Wald und Feld, ein stilles Grab,
und legten ihn ganz sanft hinab
und warfen es mit Erde zu. — —

Es sagte einer: „Wer weiß? . . wer weiß? . .
Morgen bin ich es oder du,
oder gar zwei von uns oder drei?!" — ——— —
Sie wurden still und traurig dabei. — —

Da sagte der jüngste: „Mein Gott, wer weiß!
's kann keiner sein, auch alle vier!
Aber heute noch leben wir!

Es fehlen noch Blumen und Tannenreis;
Wir wollen sie holen!" — Sie taten so;
Und dankten jenem und waren fast froh. —— —

K. Lürmann

Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

„Kriegs- und Heimatchronik"

Seit Beginn des Krieges bespricht Friedrich Naumann in der „Hilfe" in kurzen, täglichen Bemerkungen die Ereignisse auf den Kriegsschauplätzen und die Konflikte in der auswärtigen Politik, schildert Gertrud Bäumer die Fragen der sozialen Fürsorge, der wirtschaftlichen Umbildungen, die geistige Atmosphäre hinter der Front. Diese knappen Tagebücher haben von Anfang an zahllose Freunde gefunden, zumal unter den kämpfenden Soldaten selber, die so, über ihr eigenes Erleben hinaus, durch zwei Menschen mit weiter Schau und kräftiger, deutlicher Sprachkunst im Zusammenhang mit dem großen Geschehen gehalten wurden. Die Notizen von August 1914 bis Juli 1915 sind nun bei Georg Reimer in Berlin zu einem ersten starken Band vereinigt worden (5 bezw. 6 Mk.). Sie sind nun wirklich eine „Chronik". Ein Chronist ist nämlich nicht ein Allerweltsschreiber (wie wir jetzt viele haben), der, weil jetzt Krieg an der Reihe ist, aus Zeitungsartikeln und Tagesberichten eine Stimmungssauce in Lieferungen anrichtet, sondern ein Mensch mit Kenntnis, Empfindung, Temperament und Sachlichkeit. Friedrich Naumann und Gertrud Bäumer sind zu dieser Arbeit deshalb vor andern berufen, weil sie nicht durch irgendwelchen Verlagsauftrag an das Unternehmen herangeführt worden, sondern weil dieses Aussprechen und Aufschreiben für einen bestimmten Kreis persönliches Bedürfnis war und weil sie in ihrer Friedensarbeit vor dem Krieg schon all den Fragen nahe waren, die jetzt breites Gemeinsamkeitsdenken wurden. In der technischen Ordnung, in der klaren Sachlichkeit der Sprache, in der ernsthaften und aufrichtigen Gesinnung ist dieses Werk, aus dem Tag geboren, ein Geschenk an die Zukunft. Heute ist es für den, der nicht Bilder und Berichte, sondern persönliches Sehen und Urteilen will, die Chronik des Krieges.

Theodor Heuss

Albert Ehrenstein: Die weiße Zeit

(Verlag Georg Müller, München)

Der Autor des „Tubutsch" veröffentlicht in diesem Buche seine Verse aus den Jahren 1910—1913. Da Ehrenstein ein Dichter ist, in dessen Seele das Blut des Kosmos kreist, so wird sein Gerichtstag über sich selbst unversehens zum Weltentribunal. Ein gequälter Mensch edler Artung fordert die Weltregierung in die Schranken; der Einsatz des ungleichen Kampfes ist die Behauptung des eigenen Selbst. Ehrenstein gehört nicht zu den Lyrikern, welche die Welt verniedlichen, um ahnungslos im bel canto des gutgläubig hoffenden Herzchens dahinzuschmelzen, fern bleibt er den lächelnden Bejahern, die wahllos den Bruder Mensch an die rhythmengeschwellte Brust pressen, ohne zu fragen, ob das Lebewesen, das sie in flacher Liebe umfangen, Neger oder Akrobat sei. Ehrenstein ist ein Weltfeind; kein Beglückter, kein Beglückender. Nicht aus der Fülle des Seins ist seine Kunst erblüht; sie ist Titanenwerk, des Chaos letzte Drohung an die Sieger, Wehruf aus dem Inferno. Es ist ein Protest gegen den entsetzlichen, ziellosen Kreislauf des Werdens und Vergehens. Die Enterbten senden ihre Flüche gegen Götter, die nicht erlösen; und aus den trunkenen Träumen dieses Dichters dröhnen die sehr bewußten Worte des Dämons: „Stirb, ohne zu werden." Aber in die haßgeschwellten Disharmonien Luzifers

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mischt sich das Wimmern der gefallenen Engel, die Einlaß heischen in die Gemächer der Glücklichen. Ehrenstein beschließt sein Buch mit den Zeilen:

„Du bist der gute Tod,
ich bin ein Häuflein Erde,
O komme bald und menge mich
Erde in die Erde."

Man ahnt in diesem Dichter die absolute Urkraft, die immer vorhanden sein muß, wenn seelische Exhibitionen, wie er sie uns zu bieten wagt, über den Wert privater Dokumente hinaus als Gestaltung allgemeiner Erlebnisse Geltung bekommen. Das Wort Carduccis: „Im Anfang war der Widerspruch" könnte das Motto der Ehrensteinschen Dichtungen sein. Seine Negation wächst ins Monumentale; selbst seine Grotesken atmen den Adel des unbefleckten Rebellen. Das Unbedingte in ihm überwältigt, selbst da, wo es abstößt. Die so beliebte Anbiederung mit der dagegen wehrlosen Natur ist für Ehrenstein keine Trostbrücke aus der Einsamkeit:

„Den Aussatz des Himmels, die Sterne
achte ich längst nicht mehr."

Ein Intellekt funkelt, der sich selbst mißtraut, und deshalb gern die „sonnenfernen Herrscherhallen der Unvernunft" aufsucht. Viele Gedichte sind Geißelungen des armen homo sapiens; der Geifer schäumt, während die offenen Wunden bluten. Selbst in dem Gedichte, das „Verzeihung" betitelt ist, starren dem Dichter seine Sünden aus den armen Augen seiner Geliebten entgegen.

Ein Dichter ist immer ein Ordner, ein Wähler, ein Regent des Orkans, den er selbst entfesselt. Weil Ehrenstein ein Dichter ist, werden seine Flagellantenschreie zu Liedern der Menschheit. Das Kreischen der Kreatur wird in seinen lyrischen Expressionen zur vox humana.

Paul Mayer

Robert Michel

Von Insekten, von Häusern an stillen Flüssen erzählte Robert Michel in den Tagen, „wie wir einst so glücklich waren". Landschaften hatten ihre Schicksale, Ameisen krochen aus dem verworrenen Bau des Lebens, Schafe rupften spärliches Gras zwischen Steinen und der Hirte, der sie behütete, war nicht mehr als sie, hatte nur Stimme. Aber wie leicht war die zu verlieren (in „den Häusern an der Dzamja" wars erzählt) und nur das Ewige löste wieder die gebundene Zunge. Menschen behauten Steine, aber was aus ihnen wurde, wie sie stehen sollten unter dem Himmel als Geformte, was für Zeichen sie trugen und wer sie berühren sollte, schien wichtiger, wesentlicher als der Gang der Menschen. Wo waren die? Einer war wie sein Pferd, sich bäumend und schlagend, und sprang mit ihm in einen Abgrund. Der war wie ein Baum, ein kleiner, zager Weidenbaum an einem springenden Bächlein mit Kieselsteinen und Silberfischen und das war ein Mädchen. Nur insofern, als sie Landschaft wurden, als sie sich in die leblosen Dinge verwandeln konnten, hatten die Menschen Sinn und Wert für diesen merkwürdigen Dichter, in dem die Gebundenheit und Knappheit des Nordens sich mit der Fülle und dem geduldigen Warten des Ostens vermählte. So sah man Michel.

So sieht man ihn auch im Krieg, an dem er als Hauptmann im österreichischen Heer Anteil nimmt und von dem er die „Briefe eines Haupt-

manns an seinen Sohn" (Verlag S. Fischer, Berlin) nach Hause schrieb. Wieder sind die stummen, unser Leben begleitenden Dinge da und sie, die keinen Mund haben, kein Wort mit Luft anfüllen können, sie finden in ihm den Liebenden, der von ihnen aussagt, sie streichelt und den Herzschlag ihres unerlösten Daseins hört. Die Uniformen, die Zäune, die Bäume, die den Toten entfallenen Gewehre und Brotsäcke, Straßen, Pflanzen, eine Eule, die um den zerschossenen Kirchturm fliegt, ein Caféhaus in Przemysl, das Schicksal der Stadt in sich bergend, es mit der Treue des Namenlosen bewahrend, ganze nur von Hunden und Katzen bewohnte Dörfer, ein Hund, ein Restchen des gemauerten Kamins, das letzte des Hauses, bewachend (Man höre: „So ein niedergebranntes Haus schaut in der Tat so aus wie eine zerschossene Menschenbrust, von der nur das Herz und ein Stück Rückgrat übriggeblieben wäre"), die Brücken, die Pferde, die er mit einer Kriegsmedaille bis ans Ende ihrer Tage geschmückt sehen möchte, Lagerplätze, Gräber — so, an diesen Dingen erlebt er den Krieg. Er schaut die Dinge mit seinen klaren, ganz unverwirrten, zielgewissen Augen an und sagt aus, mehr tut er nicht. Er besprengt sie nicht mit Tränen, taucht sie in kein wohlriechendes Wasser der Rührung und ist nie darauf aus, sie zu vermenschlichen. Die Dinge bleiben, was sie sind, rundum schwingt eine Atmosphäre von Einsamkeit und Unvergleichbarkeit. Und ergreifen, wenn der Mensch in dieser Zerstörung ebenso stirbt, namenlos und verloren. In einer der schönen Geschichten, allen Waffen gewidmet, überfallen Kosaken arbeitende nackte Pioniere. Auf dem Hang saßen zwei Bauernmädchen und sahen zu wie die unbeteiligten Sträucher und Beeren. Die ersten Kugeln treffen eines von ihnen. Es fällt den Hang hinunter und, nach dem Arm der Nachbarin in letzter Not greifend, reißt sie auch diese mit sich. „Beide fielen in die Fluten und die Getroffene versank sofort. Die andere schien im Wasser zu stehen, tatsächlich aber hielten sie die Röcke, die sich im Rade um sie ausgebreitet hatten, über Wasser. So trieb sie wie eine wohlgeöffnete losgerissene Wasserblume flußab. Sie rang die Hände und griff mit ihnen nach Hilfe ins Leere und vielleicht schrie sie auch, aber niemand beachtete sie und einige Augenblicke später war auch sie versunken."

Oskar Maurus Fontana

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1918 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dr. Karl Renner

(Ein politischer Denker Oesterreichs)

Von Richard Charmatz, Wien

Zwei Männer haben in den letzten Jahren den Glauben an Oesterreich besonders wirkungsvoll vertieft und unermüdlich und unerschütterlich gegen alle Anwandlung müder Verzagtheit gekämpft. Der eine, Dr Heinrich Friedjung, wurde als Geschichtschreiber zum Lehrer der Generation, die nun in den Schützengräben mutig und standhaft für ihr Vaterland eintritt. Er sah die Fehler der Vergangenheit und die Irrtümer der Gegenwart, aber seinem geschärften Blicke blieben die Quellen der Kraft nicht verborgen. Oft schon waren trübe Zeiten lichtvollen Jahren gefolgt; immer jedoch hatte es sich erwiesen, daß die Linie der Entwicklung, sei es auch in Krümmungen, aufwärts führte. Dieser Erkenntnis entsprang ein felsenfestes Vertrauen in die Zukunft und zugleich eine richtige Vorstellung von der Leistungsfähigkeit Oesterreichs. Hätte Friedjung in einem anderen Reiche gewirkt, dann wäre er, der bescheidene Mann, trotz seiner Zurückhaltung mit Auszeichnungen überhäuft worden. In Oesterreich muß er als Privatgelehrter seine bahnbrechenden Bücher verfassen. Die Wiener Universität kam bis heute nicht auf die glückliche Idee, die Berufung des erfolgreichsten Geschichtschreibers dringend zu verlangen und sich dadurch selbst zu ehren. Auch im österreichischen Herrenhause fand sich für eine Persönlichkeit von dem Range des Gelehrten bis zur Stunde noch kein Platz.

Der andere Künder des politischen Optimismus ist Dr Karl Renner. Er gehört der sozialdemokratischen Partei an und hat so wenigstens einen Sitz im Abgeordnetenhause erhalten. Hätte die geistige Veranlagung ihn zufälligerweise in das Lager des deutschen Bürgertums gedrängt, dann stünde er wahrschein-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lich abseits vom öffentlichen Leben, dann wäre ihm der Rückhalt versagt geblieben, den eine starke Partei gewährt. Und es würde sich ihm kaum die Gelegenheit geboten haben, jene prächtigen Aufsätze zu veröffentlichen, die soeben gesammelt unter dem Titel „Oesterreichs Erneuerung" in der Volksbuchhandlung in Wien erschienen sind.

Dr Karl Renner war bereits ein schriftstellerisch tätiger Mann, ehe seine politisch interessierten Mitbürger seinen Namen kannten. Als Synopticus und dann als Rudolf Springer verfaßte er Broschüren und Bücher, die dem besten zuzuzählen sind, das in Oesterreich geschrieben wurde. Vor dem Reichsrate schimmert wohl in kaltem Marmor eine Statue der Weisheitsgöttin. Im Sitzungssaale des Abgeordnetenhauses erfocht die Weisheit dagegen in den letzten zwei Jahrzehnten nur wenige nennenswerte Siege. Aber im Erdgeschosse des schöpferischen Reichsratsgebäudes saß ein fleißiger Bibliothekar, der nicht nur die Druckwerke ordnete und brauchbare Zettelkataloge anordnete, sondern der eifrig und leidenschaftlich über nichts Geringeres nachdachte als über das Problem Oesterreich. Im Parlamentssaale gerieten die Vertreter der einzelnen Völker heftig aneinander, wogten die Kämpfe, verwilderten die Sitten und verflachten die Reden. Ohne Geist, ohne Schwung wurde das Lied des Mißverstehens vielsprachig angestimmt. Doch in der Bibliothek des Reichsrates fand ein kleiner Staatsbeamter, daß das Chaos nicht naturnotwendig sei, daß sich vielmehr in Oesterreich nichts leichter herstellen ließe als eine segenbringende Ordnung. Wäre erst der Wille vorhanden, das Knäuel zu entwirren, so könnte es nicht schwer fallen, die Fäden auseinanderzulegen und nützlich zu verwenden. Oben im ersten Stockwerke donnerte es: Obstruktion, Kampf und wieder Kampf! Unten im Erdgeschosse verfaßte Dr Karl Renner tiefsinnige Abhandlungen über die Erneuerung Oesterreichs. Zunächst blieben seine Schriften verhältnismäßig unbeachtet. Nur die sozialdemokratische Partei machte sich die Lehre des Synopticus zu eigen; das Brünner Nationalitätenprogramm war in ihrem

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Geiste gehalten. Auch das gedanklich klare und fesselnde Werk „Der Kampf der österreichischen Nationen um den Staat" brachte Rudolf Springer nur den Besten im Staate näher. Noch fehlte es so sehr an Aufmunterung, daß der zweite Teil ungeschrieben blieb. Erst das geistreiche Buch über „die Grundlagen und Entwicklungsziele der österreichisch-ungarischen Monarchie", das noch immer den Decknamen Rudolf Springer führte, begründete das Ansehen des Verfassers. Viele Gelehrte und viele ausländische Politiker und Schriftsteller griffen nach der Studie, die so viele neuartige Betrachtungen und Erörterungen enthielt. Oesterreichs politische Welt zeigte sich jedoch zurückhaltender. Die Einführung des allgemeinen, gleichen Stimmrechtes legte für Dr Karl Renner endlich den Weg ins Parlament frei; war früher bloß die Feder sein Schwert, so konnte es fortab durch die Rede wirken. Er ist in beiden Sätteln gleich gewandt, als Schriftsteller und als Sprecher fesselt er in demselben Maße.

Dr Karl Renner wird von einer schönen und gesunden Zuversicht erfüllt. Er hat etwas von der irdischen Glaubensseligkeit eines Rousseau in sich. Die Menschen sind seiner Auffassung nach gut. Handeln sie schlecht, dann haben dies die Einrichtungen verschuldet. Auf Oesterreich übertragen heißt das etwa: die Völker, die des Staates Grenzen umschließen, würden im Frieden leben und in begrüßenswertestem Wetteifer vorwärts streben, wenn sie nicht die Verhältnisse dazu zwängen, sich zu befehden, sich gegenseitig an den Leib zu rücken. Renner sieht die Ursache des Uebels in zweierlei Tatsachen. Einmal sondert die Kronländerorganisation nicht die einzelnen Nationen, sondern sie wirft sie gleichsam in einzelnen Käfigen durcheinander und überläßt sie ihrem Schicksal. Dann beachtet die österreichische Gesetzgebung das Vorhandensein von verschiedensprechenden und verschiedengearteten Völkern allzuwenig; das Wort Nation kommt in ihr fast überhaupt nicht vor. Mehr als das: die Nationen als solche sind juristisch genommen gar nicht vorhanden; sie sind nicht organisiert, nicht zu Rechtspersönlichkeiten geworden.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Darum mahnt und drängt Dr Karl Renner, von der unzweckmäßigen Gliederung Oesterreichs in die Königreiche und Länder Abstand zu nehmen. Der Staat soll in möglichst einheitliche Kreise zerlegt werden. Durch die Zusammenziehung dieser kleinen Selbstverwaltungskörperschaften unter Berücksichtigung der territorialen Verhältnisse wäre die neue territoriale Organisation Oesterreichs zu vollziehen; die Vereinigung aller Angehörigen eines Volksstammes zu einem Ganzen müßte die Nation als Einheit in die Erscheinung bringen, die ihre eigene Vertretung, ihre eigene geistige Kulturhoheit und Finanzhoheit erhalten sollte. Mit besonderer Liebe hat sich Renner dem sogenannten nationalen Personalitätsprinzip zugewandt. Die nationalen Rechte und Pflichten wären nicht an den Boden, an das Siedlungsgebiet (Territorialprinzip), sondern eben an die einzelnen Personen zu binden. Aber immer wieder hört man: „Die Kronländer sind der innere Feind der habsburgischen Monarchie", und stets aufs Neue vernehmen wir: die Völker kämpfen nicht gegen den Staat, erstreben nicht dessen Zerreißung; sie ringen vielmehr um ein verjüngtes Oesterreich. Jetzt, inmitten des Weltkrieges, da der einheitliche Verteidigungswille von der Elbe bis zur Adria offenkundig wird, erscheint allerdings als selbstverständlich, was vor Jahren noch für manchen Sorge oder Frage war.

Von Oesterreich ging Dr Karl Renner zur österreichisch-ungarischen Monarchie über. Hatte er schon vorher in einem Schriftchen das Ende des Dualismus als gekommen angekündigt, so vertrat er in dem Buche über „die Grundlagen und Entwicklungsziele" großösterreichische Gesichtspunkte. In Cis- und Transleithanien sollte eine demokratische Lokalverwaltung eingeführt werden; das wäre die erste Aufgabe. Der zweite Schritt müßte in der Herstellung eines politischen Ueberbaus bestehen. Alle Kreise und Kreiskurien einer Nation wären zusammenzufassen, zur nationalen Einheit zu verschmelzen. Andererseits müßte unter Berücksichtigung der geographischen, wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse die territoriale Einteilung des Gesamtreiches erfolgen. Renner

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

meinte: „Die Föderation muß eine zweidimensionale sein." Die dritte Stufe hätte die Einrichtung der Reichsgewalt — die Zusammenschließung der Territorien und Nationen — zu bilden. Oesterreich müßte vorangehen, gleichsam als Lehrer, als Vorbild wirken. Ungarn würde dann — nach Renners Auffassung — ohne Zwang nachfolgen. Denn das „Gute" setzt sich überall durch. Das ist sein Optimismus. Fügen wir gleich hinzu, dies bildet auch seine Fehler. Verschiedene Menschen und Völker haben verschiedene Ideale. Wie Dr Renner die Verhältnisse in Ungarn verkannte, so irrte er sich auch in der Beurteilung des Dualismus, so unterschätzte er die Sehnsucht der Magyaren nach der eigenen Häuslichkeit im Rahmen der Länder der heiligen Stephanskrone. Aber ist die allzu schwungvolle Hoffnung auch bisweilen ein Nachteil, so wirkt sie doch manchmal als Vorteil. Von ihr strömt eine Zuversicht aus, die dem immer Bedenklichen niemals voll zu eigen wird.

Einiges von dem, was Renner früher entwickelt hatte, findet sich in seiner letzten Schrift in neuer Form. Mancherlei Einwand wurde schärfer herausgearbeitet, manche Kritik mit frischen Stützen versehen. Wir erwähnen bloß den dritten Abschnitt, der sich mit der österreichischen Verwaltungsreform beschäftigt. Dr Renner ist nun Mitteleuropäer. „Mitteleuropa ist tausendjährige Wirklichkeit, nicht Wahnidee!" ruft er in einer Polemik aus; Mitteleuropa wird ihm zur Bürgschaft des Weltfriedens und der freien Weltwirtschaft. Renner wendet sich vor allem an die Sozialdemokraten, damit sie in diesem Sinne im Deutschen Reiche und in Oesterreich-Ungarn zu den herrschenden Mächten sprechen. Wie alle früheren Arbeiten, so durchdringt auch das letzte Buch das unerschütterliche Vertrauen zu Oesterreich-Ungarn, zu dieser unbeugsamen Wirtschafts- und Wehrvereinigung. Sie soll in der Zukunft nur von frischerem, fröhlicherem Leben und von innerer Harmonie erfüllt sein. Das versteht der Verfasser unter der Erneuerung. Indem er sie wünscht, äußert er sich auch — soweit dies die Zeitumstände erlauben — offenherzig über die Mittel und Wege. Und er wird selbst zum Pfadweiser, zum geistigen Erneuerer . . .

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Irak

Von Edgar Stern

(Schluß)

Während es die Tendenz Englands und Frankreichs gewesen ist, die Türkei in dem Stadium des langsamen Zerfalles und der Reaktion zu erhalten, um auf ihre Kosten möglichst viele Konzessionen, wirtschaftliche und politische Vorteile herauszuschlagen und ihr staatliches Gefüge durch Abziehung der von Konstantinopel fast unabhängigen Stämme zu schwächen, liegt es in der Natur der Sache, daß Deutschland nur aus einer möglichst starken, wohlorganisierten und selbstbewußten Türkei im wirtschaftlichen Wechselverkehr und in der gegenseitigen politischen Annäherung Nutzen ziehen kann. Die Uebereinstimmung dieser Interessen verleiht dem Waffenbündnis die nötige Garantie für einen dauernden Bestand, nachdem die Türkei gezeigt hat, daß die Keime neuen Lebens und ein berechtigtes Selbstvertrauen ihr in staatlicher und völkischer Beziehung innewohnen. Sie wird manche Veränderung und Verbesserung einführen müssen, um die Folgen der Mißwirtschaft, die vom hamidischen Regime her nachwirken, dauernd zu beseitigen, und der Irak als eine der wichtigsten Provinzen an der Peripherie dieses ungeheuren Reiches läßt die Forderungen, welche eine dauernde Entwicklung erheischt, naturgemäß deutlicher erkennen, als die kultivierteren und besser kontrollierbaren Vilajets Kleinasiens oder Syriens. Neben den allgemeinen Verbesserungen der Verkehrsmittel: Schiffbarmachung des oberen Tigris und des Euphrat, Ausbau von Landstraßen, Erweiterung und Verbesserung des Telegraphennetzes und beschleunigte Durchführung des Bagdadbahnbaues gehören hierher vor allem drei Forderungen:

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vermehrte Zentralisation der Regierung in Konstantinopel, Lösung der Beduinenfrage und eine einschneidende Wirtschaftsreform. Als weitere Forderung tritt hierzu das Verlangen nach geistiger Reform, deren Kern die vorläufig nur in den Hauptstädten erkennbare Frauenfrage bildet.

Wie sich aus den ungeheuren Entfernungen, der altmodischen Verwaltungsform und den überaus mangelhaften Verkehrsmitteln von selbst ergibt, sind die Organe der Provinzialregierung, die in Vilajets (Provinzen), selbständige und abhängige Sandschaks unter einem Mutessarif (Regierungsbezirke), Kaimakamliks (Kreise) und Ortsbezirke unter einem Mudir zerfällt, mit außerordentlichen Vollmachten ausgerüstet. Wo ihnen solche nicht konstitutionell zustehen, sind jedenfalls die Behörden fast immer in der Lage, über Leib und Leben der Bewohner, über ihr Eigentum und ihre Rechte in einer Weise zu verfügen, die diesen unbedingte Gerechtigkeit nicht ausreichend gewährleistet. Wenn damit auch nicht gesagt sein soll, daß diese Regierungsorgane durchweg oder in der Hauptsache parteiisch oder bestechlich seien, so bedingt jedenfalls das Streben nach einer modernen Entwicklung der osmanischen Provinzen einen verstärkten Einfluß der Zentralregierung auf die Geschicke der Einzelnen, eine erleichterte Möglichkeit, sich an die höchsten Behörden des Landes zur Wahrung dieser Rechte des Einzelnen zu wenden.

Neben den Schwierigkeiten, die einer freien Entwicklung von Handel und Landwirtschaft für die ansässige Fellachenbevölkerung bisher von Seiten der Behörden entgegenstanden und die sich vorwiegend in der Höhe und der ungleichmäßigen, oft ungerechten Art der Steuereintreibung kundgaben, bilden die Gewohnheitsrechte der nomadisierenden Araber, der Beduinen von jeher ein ernstes Hindernis für den wirtschaftlichen Ausbau Mesopotamiens und der angrenzenden Länder. Diese Beduinen, deren größte Stämme die Aneseh am oberen Euphrat, die Montefiks am untern Euphrat und Tigris, die Beni Lam östlich zwischen diesem und den persischen Randgebirgen und die Schammar am

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

oberen Tigris sind, stehen zu der Regierung bisher in einem eigenartigen, teils auf stillschweigender Duldung, teils auf unentschiedenen Fehden beruhenden Verhältnis und halten sich für berechtigt, von der ansässigen Bevölkerung die „Chuwwe", den Bruderzoll zu erheben. Hierbei tritt nicht selten der Fall ein, daß ein Bauer, dem die Regierung bereits den Zehnten seines Ernteerträgnisses, der in grünem Zustande von dem Ertrage seines Feldes festgestellt wird, in recht willkürlicher Weise erhoben hat, den Rest mit Bracchialgewalt abgenommen bekommt. Es besteht deshalb kein Anreiz, mehr als das zum Lebensunterhalt unbedingt Notwendige anzubauen und zu erzeugen, und ungeheure Gebiete fruchtbaren Landes bleiben brach liegen. Der heilige Krieg hat für diese offene Beduinenfrage ebenfalls eine Art Burgfrieden geschaffen; indes bedingt die Entwicklung des Irak und der angrenzenden Provinzen ihre Lösung, sei es durch erzwungene Seßhaftmachung der Nomaden, sei es durch ihre Beschränkung auf besondere Territorien oder dergleichen.

Die Durchführung des Baues der Bagdadbahn und die Regelung der oben erwähnten Verkehrsfragen: Straßenverbesserung, Telegraph und vor allem Wiedererstellung der großartigen Bewässerungsanlagen des Altertums in dem von der Sonne ausgedörrten Gebiete des Zweistromlandes, für die bedeutende englische Projekte vorliegen, werden automatisch eine wesentliche Verbesserung der erwähnten Mängel mit sich bringen. Um aber das Land „wo Milch und Honig floß", hier wieder von neuem erstehen zu lassen, ist eine gewaltige Pionierarbeit unerläßlichste Vorbedingung.

Die auch bei uns verbreitete, durch schlechte französische Romane phantasievoller Verfasser genährte Meinung, die Frauen des Islam lebten gewissermaßen in einem Kerker, von grimmigen Eunuchen bewacht, und jeder Orientale halte sich ihrer ein oder mehrere Dutzende, ist natürlich grundfalsch, wie so manches andere Axiom über den Orient. Zwar gestattet der Koran vier Haupt- und eine unbeschränkte Anzahl Nebenfrauen; aber es ist sehr selten, daß ein Mann aus dem Volke oder dem Mittelstand mehr als

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eine Frau hat, und wenn ihr auch die strengen Gesetze der Religion und einer religionsähnlichen Tradition manche Beschränkungen auferlegen, so empfindet doch nur eine verschwindende Minderheit hauptstädtischer Frauen ihr Los als minder erfreulich gegenüber dem ihrer westlichen Schwestern. Dies vorausgeschickt, darf man sich nicht verhehlen, daß der äußere und innere Niedergang der Völker des Orients zeitlich zusammenfällt mit der Ausbreitung des Islam und der dadurch geschaffenen Entrechtung der Frau, der diese Religion die Seele und das Recht der Selbstbestimmung abspricht. Bis zu einem gewissen Grade kann also ein ursächlicher Zusammenhang zwischen diesem Niedergang und der Behandlung der Frau bestehen, wenn es auch überaus schwer sein dürfte, genau nachzuweisen, inwieweit diese Frage neben den anderen Ursachen dieses Niederganges zur Geltung gekommen ist. Unbedingt darf jedoch zugegeben werden, daß für die Erziehung der Kinder der Einfluß einer Mutter erwünscht ist, die an den wesentlichsten Dingen des Lebens gleichfalls teilnimmt und der die Güter der Kultur und des Wissens ebenso zugängig gemacht sind, wie den Männern. Eine Reform in dieser Richtung hat nach Ansätzen, die über das Ziel hinausschossen, von der Hauptstadt her eingesetzt und wird mit den verbesserten Verkehrsbeziehungen zu den entlegeneren Provinzen auch dorthin vordringen. Der deutsche Einfluß, der im Gegensatz zu den englisch-französischen auf eine selbständige Entwicklung und kulturelle, wie wirtschaftliche Hebung der Türkei abzielt, hat auch in dieser Frage sicher wünschenswert gewirkt. Als Symptom dafür darf die hervorragende Beteiligung der türkischen Frauen an der Liebestätigkeit des Roten Halbmondes besonders erwähnt werden. Ueberhaupt durchzieht das ganze geistige Leben der Türkei seit Beginn des Krieges eine Strömung, die man zwar durchaus nicht als Hinneigung zur Kultur des Abendlandes, aber als das Bestreben ansprechen darf, die Güter dieser Kultur den spezifischen Bedingungen des orientalischen Geistes und Lebens anzugleichen. Für den Irak und die angrenzenden Gebiete gelten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

alle diese Beobachtungen vorläufig nur in beschränktem Maße. Denn hier ist höchstens Bagdad, wo eine oder zwei kleine Provinzzeitungen erscheinen und das geistige Leben vornehmlich in seinen religiösen Erscheinungen Blüten treibt, in gewissem Sinne als Kulturzentrum anzusprechen. Im platten Lande geht vorläufig alles den seit vielen Jahrhunderten gewohnten Gang: der Fellache bebaut sein Stückchen Land, in das er mit Hilfe primitiver Schöpfwerke, der kreischenden Naturen, Schöpfräder oder Dscherrots, Göpelwerke mit Ziegenschläuchen, das fruchtbringende Naß der großen Ströme pumpt — sein Weib, das von Kopf bis Fuß in die herkömmliche schwarze Abaja gehüllt ihre oft hübsche, geschmeidige Gestalt kaum erraten läßt, verrichtet die Haus- und einen Teil der Feldarbeit, und die drolligen braunen Kinder spielen nackt unter der glühenden Sonne mit den Haustieren umher. Die Wohnstätten sind unglaublich primitiv, oft nur aus getrocknetem Lehm aufgeworfene einstöckige Gehöfte, aber die gütige Natur spendet in ein paar Dattelbäumen und auf einem kleinen Feld, das mit Mais, Hirse, Gerste, Weizen, Melonen und Tomaten bestellt ist, mit den primitivsten Werkzeugen bearbeitet wird und dreimal jährlich geerntet werden kann, reichlichen Ertrag. Milch liefern schwere schwarze Büffel und Ziegen, Fleisch die kräftigen Fettschwanzschafe und nebenher züchtet man wohl auch noch ein paar Kamele, Pferde, Maultiere, und die nützlichen weißen Maskatesel. Die Viehzucht im Großen freilich ist in der Hauptsache Privileg der Beduinenstämme, die selbst ungeheure Herden besitzen und außerdem mit einer Gewissenhaftigkeit, welche ihnen in anderen Geschäften nicht immer eigen ist, die Herden der Großgrundbesitzer oder der Pächter von Vakufländereien zur Aufzucht und Weide übernehmen. Das Handwerk wird hauptsächlich in den Städten gepflegt und hat viel von seinen zur Blütezeit Mesopotamiens künstlerischen Formen eingebüßt, bedient sich aber ebenfalls noch der gleichen außerordentlichen primitiven Werkzeuge, mit denen vor Jahrtausenden schon gearbeitet wurde. Industrie im europäischen Sinne existiert

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht. Sie wird aber mit der Ausgestaltung des Verkehrsnetzes und mit dem Vordringen des Bagdadbahnbaues zweifellos entstehen, denn große Bodenschätze harren überall der Erschließung. Das ungeheure Petroleumbecken, das sich von den persischen Gebirgen her über Mendeli parallel des Djebel Hamrin bis über den Tigris hinaus erstreckt und an einer ganzen Reihe von Stellen offen zu Tage tritt, wird bisher nur für die Bedürfnisse der Umgebung in bescheidenstem Sinne ausgebeutet und liefert dennoch reichen Ertrag. Am Tigris entlang ziehen sich beträchtliche Kohlenvorkommen, die allerdings einer verhältnismäßig jungen Periode angehören; nördlich und östlich von Mossul tragen die armenischen Gebirge wertvolle Steinkohle, Eisenerz, Blei, Kupfer und andere Metalle, und wenn auch noch wenig durchforscht, ist es zweifellos, daß hier überall große Entwicklungsmöglichkeiten vorhanden sind, deren Ausbeutung der Schaffung von Transportmitteln und Wegen vorbehalten ist. Mit der Schiffbarmachung des Euphrat und des oberen Tigris wird sich der Export an Datteln (der jetzt schon etwa 150000 Tons pro Jahr beträgt), Feigen, Orangen und aller Sorten Getreide heben und einen Anreiz zur Erweiterung des Anbaues geben. Der Anschluß dieser Gebiete und des persischen Hinterlandes an den Hafen von Alexandrette, wie ihn die Bagdadbahn bezweckt, umgeht den Suezkanal und die mit dem Durchtransport durch diesen verknüpften erheblichen Unkosten und wird viele Erzeugnisse exportfähig machen, welche bisher diese Spesen nicht aufbringen konnten oder deren Erzeugung zu weit von den Seehäfen ablag. Für Wolle, Baumwolle, Seide und Leder wird die asiatische Türkei in hohem Maße zu unserer Versorgung beitragen können.

Das alles haben die Engländer erkannt. Wahrscheinlich früher erkannt als wir selbst, und deshalb unserem wirtschaftlichen Vordringen in Mesopotamien, der Durchführung des Bagdadbahnbaues bis an den persischen Golf und unseren Bestrebungen, die auf eine Reorganisation und Erstarkung der selbständigen Türkei gerichtet waren, offen und geheim jedes erdenkliche Hindernis in

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Weg gelegt. Wie auch der Ausgang der lokalen Kämpfe im Irak und in Persien sein mag: Englands überwiegender Einfluß in diesen Ländern ist gebrochen und wird nie wieder erstarken, nachdem er da, wie an den Dardanellen, entscheidende und sein Ansehen vernichtende Niederlagen vor dem Schwerte des Khalifen erlitten hat. Und wenn die großartigen Bewässerungsprojekte von Sir John Wilcox, die mit Unterstützung der englischen Regierung in jahrzehntelanger Arbeit zustande gekommen sind, zur Ausführung gelangen, so wird dies nicht in einem britischen, sondern in einem türkischen Irak geschehen. Wir aber werden gemeinsam mit der Türkei aus den kulturellen und wirtschaftlichen Wechselbeziehungen, die aus wohlverstandenen, gleichlaufenden und gemeinsamen Interessen erwachsen sind, die Früchte ernten, die das gemeinsam vergossene Blut unserer Söhne auch dort auf den fernen Schlachtfeldern des äußersten Orients gesät hat.

Die Mutter in der Zeit

Von Eduard Lachmann (im Felde)

Ein Soldat: Warum blickst du so gespannt in die Nacht, Freund? Siehst du etwas?

Der andere: Nein, es ist nichts. Ich sehe nichts.

Der eine: Du mußt etwas sehen. Deine Augen verraten es an ihrem Glanz.

Der andere: Du hast Recht. Ich sehe etwas. Aber sprechen wir nicht davon. Es ist eine Erscheinung. Ich träume mit offenen Augen. Und es bringt auf unnütze Gedanken, wenn man von manchen Träumen spricht.

Der eine: Schlage dir die Nützlichkeit einmal um die Ohren, Freund, und erzähle.

Der andere: Also siehst du dort vorn den kahlen Wald. Es sind nur die nackten Aeste, ich weiß es. Sie sind aber der Spitzensaum eines lange wallenden, in die Unendlichkeit gebreiteten Gewandes, und wenn du den Blick in die Höhe richtest, dann siehst du den großen Stern da oben, der milde lächelt, wie ein menschliches Antlitz, wie — ach, du wirst mich nicht verstehen — wie ein mütterliches Antlitz.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der eine: Ich verstehe es.

Der andere: Und vor uns die zwei Birken rechts und links, sie stehen wie zwei Kerzen vor dem Bilde der Andacht, und ihre grauweißen Astkronen um den schimmernden Stamm sind die Kränze unsichtbarer Flammen.

Der eine: Sprich weiter, Freund.

Der andere: Darüber ist nicht weiter zu sprechen. Du weißt wohl, an was wir denken. Aber ist es nicht sonderbar. Dieses Gesicht erscheint mir nicht zum ersten Male. Wenn wir an einem schönen Morgen dahinreiten im Lande des Feindes, dann scheint es mich mit einem fröhlich aufmunternden Blick vom Himmel zu grüßen, mit demselben Blick, mit dem sie leibhaft mir beim Abschied in die Augen sah. Ein fester, standhafter Blick, ohne Tränen und doch im feuchten Glanze, den unendlichen Schmerz verschweigend. Und als wir einmal im Kampfe standen und Regen peitschte und die Wolken flüchteten am Himmel, unter dem die Geschosse, schwere große, leichte und winzig kleine als einzig zielbewußte ihre Bahn zogen, da war es, als verhüllte sie ihr weiches, mildes Antlitz. Und wie könnte sie anders! Denn wenn sie den Sohn, den sie geboren, wirklich sähe in der Vernichtung, sie müßte den Verstand und mehr verlieren, sie verhüllte sich denn. Und als wir uns eingruben in die Erde, Schutz suchend, da glaubte ich ihren Arm zu fassen. Nicht immer sind mir diese Bilder nah, gewiß. Das Tägliche, das Nächste und das Kleine im Kampfe und in der Ruhe verdrängen sie. Aber ich weiß, daß sie auf dem Grunde der Seele ruhen und bei mir sind und in gesammelten Stunden leuchten! Ist alles dies nicht seltsam? Es ist nicht die Braut, nicht die Schwester, es ist nicht Vater, nicht Bruder, es ist die Mutter, die ich sehe und fühle, so ferne sie mir ist, und dem Geschehen, in dem ich stehe.

Der eine: Es ist nicht seltsam, und ich verstehe dich ganz. Nun laß mich dir erzählen. Ich war auf Urlaub in der Heimat, wie du weißt, vor kurzem. Ich sah manches, was unsereinen, der von hier draußen kommt, erstaunt in den großen Städten, in denen das Leben seinen Gang geht wie ehedem. Wie sollte es auch anders. Es ist leicht, von Gegensätzen reden, die in der Natur der Dinge liegen.

Der andere: Du sahst die Mutter? —

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der eine: Ich sah sie. Sie war die einzige, die ganz ohne Widerspruch war zu dem Sinn unserer Zeit. Die anderen leben in den Tag, schmücken sich und schreien nach Butter. Die Menschen wandeln sich nicht. Oft aber fühlte ich den Blick anderer Frauen auf mir ruhen, jenen Blick, von dem du vorhin sprachst, mit wechselndem Ausdruck, mit wechselnder Stärke, jedoch man fühlte sofort, daß es der Blick einer Mutter war, und ertrug ihn mit Ehrfurcht und beschämt zugleich. Auch andere sahen mich an. Junge Knaben mit frischen, glänzenden Augen, von kriegerischer Sehnsucht verzehrt, ältere Herren, freundlich und etwas wie dankbar aus ihren ergrauten Bärten lächelnd, und auch Blicke von Jüngeren fielen auf mich, ein wenig schuldbeladen, wie mir schien, und neidvoll. Aber kein Blick traf mich so wie der jener fremden Frau in Trauer. Am Bahnhof stand sie wie suchend und ihre Augen standen voll Tränen. Denke dir, eine fremde Frau und Tränen.

Der andere: Sprich mir von deiner Mutter.

Der eine: Sie ist eine einfache Frau. Es ist ihr nicht immer leicht geworden, und manches Harte und Schwere war in ihrem Leben und die Freude nur karg zugemessen. Nichts hat sie als den Sohn, und doch gab sie ihn hin ohne Zucken, ohne Zögern; es verstand sich ihr von selbst. Und nun sitzt sie zu Hause und kann nichts für ihn tun, als ihn in den Mantel ihrer liebenden fernen Gedanken hüllen. Zwiesprache hält sie mit ihm, wenn der Mond voll und rund am Himmel steht oder wenn sie zu den Sternen aufblickt, denn sie weiß, daß auch der Sohn ihre Blicke da oben sucht. Um diese doppelte Sternenweite sind sie voneinander, und sie muß am Fenster sitzen in der Stube, während sie den Sohn in Not und Gefahr glaubt, und muß die Hände ineinander schlagen. Sie legt sie sonst gewiß nicht in den Schoß. Sie geht der Arbeit nach wie früher, sorgt und hilft, soviel sie kann. Aber was ist dies alles, wenn sie dann wieder mit ihren Gedanken allein ist, mit den immer gleichen, mit denen sie am Morgen erwacht und am Abend einschläft. Wenn dann die Trauernden zu ihr kommen, denen das Opfer gefordert wurde, und sie den Schmerz teilen soll und trösten und sie selbst zusammenzuckt, wenn eine Tür geht in der Erwartung irgendeiner Nachricht, jener paar kalten knappen Worte, die ihr alles mit einem Strich nehmen können.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Siehst du, das ist ihr Kampf, ihr Heldentum. Und wir dürfen wohl sagen, daß ihres größer ist als das der Tätigen draußen, denn es ist stumm, es ist das Dasitzen mit gefalteten Händen in grenzenloser Einsamkeit unter dem übermächtigen kalten Dom des Schicksals.

Der andere: Einsamkeit, das ist das rechte Wort. Jeder, auch wir sind einsam in dieser Zeit, einsamer noch als sonst. Denn jeder wird mit seinem Schicksal anders fertig, keines gleicht ganz dem andern, und wieviele unüberwindliche Hemmungen sind der Mitteilung im Gefühl entgegen gerichtet. Ja, mir will scheinen, als ob die innerliche Vereinsamung gerade zu den schwersten Dingen im Kriege gehöre, als ob sie ihn, als persönliches Erlebnis genommen, geradezu ausmache. Denn die Zeichen und Spuren des Todes vor und hinter uns sind es doch gewiß nicht, auch nicht die Not und Entbehrungen. Massenhaft ist der Tod auch bei einer bürgerlichen Typhusepidemie, und weiches Wohlleben mißt auch der oft, der aus Liebhaberei Löwen jagt.

Der eine: Gewiß ist es so, wie du sagst. Aber wir hier draußen empfinden dieses Einsamsein nicht so unmittelbar. Das Bewußtsein davon fällt uns nur selten an. Durchweht von Bewegung sind wir, ins Handeln gespannt, umgeben von Kameradschaft, und die Mutter allein zu Hause hat nichts, um das sie den Arm schlingen könnte.

Der andere: Und wie erträgt sie das?

Der andere: Sie ward um Jahre älter. Sie schrieb, ich sollte sie nicht überraschen, wenn ich käme. Wie stimmte das zu dem Bilde jener frischen, klaren Frau, als die ich sie verließ. So ist sie doch nicht mehr wie früher, und nur an dieser Bitte erkannte ich es. Denn sorgsam verbirgt sie alles, was das Schwere ihres Schicksals verraten könnte, damit mir der Sinn frei und froh bleibe. Und es ist ja auch nicht so, daß es nur schwer wäre. Das sprach für alle, die zusammen saßen und der Verlorenen gedachten, eine schlanke, blonde Frau aus. Ihre blauen Augen leuchteten. Es sei doch edel, so das Beste und Einzige opfern zu können. Wie wünsche sie sich einen Sohn. Sie habe keinen. Niemand antwortete. Aber jeder wußte, daß diese schlichten Worte an das Tiefste in jeder Mutter rührten, da wo Glück und Schmerzen eins sind.

Der eine: Und daß ich dies noch frage. Oder nein. Laß mich es lieber selbst sagen. Jetzt, wo wir die Scheu verloren haben, das ein-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fache zu sagen, weil es nur einfach ist und gut und warm. Gab es nicht Zeiten — Glück, daß sie verweht sind — wo das noch anders war. Wo Süchte herrschten nach dem Besonderen, dem Gesuchten, dem Seltenen im Gefühl und Ausdruck, wo das Glück am Worte vor anderen stand und der Sinn nichts war als Arabeske. Waren wir da nicht oft von ihr fern, ferne ihrem klaren, gütigen einfachen Herzen.

Der eine: Daß ich es dir nur eingestehe: nahe bin ich ihr erst jetzt, so eng verbunden wie in den dunklen Stunden vor dem Dasein, nur in anderem Sinne, und erst jetzt gebe ich ihr einen Teil meiner Liebe zurück, den ich empfing. Nie war das biblische Gleichnis so wahr. Ein Schwert durchfuhr das Herz der Mutter der Schmerzen. Jeden Tag gebiert sie den Sohn aufs neue und gibt ihn aufs neue hin. Und das Geheimnis ihrer Liebe ist unendlich wie der Himmel und das Meer und spottet jeder Kugel und jedes Eisens.

Der andere: Unendlich und ein Geheimnis. Wie hast du Recht? Man kann es ahnen, aber nicht begreifen, und im Grunde weiß niemand, was eine Mutter ist.

Kolonnen-Leben und Tod

Was wir hier leben, ist wie ein heller Traum.
Wir grüßen das Licht der Sonne, wenn die Strahlen
nur erst die Wipfel des höchsten Walds überglitzern.
Die Pferde springen in den Morgen hinein,
heller singen wir, als unsre Räder schlagen.

Wir bringen in der dunkeln, freundlichen Nacht
unsern Brüdern den Vorrat an die Geschütze.
Wir hoffen, in jedem geflocht'nen schweren Korb,
den wir zu zweit aus dem schweren Wagen heben,
möge der sichere tausendfache Tod
dem Feind bereit sein. O! nicht erbarmungsvoll
denk ich des Feindes. Denn so ist es gefügt,
daß er muß sterben und mein Volk leben bleiben.
Wenn er erst hin ist, wer weiß, wie bald,
haben wir Frieden und sind in Seligkeit!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Tod geht neben uns her auf allen Wegen.
Unsichtbar ist er, im dunkeln Tannenwalde
in ein starres Nadelgewand gekleidet,
über die Aehren fliegt er dahin, wie Wind,
und sein Rock ist von köstlichem Erntegolde.
Am Morgen ist er in Morgenröte gekleidet,
Am Abend geistert er in den Nebelwiesen.
Wir kennen ihn, wir reiten entgegen ihm
wie einem Freunde. Wo seine Hippe aufglitzt,
zittert das Herz nicht. Doch senken wir die Stirne
und die Lider, denken, ob wir bereit sind.

Eduard Reinacher

Hans Hubers „Schöne Bellinda"

Ihre bedeutsame und höchst erfolgreiche Uraufführung erlebte am 2. April am Stadttheater zu Bern die neueste Opernschöpfung des namentlich als Symphoniker auch in Deutschland wohlbekannten Basler Komponisten Hans Huber: „Die schöne Bellinda", romantische Oper in einem Prolog, einem Vorspiel und 3 Akten. Den Text verfaßte Gian Bundi, der vor einigen Jahren eine Sammlung prächtiger Engadiner Märchen herausgegeben hat, nach einem dieser Märchen, dessen Grundmotiv in den Märchen der Weltliteratur immer wiederkehrt: eine Jungfrau erlöst durch tapfere Ueberwindung aller Schrecken ihren ob seiner Untreue in ein Ungeheuer (Mostro) verzauberten Geliebten.

Die reine, reiche Märchenwelt tut sich in diesem sehr geschickt aufgebauten und dramatisch höchst wirksamen Libretto auf. Im Vorspiel sehen wir die von Enzio betrogene Bellinda, ihr Schicksal beklagend, sehnsüchtig nach einem neuen Leben in der frischen Bergluft verlangend. Sie bewegt ihren Vater Alfonso, mit ihr in die Bergeinsamkeit zu ziehen. Aus dem Wasser — die Szenerie hat venezianisches Gepräge — steigen plötzlich zwei Feen auf, die über Enzio das Schicksal verfügen, daß er, verwandelt in fürchterliche Gestalt, tief im Zauberwald gebannt leben müsse, bis er durch eines Weibes Treue befreit werde. Der erste Akt führt uns in die tief verschneiten Bergeshöhen, von denen Alfonso niedersteigt, um Bellinda die von ihr als Symbol ihrer stetsfort glühenden Liebe ersehnte rote Rose zu holen. Im Schneesturm verirrt sich der Vater jedoch in den Zauberwald, wo er entkräftet niedersinkt. Da beginnt das bunte Märchenspiel: der Wald tut sich auf, Alfonso sieht sich auf einmal in einem Zauberschloß, wo er von Narren bewirtet und zur Ruhe gebettet wird. Im wunderbaren Rosengarten des Schlosses wacht er auf und bricht für Bellinda die herrlichste Rose. Ein Donnerschlag — und vor ihm steht der Herr des Schlosses, der in ein grausiges Ungeheuer verzauberte Enzio, der ihn von dem durch das Brechen der Rose erwirkten Tode nur dann befreien will, wenn er ihm Bellinda als Königin ins Schloß bringt. Alfonso schwört und geht, seine Toch-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ter zu holen. Vom Narren Scaramuccio, der die Versinnlichung des bösen Gewissens und des tragisch höhnenden Lachens ist, und vom Chor der Narren grotesk umtanzt und verspottet, so harrt das Ungeheuer Bellindas. Im zweiten Akt erscheint sie und, von Mitleid ergriffen, schwört sie dem Ungeheuer Treue. Als sie jedoch im Zauberspiegel, der ihrem Wunsche nun auch untertan ist, ihren Vater vor Verzweiflung wehklagen und ohnmächtig hinsinken sieht, da erfleht sie sich vom Ungeheuer zehn Tage Zeit, um ihren Vater zu trösten. Das Ungeheuer verleiht ihr einen Zauberring, der sie sofort zu ihrem Vater hinträgt. Im dritten Akt sitzen das Ungeheuer und sein Narr traurig vor dem Spiegel und warten auf Bellindas Rückkehr. Der elfte Tag geht zur Neige. Im Spiegel sieht der Mostro den Herzenskampf Bellindas, die zwischen Tochterliebe und Worttreue zu wählen hat. Als sie dem Flehen des Vaters nachgibt, fällt Enzio wie leblos nieder. Bellinda aber, die sein Zusammenbrechen in tiefster Seele erfühlt und unter der Wucht ihres Treubruches leidet, eilt kraft ihres Zauberringes herbei und erlöst das Ungeheuer. Die letzte Szene spielt im Rosengarten: in früherer strahlender Schönheit steht Enzio neben ihr, und alle Narren und Närrinnen des Schlosses, ebenfalls erlöst, umringen das glückliche Paar.

So bleibt die Spannung nicht nur bis zum Schluß rege, sondern erlebt am Ende ihren in Jubel ausbrechenden Höhepunkt.

Diesen ungemein dankbaren und wirkungsvollen, außerdem auch an Gehalt und Stimmungswerten sehr reichen Stoff hat nun Hans Huber mit dem ganzen Zauber seiner Kunst erfüllt. Das Romantische liegt seinem Wesen nahe, und es ist wahrhaft erstaunlich, wie unversieglich ihm die Melodien, die musikalischen Gedanken, die Motive zuströmen. Dabei gestaltete er, der ja den großen modernen Orchesterapparat königlich beherrscht, die Partitur außerordentlich einfach, klar und durchsichtig; die Orchesterbesetzung ist ganz schlicht, nur die Celesta verwendet er da und dort, um eigenartige malerische Wirkungen zu erzielen. So ist etwa Fiamettas Lied vom Korallenkettlein von wunderbarer Farbigkeit, von einem prächtigen Funkeln erfüllt. Huber, der in seiner Oper „Simplizius" noch allzusehr Symphoniker war, hat sich in der „Schönen Bellinda" nun völlig dem Dramatischen zugewandt, ja, ich möchte sagen, er hat den Symphoniker hier fast zu stark verleugnet, manch feinsinniges Motiv ließ er auftauchen, um es nachher ohne weitere Durchführung wieder am Wege liegen zu lassen. Das Leitmotiv braucht er im Grunde genommen nur im Zauberspiegel, sonst aber verzichtet er darauf und macht sich dadurch von der Wagnerschen Technik völlig frei, obwohl manch eine Stelle an Wagner, vornehmlich an den „Tristan", erinnert.

Die Hubersche Musik atmet im übrigen reiche Ursprünglichkeit, und man darf mit Stolz sagen, daß ihr etwas echt Schweizerisches eigen ist. Die Oper entstand ja auch in Vitznau am Vierwaldstättersee, und dieser urschweizerischen Landschaft ist es vielleicht zuzuschreiben, daß die Musik so bodenständig, so frisch und kernig, so kraft- und saftvoll, so warm und farbig und gedrungen ist. Wie ergreifend ist etwa die großzügige Kantilene in der Klage Bellindas um Enzios Untreue, wie prickelnd und schneefrisch die Einleitung zum ersten Akt, der ja auf reinen Bergeshöhen beginnt! Und wie wunderbar stimmungsvoll, ahnend und von leiser Bangigkeit ist das lyrisch

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

edle, von hoher Schönheit erfüllte Solo des Englischhorns, das den Abgang des Vaters, der nach der Rose Bellindas ins Tal steigt, begleitet und während der Verwandlung kraftvoll überführt zum wuchtig ausgedrückten Schneesturm! Auch volksliedartige Weisen verwertet der Basler Meister, so vor allem im lustigen Kettleingesang Fiamettas. Und wie vermag Huber die düstere, entsagungsvolle Stimmung des Ungeheuers zu Beginn des dritten Aktes durch eine aus der Tiefe aufsteigende melodische Linie auszudrücken! Kaum glaubt man, daß bis zum Schlusse des Werkes noch eine Steigerung möglich sei. Und doch hat Hans Huber es meisterhaft verstanden, die letzte Kraft des Ausdruckes bis zum einzigen Ensemblesatz (Solisten und Chor) der Oper, bis zu der Schlußszene zu versparen, wo die Erlösung der Narren einen ungemein schönen, stets sich selbst noch übersteigernden Jubelgesang schafft, einen Gesang, der über seine an das augenblickliche Geschehen gebundene Bedeutung emporstrebt zu einem tief eindrucksvollen Preislied der Liebe und Treue, zu einem Lebenslied vollmännlicher Kraft und männlicher Weltbejahung.

So ist „Die schöne Bellinda", diese neue schweizerische Oper, nicht nur hinsichtlich des Librettos dramatisch höchst wirksam und originell, sondern auch musikalisch geistreich, durchflutet von warmer Melodik, durchsprüht von rassigen Rhythmen und bedeutend an Wert. Walter Reitz (Bern)

Ins neue Land

Von Gabriele Reuter. Verlag Ullstein

Die Ullsteinschen Ein Mark-Bücher bringen jetzt auch einen Roman von Gabriele Reuter, der weiblich feinen Vorspürerin allen jeweiligen Zeitempfindens. Sie, die in dem Buch, das sie berühmt machte: „Aus guter Familie" die Emanzipation der Tochter voraussagte, vielleicht sie vorbereitete, will auch jetzt in ein „neues Land" hineinweisen, das den Verwundeten und Verstümmelten Arbeit und Ernte bringen soll; diesmal den körperlich Verletzten. Und sie möchte alle die Menschen dort hineinführen, denen alle Wunder der Technik nicht verhindern kann, daß die Schäden des Körpers zu Schäden der Seele werden. Das neue Land ist in Gabriele Reuters Büchlein die aufwachsende Generation, in die, auf eigenes Schaffen verzichtend, der berühmte Maler Rolfers sein reifes, künstlerisches Wissen und Können hineinvererben kann, da ein grausamer Zufall ihm grade den pinselkundigen rechten Arm geraubt hat. „Muß ich künftig nur noch Hüter sein, so will ich das ganz und aus allen meinen Kräften werden! In diesen fürchterlichen Weltkämpfen ist es doch etwas Heiliges, die kleinen Pflänzchen zu betreuen, in denen sich das Ewige verkörpert, das der Mensch doch schließlich ebenso nötig braucht wie Brot und Kleider, ja wie das Vaterland selbst".

Die Verfasserin hat mit diesem künstlerischen Konflikt einen zweiten verwoben, einen rein menschlichen. Er spielt sich in der Seele einer Mutter ab. Maler Rolfers hat vor 15 Jahren einmal eine liebe blonde Geliebte in seinem Atelier bei sich gehabt, ihr dann regelmäßig Geld gesandt für sein Kind, damit es eine gute Erziehung bekäme. Das war alles. Nun, im Lazarett führt ein Zufall sie wieder zusammen. Wie der Vater und Künstler seinen künstlerisch hochbegabten Sohn umwirbt und wie die Eltern zuletzt seinetwegen sich heiraten, die Eifersucht der Frau nach beiden Seiten hin, und auch noch nach der dritten, nämlich der Kunst, ist sicher und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

warm geschildert. Das Aktuelle und das persönlich Menschliche haben sich in dieser neuen Novelle Gabriele Reuters ergänzt und verbunden zu einem Sonderschicksal, das zuletzt ins Typische, ins hinausweisende Allgemeine wie ein Kreis zusammenläuft. Ans. Heine

Die böse Kapuzinerpredigt.

Beuthen — ich lasse dem Band II „Banause bis Blatthornkäfer" des Konversations-Lexikons das Wort — liegt in Oberschlesien, slaw. Bitom oder Bytom, auch Oberbeuthen, Kreisstadt im Landkreis B., Sitz eines Landratsamtes, eines Landgerichtes, eines Amtsgerichtes, Zoll-, Steueramtes, Bezirkskommandos, einer Handelskammer und Reichsbanknebenstelle, hatte 1900: 51 409 Einwohner, Garnison eines Infanteriebataillons, Postamt erster Klasse, verschiedene Kirchen, Synagoge, Gymnasium und andere Schulen, Kreiswaisenhaus, neues Schlachthaus, Wasserhebewerk, ist Mittelpunkt des oberschlesischen Berg- und Hüttenbezirks usw. Die Stadt leidet also an sehenswürdigen und bemerkenswerten Einrichtungen und Vorzügen keinen Mangel. Sie besitzt aber auch etwas, von dem der Band II „Banause bis Blatthornkäfer" des Allerweltsbuches keine Kunde gibt: Beuthen hat eine städtische Bühne. Solch ein „Kunstinstitut" nennt man sein eigen, um an dessen Gaben sich ergötzen, nicht zuletzt aber auch um des Gemeinwesens Ansehen zu mehren, um von sich reden zu machen. Der Ansicht sind auch die Beuthener. Und sie befinden sich auf dem besten Weg, durch ihr Stadttheater unvergänglichen Ruhm zu erwerben.

Man höre, was über Breslau dieser Tage dem auf Neuigkeiten versessenen Zeitungsleser berichtet wurde: Im Beuthener Stadttheater hielt vor der Wiederholung der Wallenstein-Trilogie Direktor Knapp im Wallensteinkostüm eine Verteidigungsrede gegen den Vorwurf der „Oberschlesischen Zeitung", daß die Kapuzinerpredigt in „Wallensteins Lager" dem Katholizismus ins Gesicht schlage. Der Direktor versprach die Weglassung der Kapuzinerszene. Das Publikum nahm diese Erklärung schweigend hin. Nun, ward zuviel gesagt, als festgestellt wurde, Beuthen sei daran, als Theaterstadt unvergänglichen Ruhm sich zu sichern?

Uebrigens wird gemunkelt, die Beuthener Bühne plane u. a. die Wiedergabe von Goethes „Faust". Ehe das Werk aber über die Bretter gehen soll, die die Welt von Beuthen bedeuten, werde des Hauses Direktor im Gewand der guten Marthe Schwerdtlein eine Liste der für die Aufführung aus der Tragödie ausgemerzten Stellen, nach Stichworten geordnet, und zwar, wie es heißt, in Form eines Prologes, verlesen. Man ist allenthalben auf die „Faust"-Bearbeitung „in usum Beuthenorum et Beutheнarum" gespannt. In der oberschlesischen Stadt selbst zweifelt man nicht daran, daß die Klassiker, wenn sie noch lebten, keinen Augenblick zögern würden, ihre Dramen einem Beuthener Vereinigungsprozeß zu unterwerfen. Schiller vor allem, so meint man, würde nicht säumen, die Mönchsszene im „Lager" so zu ändern, daß keines Beutheners unschuldvolles Gemüt Schaden zu nehmen brauchte. Wahrhaftig, es ist ein Jammer, daß der „Wallenstein"-Dichter nicht mehr unter uns weilt!: Er würde die neue Kapuzinerpredigt gewiß der Redaktion der „Oberschlesischen Zeitung" zur Zensur vorlegen. Otto Ernst Sutter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der dreiundzwanzigste April

Von Theodor Heuß

Seltsame Schickung des Zufalls: am selben Tag, vor dreihundert Jahren, schloß das Leben zweier Männer, die ihrer Zeit und ihrem Volk den höchsten Ausdruck künstlerischer Genialität gaben. So wird das Osterfest des Kriegsjahres 1916, mitten in dem Toben des Hasses und der Feindschaft, zu einem Ruhetag der Freude und des Dankes. Der Geist kennt nicht die Grenzen von Zeit und Raum: er weht über die Jahrhunderte und über die Grenzen der Völker.

Sie wußten nichts von einander. Der eine lag krank an Wassersucht und schrieb unter Schmerzen die Lustigkeit und Innerlichkeit seines unsterblichen Romans zu Ende; fing ein neues Werk an und überdachte, im frommen Verein der Franziskaner, dieses Leben, das sich dem Ende zubog: die Episoden am päpstlichen Hof, die Kriegsjahre gegen Türken und Portugiesen, das furchtbare Elend der algerischen Sklaverei, Mühsal und Verfolgung des kleinen Beamtentums, den langen Prozeß um die bürgerliche Ehre, Literatendasein, Ruhm, Neid, Not und späte Hilfe einiger Gönner. Müde und arm ging er aus dem Treiben Madrids in die Stille der Unsterblichkeit. Die fleißige Arbeit eines erfüllten Lebens lag hinter ihm, erst spät, nahe den Vierzigern, hatte er zur Feder gegriffen und schwer um den Erfolg gerungen, den ihm dann „Don Quichote" von verprügelter Fahrt ins Haus brachte. Ahnte er, daß dieser Ritter auf dem Fähnlein seines Speeres den Namen Cervantes durch die Ewigkeit tragen würde?

Der andere, um siebzehn Jahre jünger, lebte in der freiwilligen Verbannung der ruhigen puritanisch nüchternen englischen Landstadt, mit Haus- und Grundbesitz, nach vielen Jahren des Mühens

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zum niederen Adelstand emporgestiegen (in dem der Spanier, zu seinem geringen Nutzen, geboren war), ein angesehener, vermöglicher Mann. Die Zeit der dichterischen Arbeit, die Cervantes bis zum Ende nutzte, lag abgeschlossen hinter ihm; kümmerte er sich noch um das Theater, um die Arbeit der andern, Freunde, Feinde, Nachfolger, Schüler? Mit vollem Bewußtsein hatte er die Feder niedergelegt — sein letztes Wort im „Sturm" war der Abschied gewesen. Und so sehr hatte sich seine Teilnahme von dem früheren Leben entfernt, daß er nichts tat, die Fülle seiner Dichtungen zu sammeln und rein, einheitlich der Nachwelt zu übergeben. War er dem eigenen Werk fremd und feind geworden? In der Einsamkeit, die genießendes Ausruhen sein sollte oder vielleicht Gefühl der abnehmenden Kraft war, altert er rasch, denkt noch der Ordnung seiner bürgerlichen Verhältnisse und stirbt, 52jährig. Diese letzte Zeit Shakespeares in Stratford können wir uns nur schwer vorstellen — für unser Bewußtsein behält diese Heimkehr den Ausdruck einer menschlichen Ueberlegenheit.

Beide haben das Werk der Renaissance, die „Entdeckung des Menschen", gekrönt. Cervantes ist über alle romanische Tradition, über sein eigenes ursprüngliches Planen emporgewachsen, als er aus einer Literatenparodie eine in ihrer Narrheit edle und reine Seele entwickelte, jenen „Ritter von der traurigen Gestalt", der darum lebendig blieb, weil die Grundlage seines Wesens echtes, mitleidendes, tapferes Menschentum war, das sich ernsthafter bewährt als alle verschobenen Ritterfaxen. Shakespeare aber durchschreitet in der unabsehbaren Fülle seiner Gestalten alle Möglichkeiten der menschlichen Seele, mit einem unerhörten und in Ewigkeiten unerreichbaren Reichtum der Beobachtung, des Nacherlebens, des Darstellens. Der Umfang seiner Menschenanschauung ist das Absolute schlechthin. Welches ungeheure Erleben muß sich in die fünfundzwanzig Jahre Schauspielerdasein zusammengedrängt haben, die gegen vierzig Stücke ausschütteten, und wie ärmlich ist das, was wir vom Mann, seiner Art, seiner Arbeit wissen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Daß er gewaltige Tragödien und hinreißende Lustspiele schrieb, daß er geistreich und unterhaltend ist, daß er dem Ausdrucksvermögen in der Sprache neue Türen aufriß, das rückt ihn in die Reihe der großen Schöpfer der Weltliteratur. Aber seine Erscheinung erhebt sich über die literarische Wertung durch das Ethos des großen Werkes. Freilich, er bringt nur Kunst, keine Philosophie, keine Moral. Aber indem er die Kunst, mit allem gedanklichen Tiefsinn, nur in ihrem eigentlichen Bezirk pflegt, hebt er sie zur absoluten Größe, schafft eine neue Wirklichkeit, die in sich lebt, und wird durch eben diese ungeheure, immer erschütternde Bezwingung aller Welt des Sichtbaren und Unsichtbaren, den Nachfahren zum Former eines neuen Lebensgefühls, einer neuen Lebensbetrachtung.

Dies bleibt Shakespeares ewig junge Zukunft.

Shakespeares Wirkung auf Goethe

Zu Shakespeares 300jährigem Todestag, 23. April 1616

Von Conrad Haußmann

Nicht bloß das schöne Jugendwerk „Zum Schäkespeares Tag", das Goethe 22jährig als Straßburger Student am „Wilhelmstag" veröffentlichte, nicht bloß die tiefe Betrachtung „Shakespeare und kein Ende", die Goethe im Befreiungsjahr 1813 und nachher niederschrieb, nicht bloß Wilhelm Meister, der wie jene Schriften in den Werken nachgelesen werden möge — auch viele andere Stellen legen Zeugnis ab von der Wirkung Shakespeares auf Goethe.

Da aber Schiller in seinem Brief an die Gräfin Schimmelmann ausgesprochen und festgestellt hat: „Die Natur hat Goethe reicher ausgestattet, als irgend einen, der nach Shakespeare aufgestanden ist", so lohnt es sich, aus Goethes Worten über Shakespeare, die ich mir zusammengesucht habe, heute eine Auslese zu geben. Die Worte aus den „Werken" mögen voranstehen, ihnen sollen sich anschließen die Aeußerungen, die Goethe in mündlichen Gesprächen gegenüber Zeitgenossen über Shakespeare getan hat. Ich habe sie in dem ausgezeichneten Buch „Goethes Gespräche", von Freiherr v. Biedermann, Leipzig, Biedermann 1909, gefunden

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zwischen beiden Welten

(An Charlotte von Stein)

Einer Einzigen angehören,
Einen Einzigen verehren,
Wie vereint es Herz und Sinn!
Lotte, Glück der nächsten Nähe,
William! Stern der schönsten Höhe,
Euch verdanklich, was ich bin.
Tag und Jahre sind verschwunden
Und doch ruht auf jenen Stunden
Meines Wertes Vollgewinn.

Zahme Xenien

Ihr guten Dichter ihr,
Seid nur in Zeiten zahm!
Sie machen Shakespeare
Auch noch am Ende lahm.

Dichtung und Wahrheit

Shakespeare ist ja von den Deutschen mehr als von allen anderen Nationen, ja vielleicht mehr als von seiner eigenen erkannt. Wir haben ihm alle Gerechtigkeit, Billigkeit und Schonung, die wir uns untereinander selbst versagen, reichlich zugewendet; vorzügliche Männer beschäftigten sich, seine Geistesgaben im günstigsten Lichte zu zeigen, und ich habe jederzeit, was man zu seiner Ehre, zu seinen Gunsten, ja ihm zu entschuldigen gesagt, gern unterschrieben. Die Einwirkung dieses außerordentlichen Geistes auf mich ist früher im Wilhelm Meister dargestellt und über seine Arbeiten einiges versucht worden, welches Zustimmung gefunden hat; und so mag es hier an dieser allgemeinen Erklärung genug sein, bis ich eine Nachlese von Betrachtungen über so große Verdienste, die ich an dieser Stelle einzuschalten in Versuchung geriet, Freunden, die mich hören mögen, mitzuteilen im Falle bin.

Gegenwärtig will ich nur die Art, wie ich mit ihm bekannt geworden, näher anzeigen. Es geschah ziemlich früh, in Leipzig, durch Dodds „Beauties of Shakespeare". Was man auch gegen solche Sammlungen sagen kann, welche die Anderen zerstückelt mitteilen, sie bringen doch manche gute

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wirkung hervor. Sind wir doch nicht immer so gefaßt und so geistreich, daß wir ein ganzes Werk nach seinem Wert in uns aufzunehmen vermöchten. Streichen wir nicht in einem Buche Stellen an, die sich unmittelbar auf uns beziehen? Junge Leute besonders, denen es an durchgreifender Bildung fehlt, werden von glänzenden Stellen gar löblich aufgeregt, und so erinnere ich mich noch als einer der schönsten Epochen meines Lebens derjenigen, welche gedachtes Werk bei mir bezeichnete. Jene herrlichen Eigenheiten, die großen Sprüche, die treffenden Schilderungen, die humoristischen Züge, alles traf mich einzeln und gewaltig.

Nun erschien Wielands Uebersetzung. Sie ward verschlungen, Freunden und Bekannten mitgeteilt und empfohlen. Wir Deutsche hatten den Vorteil, daß mehrere bedeutende Werke fremder Nationen auf eine leichte und heitere Weise zuerst herüber gebracht wurden. Shakespeare prosaisch übersetzt, erst durch Wieland, dann durch Eschenburg, konnte als eine allgemein verständliche und jedem Leser gemäße Lektüre sich schnell verbreiten und große Wirkung hervorbringen ꝛc. . . .

Und so wirkte in unserer Straßburger Societät Shakespeare, übersetzt und im Original, stückweise und im ganzen, stellen- und auszugsweise, dergestalt, daß, wie man bibelfeste Männer hat, wir uns nach und nach in Shakespeare befestigten, die Tugenden und Mängel seiner Zeit, mit denen er uns bekannt macht, in unseren Gesprächen nachbildeten, an seinen „Quibbles" die größte Freude hatten und durch Uebersetzung derselben, ja durch originalen Mutwillen mit ihm wetteiferten. Hiezu trug nicht wenig bei, daß ich ihn vor allen mit großem Enthusiasmus ergriffen hatte. Ein freudiges Bekennen, daß etwas Höheres über mir schwebe, war ansteckend für meine Freunde, die sich alle dieser Sinnesart hingaben. Wir leugneten die Möglichkeit nicht, solche Verdienste näher zu erkennen, sie zu begreifen, mit Einsicht zu beurteilen, aber dies behielten wir uns für spätere Epochen vor: gegenwärtig wollten wir nur freudig teilnehmen, lebendig nachbilden und, bei so großem Genuß an dem Manne, der ihn uns gab, nicht forschen und mäkeln, vielmehr tat es uns wohl, ihn unbedingt zu verehren. . . .

Die Verehrung Shakespeares ging bei uns bis zur Anbetung. Wieland hatte hingegen bei der entschiedenen Eigenheit, sich und seinen Lesern das Interesse zu verderben und den Enthusiasmus zu verkümmern, in den Noten zu seiner Uebersetzung gar manches an den großen Autor getadelt.

Aus den Literaturbesprechungen

Shakespeare reicht uns im Gegenteil die volle, reife Traube vom Stock; wir mögen sie nun beliebig Beere für Beere genießen, sie aus-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

pressen, keltern, als Most, als gegorenen Wein kosten oder schlürfen, auf jede Weise sind wir erquickt. Bei Calderon dagegen ist dem Zuschauer ꝛc. . . .

Bei dieser Gelegenheit bekennen wir öffentlich, was wir schon im Stillen ausgesprochen: es sei für den größten Lebensvorteil, welchen Shakespeare genoß, daß er als Protestant geboren und erzogen wurde. Ueberall erscheint er als Mensch, mit Menschlichem vollkommen vertraut, Wahn und Aberglauben sieht er unter sich und spielt nur damit, außerirdische Wesen nötigt er, possenhafte Kobolde beruft er zu seinem Zwecke, in welchem sich zuletzt alles reinigt, ohne daß der Dichter jemals die Verlegenheit fühlte, das Absurde vergöttern zu müssen, der allertraurigste Fall, in welchen der seiner Vernunft sich bewußte Mensch geraten kann . . . Cotta Sub. Ausg. XXXVII. S. 214.

Nun sind Schauspieler so gut wie Dichter und Leser in dem Falle, nach Shakespeare hinzublicken, und durch ein Bemühen nach dem Unerreichbaren ihre eigenen inneren, wahrhaft natürlichen Fähigkeiten aufzuschließen . . .
Cotta Sub. Ausg. XXXVIII. S. 21.

Wir guten Deutschen, worunter ich mich wohl auch zu zählen habe, können seit 50 Jahren den unbezwinglichen Shakespeare nicht los werden. Nach unserer gründlichen Verfahrungsweise suchen wir in seine Wesenheit einzudringen, wir gestehen gerne dem Stoff, den Gegenständen seiner Dichtung allen Wert und Gehalt zu; wir trachten seine Behandlungsart zu entwickeln, ihrem Gange zu folgen, die Charaktere zu enthüllen und scheinen mit aller Bemühung doch nicht zum Ziele zu gelangen. Neulich sogar hatte sich zugetragen, daß wir uns zu einer entschieden retrograden Bewegung verleiten ließen, indem wir Lady Macbeth als eine liebevolle Gattin zu konstruieren unternahmen. Sollte aber hieraus nicht deutlich hervorgehen, daß wir den Kreis schon durchlaufen haben, indem uns die Wahrheit anwidert, der Irrtum aber willkommen erscheint? Cotta Sub. Ausg. XXXVIII. S. 138.

Goethe über Shakespeare in Gesprächen nach dem Zeugnis der Zeitgenossen.

Zu F. L. Graf zu Stolberg: Dezember 1775 (Biedermann I 71)

Shakespeare gehört zu den Dingen, von denen Goethe sagt, daß man nicht von ihnen reden kann, zum wenigsten nicht über sie disputieren.

Zu H. Voß: 26. Januar 1804 (Biedermann I 342)

Der Unterschied, der jetzt gang und gäbe ist zwischen Romantischem und Klassischem, verwarf er mit meinem Vater; denn alles, was vortrefflich sei,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sei es eo ipso klassisch, zu welcher Gattung es auch gehöre. Noch eher wolle er einen Unterschied zwischen Plastischem und Romantischem gelten lassen: ein plastisches Bild stelle der Einbildungskraft des Betrachters ein Werk in einer ganz bestimmten und abgeschlossenen Form dar, ein romantisches deute vieles unbestimmt an und ließe der Einbildungskraft Spielraum zum eigenen Phantasieren — jenes sei für die geregelte Einbidungskraft, dieses für zügellose, oft auch regellose Phantasie. Zu der ersten Klasse rechnet er Homer, Sophokles, Pindar, Shakespeare u. s. w.

Zu St. Schütze: II. S. 241. 1806/1814. (Biedermann II 235)

Ueber Shakespeare, bei dem manche alles als klug berechnete Kunst bewundern, war seine Meinung, daß er mit genialem Naturinstinkt gearbeitet, sich gleichsam einen Rahmen gezogen und da mit dreister Hand seine Figuren hineingezeichnet habe.

Zu Eckermann: 2. Januar 1824 (Biedermann II 55)

Ein dramatisches Talent, fuhr Goethe fort, wenn es bedeutend war, könnte nicht umhin, von Shakespeare Notiz zu nehmen, ja es könnte nicht umhin, ihn zu studieren. Studierte es ihn aber, so mußte ihm bewußt werden, daß Shakespeare die ganze Menschennatur nach allen Richtungen hin und in allen Tiefen und Höhen bereits erschöpft habe, und daß im Grunde für ihn, den Nachkömmling, nichts mehr zu tun übrig bleibe. Und woher hätte einer den Mut nehmen sollen, um die Feder anzusetzen, wenn er sich solcher bereits vorhandener unergründlicher und unerreichbarer Vortrefflichkeiten in ernster anerkennender Seele bewußt war!

Zu Eckermann: 2. Januar 1824 (Biedermann III 57)

Sie haben vollkommen Recht, erwiderte Goethe. Es ist mit Shakespeare wie mit den Gebirgen der Schweiz. Verpflanzen Sie den Montblanc unmittelbar in die große Ebene der Lüneburger Heide und Sie werden vor Erstaunen über seine Größe keine Worte finden. Besuchen Sie ihn aber in seiner riesigen Heimat, kommen Sie zu ihm über seine großen Nachbarn: die Jungfrau, das Finsteraahorn, den Eiger, das Wetterhorn, den Gotthard und Monte Rosa, so wird zwar der Montblanc immer ein Riese bleiben, allein er wird uns nicht mehr in ein solches Erstaunen setzen.

Wer übrigens nicht glauben will, fuhr Goethe fort, daß vieles von der Größe Shakespeares seiner großen kräftigen Zeit

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

angehört, der stelle sich nur die Frage, ob er dann eine solche staunenerregende Erscheinung in dem heutigen England von 1824, in diesen schlechten Tagen kritisierender und zersplitternder Journale für möglich halte. Jenes ungestörte, unschuldige, nachtwandlerische Schaffen, wodurch allein etwas Großes gedeihen kann, ist gar nicht mehr möglich. Unsere jetzigen Talente liegen alle auf dem Präsentierteller der Oeffentlichkeit. Die täglich an 50 verschiedenen Orten erscheinenden kritischen Blätter und der dadurch im Publikum bewirkte Klatsch lassen nichts Gesundes aufkommen. Wer sich heutzutage nicht ganz davon zurückhält und sich nicht mit Gewalt isoliert, ist verloren. Es kommt zwar durch das schlechte, größtenteils negative ästhetische und kritisierende Zeitungswesen eine Halbkultur in die Massen, allein dem hervorbringenden Talent ist es ein böser Nebel, ein fallendes Gift, das den Baum seiner Schöpfungskraft zerstört vom grünen Schmuck der Blätter bis in das tiefste Mark und die verborgenste Faser.

Zu F. von Müller: 10. Dezember 1825 (Biedermann III 247)

Man kann über Shakespeare gar nicht reden, es ist alles unzulänglich. Ich habe in meinem Wilhelm Meister an ihm herumgetupft; allein das will nicht viel heißen. Er ist kein Theaterdichter, an die Bühne hat er nie gedacht, sie war seinem großen Geiste viel zu enge; ja selbst die ganze sichtbare Welt war ihm zu enge.

Er ist gar zu reich und zu gewaltig. Eine produktive Natur darf alle Jahre nur ein Stück von ihm lesen, wenn sie nicht an ihm zugrunde gehen will. Ich tat wohl, daß ich durch meinen Götz von Berlichingen und Egmont ihn mir vom Halse schaffte, und Byron tat sehr wohl, daß er vor ihm nicht zu großen Respekt hatte und seine eigenen Wege ging. Wie viel treffliche Deutsche sind nicht an ihm zugrunde gegangen, an ihm und Calderon!

Shakespeare, fuhr Goethe fort, gibt uns in silbernen Schalen goldene Aepfel. Wir bekommen nun wohl durch das Studium seiner Stücke die silberne Schale, allein wir haben nur Kartoffeln hineinzutun, das ist das Schlimme!

Zu J. Ch. Fleischhauer: vor 26. Juli 1826 (Biedermann III 279)

Es ist wunderlich, sagte ich, daß die Shakespeareschen Stücke keine eigentlichen Theaterstücke sind, da Shakespeare sie doch alle für sein Theater geschrieben hat.

Shakespeare, erwiderte Goethe, schrieb diese Stücke aus seiner Natur heraus, und dann machte seine Zeit und die Ein-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

richtung der damaligen Bühne an ihn keine Anforderungen, man ließ sich gefallen, wie Shakespeare es brachte. Hätte aber Shakespeare für den Hof zu Madrid oder für das Theater Ludwigs XIV. geschrieben, er hätte sich auch wahrscheinlich einer strengeren Theaterform gefügt. Doch dies ist keineswegs zu beklagen; denn was Shakespeare als Theaterdichter für uns verloren hat, das hat er als Dichter im allgemeinen gewonnen. Shakespeare ist ein großer Psychologe, und man lernt aus seinen Stücken, wie den Menschen zumute ist.

Zu Eckermann: 6. Dezember 1829 (Biedermann IV 178)

Wir sprachen noch vieles über den Faust und dessen Komposition sowie über verwandte Dinge. Goethe war eine Weile in stilles Nachdenken versunken; dann begann er folgendermaßen:

Wenn man alt ist, sagte er, denkt man über die weltlichen Dinge anders, als da man jung war. So kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß die Dämonen, um die Menschheit zu necken und zum Besten zu haben, mitunter einzelne Figuren hinstellen, die so anlockend sind, daß jeder nach ihnen strebt, und so groß, daß niemand sie erreicht. So stellten sie den Raffael hin, bei dem Denken und Tun gleich vollkommen war, einzelne treffliche Nachkommen haben sich ihm genähert, aber erreicht hat ihn niemand. So stellten sie den Mozart hin, als etwas Unerreichbares in der Musik. Und so in der Poesie Shakespeare. Ich weiß, was sie mir gegen diesen sagen können, aber ich meine nur das Naturell, das große Angeborene der Natur.

Shakespeare

Von Willi Dünwald

Er legte nach eingehender nachdenklicher Betrachtung die Kupferstiche zu den unsterblichen Lust- und Trauerspielen des großen Genies in die Hände Eckermanns zurück, durchmaß sinnend, die Hände auf den Rücken, das Gemach, und äußerte sich zu dem Gesehenen alsdann: Immer wieder, wenn ich etwas von Shakespeare lese oder durch irgend etwas an ihn erinnert werde, habe ich die Empfindung, vor ganz

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Großem zu stehen, über das zu sprechen unmöglich, weil unzulänglich ist. Man erschrickt förmlich, wenn man diese Bilder sieht, weil man durch sie wieder daran erinnert wird, wie reich und groß Shakespeare ist. Kein Motiv des Menschenlebens, das er nicht dargestellt und ausgesprochen hätte. Wie vielseitig muß demnach sein Erleben gewesen sein. Wir wissen ja davon nicht viel, so gut wie nichts; nicht mal eine Zeile Manuskript ist auf uns gekommen. Gewiß scheint nur, daß er in Stratford geboren wurde, wahrscheinlich, daß er seiner fatalen Ehe entlief und in London als Schauspieler und Theaterdichter seinen Unterhalt suchte und auch fand. Verbürgt ist ferner, daß er nach einem Menschenleben wohlbegütert nach Stratford zurückkehrte und dort als 52jähriger an einem typhösen Fieber starb. Aber man lese seine Werke, wie sie entstanden, und mit einigem Geschick läßt sich sein Leben nachzeichnen, wie es innerlich verlief; und auf das Innerliche kommt es ja an, weil dieses doch den Niederschlag der äußeren Begebenheiten ausmacht.

Welch eine unbehinderte Lebensfreudigkeit in seinen ersten Schau- und Lustspielen, abgesehen von den allerersten Anfängen, die Stücke sind im damaligen Zeitgeschmack mit viel Schwulst, viel Schroffheit und viel Blut. Welch hohen Genuß haben mir immer die Lustspiele dieser Zeit bereitet; ihre Gestalten wären mir zur ständigen Gesellschaft schon recht gewesen. Aber schon in „Was Ihr wollt" ist, wie ein englischer Kritiker sich trefflich ausdrückte, das Lebewohl an den Scherz, verkörpert in der anmutigen Gestalt der Olivia. Dahin ist die Gefestigkeit, aus der eine Lebensfreude so heiterer Art kommen konnte, und statt ihrer ist nun ein Sturm der Leidenschaft gekommen, der, nachdem er ausgetobt, ein umdüstert Gemüt hinterläßt, das fortab Schwermut, dann Bitterkeit und endlich und für lange Zeit Verachtung entäußert. Hamlet, Goneril und Regan, diese entmenschten Töchter Lears, ferner Thimon von Athen, das sind die Verkörperungen dieser Weltuntergangsstimmung. Welch äußere Lebensumstände ihr zu Grunde lagen? Ein Teil wird das Mißverhältnis dazu

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

beigetragen haben, daß sich zwischen diesem freien Geist und der engen Deckungsart des damaligen Englands naturnotwendig ergeben mußte. Beschränktheit, Dummheit und Bosheit sind schon Dinge, die einen jugendlichen Idealismus versteinen können. Hauptsächlich aber wird das Gefühl der Zuneigung Schiffbruch gelitten haben.

Ich denke da an die Sonetten, die sich wie ein Bekenntnis lesen. Von einem „übelgefärbten Weibe" ist die Rede, das erst sein Leben erhöht und dann zu nichte gemacht. Mary Fitton soll sie geheißen haben und Ehrendame bei der englischen Königin gewesen sein. Man kann sich leicht ausdenken, wie die Gunst einer Hofdame, die, nach seiner eigenen Schilderung, hübsch und jung und geistreich war, alles in dem Landkind Shakespeare wecken konnte, was der Weckung entgegenharrte, und sicherlich sind ihr die Lustspiele mit all dem sprühenden Witz und dem feinen Hauch von Erotik zu verdanken. Allerdings dann auch — so weiter geredet — Hamlet, Lear, Thimon von Athen und alles, was nach der Krisis sein verwandelt Gemüt in Wehmut, Haß und Verachtung ausstieß. Die Krisis selbst scheint dadurch entstanden zu sein, daß das übelgefärbte Weib sich Shakespeares leidenschaftlich geliebten Freund, dem hübschen, erst 18jährigen Grafen Pembroke, anlockte, und er sich so zweier Menschen verlustreich betrachten mußte. Was übrigens diese Sonetten betrifft, so sind sie viel zu wenig bekannt. Das liegt gewißlich an der Form und an dem Mangel einer dramatischen oder doch epischen Aufeinanderfolge, soweit es den Inhalt betrifft. Aber man lese sich hinein und man wird einen der glutvollsten Dichter der Liebe finden, der weiß, wie es um der Liebe Lust und Leid und dem Fieber und dem Wahnsinn, die aus ihr entspringen, bestellt ist. Und dann noch: wie demütig hingebend ist hier ein großer Mensch an einen geliebten Freund. Ist sich doch in anderen Sonetten seines eigen Wertes bewußt.

Das mußte er auch sein, wollte er nicht untergehen. Als was wird er denn gegolten haben in London? Mehr als ein Schau-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

spieler, der alte Theaterstücke bearbeitete und auch eigen schrieb, nicht. Letzteres mag ihn aber nirgends die Wertung als Dichter eingebracht haben. War doch zu seinen Lebzeiten, und auch noch nachher, in England ein Kirchenregiment mächtig, das alles, was mit Theater zusammenhing, für Teufelswerk hielt und entsprechend abtat; vorübergehend erreichte es sogar die Schließung aller Theater, derer London damals über 30 besaß. Man mag sich ausdenken, wie die Beschäftigung, Bühnenstücke zu verfassen, eingeschätzt werde; nahm doch selbst ein Dichter wie Milton Shakespeare nicht für voll, sondern ließ ihn nur gelten als eine Art wildes Genie. Diese Ansicht wurde später so allgemein, daß man seine Werke auf Anständigkeit hin beschnitt, wenn man sie aufführen wollte. Zu Ehren kam dies Genie eigentlich erst durch Lessing, der in seinen Literaturbriefen warm und ehrfürchtig von dessen Werken sprach. Das regte Wielanden an, etliches davon zu übersetzen, wodurch mir hinwiederum eine Welt aufgetan wurde. Doch ich schaffte mir diesen Uebergroßen durch meinen Götz von Berlichingen und Egmont vom Halse, um selbst leben zu können; Lenz und Klinger und andere vermochten das nicht und gingen an ihm zu Grunde. Man sieht also, wie auch das Große und Erhabene von Gefahr sein kann. Sie wollten es ihm nachtun im Derben und Leidenschaftlichen, gingen aber dabei über das Naturgemäße erheblich hinaus. Ich selbst blieb wohl ein Bewunderer der großen freien Natur Shakespeares, aber es lag in meiner Entwicklung, daß mich mit den Jahren soviel Tatkraft und solche Fülle tragischer Konflikte erschreckten, und so hielt ich mich von der dämonischen Erscheinung dieses Dichters genügend fern, wie ich überhaupt meiner Natur gemäß tragische Situationen lieber vermieden als aufgesucht habe. Jedoch ist mir stets bewußt geblieben, daß ich in Shakespeare ein Wesen höherer Art zu verehren habe.

Um aber darauf zurückzukommen, was dieser Große seinen Zeitgenossen war, und wie ihn das berührte. Er wird es, mein' ich, bitter empfunden haben, daß man ihn nur den Schauspielern,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

also der Kaste zurechnete, die man damals bar glaubte bürgerlicher Ehre. Ich mutmaße diesen Schmerz bei ihm, weil, wer eine Gestalt wie Richard III. zu schaffen vermag, das Wissen vom Ehrgeiz hat; allerdings wird es bei ihm vornehmlich der höhere und reinere Ehrgeiz des Dichters gewesen sein, wie ich denn überhaupt glaube, daß er zeitweilig von sich gewußt hat, wer er war und wer er sein würde in aller Zukunft. Man will ja auch wissen, er habe sich den Adel gekauft und in seinem Heimatort Güter erworben, alles, um das Makel peinlicher Verschuldung fortzuwischen, das sich gewissermaßen von seinem Vater auf ihn vererbt hatte, der so verschuldet gewesen sein soll, daß er sich aus Furcht, von seinen Gläubigern verhaftet zu werden, nicht zu den Sitzungen ins Rathaus begab, welchen er als Ratsherr pflichtgemäß beizuwohnen hatte. Die Regung will ich als wahrscheinlich gelten lassen, weil Gestalten wie der Kaufmann von Venedig und Shylock die richtige Einschätzung der realen Güter dieser Welt zur Voraussetzung haben. Ein gut Teil kindlicher Liebe mag ihn aber auch bestimmt haben; soll ihm doch der Heimgang seines Vaters sehr nahe gegangen sein, wie ihn denn auch das früher erfolgte Ableben seines Söhnchens Hamnet in seelische Verdüsterung versetzt haben soll.

Einen Vater, einen Sohn, eine Frau und einen Freund in einer Lebensepoche zu verlieren, und außerdem nicht nach Verdienst gewürdigt zu werden, das mag vollauf genügen für einen Weltuntergang, wie ihn Shakespeare in sich erlebte. Sein oder Nichtsein konnte ihm da schon zur bangen Frage werden. Und weil nun die menschliche Natur zum Verallgemeinern des Einzelfalles neigt, mag ihm sein Wesen gleichsam als ein Gleichnis und ein Sinnbild des menschlichen Lebens überhaupt erschienen sein; ist es mir doch immer gewesen, als ob ich aus den Werken dieser seiner leidvollsten Lebenszeit der Menschheit ganzer Jammer höre. In meinem Wilhelm Meister habe ich dem übrigens schon Ausdruck gegeben, und zwar durch Wilhelm, der sich, da er mit Shakespeares Büchern bekannt wird, vor die aufgeschlagenen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ungeheuren Bücher des Schicksals gestellt glaubt, in denen der Sturmwind des bewegten Lebens saust und sie mit Gewalt rasch hin und wieder blättert.

Es scheint Shakespeare auf lange Zeit eine befreiende Lust gewesen zu sein, den Blick auf Häßliches, Schmutziges und Abstoßendes hinzurichten, ganz nach der Art enttäuschter Idealisten, die irgendwie mit ihren Idealen Schiffbruch gelitten haben, und nun, im Falle der Liebe, das Weib überhaupt, und in anderen Fällen, die ganze Menschheit inferior finden. Das ist begreiflich und auch verzeihlich, aber es steckt darin die Gefahr der Einseitigkeit. Und so sehen wir denn auch tagtäglich, wie sonst trefflich angelegte Naturen ihre Eigenschaften verkümmern lassen und den Haß und die Verachtung als etwas überaus Wertvolles pflegen, was nur möglich ist durch krampfhaftes Verschließen vor weiterer Erfahrung. Sie glauben die Welt in ihrer Höhe und ihrer Tiefe durchmessen zu haben und verzichten eigensinnig auf jede weitere Ausfahrt. Anders Shakespeare. Nachdem er sich entgiftet in etlichen Werken unvergänglicher Art, scheint sein Interesse für alles Menschliche zurückgekehrt zu sein. Ob ihm jemand hilfreiche Hand geboten, aus seiner Hölle herauszukommen, wird nicht zu sagen sein; aber wenn dies der Fall, hat er sie sicherlich dankbar ergriffen. Möglich ist übrigens, daß auch nun eine Frau im Spiele war. Wir sprachen einmal davon — als ich Ihnen die Szene vorlas, wo Faust zu den Müttern geht —, daß die ewige Metamorphose des irdischen Daseins, des Entstehens und Wachsens, des Zerstörens und Wiederbildens, der Mütter, also des Weiblichen, nie aufhörende Beschäftigung ist. Das kann man ruhig auf das einzelne Leben und in diesem Falle auf das Leben Shakespeares anwenden. Die Betrachtung der von ihm geschaffenen Frauengestalten würde diese Ansicht bestens illustrieren. Der blutjunge Anfänger schuf nur erschreckend blutrünstige Weiber; dem herangereiften, sich im Leben auskennenden Manne sind liebende Geschöpfe, die ganz Hingebung sind, aber auch feine und geistreiche Frauen bekannt; da er im Inferno seiner trüben Er-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fahrungen weilt, ist ihm eine Kleopatra und eine Cressida der Inbegriff all dessen, was vom Weibe kommt; aber, aus diesem Inferno erlöst und wieder auf Erden gelangt, lobpreist er jugendliche, weibliche Anmut wie nie zuvor und ist überdies noch geneigt, diese Anmut zu erklären mit einem unweltlichen Schein.

Er hört schon Sphärenklang, er ist schon unterwegs nach einem Jenseits, dem das Diesseits nur ein Gleichnis ist. Er träumt sich förmlich durch die letzten Lebensjahre hindurch, und was er noch schreibt, hat nichts mehr an sich von harter Wirklichkeit, sondern nur noch den märchenhaften, phantastischen Widerschein davon. Was konnte ihm in solch milder Abgeklärtheit da das Leben noch anhaben. Und so durfte er sich getrost zu Pferde setzen und nach 28jähriger Abwesenheit von London nach Stratford zurückkehren in seine fatale Ehe; was konnte ihm in der, da er das Leben doch eigentlich schon hinter sich gebracht hatte, noch Sonderliches geschehen. Daß er überhaupt Heimkehr hielt, wird wohl kaum seiner Frau und seinen beiden Töchtern wegen geschehen sein — die ihm übrigens alle drei, wie seine Biographen wissen wollen, so fremd blieben, wie sie immer gewesen —, er wird wohl haben ausruhen und sterben wollen, wo er geboren worden und jung gewesen. Die Odyssee seines Lebens war denn auch wirklich bald zu Ende, und ich bin es gewiß, daß Homer von seinem Göttersitze aufstand, als er auf dem Olympos ankam, der gleich ihm ein Gebenedeiter gewesen unter den Menschen.

Aus Shakespeares Sonetten

Sonett LXIV

Seh' ich, wie sich die Faust der Zeit vergreift
Am Prunk, erbaut vom toten Uebermut,
Und wie der Türme Wuchs dem Schutt entgenreift,
Und ewges Erz verfällt der irdschen Wut.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und wie das Meer, das gierig Waffen schleift,
Dem Königreich der Ufer Abbruch tut,
Und wie das Festland in die See sich häuft,
Sein Gut vermehrend am Verlust der Flut —

Seh' ich den Wechsel solcher Herrschgewalten,
Die Macht dem Fall verfallen und verstaubt,
So ahne ich vor Trümmern und vor Spalten:

Der Tag wird kommen, der mein Liebstes raubt!
In dieser Ahnung schluchzt die Todesangst:
Gehört dir, was du zu verlieren bangst?

Sonett LXVI

Ich bin es müd', das Leben, wenn ich schau'
All dies —: Verdienst als Bettlerkind geboren,
Und feiste Hohlheit eitel wie ein Pfau,
Und reinste Treue treulos abgeschworen,

Und güld'ne Ehre abgedankt und grau,
Und Trefflichkeit von keiner Gunst erkoren,
Und Ehrbarkeit entehrt im Schoß der Frau,
Und Kraft an lahmes Regiment verloren,

Und Wissenschaft geknebelt von der Macht,
Und Dummheit pfuscherhaft die Kunst kurierend,
Und Einfalt als Einfältigkeit verlacht,

Und Meister Schlecht den Sträfling Gut regierend
— Von all dem müd ging ich aus all der Pein,
Ließ ich nicht sterbend, Liebling, dich allein.

Sonett LXXVI

Warum ist kahl mein Vers an neuer Pracht?
Und wechselt nicht behend mit Stoff und Bildern?
Kein Wortspiel äugelt, wie's der Zeitgeist macht,
Zum Jugendstil fremdländisch zu verwildern.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Warum denkt mein Gedicht, was schon gedacht?
Und will nicht, was ich fand, erneu'n und mildern,
Daß nicht gleich meiner Worte Art und Pracht
Samt meinem Namen ihre Abkunft schildern?

Ach, Liebling, weil ich Einem Stoff getreu:
Dir und der Liebe gelten meine Lieder,
Wenn's viel ist, faß ich alte Worte neu,

Was ich verschenkte, schenk' ich immer wieder.
Der Tag tagt täglich, gleich wie neu er sei,
So ewig steigt mein Lieben auf und nieder.

Im April 1916. Uebertragen von Conrad Haußmann.

Weingartner in Berlin

Weingartner und Berlin, das waren bisher zwei Begriffe, die sich gegenseitig ausschlossen. Etwa wie Ledebour und Hofball, Papst und Sechstagerennen, D'Albert und Junggesellensteuer. Man hat Jahre lang in Berlin nichts von Weingartner gehört außer Klagen. Wollte man ihn sehen, so mußte man in den Gerichtssaal gehen, nicht in den Konzertsaal. Immer wieder ward man an den widerwärtigen Vertrag von 1907 erinnert, den Weingartner mit der Intendanz der Berliner Hofoper geschlossen hatte und dessen infame, weil infamierende Klausel dem in Ungnade Gefallenen das Auftreten in Berlin samt einem Umkreis bis zu fünfzig Kilometern untersagte. Man erinnert sich, wie humorvoll Weingartner im Winter 1912, gerade als das Reichsgericht gesprochen hatte, seine Klausel umging: er gab vier Konzerte in Fürstenwalde, 52 Kilometer vor Berlin. Vorortverbindung, Sonderzüge. Alles strömte hinaus. Dort dirigierte er alle neun Symphonien Beethovens. Der Fall, daß sich die Berliner einen berühmten Dirigenten kommen lassen, ist nicht neu. Der Fall aber, daß ein berühmter Dirigent sich eine Auswahlsendung Berliner kommen läßt, ist es entschieden. Weingartner hat das Kunststück fertig gebracht.

Am 1. März dieses Jahres ist Berlin für Weingartner möglich geworden. Und jetzt nahm der lang Entbehrte das Publikum im Sturm. Ein Mann der Oeffentlichkeit wie Weingartner ist immer ein bißchen Stratege. Diesmal lautete der Aufstellungsplan so: erst die neue Oper „Dame Kobold" im Deutschen Opernhaus, dann gleich hinterdrein die E-dur-Symphonie, die, obwohl 1909 geschrieben, noch nie in der Reichshauptstadt erklungen ist. Das übrige blieb dem Dirigenten, seiner Persönlichkeit, seinem Temperament, der Erinnerung, der Stimmung, der Spannung überlassen.

Weingartner siegte auf der ganzen Linie. Seine „Dame Kobold" (nach Calderon) bietet ganz feine, geist- und humorvolle Musik. Man glaubt einen neuen Auber gekommen. Dazu eine blitzblanke Instrumentation. Die En-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sembleszenen von meisterlicher Hand gefügt. Die Melodik überaus einfach, ansprechend, wenn auch nicht packend, die thematische Arbeit köstlich, aber nur dem Verständnis des Kenners erreichbar. Die Handlung, ein altes „Mantel- und Degenstück", höchst gleichgültig, ohne Spannung, mit Pionten, die niemand versteht, der nicht das Calderonsche Spielchen kennt. Dazu den ganzen Abend eine Doppelbühne und zwei Vorgänge zu gleicher Zeit. Der Musiker hört sie gebunden, vereinheitlicht, der Zuschauer aber gerät ins Schielen. Mit einem Worte: zehn Aufführungen in Ehren und dann Schluß. Gar keine Möglichkeit durchzusetzen. Das würde zur Voraussetzung haben, daß das Publikum um der Musik willen in die Oper ginge. Eine sehr leichtfertige Behauptung.

Damit versinken dann wieder einmal alle die Schönheiten und Feinheiten der Partitur. Unverdient hartes Schicksal. Aber Weingartner hat es mehrfach an sich erfahren: mit dem „Genesius", auch mit dem „Orestes". Er besitzt nicht d'Alberts sicheren Blick für wirkungsvolle Libretti. Und eine Oper zu spielen, nur damit sich die Kenner entzücken und die Feinschmecker, dazu kann sich kein Direktor überreden. Damit läßt sich nicht ein halbvolles Haus machen.

Dann kam die Symphonie. Es ist die dritte, die Weingartner geschrieben hat. Daß sie in den sechs Jahren, die sie bereits vorliegt, in der Reichshauptstadt noch nicht aufgeführt worden ist, möchte man beinahe als Rückständigkeit bezeichnen. Wie viel Wertloses haben wir in der Zeit erlebt! In der E-dur-Symphonie aber hat Weingartner sein Allerbestes gegeben. Ein so klangfreudiges, korybantisches Scherzo ist lange nicht mehr geschrieben worden. Und das Adagio mit seiner pompösen Orgelunterlage erreicht eines der stärksten fff, die bisher gedacht wurden. Das Werk ist schwer einzureihen. Im Einzelnen erinnert die kühne melodische Linie (hier spricht ein ganz andrer Weingartner als in der „Dame Kobold") an Richard Strauß, das ganze aber hat mit Strauß gar nichts zu tun. Eher fühlt man sich an die besten Franzosen erinnert, z. B. an d'Indy und Saint-Saëns. In normalen Zeiten müßte das Werk in Paris Furore machen. Man sollte es in Brüssel einmal spielen. Es gibt kaum ein besseres Beispiel dafür, was ein Deutscher aus fremden Anregungen zu machen weiß. Weingartner besitzt ein überaus feines Verständnis für das romanische Naturell. Das beweist schon seine „Dame Kobold". Er hat bei den Franzosen viel gelernt. Aber was ist nun daraus geworden! Weingartner verhält sich zu ihnen etwa wie der erste Beethoven zu Haydn, wie der junge Brahms zu Schumann, wie Schillings zu Wagner: die Vorbilder sind noch deutlich zu erkennen, aber es ist etwas Neues, etwas Selbständiges daraus geworden.

Den letzten Satz seiner Symphonie läßt Weingartner (unerhört!) in einen richtigen Walzer ausklingen. Auch hier läßt er sich anregen: Johann Strauß erklingt auf einmal. Die Anlehnung ist sogar fast wörtlich. An melodischer Prägnanz, an populärem Schmiß kann sich Weingartner gar nicht messen mit dem alten Strauß. Das wird er auch schwerlich wollen. Sein Ehrgeiz ist ein ganz andrer. Er schrieb einen symphonischen Walzer und würde es sich ganz entschieden verbitten, daß man darauf tanzt. Aber auch hier: wie köstlich hat er die Anregung verwertet! Was hat er daraus zu machen gewußt!

Und erst der Dirigent! Wie jugendlich frisch steht der Dreiundfünfzig-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

jährige vor uns! Weingartner hat immer zehn Jahre jünger ausgesehen als er in Wirklichkeit ist. Im Alter scheint die Differenz noch größer zu werden. Wie hat man ihm zugejubelt! Wie hat man ihn entbehrt! Wie Tannhäuser aus dem Venusberg erscheint er vor uns. Jahre lang war es still um ihn. Jetzt aber sind die Tage Weingartners.

Und dieser Mann „durfte" wegen eines albernen Paragraphen nicht in Berlin auftreten. Dieser selbe Mann ist einmal an der Königlichen Hofoper in Berlin zu einer Geldstrafe von 120 Mark verurteilt worden „wegen schlechten Dirigierens". Risum Teneatis, amici!

Paul Zschorlich

Ein Dichter Kriegsberichterstatter

Seinen Berichten vom westlichen Kriegsschauplatz „Menschen und Städte im Kriege" (Verlag von Egon Fleischel & Co.) läßt Schmidtbonn im selben Verlage sein zweites Kriegsbuch „Krieg in Serbien" folgen. Mehr noch als jenes erste Buch erscheinen mir diese Berichte aus Serbien wertvoll bleibende Dokumente über den Krieg hinaus, denn sie vermitteln nicht allein Eindrücke unbedingter Ehrlichkeit, sondern auch die herbe und hochgesinnte Gemütsart eines Dichters und Ethikers, dem alles Grauenvolle des Erlebten den Glauben an die Menschheit nicht zerstören konnte. Wie er es im Geleitwort seines ersten Kriegsbuchs aussprach, so hat Schmidtbonn auch beim Ausrücken nach dem serbischen Kriegsschauplatz das „Menschliche im Kriege" gesucht, „das denn doch das allein Wechselnde und ewig Bleibende ist". Er vermag auch als Kriegsberichterstatter aus seinem Herzen keine Mördergrube zu machen; die tiefste Bewunderung für die eminenten Leistungen unseres Heeres in Serbien machen ihn nicht gefühllos für das Schicksal und die bitterste Not eines heimatlos gewordenen Volkes. Eine „Straße der Mühsal" könnte man den ganzen serbischen Feldzug nennen, der uns nicht allein den Feind zu verjagen, sondern eine Straße zu nehmen vorschrieb, die sich in ein endloses Meer von Schlamm verwandelt hatte. Was dem Heer mit allen Kolonnen beim Vordringen auf dieser Straße der Mühsal an Qualen und Erschöpfungen auferlegt wurde, Schmidtbonn zeigt es immer und immer wieder. Diese Schilderungen von besonders suggestiver Kraft verflüchtigen sich nicht: sie werden des Lesers Besitztum wie ein intensiv erlebtes Landschaftsbild. Abwechselnd läßt uns Schmidtbonn auch bei der serbischen Landschaft und den Menschen dort verweilen; er gewährt dann Rast zur Erholung und macht uns vertraut mit dem Charakter und den Sitten der Landesbewohner, bei denen er sympathische, zuweilen ritterliche Züge notiert. Eine deutsch herbe Lebensempfindung strömt aus diesem Buche wie aus Dichtungen Schmidtbonns. Gleich das erste Kapitel, die Reise nach Belgrad, steigert sein Lebensgefühl in dem Maße, daß ihm mit den verjüngten Augen eines Malerdichters die kleinsten Dinge im Zusammenhang mit der Landschaft und dem Kriege wichtig und farbig werden.

Seewalds Zeichnung zum Umschlag stellt, außerordentlich rhythmisch empfunden, die serbische „Straße der Mühsal" dar.

Alfred Mayer

Das deutsche Soldatenlied

Gefühle der Freude und des Schmerzes, des seligen Sichhingebens und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der nüchternen Entschlossenheit, zu vollbringen, was befohlen wird, der übersprudelnden Fröhlichkeit und der Wehmut, der brausenden liebeheißen Wonne und des Grams über Auseinandergehen und Trennung und tausend andere Stimmungen umspannt das deutsche Soldatenlied. Gedanken und Gemüt des Volkes sind in ihm beschlossen. Immer wieder läßt es einen gewahr werden, wie unsagbar einfach und fein zugleich Empfindungen und Herzensdinge in ein paar Versen von ungefähr zum Niederschlag kommen können. Das deutsche Soldatenlied ist „ein Kämpfer für deutsche Freiheit, Menschlichkeit, Innerlichkeit, für deutschen Humor und deutsche Melancholie. Für den Idealismus einer märchenhaften (romantischen) Weltanschauung. Für Wikingertum. Für Karl den Großen, Till Eulenspiegel, Faust, Rotkäppchen, Martin Luther, Rübezahl, Michael Kohlhaas, Schellmuffski, Blücher, Goethe und Hindenburg. Für alles Deutsche."

Man findet diese Sätze im Nachwort eines jüngst erschienenen Bandes, in dem wir — endlich! — das Soldatenliederbuch besitzen, das wir seit langem entbehrten. An größeren und kleineren Heften, in denen von je bekannte Soldatengesänge — unter ihnen meist viele nie angestimmte — zusammengestellt sind, hatten wir keinen Mangel, wohl aber vermißte man eine Auswahl, in der die Lieder so stehen, wie wir sie vom Soldaten hören, in der vor allem auch jene Strophen nicht fehlen, die zwar schier allerwege gesungen werden, bisher aber noch nicht aufgezeichnet waren. Nun hat also bei Georg Müller in München Klabund eine Sammlung herausgegeben: „Das deutsche Soldatenlied, wie es heute gesungen wird", von der ihr Autor mit Recht sagen darf, sie gebe „ein vollendetes und geschlossenes Bild des deutschen Soldatenliedes, wie es im Volke heute lebendig und wert ist, auch über die Kreise seines Entstehens hinaus wirkend gekannt und . . . . . geliebt zu werden".

Der Büchermarkt legt uns gegenwärtig in fast überreichem Maße Veröffentlichungen vor, die es sich angelegen sein lassen, von den in unserem Heer lebendigen Kräften und Gedanken eine Vorstellung zu vermitteln. Klabunds Soldatenliederbuch ist eines der schönsten Denkmäler des deutschen Soldatengeistes. Ein wahrhaft glücklicher Wurf! Ich gestehe, daß ich das Nachwort, wie soll ich sagen, einfacher und allgemeinverständlicher gewünscht hätte. Es wird manchem wie mir vorab in seinem ersten Teil zu „literarisch" sein. Doch das ist lediglich eine Sache der Form. Was Klabund an Meinungen und Bemerkungen über das Wesen des Soldatenliedes sagt, trifft den Nagel auf den Kopf. Prächtig ist die Art, wie er jene abfertigt, die den Gloria-Viktoria-Abgesang, mit dem Uhlands Lied vom Kameraden gesungen zu werden pflegt, für „wertlos" und einen „unglückseligen Mischmasch" halten. Die Sammlung Klabunds, das verrät jede Seite des Bandes, gibt unverfälscht und frisch das Beste aus dem köstlichen Schatz deutscher Soldatenlieder. Des frohgemuten Buchschmuckes, den Emil Preetorius beigesteuert hat, zu gedenken, mag nicht vergessen werden.

Otto Ernst Sutter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Ernährungsfrage und der Krieg

Von Prof. Friedrich Müller (München)

Wenn schon zu Friedenszeiten das Ernährungsproblem, also die Magenfrage eine große Bedeutung besitzt, so gilt dies in viel höherem Grade jetzt während des Krieges. Setzen doch unsere Feinde, nachdem sie uns mit den Waffen nicht haben niederringen können, ihre Hoffnung darauf, das deutsche Volk durch Hunger zu bezwingen.

Zwei Wege sind möglich, um in diese Fragen einzudringen: Wir können uns Rats erholen bei der Wissenschaft, und wir werden diesen Weg um so lieber einschlagen, weil die Ernährungswissenschaft ganz überwiegend durch deutschen Forscherfleiß aufgebaut worden ist, oder aber wir gehen von der Praxis aus und suchen die Ernährungsgewohnheiten des Volkes zu studieren.

Die Lehren der Wissenschaft, um deren Aufstellung sich vom Altmeister Liebig ab namentlich Voit, Pettenkofer, Rubner, und in hohem Maße auch die landwirtschaftlichen Hochschulen verdient gemacht haben, lassen sich in wenigen Sätzen zusammenfassen.

Die Temperatur des menschlichen Körpers übertrifft fast immer diejenige der umgebenden Luft ganz beträchtlich, und sie wird durch einen Regulationsmechanismus von unbegreiflicher Feinheit in gesunden Tagen stets auf der gleichen Höhe zwischen 36 und 37° C. erhalten. Im menschlichen Körper müssen sich also Verbrennungsprozesse abspielen, durch welche dauernd Wärme gebildet wird, und diese Wärme, deren wir zur Erhaltung unserer Lebensvorgänge bedürfen, wird durch die Körperoberfläche, also durch die Haut und den Atem fortwährend abgegeben und abgekühlt. Der menschliche Körper verhält sich also wie ein behaglich geheiztes Zimmer zur Winterszeit, wo das Feuer im Ofen desto stärker brennen muß, je strenger draußen die Kälte ist. Setzen wir un-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

seren Körper großer Kälte aus, entziehen wir ihm z. B. in einem kalten Vollbad große Wärmemengen, so werden alsbald die Verbrennungsvorgänge lebhafter angefacht, so daß die Temperatur im Innern auf normaler Höhe erhalten bleibt. Ein kaltes Bad von 20 Minuten Dauer ruft eine Mehrverbrennung von ungefähr 15 Gramm Fett hervor. Die Techniker der Eismaschinenwerke haben berechnet, daß ein Mensch, der in einem Eiskeller arbeitet, ebensoviel Wärme abgibt, also ebensoviel Eis zum Schmelzen bringt als wie drei sechzehnkerzige Glühlampen.

Wenn wir eine Kraftmaschine treiben wollen, z. B. eine Lokomotive, so muß gleichfalls durch Verbrennung Wärme erzeugt werden. Die Spannung des gebildeten Dampfes treibt die Kolben, und indem der Dampf seine Spannung und Hitze verliert, geht seine Energie in Arbeit über. Auch der menschliche Körper ist eine Arbeitsmaschine, er kann mit seinen Muskeln Räder treiben und schwere Lasten heben, z. B. das Gewicht des eigenen Körpers den Berg hinauftragen, und diese Arbeit muß in den Muskeln gleich wie in der Dampfmaschine durch Verbrennungsprozesse erzeugt werden. Es ist klar, daß von einer Dampfmaschine nur dann tüchtige Arbeit geleistet werden kann, wenn auch tüchtig eingeheizt wird; man kann ermitteln, wieviel Wärme durch Verbrennung eines Kilo Kohle, Holz oder Petroleum erzeugt wird; als Maßeinheit für die Wärme, welche sich bei der Verbrennung bildet, verwenden wir die Kalorie, und man versteht unter einer Kalorie diejenige Wärmemenge, welche notwendig ist, um ein Liter Wasser um einen Grad zu erwärmen. Wissen wir, wieviel Kalorien ein bestimmtes Heizmaterial bei einer Verbrennung entwickelt, so läßt sich daraus berechnen, welchen Arbeitswert es erzeugen kann, d. h. wie viel Kilogramm es um einen Meter zu heben im stande ist. Der menschliche Körper ist, wie N. Zuntz nachgewiesen hat, eine vorzüglich gebaute Arbeitsmaschine, welche die Verbrennungsvorgänge in höchst ökonomischer Weise in Arbeit überführen kann, so gut als der beste Diesel- oder Turbinenmotor.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Verbrennungsvorgänge, welche in unserem Körper stattfinden, um ihn auf seiner normalen Wärme zu erhalten und um die Arbeit des täglichen Lebens zu liefern, werden gespeist durch Zufuhr der Nahrungsstoffe. Die Nahrung stellt also das Heizmaterial des Körpers dar, genau so wie die Kohle im Ofen oder unter der Maschine. Da jede körperliche Arbeit unerbittlich ihren bestimmten Aufwand an Energie erfordert, so muß sich die Nahrung der zu leistenden Arbeit anpassen. Bleibt die Nahrungszufuhr hinter dem Energiebedarf zurück, so muß der Körper diesen auf Kosten seines eigenen Bestandes decken, indem er das Fett, welches in seinen Geweben angehäuft ist und das Eiweiß seiner Muskeln in die Verbrennung mit hineinbezieht. Wer also tüchtige Arbeit leisten soll, der muß unbedingt auch entsprechend essen, sonst wird er rasch von Kraft kommen und leistungsunfähig werden; und so sehen wir auch, daß schwer arbeitende Zugpferde eine ungenügende Fütterung besonders schlecht vertragen.

Es ist möglich, genau zu bestimmen, welche Wärme- bezw. Energiemengen der menschliche Körper unter den verschiedenen Verhältnissen entwickelt. Bei voller Ruhe, z. B. im Schlaf, sind die Verbrennungsprozesse am niedrigsten, sie betragen für einen Mann von 70 Kilo etwa 2000 Kalorien in 24 Stunden, bei Frauen und Kindern etwas weniger. Im Hungerzustand sind die Verbrennungsprozesse nur um etwa 10% niedriger als bei ausreichender Nahrung, denn auch der hungernde Mensch muß die Arbeit seines Herzens und seiner Atmungsorgane leisten und seine Temperatur auf normaler Höhe erhalten. Leistet der Mensch tüchtige Muskelarbeit, so steigen die Verbrennungsvorgänge im Körper bedeutend an. Beim Gehen auf ebener Straße wird in der Stunde ein Mehrverbrauch von ungefähr 160 Kalorien erfordert, wer dagegen einen Berg hinaufsteigt, verbraucht für diese Leistung pro Stunde 330 Kalorien mehr als in der Ruhe, und ein sechsstündiger Marsch bergan erfordert ungefähr 2000 Kalorien, also fast ebensoviel als wie ein im Bett ruhender Mensch während des ganzen Tages notwendig hat. Rubner, der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eine größere Anzahl von Arbeiterkategorien seinen Untersuchungen unterworfen hat, bestimmte den täglichen Verbrauch für den handarbeitenden Mann je nach der Schwere der Arbeit zu 3000 bis 4000 Kalorien.

Es ist fast beschämend zu hören, daß die geistige Arbeit keinen Mehrverbrauch bedingt, und derjenige, welcher angestrengt viele Stunden am Schreibtisch sitzend sich der geistigen Arbeit widmet, weist keine höheren Verbrennungsprozesse auf als derjenige, welcher neben der körperlichen auch der geistigen Ruhe pflegt. Der geistig Arbeitende soll also nicht essen wie ein Scheunendrescher.

Es war ein bedeutender Fortschritt in der Ernährungslehre, als Rubner den Nachweis führte, daß die Nahrungsstoffe bei ihrer Verbrennung im lebenden Organismus dieselbe Wärmemenge (und damit dieselbe Energie) entwickeln, als wenn man sie außerhalb des Körpers entzündet und verbrennt. Ein Gramm Fett, z. B. Oel, liefert bei der Verbrennung in der Lampe ebenso wie beim Umsatz im Körper 9 Kalorien, ein Gramm Alkohol 7 Kalorien, ein Gramm Zucker, Stärkemehl oder Eiweiß 4 Kalorien; und wenn wir gesehen haben, daß durch einen einstündigen Spaziergang 160 Kalorien mehr verbraucht werden, so kann man daraus berechnen, daß diese Arbeitsleistung durch 17 Gramm Fett oder durch 40 Gramm Zucker geliefert wird.

Es ist gleichgiltig, ob ich den Ofen meines Zimmers mit Kohle, Heizgas, Petroleum oder mit dem teueren Holz heize, die Wärme bleibt dieselbe und ebenso auch die Leistung der Maschine. In gleicher Weise ist es für die Oekonomie des menschlichen Körpers in weiten Grenzen gleichwertig, ob er seinen Bedarf an Wärme und Energie durch Zufuhr von Eiweiß, Fett oder Kohlehydraten deckt.

Da die körperliche Arbeit durch die Anstrengung der Muskeln geleistet wird, so hatte Liebig, dieser große Begründer der wissenschaftlichen Ernährungslehre, die Ansicht ausgesprochen, daß die Muskelarbeit durch die Verbrennung des Hauptbestandteiles

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des Muskelfleisches, nämlich des Eiweißes geliefert werde. Es wurde aber bald erkannt, daß diese Lehre unrichtig war, und daß auch bei strenger körperlicher Arbeit nicht mehr Eiweiß verbrannt wird als in der Ruhe. Der Mehrverbrauch an Spannkräften, welcher bei der Arbeit stattfindet, wird viel mehr durch die Verbrennung nicht eiweißartiger Stoffe, nämlich der Fette und Kohlehydrate, erzeugt. Unter den letzteren verstehen wir den Zucker, der auch in allen unseren Körpersäften kreist, ferner das Stärkemehl, welches wir in der Form der Mehlspeisen, des Brotes, der Kartoffeln und vieler Gemüse aufnehmen. In der Kost des Arbeiters müssen deshalb die Kartoffeln, das Brot und die anderen Mehlspeisen, sowie das Fett eine hervorragende Rolle spielen, und bei dieser vorwiegend aus Kohlehydraten bestehenden Kost pflegt der Handarbeiter über stärkere Muskeln zu verfügen und schwerere Arbeit zu leisten als der Wohlhabende, welcher Fleisch und Eier in seiner Kost bevorzugt.

Die Nahrung hat aber nicht nur die Aufgabe, die nötigen Spannkräfte (das Heizmaterial) für die Bildung von Wärme und Arbeit zu liefern, sondern sie muß auch den Körper auf seinem stoffsicheren Bestand erhalten und sie muß deshalb alle jene Grundstoffe enthalten, aus denen sich der menschliche Organismus zusammensetzt. Dies gilt natürlich in erster Linie für das Kind, für das heranwachsende Individuum, dessen Nahrungsbedarf im Verhältnis ganz besonders groß ist und während gewisser Schuljahre den des Erwachsenen fast erreicht. Eine ausreichende Ernährung der heranwachsenden Jugend ist deshalb von der allergrößten Bedeutung und sollte auch bei herrschender Not mit allen Mitteln gewährleistet werden. Ist die Nahrungszufuhr ungenügend oder fehlt ihr auch nur ein einziger der zur Bildung der Organe nötigen Grundstoffe, z. B. das eine oder andere Salz, so steht sofort das Wachstum still. Aber auch beim Erwachsenen findet fortwährend eine gewisse Erneuerung der durch den Lebensprozeß abgenützten Organe statt, die verbrauchten Stoffe müssen wieder ergänzt werden, und dies gilt besonders für

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die wichtigsten Bestandteile des Körpers, nämlich für die hochkomplizierten Eiweißstoffe. Man hat berechnet, daß täglich ungefähr der tausendste Teil des Gesamteiweißbestandes abgenützt und verbraucht wird. Es muß also in der Kost immer ein gewisses Maß von Eiweiß enthalten sein, soll der Körper nicht an Eiweiß und namentlich an Muskelsubstanz verarmen.

Seit Jahren wird eine, zum Teil erregte, Debatte darüber geführt, welche Eiweißmenge für die Gesunderhaltung eines kräftigen Mannes notwendig ist. Untersuchungen über die freigewählte Arbeiterkost, also über die *tatsächlichen* Ernährungsverhältnisse der arbeitenden Klassen, wie sie erst jüngst wieder durch Gigon in Basel erhoben worden sind, haben ergeben, daß eine tägliche Eiweißzufuhr von 90 bis 110 Gramm die Regel ist. Die Soldatenkost im Kriege ist sogar erheblich eiweißreicher (ca. 150 Gr. Eiweiß), es hat sich aber nachweisen lassen, daß auch bei einer niedrigeren Eiweißkost von etwa 75 Gramm Gesundheit und Leistungsfähigkeit auf die Dauer vollkommen bewahrt bleiben kann. Chittender, Hinhede, Rose und andere haben in Versuchen an sich und andern sogar bei einer Nahrung, welche nur 40 bis 50 Gramm Eiweiß enthielt, den Eiweißbestand des Körpers und eine volle Leistungsfähigkeit erhalten. Die Furcht vor einer Schädigung der Gesundheit durch eine gewisse Reduktion der Eiweißnahrung dürfte tatsächlich durch die Erfahrung nicht begründet sein.

Die für die Erhaltung des Körperbestandes notwendigen Eiweißstoffe können sowohl in der Form von tierischem als auch von pflanzlichem Eiweiß zugeführt werden; denn auch im Mehl (11%), dem Brot (6—8%), den Hülsenfrüchten (20%) und andern Gemüsen, ja selbst in der Kartoffel (2%) sind neben der Stärke nicht unbeträchtliche Eiweißmengen enthalten. Freilich konnten Rubner, Thomas und andere nachweisen, daß von den pflanzlichen Eiweißstoffen etwas größere Mengen gereicht werden müssen, um einer Eiweißverarmung des Körpers vorzubeugen, als von den tierischen Eiweißarten. Die Eiweißstoffe des Fleisches, der Fische,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Eier, der Milch und des Käses stehen den Eiweißsubstanzen des menschlichen Körpers eben doch viel näher als etwa diejenigen von Roggen oder Mais und können deshalb schon in geringerer Menge das verbrauchte Körpereiweiß ersetzen; auch wird das tierische Eiweiß vom Verdauungsapparat viel besser ausgenützt. Eine zweckmäßig zusammengesetzte Kost pflegt etwa 50% der genannten Eiweißstoffe in der Form von solcher animalischer Herkunft zu enthalten, wobei jedoch zu betonen ist, daß wir unter tierischem Eiweiß nicht etwa bloß das Fleisch, sondern auch Milch, Käse und Eier verstehen.

Auf Grund der alten, längst überwundenen Liebigschen Anschauung herrscht auch heute noch das Vorurteil, daß eine eiweißreiche Kost besondere Kraft verleiht, und so hat diese Lehre zu einer Ueberschätzung des Fleisches geführt. Das Fleisch ist ferner eines unserer wohlschmeckendsten Nahrungsmittel, dessen Zubereitung übrigens auch an die Kunst und Arbeit der Küche viel geringere Anforderungen stellt als z. B. das Gemüse. Wohl hauptsächlich aus den letztgenannten Gründen hat sich während der letzten Jahrzehnte in der Volksernährung ein Umschwung vollzogen, indem der Fleischverbrauch immer mehr anstieg und auch in solchen Volkskreisen zur Regel wurde, welche früher das Fleisch nur als Leckerbissen an Feiertagen kannten. Man hat berechnet, daß der Fleischkonsum in Deutschland jetzt 3½ mal so groß ist als vor 100 Jahren, und daß er in Deutschland und Nordamerika mit 52 Kilo pro Kopf und Jahr viel höher ist als in England, Oesterreich (29 Kilo) oder gar in Italien (10 Kilo).

Durch diese Aenderung der Volksgewohnheit, die in manchen Kreisen, z. B. bei den Bauernknechten, geradezu zur Ehrensache geworden ist, ist die Fleischnot und Teuerung entstanden, über die so vielfach Klage erhoben worden ist. Demgegenüber kann gar nicht energisch genug betont werden, daß das Fleisch zur Erhaltung der Gesundheit und Kraft nicht nötig ist; die Gesundheit des Volkes wie des Einzelnen leidet sicher in keiner Weise, wenn der Fleischgenuß ganz bedeutend eingeschränkt wird.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Eiweißfrage ist nicht gleichbedeutend mit der Fleischfrage, und der an sich nicht große Eiweißbedarf kann ebensogut durch Fische, Milch, Käse, Eier, Brot, Mehlspeisen und Gemüse gedeckt werden. Jedenfalls ist es für die Erhaltung der Volksgesundheit viel wichtiger, daß die Milch erhalten bleibt, als daß die Kuh geschlachtet und ihr Fleisch verzehrt wird.

Andererseits wird man die Frage aufwerfen dürfen, ob der Fleischgenuß, den wir als entbehrlich erkannt haben, für die Gesundheit nachteilig und somit verwerflich ist, wie die Vegetarier behaupten. Diese Behauptung ist gänzlich unbewiesen, es steht vielmehr fest, daß das Fleisch ein durchaus bekömmliches, ja anregendes Nahrungsmittel ist. Wir dürfen uns auf dem Gebiet der Ernährung nicht von Glaubenssätzen leiten, sondern müssen die Tatsachen sprechen lassen. Die Geschichte des Menschengeschlechtes zeigt, daß die primitiven Völker nicht Ackerbauern, sondern Jäger und somit Fleischesser waren und noch sind, und daß sich die ackerbauende Bevölkerung mit zunehmender Kultur und Wohlhabenheit wieder mehr dem Fleischgenuß zuwendet. — Wenn wir erfahren, daß die Volksgesundheit sich in Deutschland während der letzten 50 Jahre ganz bedeutend gehoben hat, daß die Sterblichkeit an Tuberkulose fast auf die Hälfte zurückgegangen ist, und daß die durchschnittliche Lebenserwartung im Jahre 1879 nur 35 Jahre betragen hat und jetzt auf 44 Jahre gestiegen ist, und wenn man daneben stellt, daß in derselben Zeit der Fleischkonsum pro Kopf sich etwa verdoppelt haben dürfte, so wird man daraus gewiß nicht den Schluß ziehen dürfen, daß der vermehrte Fleischkonsum die Ursache dieser Hebung der Volksgesundheit sei, wohl aber wird man sagen müssen, daß er nicht schädlich gewirkt und zur Degeneration des Volkes geführt hat. Die abundante Fleischkost unserer Truppen im Felde hat sicher diesen keinen Schaden gebracht, davon können wir uns an dem günstigen Ernährungszustand der heimkehrenden Urlauber überzeugen. — Wenn der überzeugte Vegetarier für seine Abscheu vor dem Fleisch ethische Bedenken geltend macht, so wollen wir seine Ueberzeugung achten,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ebenso wie den Glauben des Juden oder des Inders, welche den Genuß des Schweinefleisches oder der Kuhmilch verwerfen. Es wäre verkehrt in Sachen des Glaubens unsere Nebenmenschen anzugreifen, und es wäre aussichtslos, sie bekehren zu wollen.

Von manchen neueren und alten Propheten, so von Chittender und Fletcher, ist die Behauptung aufgestellt worden, daß die Menschen nicht nur zu üppig, sondern meist überhaupt zu viel äßen. Eine solche Anschauung ist einer ernsten Ueberlegung wert, namentlich zu einer Zeit, wo manche wichtigen Lebensmittel anfangen, knapp zu werden. Was ist die Folge, wenn die Nahrungszufuhr von der vorher gewohnten Höhe auf ein niedriges Maß reduziert wird? Das Körpergewicht vermindert sich um einige Kilo, bis sich der Organismus mit der verminderten Nahrung wieder ins Gleichgewicht gesetzt hat. Eine solche Abnahme des Körpergewichts ist denn auch bei Chittender, Fletcher und ihren Schülern eingetreten, aber sie geben an, daß dies nicht nur ohne jede Schädigung, sondern mit einer Steigerung des Wohlbefindens einhergegangen sei. Es läßt sich in der Tat nachweisen, daß eine (nicht zu weit gehende) Unterernährung von vorher gesunden und gutgenährten Individuen auffallend gut und ohne jeden Schaden vertragen wird, und der Arzt fürchtet eine zeitweilige Nahrungsverminderung, die er aus therapeutischen Gründen bei manchen Magen-, Darm- und Stoffwechselleiden durchführen muß, sehr wenig. Nur darf eine solche Unterernährung nicht Platz greifen bei Individuen, welche schwere körperliche Arbeit zu leisten haben, oder welche noch im Wachstum begriffen sind, bei jenem führt sie zu einem baldigen Versagen der Leistungsfähigkeit, und bei diesen zu einer Hemmung der Entwicklung. Bei den voll ausgewachsenen Menschen aber, welche nur leichte körperliche oder vorwiegend geistige Arbeit zu leisten haben, wird eine mäßige Verminderung der Nahrung und damit des Körpergewichts sicherlich keine Schädigung der Gesundheit hervorrufen. Da durch den Maschinenbetrieb in den meisten Berufsarten dem Menschen die eigentlich großen Kraftanstrengungen mehr und mehr abgenommen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

werden, so vermindert sich die Zahl derjenigen Arbeiter, welche wegen schwerer Arbeit auch sehr große Nahrungsmengen bedürfen, relativ immer mehr. — Umgekehrt nimmt bei Ueberfütterung, selbst mit Eiweißstoffen, nicht die Muskelmasse und damit die Kraft zu, sondern nur die Fettmenge, und es ist auch den Landwirten bekannt, daß durch Mastfütterung keine Zunahme des Fleisches erzielt werden kann. Uebrigens ist es erstaunlich, mit welcher Zähigkeit der Körper an seinem normalen Zustand festhält und wie er durch zeitweilige Unterernährung und Ueberfütterung nur vorübergehend von diesem abweicht.

(Schluß folgt.)

Eine deutsche Rede

Von Alwin Saenger (München)

Frankreich, April 1916.

Seit den Tagen, da russische Barbarei, französische politische Dekadenz und englische kapitalistische Instinkte auch für uns Sozialdemokraten den kategorischen Imperativ der Verteidigung des Vaterlandes erstehen ließen, haben wir in Deutschland manche große Stunde erlebt; der 5. April gab uns eine der größten. Der Rede des deutschen Reichskanzlers von Bethmann-Hollweg wird die politische Kulturgeschichte der Menschheit einst ein Blatt zu widmen haben. Was in diesem ungeheuersten Zusammenprallen der Völker Europas das deutsche Volk über seine Feinde stellt, was seine Größe reifen ließ zur Höhe von Pflicht und Sittlichkeit, was in dem Kopfe und dem Herzen eines Deutschen bei aller warmen Hoffnung auf eine dereinstige dauerndere Verständigung der Nationen die Bedeutung des civis Germanicus sum zur Erkenntnis brachte: in der Rede des Kanzlers finden wir den Mikrokosmus dieser sittlichen Welt des Deutschen dieses Weltkrieges, des Deutschen im Frieden. Es gilt für die Worte des Staatsmannes wie des Menschen im gleichen Maße.

Die Leiden dieses Krieges sind unendlich; auf das Geschlecht von heute hat sich Trauer gesenkt; wir wissen, daß erst unsere Kinder wieder fröhlichen Herzens über Berge und Täler schauen werden. Blut und Tränen dieser furchtbaren Zeit legten auch den verantwortlichen Staatsmännern unserer

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Feinde manches Klagewort in den Mund, aber der Uebel größtes, die Schuld, ließ alle Worte leer verklingen, wo sich die Hoffnung auf ein größeres Sterben, die Verkündung der Vernichtung des Gegners, der Tötung des letzten deutschen Barbaren als Kriegsziel anschloß.

Erschütternder wurde niemals des tiefsten menschlichen Wehs mit wenigen Worten gedacht, da der erste deutsche Staatsmann von dem Frieden Europas, der aus den Gräbern von Millionen entsteht, und dem Sterben der Söhne Deutschlands fern der Heimat sprach. So konnte nur ein Mann reden, dessen Herz tief erschüttert ist von den Schmerzen der blutenden Menschheit und der gewillt ist, an der Beendigung zu arbeiten, sobald die Möglichkeit dazu geboten ist.

Unter der Mitwirkung sozialistischer Minister und sozialdemokratischer Arbeitervertreter, auf deren Fahnen heute noch das Dreigestirn der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit eingewebt ist und die auch heute noch in der beglückenden Sonne russischer Großfürsten von den Proletariern aller Länder, die sich vereinigen sollen, deklamieren, sinnt die Entente mit konzentrischer Rhetorik darauf, wie nach dem Kriege das Aushungern des größten Kulturvolkes als perpetuum mobile etabliert werden, das gesamte deutsche Wirtschaftsleben dauernd zerstört werden könne. Ob die deutsche Arbeiterklasse darüber zu Grunde gehen kann, ist der Anti-Boche-Liga, ist den Trabanten der Politik eines Grey und Delcassé gleichgültig. Ein deutscher Staatsmann war es, der die Nachkommen der Kämpfer der nordamerikanischen Freiheitskriege daran gemahnte, daß die Grenzen der Menschheit von der Friedens-Arbeit sich gegenseitig achtender Völker beschirmt seien, daß die Sicherung des europäischen Friedens durch friedliche Arbeit möglich gewesen wäre, daß Deutschland die Vernichtung fremder Völker nicht will. Der Haß gegen uns, der tiefe, gemeine Haß wütet noch immer, der Selbstbetrug feiert steigende Orgien; ohne den Leitsatz: „La vengeance du peuple allemand sera aussi terrible qu'elle est inévitable" findet man bald keinen Artikel über deutsche Verhältnisse in der französischen Presse mehr; die militärische Lage Deutschlands ist heute so, daß wir wissen, von unseren Siegen wird uns nie und nimmer etwas mehr entrissen werden. Wenn dann der verantwortliche Staatsmann vor das deutsche Volk tritt, als Kriegsziel die unumgänglich notwendige und für jeden pflichterfüllten Politiker selbstverständliche Sicherung des Reiches, die mit der Befreiung vom zarischen Despotismus unterdrückter Völker zusammenfällt, erklärt, dem Gegner ritterlich die Achtung nicht versagt und nochmals feierlich verkündet, daß wir nicht die Vernichtung eines Feindes, sondern nur den Schutz der heimatlichen Grenzen wollen, dann ja fürwahr können und dürfen wir nur ein einiges Volk von Brüdern sein. Dann fürwahr ahnen wir, daß diese Worte des ersten deutschen Staats-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mannes die sittliche Größe eines Volkes zum Ausdruck bringen, wie sie die politische Kulturgeschichte bisher nicht zu verzeichnen hatte und die für ferne Geschlechter erst voll erkennbar wird.

Die Wahrhaftigkeit bewegt uns. „Für Deutschland, nicht für ein fremdes Stück Land bluten und sterben draußen Deutschlands Söhne". Wir Sozialisten hatten zu oft Erscheinungen der deutschen innern und äußern Politik bekämpfen müssen, um nicht dem Zweifel Raum zu geben, daß — manchen Einflüsterungen zum Trotz — der Verteidigungskrieg Verteidigungskrieg bleibe. Die Worte des Kanzlers lehren uns, daß es Wahrheit war und bleibt. Es galt dem Schutz des Vaterlandes, es gilt der Heimat, dem deutschen Bruder, es gilt der Frau, den Kindern, den deutschen Fluren, dem heiligen Boden der Väter.

Dies deutsche Beispiel erhebe uns und banne über die verbitterte Leidenschaft der Stunde die froheren Bilder: daß man uns doch noch einst, wenn die Notwendigkeit des Zusammenlebens wieder kommt, erkenne und die Welt wieder genese, sei es auch am deutschen Wesen.

Venedig während des Krieges

(Reise-Eindrücke)

Von Dalkar

Venedig, im Frühjahr 1916.

In der von Kanälen durchzogenen Stadt der Dogen sind die schmalen Gäßchen (i calli nennt sie der Venezianer) weniger belebt und geräuschvoll als die Mailänder Straßen, jedoch fühlt man die Nähe des Krieges mehr als dort, schon an der Unmasse von Soldaten aller Waffengattungen, die mit ihren schweren Stiefeln durch die Gassen poltern, die Kaffeehäuser und Schenken mit rauhem Gesang erfüllen, in allen Kasernen und sonst verfügbaren Räumen untergebracht sind und mit fieberhafter Eile eingeübt werden. Mit einiger Ueberraschung lese ich noch in manchem Ladengeschäft und Wirtshaus die Anzeige „Si parla tedesco" (Man spricht deutsch), und höre bei dem Konzert auf dem Markusplatz zwischen Stücken aus der Tosca und der Cavalleria Rusticana auch noch Klänge von Brahms, Wagner und Beethoven. Mit letzterem hat sich das italienische Publikum leicht ausgesöhnt, nachdem ein Franzose entdeckt hat, daß er kein Boche, sondern ein Belgier war. Aber sonst hat doch auch die Venezianer der vorschriftsmäßige Haß gegen alles

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Deutsche ergriffen, und die einfachste Klugheit verbietet gegenwärtig hier ein deutsches Wort auf der Straße hören zu lassen. Immerhin sah ich noch in dem Schaufenster von Buchhändlern die Werke Kants, Bernhardis, die Hardensche Zukunft und Schriften wie „Wir müssen siegen". Gekauft werden diese Artikel natürlich nicht mehr. Daneben fällt eine große Karte des italienisch-österreichischen Kriegsschauplatzes ins Auge, auf der die italienischen Fähnchen lustig gegen Wien vorrücken; sie haben schon das ganze Trentino und Kärnten bedeckt. Ein Menschenknäuel drängt sich ununterbrochen davor, studiert, bewundert und strahlt vor Freude. Hier und da ist aber auch ein Zweifler darunter, der die Frage seinem Nachbar zuflüstert, ob wohl der Generalstab die volle Wahrheit sagt und die Zeitungsmeldungen ganz zuverlässig sind? Wer solch einen Zweifel hat, wagt ihn aber nicht laut zu äußern und sieht sich scheu um, wenn er ihn überhaupt ausspricht. In den Schenken des Volkes, wo die unbeschäftigten Hafenarbeiter und sonstige kleine Leute ihr Glas Wein zu einer Toskanerzigarre trinken, hört man schon freiere Aeußerungen, und nicht selten sagt einer seufzend zum andern: „Mag das auch alles wahr sein, was die Regierung uns wissen läßt?"

Die Ankunft von Hunderten und aber Hunderten Verwundeter, die tiefen Eindruck macht, erweckt dergleichen Zweifel, ebenso die Erzählungen zahlreicher Flüchtlinge aus dem Kampfgebiet und die Berichte von Bürgermeistern der Provinz, die zu dienstlichen Verhandlungen an der Front waren. Aus allen solchen Darstellungen erfährt man hier doch, daß dort längs der Grenzlinie in den Bergen ein Krieg mit ganz neuen Methoden geführt wird, ein ungeheurer Belagerungskrieg gegen einen Feind, der über eine erstklassige Artillerie und eine Unmasse mächtiger Geschosse verfügt. Man erfährt nun, daß die militärische Stärke der Oesterreicher und Ungarn in jeder Beziehung furchtbar ist, und daß sie verwünscht und wütend auf die Italiener schießen. Zwischen Sagrado und Monfalcone ist ein Gelände diesseits des Isonzo, dem die Italiener den Namen il deserto (die Wüste) gegeben haben, so hart wurde es von dem österreichischen Geschützfeuer mitgenommen; und unter den Truppen, die dort stehen und den Kampf führen müssen, soll die fröhliche Begeisterung geschwunden sein, sie hat einem großen Ernst Platz gemacht, der sich der furchtbaren Schwere der Aufgabe bewußt geworden ist. Die Offiziere an der Front haben oft ihre Mißbilligung über die italienischen Zeitungsberichte ausgesprochen, die unwahre Schilderungen über den Zustand der österreichischen Gefangenen gaben. Kein Wort sei davon wahr, sagen sie, daß die Gegner am Ende ihrer Kräfte, ermattet, zerlumpt und verzweifelt wären. Ganz im Gegenteil, man sollte dem italienischen Volk die Wahrheit sagen, daß der Feind gut bewaffnet und ausgerüstet, und durch lange Erfahrung mit dem Krieg vertraut ist, und daß dieser Krieg lang und schwer

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sein wird und voll von Ueberraschungen, und daß es sehr gefährlich wäre, sich in optimistischen Illusionen zu wiegen. In diesem Sinne sprach sich zu mir ein Abgeordneter aus, der jetzt Offizier im Generalstab ist.

Die Kriegszeit hat das Angesicht Venedigs schon völlig umgewandelt. Es hat nicht mehr das verführerische Lächeln wie ehedem. Drei österreichische Fliegerbesuche haben einschneidende Sicherheitsvorkehrungen erzwungen, und infolge davon haben viele Einwohner die Stadt verlassen. Der Dogenpalast und die Markuskirche gelten als besonders gefährdet. Man hat daher die 32 Bogen im Erdgeschoß des Palastes durch starke Ziegelsteinpfeiler gestützt und umgibt noch andere wertvolle Teile des Baues mit neuem Mauerwerk. Der Anblick des Denkmals wird dadurch trostlos, ob die Schutzvorkehrungen wirksam sein werden, steht dahin. Am traurigsten sieht die Markuskirche aus. Das älteste der fünf großartigen Portale ist hinter Sandsäcken verborgen, die wunderbaren Mosaiken der Schauseite sind hinter grauen Schutzhüllen verschwunden, die vier antiken Bronzepferde sind vom Giebel herabgenommen. Das Innere der Kirche, sonst von geheimnisvoller Pracht, gleicht jetzt einer Baustelle, Sandsäcke umgeben die Pfeiler bis zur Wölbung, die herrlichen Marmorkanzeln stecken in Holzkäfigen, und die 14 Statuen der heiligen Jungfrau, der Apostel und des Schutzpatrons stehen in ihrer Verpackung von Wolle und Decken wie seltsam geformte Ungeheuer in dem Dämmerlicht der Kirche. Den Hochaltar sieht man noch gerade zwischen schützendem Balkenwerk und einer doppelten Reihe von Sandsäcken hindurch, die als Dach und Schild aufgeschichtet sind. Alle Museen sind geschlossen, die hervorragendsten Gemälde großer Meister nach Orten Mittelitaliens verbracht.

Um sich ein Bild von der Verödung Venedigs durch den Krieg zu machen, genügt ein Spaziergang über den Markusplatz, unter den Bogengängen des Königlichen Palastes und der alten Prokurazien: die meisten Schaufenster sind geschlossen, denn Fremde und Bewunderer der poesievollen Stadt sind nicht mehr da, der Krieg und die Furcht vor einer Beschießung aus der Luft oder durch die österreichische Flotte hält sie fern. Venedig macht eine schwere schmerzliche Krisis durch. Das Treiben im Hafen ist unwiderbringlich ruiniert, die Reeder und Schiffahrtsgesellschaften sehen ihre Geschäfte zusammenbrechen, keine Sirene ertönt mehr, die Ketten der Krane rasseln nicht mehr, das Schweigen des Todes liegt über dem Hafen.

Ueber den Besuch dreier feindlicher Flugzeuge über Venedig in den ersten Kriegstagen haben die italienischen Zeitungen Witze zu machen versucht, indem sie die Fahrt einen deutschen Bluff nannten; aber ich habe mit eigenen Augen die schweren Schäden gesehen, welche die Bomben der österreichischen Flieger angerichtet haben. Man braucht sich nur die Brüstung des am Arsenal entlang laufenden Kanals della Tana und die völlig zerstörten Nachbargebäude

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

anzusehen. Man hat nun als erste Sicherung sieben Beobachtungsposten eingerichtet, die Tag und Nacht den Himmel durchforschen, und mehrere französische Flieger sind zur Verfügung der Militärbehörde. Täglich machen die Flieger Erkundigungsfahrten längs der Adriaküste, um dem Marinekommando verdächtige Schiffe zu melden und die feindlichen Unterseeboote einzuschüchtern. Die Stille in der Nacht, die immer eine kennzeichnende Note für Venedig war, ist jetzt noch dadurch vermehrt, daß die Militärbehörde von 9 Uhr abends an jegliche Beleuchtung verboten hat, so daß die Stadt in völlige Finsternis getaucht ist. Alles das trägt natürlich dazu bei, die Seelenruhe der Bürger zu stören.

Vor kurzem erwachte die Stadt durch das Glockengeläute ihrer 90 Kirchen. Die Markuskirche, San Zanipolo, Santa Maria della Salute und San Salvatore wurden von den Gläubigen angefüllt, die den guten „italienischen Gott" um den Sieg baten. Generale, höhere und Unteroffiziere von allen Waffen, Soldaten, Seeleute, Zivilbehörden, Mönche, Prälaten, Freimaurer, Sozialisten und Republikaner haben den Gottesdiensten beigewohnt. Nach der Messe haben die Geistlichen von der Kanzel herab gegen Oesterreich gedonnert, ihre Predigten waren von einem Ende Venedigs bis zum andern ein einziger Ruf des Zornes und Hasses. „Wir haben nur einen Feind: Oesterreich! Wir werden siegen, weil Gott mit uns ist". Und die Gläubigen haben die Kirchen zufrieden und zuversichtlich verlassen und haben sich in die Schenken und Kaffeehäuser gesetzt, um vom Krieg zu reden.

Ich will hier nicht die Unterhaltungen wiederholen, die ich in Venedig mit Leuten aus allen Schichten gepflogen habe, sie unterscheiden sich nicht voneinander. Man braucht kein großer Meister in der Seelenkunde zu sein, um unter der stolzen Versicherung der lachenden Heiterkeit und unter den abfälligen Witzen, die gegen die Oesterreicher geschleudert werden, eine Beunruhigung wahrzunehmen, welche das Siegesgeschrei der Zeitungen nicht beschwichtigen kann. Ohne Zweifel verdaut das Volk, das unfähig ist, die amtlichen Aufbauschungen der Agenzia Stefani zu durchschauen, in aller Gemächlichkeit die Erörterungen der Presse, nach denen die Feinde Italiens alle Tage besiegt werden. Das kleine Volk im allgemeinen nimmt wie ein göttliches Orakel alles hin, was von oben kommt, vom Ministerium des Innern und vom Kriegsministerium. Aber die gebildeten und mit etwas Urteil ausgerüsteten Personen können nicht umhin, die tatsächlichen Erfolge und die Siegesversicherungen zu vergleichen, und darum zeigen sie sich trotz der mutigen Haltung erstaunt und beunruhigt, und im Grund ihrer Seele lauert die Frage: Wen will man täuschen?

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Noch ist die Erde dein

Die Jahre spulen sich von großer Spindel ab:
Einmal steht die Spindel, dann sinke ich hinab. —
Einmal bleiben alle großen Spindeln steh'n,
Keiner kann mehr dann über die glühende Dorfgasse geh'n . . .

Mein Leben ist wie ein Brunnen mit springenden Strahlen hell,
Noch birgt unendlich Wasser der ungestüme Quell;
Noch wohne ich unter Bäumen mit breitem Schattendach:
Seele, süße Seele, was sinnst du dem Ende nach?

Jeden Lenz sprossen die Pflanzen auf deinem Gartenbeet,
Alle Sommer glüht an den Berghängen dein fröhlicher Wein,
Alle Herbste dein Nußbaum voll Früchten steht:
Seele, süße Seele: noch ist die Erde dein!

Seele, süße Seele: wohne glücklich am Rand
Des grünenden Hügels, den die Wälder behüten:
Noch liegt das uralte Land
In Blüten! . . .

Friedrich Schnack

Stoßgebet

Vater unser, der du bist im Himmel
Wie auf Erden:
Laß uns unsrer Feinde mächtig werden,
Sieh, wie der alte Trotz erglüht,
Um Gerechtigkeit Stahl und Feuer sprüht:
Daß der deutsche Geist befreit
Aufbraust in alle Ewigkeit!
Amen.

Gerrit Engelke

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Fiskus als Spekulant

In einer Vollversammlung des Zweckverbandes Groß-Berlin hat der Rechtsanwalt Sonnenfeld (Berlin) kürzlich die merkwürdige Siedlungspolitik der königlichen Aufteilungskommission in Dahlem scharf gekennzeichnet. Er wies auf die schreiende Tatsache hin, daß der Fiskus Gelände, das ihm nur 5—10 Pfg. für das Quadratkilometer kostete, für 35 Mk. wieder verkauft. Die Folge sei, daß sich nur reiche Leute in Dahlem ansiedeln können. Leute mit einem Jahreseinkommen von 3000 bis 10500 Mk. machen in der Stadt Berlin nur 5% aller Steuerzahler aus, in Dahlem dagegen 23%, und während 20% der Dahlemer Steuerzahler ein Jahreseinkommen von mehr als 10500 Mk. haben, befindet sich in Berlin nur 1% der Steuerzahler in solchen Vermögensverhältnissen. Charakteristisch für diese fiskalische Siedlungspolitik ist es ferner, daß in Dahlem kein einziger Spielplatz angelegt ist, und daß die vielen öffentlichen Gebäude auf Hinterland gerichtet sind, weil sich mit dem Vorderland besser spekulieren läßt.

Solche Feststellungen mögen die überraschen, die sich durch den Schleier der Maja täuschen lassen, mit dem der „Staat" Eigenschaften vorspiegelt, die er in Wirklichkeit nicht besitzt, und nie besitzen wird, solange er ein Instrument der Herrschaft weniger über viele bleibt. Man hat von der Wirksamkeit des Fiskus als Bergwerkbesitzers erwartet, daß sie zum Wohle der Volksgesamtheit die Kohle verbillige, und man hat im Gegenteil erlebt, daß der Fiskus die monopolistische Preispolitik der privaten Bergwerksbesitzer nicht nur mitmacht, sondern noch überbietet. Man hat lange Zeit mit Engelszungen auf den preußischen Fiskus eingeredet, daß er der Berliner Bevölkerung ihre „Lunge", den Grunewald erhalten helfe, man hat erfahren, daß sein Drang, möglichst viel aus diesem Besitz herauszuschlagen, stärker ist als seine Hilfsbereitschaft für das Wohl der reichshauptstädtischen Bevölkerung. Gleiche Erfahrungen machte man bei dem Verkauf des Tempelhofer Feldes durch den Militärfiskus. Wer je Gelegenheit hatte, hinter die Kulissen der Tätigkeit des deutschen Reichsfiskus als Bodenherr in überseeischen Kolonien zu werfen, wird über die Harmlosigkeit lächeln, mit der manche darin eine bodenreformerische Wirksamkeit erblicken.

Der Reichsfiskus wird sich nach dem Kriege wirtschaftlich sehr staatssozialistisch geben, um von der deutschen Volksvertretung allerhand Monopole zu erlangen, und mit den Erträgen daraus diejenigen Kriegskosten verzinsen und tilgen helfen zu können, für die unsere Feinde etwa nicht haftbar gemacht zu werden vermochten. Man wird sie ihm wohl nicht versagen, aber man sollte sich politischer Handhaben versichern, das Volk vor einem Mißbrauch solcher fiskalischer Monopole durch ihre jeweiligen Verwalter zu schützen. Zu unfreiwilligen Zeugen für die Berechtigung solchen Mißtrauens machten sich die beiden Minister für preußische Eisenbahnen und preußische Finanzen wie deren Freunde unter den Parteien im preußischen Abgeordnetenhause bei Beratung des Etats der preußischen Eisenbahnverwaltung, als sie mit auffälligem Eifer den Gedanken einer Uebernahme der gesamten deutschen Eisenbahnen durch das Reich bekämpften. Man stritt, besonders entschieden Herr Dr Lentze, dem Reiche den guten Willen wie die Fähigkeit ab, die Bahnen so „pfleglich" zu verwalten, wie es Preußen getan habe. Dazu werde, betonte

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Herr Sydow, der Geldbedarf des Reiches zu groß sein!

Herrschaft über die vaterländischen Verkehrsmittel bedeutet volkswirtschaftlich ungefähr dasselbe wie Herrschaft über vaterländischen Boden. Wer nicht gewillt oder fähig ist, das eine Monopol gemeinnützig zu verwalten, wird es auch für das andere nicht sein. Herr Lentze hat eine richtige Witterung für die Gefahr bewiesen, die dem deutschen Volke nach dem Kriege aus der voraussichtlichen großen Verschuldung droht. Um ihr zu begegnen, kann sich das deutsche Volk nicht früh genug auf die Aufgabe vorbereiten, das deutsche Reich durch eine wahrhaft große Finanzreform aus der Gefangenschaft seiner Gläubiger zu befreien.

Otto Corbach

„Das Regenbogenbuch"

Das Erscheinen einer französischen Ausgabe dieses Werkes, unter dem Titel „Le livre arc-en-ciel", erinnert an die fast verjährte Pflicht, dem ganz vortrefflichen Werk eine nachdrückliche Empfehlung zu widmen. Den drastischen und glücklichen Titel dankt das Buch der Farbigkeit der diplomatischen Aktensammlungen; seine Aufgabe ist es, die politische Vorgeschichte des Weltkriegs, soweit sie in den Noten der Regierungen, in den Berichten der Botschafter und Gesandten faßbar, darzustellen. Dr. Max Beer hat diese Aufgabe mit dem größten sachlichen Geschick angepackt und hat sich der Mühe unterzogen, fast durchweg neue, selbständige, auf Genauigkeit des Ausdrucks abgemessene Uebersetzungen zu bieten. Ohne Zweifel ist einer Mehrzahl von Menschen die Vorgeschichte des Krieges in ihren diplomatischen Verästelungen längst gleichgiltig geworden — sie haben ein paar Formulierungen, in denen sie sich befriedigen und meinen nicht ohne Grund: jetzt kommt es nur darauf an, daß und wie der Krieg ausgeht! Immerhin, wenn gerade in Deutschland die Kriegsliteratur nicht nachläßt, die geschichtlich klären will, wenn der Kanzler, dem ein Teil der öffentlichen Meinung die Kundgabe eines „Kriegsziels" abtrotzen will, gestehen muß: Deutschland hatte kein Kriegsziel, als es in den Kampf gerissen wurde, dann heißt es, daß unser gewissenhaftes Denken und Spüren doch immer an jenen Wochen der Entscheidung hängen bleiben wird. Je größer die Opfer, desto drückender die Frage: war all dies unvermeidbar? Das Verfahren des Dr. Beer ist höchst einleuchtend; unter erlaubter Vernachlässigung gleichgiltiger Akten stellt er aus allen diplomatischen Büchern die Kundgebungen in ihrer sachlichen und zeitlichen Folge zusammen, Frage, Antwort, Entschluß, Mitteilung — wir erleben noch einmal die erst langsame, dann katastrophale Entfaltung der Wirkungen von Serajewo. Diese in oft nüchternem Amtsstil niedergelegte Quellengeschichte ist — man scheut das Wort unterhaltend — in höchstem Maße spannend, weil es die Verkettung der Katastrophe zeigt. Einleitung und Schlußwort umrahmen das urkundliche Material — ohne daß mit moralischem Aufgebot an Stimmung gearbeitet wird, fällt das Fazit des Verfahrens gegen den Dreiverband. Vor allem: während der österreichisch-serbische Konflikt in Petersburg zur europäischen Angelegenheit ausgedehnt wurde, tat Berlin das Mögliche und Notwendige in Wien, um die Katastrophe einzudämmen. Paris aber ließ mit Leichtsinn und heimlicher Freude an dem Kommenden den imperialistischen Uebermut seines Ver-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bündeten ohne Hemmung ins Maßlose und Haltlose wachsen. Das Buch ist in sehr guter und übersichtlicher Ausstattung bei Ferd. Wyß in Bern (6 Mk.) erschienen.

Theodor Heuss

Der kunstgeschichtliche Unterricht

Mit stillem Vergnügen konnte man nach dem Erscheinen von Wolfg. Golthers weltausholenden Untersuchungen über die Tristansage konstatieren, daß an mindestens fünf deutschen Hochschulen im darauffolgenden Semester Vorlesungen über Entstehung und Entwickelung des Tristanmetiers gehalten wurden. Bei dieser — sagen wir — raschen Anpassungsfähigkeit der o. und a. o. Professoren und Dozenten durfte der Freund der bildenden Künste hoffen, daß vielleicht die große Geschichte des Kunstgewerbes, die G. Lehnert in Verbindung mit andern namhaften Fachgelehrten herausgegeben hatte, eine ähnliche Wirkung ausüben würde. Erfreute sich doch das so umfangreiche Gebiet der angewandten Künste einer gänzlichen Ignorierung durch die Lehrer der Kunstgeschichte an den Universitäten. Aber auch nach Lehnerts Werke, das doch mit den umfassendsten Literaturangaben ausgestattet ist, blieb es still in den deutschen Vorlesungsverzeichnissen.

Erforderlich aber ist, entsprechend der Bedeutung des Kunstgewerbes in alter und neuer Zeit, eine oder die andere Professur für dieses Fach in Deutschland. Nicht an allen Universitäten. In Betracht kämen in erster Linie Berlin und München als Sitze der beiden bedeutendsten Kunstgewerbemuseen Deutschlands. Denn ein reiches, originales Anschauungsmaterial müßte zur Verfügung stehen. Nur dann hätte eine solche Professur die Bedeutung, die ihr zukommen könnte, wenn der Schwerpunkt nicht so sehr auf der ästhetischen Bewertung ruhte, als auf den historischen, stilkritischen und in erster Linie den technischen Grundlagen aufgebaut wäre. Oder mit anderen Worten, soll irgend ein Erfolg erreicht werden, dann darf eine solche Stelle nur mit einem Fachmann ersten Ranges, am besten mit einem Museumsbeamten, besetzt werden. Denn es handelt sich nicht darum, daß ein anpassungsfähiger Privatdozent nun rasch einige ästhetische Brocken hinzuwerfen im Stande ist, sondern es müßte auch die Herstellungsweise und ihre Vervollkommnung, Fälschung u. a. m. in Betracht gezogen werden, das heißt, nur jemand, der neben gründlichen theoretischen Kenntnissen umfassende praktische Erfahrung durch langjährige Beschäftigung mit den Objekten besitzt, ist geeignet und im Stande, einen solchen Posten in der richtigen Weise auszufüllen.

Den Wert, den ein solcher Lehrstuhl für den Staat als Brotgeber der Museumsbeamten, die jetzt nur mit Kenntnissen in den hohen Künsten ausgestattet in Kunstgewerbemuseen eintreten, um sich dort erst allmählich in das neue Gebiet einzuarbeiten, für Kunstgewerbeschulen und Industrie hätte, darzulegen, ist wohl überflüssig. Wohl aber drängt sich noch eine andere Beobachtung auf. Die Kategorie, die man unter dem Namen Kunstgeschichte zusammenfaßt, sind sicher auf deutschen Universitäten sehr gut — wenigstens in den meisten Fällen — vertreten. Es ist das Gebiet der historischen, ästhetischen und stilkritischen Würdigung meist der Bilder allein. Plastik erfreut sich meist keiner besonderen Beliebtheit bei den Dozenten, Architekturgeschichte wird mehr den technischen Hochschulen überlassen. Aber all das, was mit der technischen Seite der Malerei zusammenhängt, wird in der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Regel außer acht gelassen. Es sei gestattet, einen Kronzeugen anzuführen, Theodor von Frommel, der in seinem „Handbuch der Gemäldekunde" schreibt: „Dieses Studium (sol. der Monumente) ist zweifellos bisher an den Universitäten sehr vernachlässigt worden. Es ist mir nicht selten vorgekommen, daß jüngere Kunstgelehrte, die schon ganz wohlgewachsene Dissertationen geschrieben und schon manche große Galeriereise getan hatten durch die einfachsten Querfragen nach Uebermalung, Technik, Echtheit von Signaturen in die größte Verlegenheit gesetzt wurden." Es sieht heute noch nicht wesentlich anders aus auf reichsdeutschen Universitäten.

Daß eine Professur für die technisch-historische Seite der Gemäldekunde und die damit zusammenhängenden Fragen mindestens ebenso wichtig wäre wie das in Marburg eingerichtete archivalische Institut, das zum Dienste an den preußischen Archiven vorbereitet, braucht wohl keines Nachweises. Auch sie wäre ein Erfordernis für unsere großen Hochschulen, die mit einem Fachmanne besetzt gehörte.

Willi Bürger

Das Mädchenhaar und das Massengrab

Liebste!

Als ich heute mittag vom Arbeitsdienst ins Lager kam und die steifen Knochen auf der Drahtpritsche langstreckte, trommelten im verschneiten Wald immer noch die Granaten. Heftig und scharf pochten auf la Ville Morte die Minenschläge, die zitternd durch die Erde liefen und in meinen Adern verebbten.

Du kennst das unheimliche Sausen nicht, liebe Lisa, dieses saugende Sausen, das mit übermächtiger Schnelligkeit auf Dich zuhumpert und alles zu Boden schmettert. Unterstände und Stollen quetschen leicht zusammen, die gemarterte Erde schreit auf, haushoch frißt sich Qualm und Glut in den mitleidlosen Himmel und triumphierend hängt sich der schwarze Rauch über die keuchenden Menschenleiber.

Ein wunderliches Gelüst nach Dir, Liebste, überkam mich da, als im Wald der Donner rollte und die Minen pochten.

Andächtig küßte ich das feine, seidige Haar, ein Raub aus den Urlaubstagen (denkst Du noch daran?) und all die verschüttete Zärtlichkeit quoll in mir auf, ich spannte Dein Haar und riß mit den Zähnen daran, bis es sang und klang.

Musik des Einsamen ist nicht himmelstürmend und brausend, Lisa, sie ist still und fein, zart und innerlich. Wie eine abendliche Landschaft, oder wie ein morgenlicher Quell, wie Dein edler Gang, wie das himmlische Spiel Deiner jungen Brüste . . .

Gestern haben wir ein Massengrab geschaufelt und aus der zerschossenen Stellung vierzehn Musketiere geschleppt, vierzehn blutige, zerfetzte Menschenleiber . . .

Sie liegen eng aneindergeschmiegt in der dunklen Grube. Ich bin zu dem Grab geschlichen und habe — Liebste, lache nicht! — Dein zartes, glänzendes Haar auf die vierzehn toten Kameraden gelegt — obwohl jeder eine Liebste hat mit feinem, seidenem Haar . . .

Max Barthel, Musketier.

Berichtigung.

In der dritten Shakespeare-Sonette (Heft 16) muß es in der siebenten Zeile (Seite 57) Tracht statt Pracht heißen.

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27

Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.

Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Ernährungsfrage und der Krieg

Von Prof. Friedrich Müller (München)

(Schluß)

Bis hierher sind die Lehren der Wissenschaft klar und fest begründet, sie sind der Berechnung zugänglich und somit unerbittlich. Aber es wäre falsch zu glauben, daß damit nun alle Probleme der Ernährung restlos gelöst wären. Auch wird man zugeben müssen, daß den Vertretern der wissenschaftlichen Ernährungslehre schon wiederholt Fehler unterlaufen sind, und zwar dann, wenn aus der neugewonnenen Erkenntnis allzuraſch weittragende Schlußfolgerungen gezogen wurden. So haben wir gesehen, daß Liebig den Irrtum begangen hat, die Eiweißnahrung zu überschätzen. Ein anderer interessanter Fehler ist einige Jahrzehnte früher in München dem genialen Grafen Rumford, dem Schöpfer des englischen Gartens, untergelaufen. Er hatte erkannt, daß in den Schlachtabfällen, nämlich den Sehnen, den Knochen und dem Bindegewebe der Schlachttiere eine wertvolle stickstoffreiche Substanz, nämlich der Leim enthalten ist und er beschloß diesen auszukochen und den Insassen der Armenhäuser als nährkräftige Suppe zu verabreichen. Aber die mit der neuen Ernährungsart Beglückten verweigerten die Rumfordsuppe auf das energischste, und ihre instinktive Abneigung erwies sich bei späteren Untersuchungen als berechtigt. Denn der Leim, der zwar in vieler Beziehung dem Eiweiß sehr ähnlich ist, ist diesem in der Ernährung durchaus nicht gleichwertig und zwar deshalb, weil dem Leim gewisse Bestandteile fehlen, welche dem wirklichen Eiweiß obligat zukommen. Fügt man diese Substanzen dem Leim hinzu, so kann er nun in der Tat das Eiweiß ersetzen. Wir stoßen hier auf die Tatsache, daß eine Ernährungsart nur dann vollwertig ist, wenn sie alle zum

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aufbau des Körpers nötigen Bausteine enthält, und daß eine Nahrung, der auch nur ein untergeordneter Bestandteil fehlt, den Körper nicht auf die Dauer gesund zu erhalten vermag.

Es liegt auf der Hand, daß die eben auseinander gesetzten wissenschaftlichen Prinzipien auf die tatsächliche Nahrungsauswahl des Menschen keinen Einfluß ausüben. Der gesunde Mensch gibt sich über die Vorgänge in seinem Körper sowie über seinen Nahrungsbedarf wenig Rechenschaft, und auch die Hausfrau und die Köchin werden die Kost sicherlich niemals nach Kalorien einrichten, sie werden sich vielmehr von ihrem natürlichen Empfinden und den hergebrachten Sitten leiten lassen. Und das ist auch gut so, sehen wir doch, daß die natürlichen Instinkte, welche auf die Erhaltung des Einzelindividuums wie auch der Rasse gerichtet sind, den Menschen wie das Tier mit wenigen Ausnahmen richtig leiten. Dies äußert sich unter anderem darin, daß der erwachsene Mensch, wenn keine Krankheit dazwischen kommt, sein Körpergewicht bis auf wenige Kilo über viele Jahre hin genau gleich erhält; der Appetit paßt also die Nahrungsaufnahme dem wechselnden Bedarf immer richtig an.

Gebieterisch, kaum zu unterdrücken, zwingt er nach großen körperlichen Anstrengungen den Mehrverbrauch alsbald wieder hereinzubringen, er vermindert sich bei körperlicher Enthaltigkeit, und sorgt durch eine gewaltige Steigerung während der Periode des stärksten Wachstums dafür, daß dem jugendlichen Körper die für seine Entwicklung nötigen Stoffe nicht fehlen. Auch das wildlebende Tier wird von seinem Instinkt immer richtig geleitet, es vermeidet die nicht bekömmlichen Futterarten und legt während der Sommerzeit ein gewisses Fettpolster an, von dem es im Winter, zur Zeit der Not zehren kann. Freilich verliert der Instinkt an Sicherheit bei dem vom Menschen gezähmten Tier, das nicht mehr selbst für seine Ernährung zu sorgen hat, und deshalb kommen auch bei diesem die Fettsucht und andere Nährschäden vor, die dem unter natürlichen Lebensbedingungen lebenden Tier fremd sind. Auch beim Menschen, diesem am aller-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

meisten domestizierten Tier, wird man hin und wieder auf ein Fehlgehen der Instinkte treffen, die dann zu abnormen Ernährungszuständen führen können, aber im allgemeinen leitet auch beim Menschen der Instinkt des Appetits mit erstaunlicher Sicherheit richtig, ja, man wird sogar sagen dürfen, daß es unzweckmäßig ist, mit dem Licht des Bewußtseins allzusehr in jene Vorgänge hineinzuleuchten, welche ohne unsere Willkür und unter die Schwelle des Bewußtseins von der Natur weit besser geregelt werden. Man wird ohne Uebertreibung behaupten können, daß beim Gesunden unter der instinktiven Leitung des Appetits viel weniger Nährschäden eingerichtet werden als unter der Herrschaft von laienhaften Ueberlegungen oder rasch wechselnder Modetheorien. Wie viel ernste Gesundheitsschädigungen sind durch die Sucht nach einer schlanken Figur zustandegekommen, oder andererseits durch die falsche Anschauung, man müsse, um kräftig zu werden, so viel essen, als man kann, statt so viel, bis der Hunger gestillt ist.

Indem wir also das Nahrungsbedürfnis ganz von der praktischen Seite ansehen, fragen wir uns: was verlangt denn der natürlich empfindende Mensch von seiner Nahrung?

Er verlangt erstens, daß die Nahrung hinreichend sei, um ihn zu sättigen, also seinen Hunger zu stillen, zweitens, daß sie ihm wohlschmecke, und drittens, daß sie ihm bekömmlich sei, oder mit andern Worten, daß sie ihm nicht schade.

Zum ersten Punkt ist zu bemerken, daß der Hunger ähnlich wie der Durst wohl nur zum geringsten Teil vom Magen empfunden und von diesem ausgelöst wird. Wohl mahnt uns der Magen zu bestimmten Zeiten durch Leerkontraktionen, daß nun die gewohnte Essensstunde gekommen sei, aber diese Magenempfindungen gehen bald wieder vorüber und machen sich bei längerem Hungerzustand überhaupt nicht mehr geltend. Dagegen äußert sich der Hunger durch ein allgemeines Schwächegefühl, besonders bei körperlichen Leistungen, durch Erblassen, und selbst durch Uebligkeit, und diese Erscheinungen werden dann von manchen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Menschen irrtümlich als Herzschwäche gedeutet. Vom Hunger, der also eine unangenehme Empfindung darstellt, ist zu trennen der Appetit, unter dem wir ein Lustgefühl verstehen. Es geht mit einer Sekretion von Magensaft wie auch von Speichel einher, und tritt meist erst während des Essens hervor, kann sich aber schon vorher einstellen, wenn der Anblick und vor allem der Geruch der Speisen oder auch nur deren Vorstellung einwirkt. Auch das Sättigungsgefühl ist im Allgemeingefühl und nicht allein vom Füllungszustand des Magens abhängig. Es ist bemerkenswert, daß die einzelnen Nahrungsmittel sehr ungleich auf dieses Sättigungsgefühl einwirken, so sättigt ein Beefsteak nicht nur viel stärker, sondern auch für eine viel längere Dauer als ein tüchtiges Butterbrot, obwohl das letztere ungefähr die selbe Menge von Nährwerten (Kalorien) darbietet. Vielleicht hängt dies damit zusammen, daß manche Speisen, wie z. B. eine Fleischmahlzeit eine viel stärkere Sekretion und damit Entleerung der Magensaftdrüsen erzeugen, und daß es dann länger dauert bis diese wieder ihren Füllungszustand erreichen. Nach Stillung des Appetits pflegt der Geruch der Speisen, der vorher appetiterregend gewirkt hatte, oft geradezu widerlich empfunden zu werden.

Der Appetit sagt dem Gesunden aber nicht nur, wie oft und wieviel er essen soll, sondern er lehrt ihm durch den Wohlgeschmack auch was er essen soll, und die Auswahl in qualitativer Beziehung ist mindestens ebenso wichtig als die quantitative Seite. So kann der Appetit, nachdem er für Fleischspeisen schon völlig gesättigt ist, uns darauf aufmerksam machen, daß es zweckmäßig sei, noch Amylaceen (Mehlspeisen) oder Obst zu uns zu nehmen. Man denke nur an den Obsthunger der Kinder, der bei diesen oft die Unterscheidung von Mein und Dein völlig aufhebt und sie veranlaßt, sich Gefahren und Prügeln auszusetzen, und man wird verstehen, daß es sich hier um ein natürliches Bedürfnis handelt.

Man wird es also als eine zweckmäßige Einrichtung bezeichnen müssen, daß das Essen Freude macht und man wird im Interesse

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Erhaltung der Gesundheit darauf achten müssen, die Freude am Essen zu erhalten durch genügende Abwechslung, durch gute Zubereitung und durch appetitliche Darreichung.

Jede Tierart hat ihre ganz bestimmte Zusammensetzung der Organe und besonders der Eiweißstoffe, die von den andern Tierarten verschieden sind; dementsprechend verlangt jede Tierart ihre ganz bestimmte Ernährungsweise, bei der allein sie gesund bleiben kann, und aus diesem Grunde ist auch der Verdauungsapparat der einzelnen Tierarten ganz verschieden gebaut. So bedürfen die Pferde, die Rinder und selbst die Mäuse einer größeren Menge Rauhfutter, sonst gehen sie an Darmstörungen zu Grunde. Ein junger Hund kann nicht mit rein vegetabilischer Kost aufgezogen werden. Es genügt also nicht, dem Tier oder dem Menschen die für seinen Energiebedarf nötige Kalorienzahl in irgend einer beliebigen Form darzureichen, sondern es müssen auch alle zur Erhaltung seines stofflichen Bestandes und seiner Funktionen nötigen Stoffe in der Nahrung enthalten sein, also z. B. vielerlei Salze, obwohl diese an sich keinen Energiewert besitzen, ferner die Eiweißstoffe, und zwar solche, aus denen das Tier gerade die ihm spezifisch eigentümlichen Eiweißarten aufbauen kann, und manches andere. Aus diesem Grunde wollte es lange Zeit nicht gelingen, Tiere „künstlich", das heißt mit rein dargestellten Eiweiß-, Fett- und Kohlehydratarten, zu ernähren oder gar ihre Jungen aufzuziehen, sie gingen alle nach einigen Wochen zu Grunde, obwohl sie die notwendige Menge von Kalorien erhielten. Erst vor Kurzem kam Röhmann dadurch zum Ziel, daß er den Tieren eine gerade für diese Art geeignete, möglichst mannigfaltig zusammengesetzte Nahrung aus mehrerlei reinen Eiweißstoffen, Salzen, Fetten und Stärkemehl verabreichte. Wenn man einem Menschen eine Nahrung gibt, in welcher alle Kohlehydrate (Mehl, Kartoffeln, Zucker) vollständig fehlen und nur Eiweiß und Fett enthalten ist, so zeigt er nach einer Reihe von Tagen deutliche Krankheitserscheinungen, die sofort wieder verschwinden, sobald man ihm auch nur 60

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gramm Kohlehydrate gewährt. Es scheint, daß auch bei völligem Ausschluß von allem Fett und den fettartigen Stoffen gewisse Tiere nicht gedeihen können.

Wenn also die Anforderungen an eine ausreichende Kost so groß und vielgestaltig sind, ist es da nicht geradezu wunderbar, daß das wild lebende Tier oder der in seiner Nahrungswahl nicht beschränkte Mensch, allein von seinem Instinkt geleitet, immer das richtige trifft, keinen Nahrungsstoff vergißt, der für seine Gesunderhaltung notwendig ist und Unzukömmliches vermeidet? In der Tat sehen wir weitere Nährschäden nur unter solchen Verhältnissen eintreten, wo die Nahrungsauswahl durch einen Zwang beschränkt ist.

Am besten bekannt sind diese „Nährschäden" aus der Kinderheilkunde bei dem künstlich, d. h. nicht mit einer natürlichen Nahrung, der Muttermilch ernährten Säugling. Wird ein solcher z. B. mit einer durch überlanges Kochen sterilisierten Kuhmilch aufgezogen, so können sich Blutungen um die Knochen und an anderen Stellen und ein schweres Krankheitsbild entwickeln, das wieder verschwindet, wenn die Milch roh, also nicht denaturiert gegeben wird oder wenn man daneben Gemüse und Obstsäfte reicht. Es ist eine alte Erfahrung, daß auf Segelschiffen langer Fahrt beim Fehlen jeder frischen Nahrung unter der Besatzung der Skorbut drohte, der sich durch Blähungen aus dem Zahnfleisch, in Haut und Muskeln, sowie durch große Hinfälligkeit äußerte und durch frische Gemüse geheilt werden konnte. Nansen konnte diese Krankheit, welche schon mancher Polarexpedition Verderben gebracht hatte, dadurch vermeiden, daß er reichlich Kartoffeln, Gemüse und Obstkonserven mitnahm. Auch in Gefängnissen, deren Kost zwar quantitativ ausreichend, aber höchst einförmig war, kam schwerer Skorbut vor, und ähnliche Krankheitsbilder mit Anschwellungen der Glieder wurden bei solchen Geisteskranken beobachtet, welche bei Nahrungsverweigerung wochenlang durch Schlundsonde mit Milch und Breien gefüttert werden mußten. Auch bei der Ernährung der großen Feldheere des

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

jetzigen Krieges hat der Mangel an Gemüsen gewisse Schwierigkeiten bereitet. Wetzler hat für die österreichische Armee dadurch Abhilfe zu schaffen versucht, daß er den Fleischkonserven Sauerkraut beigab, das ja auch bei den schwäbischen Bauern fast als einziges Gemüse das ganze Jahr hindurch genossen wird. In gewissen Gegenden Italiens kommt bei der ärmsten Bevölkerung, welche sich fast ausschließlich mit Polenta aus Maismehl ernährt, die Pellagra vor; diese äußert sich in Hautveränderungen, großer Blutarmut, Schwäche und schweren Nervenschädigungen. In Ostasien ist bei der hauptsächlich mit Reis ernährten Besatzung von Schiffen und Arbeiterlagern die Beri Beri eine gefürchtete Krankheit, welche viele Opfer fordert. Die Leute erkranken an Nervenlähmungen, wassersüchtigen Anschwellungen und sterben an Herzschwäche. Man hat lange Zeit nach Giftstoffen oder bakteriellen Krankheitserregen im Reis gefahndet, bis Eykmann durch Experimente an Tieren nachweisen konnte, daß nur die ausschließliche Ernährung mit dem geschälten, seines Silberhäutchens beraubten Reis die erwähnten Lähmungserscheinungen erzeugt. Gibt man dagegen ungeschälten Reis oder fügt man dem geschälten Reis Auszüge der Silberhäutchen bei, so bleiben die Tiere gesund und die schon erkrankten erholen sich wieder. In den Schalenhäutchen (dem Perisperm) des Reiskorns, die beim Polieren verloren gehen, sind also Stoffe enthalten, welche notwendig sind, um den Reis zu einer vollwertigen Kost zu gestalten. C. Funk hat voreilig geschlossen, daß im Reishäutchen Substanzen von geheimnisvoller Kraft vorhanden seien, die er Vitamine nannte, und welche unentbehrlich seien für die Gesundheit des ausgewachsenen wie auch für das Wachstum des jungen Tieres. Da aber nicht nur die Zugabe des Reishäutchens, sondern auch diejenige von Fleisch und Eiern zum geschälten Reis das Auftreten der Beri Beri-Krankheit verhüteten, so suchte er auch in diesen Nahrungsmitteln nach den hypothetischen Vitaminen oder Wachstumsstoffen. Mit demselben Recht könnten wir jedoch sagen, daß bei ausschließlicher Fleischfettkost die Kohle-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hydrate oder die Gemüse, bis Milchkost das Obst, bis Mehlkost das animalische Eiweiß, sowie das Salz jenes notwendige Komplement enthielte, das die Vervollständigung der Nahrung zur Erhaltung der Gesundheit gewährleistet.

Abwechslung und Mannigfaltigkeit in der Kost, passende Mischung von pflanzlichen und tierischen Nahrungsmitteln, zu welch letzteren wir aber im Gegensatz zu manchen Vegetariern auch Milch, Käse und Eier rechnen, ist also eine wohlbegründete Forderung der Diäthetik, sie erhält den Appetit und die Gesundheit am sichersten.

Drittens verlangen wir von einer Kost, daß sie bekömmlich sei und keinen Schaden erzeuge. Dieses schwierige Gebiet ist besonders von den Tierzüchtern bearbeitet worden, welche längst erkannt haben, daß es nicht genügt, die nötigen Nahrungsmengen zuzuführen, sondern auch auf gesundheitsschädliche Eigenschaften zu achten. So vertragen Hunde das Eiereiweiß überaus schlecht, Kaninchen gehen bei Oelnahrung zu Grunde, Meerschweinchen bei ausschließlich Milchkost und Hühner bei rein animalischer Nahrung. Beim Menschen wird die Beurteilung deswegen so schwierig, weil manche allgemein gebräuchlichen Nahrungsmittel auch bei bester Beschaffenheit nur für einzelne Individuen unbekömmlich sind und bei diesen Krankheitserscheinungen hervorrufen. So ist es bekannt, daß manche Leute nach dem Genuß von Erdbeeren oder Hummern von Nesselsucht oder anderen Ausschlägen befallen werden. Es ist keine Fabel, daß einzelne Erwachsene und selbst Kinder die Milch nicht vertragen können und hernach nicht nur an Durchfällen, sondern auch an Eczemen erkranken. Am merkwürdigsten ist die allerdings seltene Idiosynkrasie gegen Eier. Die damit Behafteten erkrankten jedesmal, wenn sie ein Ei genießen, sei es auch zerkaut in irgend einer Speise oder einem Kuchen, an heftigen Entzündungen der Mund- und Backenschleimhaut, an Magenstörungen und Erbrechen. Ja, wenn man ihnen etwas Eiweiß auf die Haut einreibt, gibt es einen roten entzündeten Fleck. Ja, selbst Asthma kann bei manchen Individi-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

duen durch bestimmte Speisen ausgelöst werden, und es dauert oft lange, bis man die dem Leiden zu Grunde liegende Schädlichkeit ausfindig macht, weil die meisten der mit solchen Idiosynkrasien ausgestatteten Menschen davon selbst keine Ahnung haben und weil die ihnen schädlichen Nahrungsmittel ihnen oft sogar sehr gut schmecken.

Wir können dessen sicher sein, daß unser Volk auch in der gegenwärtigen Kriegszeit in seiner Ernährung nicht leiden wird, und daß vor allem unsere Truppen in ihrem guten Ernährungs- und Kräftezustand erhalten bleiben. Das ist die Hauptsache, denn wir haben vor wenigen Jahren erlebt, daß auch ein waffentüchtiges Volk unterliegen mußte, weil die Verpflegung des Heeres unzureichend war. Von der daheim gebliebenen Bevölkerung wird nicht verlangt werden müssen, daß sie unter ihren wirklichen Nahrungsbedarf herabgeht, was übrigens, abgesehen von den schwer arbeitenden Klassen und der heranwachsenden Jugend, vorübergehend ohne Gesundheitsschädigung ertragen würde, es wird vielmehr nur das sehr viel geringere Opfer erwartet, daß wir uns in der Wahl der Nahrungsmittel mehr an die tatsächlich vorhandenen Nahrungsmittel anpassen und auf manche Volksgewohnheiten verzichten. Diese Volkssitten spielen bei der Ernährung eine ungeheuer große Rolle und werden mit unglaublicher Zähigkeit von jedem Volksstamm festgehalten. Sie sind sicherlich zum Teil begründet und zwar durch das Klima und durch die verschiedene Produktion der einzelnen Länder. Der Japaner lebt überwiegend von Reis, der Eskimo des hohen Nordens, dem kein Getreide mehr wächst, nährt sich mehr von Fett, die Küstenbewohner Norddeutschlands und der skandinavischen Länder decken ihren Eiweißbedarf durch Fische, und die Alpengegenden durch Milch und Käse. Es ist erwiesen, daß der Bedarf an Kohlehydraten ebensogut durch Kartoffeln als durch Brot und durch Mehlspeisen gedeckt werden kann. Wenn wir auch jetzt wegen der Mehlknappheit gezwungen sind, diesen Bedarf durch reichlicheren Genuß von Kartoffeln zu ersetzen, so wird eine ausgiebige

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kartoffelkost bei den norddeutschen Stämmen kaum eine Aenderung der gewohnten Kost herbeiführen, während der bayerische und schwäbische Bauer, der früher die Kartoffel als Schweinefutter verachtet hat, nur mit Widerstreben davon gehen wird, diese an Stelle seiner geliebten Nudeln und Spätzle zu setzen.

Umgekehrt hören wir, daß in Norddeutschland die Fettknappheit, und zwar die Butternot besonders schwer empfunden wird. Wir verstehen dies, wenn wir erfahren, daß der Butterverbrauch in den norddeutschen Großstädten um das zehnfache größer ist (50—60 Gramm pro Kopf und Tag) als in München oder Stuttgart (5 Gramm). Aus der Zusammenstellung von Gigon über die Arbeiterkost in Basel erfahren wir, daß dort nur 3,5 Gramm Butter täglich genossen werden. Der Norddeutsche pflegt das Brot fast nur mit Butter bestrichen zu genießen, der süddeutsche Arbeiter ißt es trocken und bleibt bei einer viel fettärmeren Kost ebenfalls gesund. Man wird deshalb die Volkssitte des reichen Fettverbrauchs ebensowenig als berechtigt anerkennen können, als wie die Abneigung des Süddeutschen gegen die Kartoffel. Wenn also die Verwendung der Butter zum Bestreichen des Brotes sehr wohl entbehrt werden kann, so ist doch ein gewisses Minimum von Fett in der Kost unentbehrlich und zwar deshalb, weil es in der Küche zur Zubereitung und Schmackhaftmachung vieler Speisen notwendig ist.

Die Fettfrage ist deswegen so schwer zu lösen, weil Deutschland abgesehen von dem wenig erfreulich riechenden und schmeckenden Rüböl kaum fettbildende Pflanzen produziert. Olivenöl und Palmfett müssen von indischen Ländern bezogen werden. In Deutschland werden hauptsächlich die von den Tieren gewonnenen Fette zur Ernährung verwandt, das Milchfett, Butter und Schmalz, wie das Fett der Schlachttiere, Schweinespeck, Rinder-, Hammel- und Gänsefett. Es liegt auf der Hand, daß diese Tiere weniger Fett produzieren können, wenn der Mensch einen großen Teil jener Nahrungsmittel selber verzehrt, die sonst zur Tierfütterung verwendet wurden, z. B. Kartoffeln, Körnerfrüchte

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Mais, und wenn sie nur auf das vom Menschen nicht genießbare Futter angewiesen sind. Außerdem ist die Gewinnung des Fettes vom Schlachtvieh sehr teuer, denn die Tiere müssen nicht bloß aufgezogen werden und ein für ihre Erhaltung ausreichendes Futter erhalten, sondern sie müssen darüber hinaus ein Mastfutter erhalten, und von den über das Erhaltungsfutter hinausgehenden Nahrungsmengen wird auch nicht der ganze Energiewert in der Form von Mastfett angelagert, sondern vom Eiweiß 23%, von den Kohlehydraten 56% und vom Fett 50 bis 70%. Wenn also z. B. beim Schwein das Kartoffelmastfutter zur Gewinnung von Speck verwendet wird, so ist dieses Veredelungsverfahren mit einer großen Einbuße von Nährwerten verbunden. Jeder Versuch, die Volksgewohnheiten zu ändern, stößt auf große Schwierigkeiten, der Norddeutsche paßt sich nur sehr ungern der süddeutschen Küche an und umgekehrt, auch wäre es unmöglich, einem Oesterreicher die englische Ernährungsart anzugewöhnen. In Süddeutschland sind die Versuche, die Seefischnahrung in Krankenhäusern oder bei den Dienstboten einzuführen, fast ausnahmslos gescheitert, und zwar einfach deshalb, weil die Bevölkerung diese vortrefflichen Nahrungsmittel als ungewohnt aus Vorurteil von vornherein abweist. Jeder Zwang, die Essensgewohnheiten zu ändern, wird als Eingriff in die heiligsten Menschenrechte empfunden und erregt Unzufriedenheit, namentlich in den Kreisen der Ungebildeten. Aber wer ist gebildet? Sicher nicht jeder, der eine gewisse Schulbildung genossen hat. Man beobachte einmal bei einem Festessen, wie wenige der Teilnehmer sich während einer Rede entschließen können, das Essen zu unterbrechen. Also die Erzogenen, welche gelernt haben, ihre Wünsche zu beherrschen, müssen hier mit gutem Beispiel vorangehen.

Es ist erwiesen, daß bei steigendem Wohlstand vor allem der Mehraufwand für das Essen gewaltig zunimmt, und daß ein sehr großer Teil des Mehrerworbenen dazu verwendet wird, die Nahrung schmackhafter und üppiger zu gestalten. Es ist ein

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Charakteristikum für den Reichgewordenen, daß er ein übertrieben großes Gewicht auf das Essen legt, während der schon in guten Verhältnissen Aufgewachsene den Freuden des Essens weniger Bedeutung beilegt. — Deutschland, dessen sozialer Wohlstand seit Gründung des Reiches ganz bedeutend zugenommen hat, verhält sich in dieser Beziehung wie ein rasch Reichgewordener. Die übertrieben hohe Wertschätzung des Fleischkonsums, der in den letzten Jahren vor dem Krieg pro Kopf der Bevölkerung berechnet, höher war als selbst in England, ist ein Beweis dafür, zugleich aber auch ein Zeichen, daß die Volksgewohnheiten nicht stabil sind, sondern sich ändern können. Es schadet uns Deutschen gar nichts, wenn wir wieder zu den einfacheren Lebensgewohnheiten unserer Urgroßeltern zurückkehren und zwar gilt dies nicht bloß für die Wohlhabenden, sondern auch für die unbemittelten Bevölkerungsklassen. Wer das nicht glauben will, der gehe auf den Markt und beobachte die Käufer.

Wohl mag manchem unserer Volksgenossen die durch den Krieg bedingte Notwendigkeit einer Aenderung seiner Nahrungsgewohnheiten beschwerlich fallen, aber die Ursache zur Unzufriedenheit, der Eindruck der Deklassierung fällt weg, wenn alle Kreise der Bevölkerung von derselben Zwangslage betroffen werden, und wenn die Beschränkung durch die Maßnahmen des Staates auf Reich und Arm gleichmäßig verteilt wird.

Angesichts der großen Gefahren, welche die Existenz unseres Volkes bedroht haben, dürfen wir darauf vertrauen, daß die unserem Volke auferlegten Beschränkungen der Ernährungsgewohnheiten nicht nur ohne Schaden, sondern auch *bereitwillig* ertragen werden, denn stärker als die kleinen Bedürfnisse des täglichen Lebens ist die Idee. Mächtige geistige Bewegungen, große Ideale tragen uns über das Alltägliche hinaus, und ein hohes Ziel bringt es mit sich, daß man sich ihm ganz unterordnet und seiner selbst vergißt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein katholisches Buch

Von Engelbert Pernerstorfer

Zu den merkwürdigsten Erscheinungen dieses Krieges gehört die Stellungnahme des Katholizismus in Frankreich, insbesondere die Haltung des katholischen Klerus. Daß die christlichen Kirchen in den verschiedenen Ländern für den Sieg ihres Volkes bitten, ist nicht wunder zu nehmen. Daß die französischen Katholiken trotz der kirchenfeindlichen Gesetzgebung Frankreichs zu ihrem Lande stehen, ist aus dem starken Nationalgefühl der Franzosen ohne weiteres verständlich. Daß sich aber der französische Katholizismus bald nach Beginn des Krieges, indem er sich gegen Deutschland wendet, zugleich auch mit den schwersten Anschuldigungen gegen die deutschen Katholiken vorgeht, ist doch einigermaßen befremdlich und darf in der Geschichte des währenden Krieges ein besonderes Kapitel beanspruchen.

Anfang 1915 erschien in Paris ein Buch La guerre allemande et le catholicisme. Ouvrage publié sous la Direction de Mgr. Alfred Baudrillart, recteur de l'institut catholique de Paris et sous le haut patronage du comité catholique de propaganda française à l'étranger. XII, 298 p. Als Beilage zu diesem Buche erschien ein Album in fünf Stücken, das dokumentarische Belege brachte.

Schon vor Erscheinen dieses Buches hat der Professor an der katholischen Theologie an der Universität Bonn, Dr. Heinrich Schrörs, eine Broschüre veröffentlicht*), auf die hinzuweisen ist, weil hier ein deutscher Katholik spricht. Er erörtert ganz objektiv, natürlich von seinem Standpunkte aus, die Aussichten des Katholizismus nach dem Krieg. Er kommt dabei auch auf Frankreich zu sprechen. Natürlich erscheint ihm der Sieg Frankreichs für die Sache des französischen Katholizismus wenig förderlich, aber nie entschlüpft ihm ein Frankreich verletzendes Wort.

Als gleichsam offizielle Antwort auf den französischen Angriff erschien alsbald eine Art Denkschrift**). Sie wurde im Auftrage eines zahlreichen Komitees von Prof. A. J. Rosenberg in Paderborn verfaßt und behandelt den Gegenstand so, daß die Anklagen in acht Kapiteln nach ihrer Zusammengehörigkeit geordnet werden und jedesmal sogleich die deutsche Antwort angefügt wird. Die Arbeit ist mustergültig und sie erledigt eigentlich das französische Schmähbuch vollständig.

*) Der Krieg und der Katholizismus. Kempten. Kösel. 1915.

**) Der deutsche Krieg und der Katholizismus. Deutsche Abwehr französischer Angriffe. Herausgegeben von deutschen Katholiken. Berlin. Germania. 1915.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dabei ließen es aber die deutschen Katholiken nicht bewenden. Ein Komitee von katholischen Gelehrten setzte sich zusammen und beschloß, neben der mehr dokumentarischen Denkschrift eine eingehende kritische Erörterung aller Vorwürfe des französischen Buches zu veranlassen. Und so entstand ein dickes Buch: Deutsche Kultur, Katholizismus und Weltkrieg. Eine Abwehr des Buches La guerre allemande et le catholicisme. In Verbindung mit G. Briefs, G. J. Ebers, M. von Faulhaber, H. Finke, H. v. Grauert, K. Hoeber, F. X. Kiefl, A. Knöpfler, P. Lippert, J. Mausbach, A. Meister, K. Muth, A. Pieper, H. Platz, J. Sauer, F. Sawicki, J. Schmidlin, H. Schrörs, B. W. Switalski herausgegeben von Georg Pfeilschifter. Freiburg i. B., Herder. 1915. (VIII, 494 S.) Das Komitee verteilte den Stoff in zwanzig Kapitel, die den verschiedenen Verfassern zugeteilt wurden und so war es möglich, die umfangreiche Arbeit in verhältnismäßig kurzer Zeit zu vollenden. Man muß nach aufmerksamer Lesung des Buches sagen: es gereicht der katholischen Gelehrtenwelt Deutschlands zur höchsten Ehre. Alle Beiträge atmen den Geist der Vaterlandsliebe. Aber dieser Geist hat die Verfasser nie gehindert, nach dem Ausdruck der Wahrheit zu trachten. Darin kann ja schließlich jeder im besten Glauben irren. Aber noch weit mehr ist zu loben, daß die Verfasser — und man denke, daß es sich um scharfe Polemik handelt — nie einen Ton der Verbitterung (wenn auch hie und da eines nicht ganz unterdrückten Zornes) von sich geben. Sie haben ihre Artikel wirklich im christlichen Geiste der Versöhnlichkeit geschrieben, wenn auch mit ernster Entschiedenheit. Das ist umso mehr hervorzuheben, als es ja unumgänglich war, auch auf den Kampf des amtlichen Frankreichs in der Kirchengesetzgebung einzugehen. Auch derjenige, der wie der Schreiber dieser Zeilen nicht auf katholischem Standpunkte steht, kann nicht umhin, den Geist der Mäßigung und Objektivität dieser katholischen Gelehrten von Herzen anzuerkennen. Wenn nun noch hinzugefügt werden muß, daß im Buche eine Summe von großer Gelehrsamkeit niedergelegt und dabei ein gutes, gar nicht gelehrtenmäßig versteiftes Deutsch herrscht, ist wohl das Lob vervollständigt, das das Buch nach Absicht und Ausführung verdient. Auf den reichen Inhalt erschöpfend einzugehen, würde einen größeren Raum beanspruchen, als er hier zur Verfügung steht. Wenn doch auf Einzelheiten hingewiesen werden soll, so bin ich mir dabei dessen bewußt, daß darin eine Art von Ungerechtigkeit liegt gegenüber vielem, das unerwähnt bleibt.

Vor allem wird mit Nachdruck auf die Ungeheuerlichkeit hingewiesen, die die Haltung der französischen Katholiken zutage fördert. Sie erheben „unter Führung angesehener Kirchenfürsten und Gelehrten die furchtbarsten Anklagen" gegen die deutsche Nation und im besondern gegen die deutschen Katholiken. Man kann diesen vom katholischen Standpunkte aus wahrhaftig nicht den

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vorwurf machen, daß sie den Staatsgewalten nicht Widerstand geleistet hätten, als diese sich gegen sie im sog. Kulturkampfe wandten. Das sind nun vier Jahrzehnte her. Ihr Widerstand hat Erfolg gehabt und es ist besonders nach dem Kriege ausgeschlossen, daß die Katholiken Deutschlands im Reiche Bürger niederen Rechtes sein werden.*) Auch diejenigen, die, wie der Schreiber dieser Zeilen, ein ausgesprochener Gegner des Katholizismus als einer religiösen und politischen Organisation ist, muß nach dem Gebot der Gerechtigkeit und der Geistesfreiheit für das gleiche Recht aller Ueberzeugung eintreten. Er wird damit nur bewähren, was Prof. Finke, der über das Recht und die Notwendigkeit des Weltkrieges spricht, in sehr bemerkenswerter Weise sagt: „Und gerade der Deutsche, dessen dürfen wir uns rühmen, hat eine starke Dosis von Unabhängigkeit des Urteils, Objektivität auch in Dingen, die sein Innerstes ergreifen, besonders aber die Fähigkeit, sich in die Auffassungen und Anschauungen anderer hineinzuleben, von einer gütigen Natur als Erbteil mitbekommen. Diese Eigenschaften fehlen, soweit ich sehe, auch in den neuesten deutschen Arbeiten über den Ursprung des Krieges, trotz allen felsenfesten Glaubens an Deutschlands Recht, keineswegs. Jedenfalls sind diese Arbeiten in der Erfassung der politischen Probleme ebensoweit entfernt von der leichtfertigen Methode der meisten französischen Darsteller, die aus der Lektüre einige Dokumente des Juli 1914 ihr Urteil fällen, wie von der englischen Massenware, die „für jede Parteirichtung und Klassenschichtung diejenigen Argumente liefert, die man hören will", unter der sogar ein schon in mehreren Auflagen vorliegendes Werk beweist, daß die Jesuiten die Hauptanstifter des Krieges sind und eine Riesenverschwörung zwischen Deutschland und Rom für Vernichtung Englands zustande gebracht haben".

Vor ähnlichen Torheiten hat sich Deutschland im allgemeinen freigehalten. Man hat sich doch hier bemüht, die tieferen Ursachen des Krieges zu erforschen. Die Leidenschaft des katholischen Klerus in Frankreich schreckte nicht einmal davor zurück, zu sagen: „Krieg führen gegen Frankreich heißt Krieg führen gegen Gott", ein im Grunde genommen blasphemisches Wort, das auch Prof. Schrörs kräftig zurückweist. Der Krieg, in dem Angehörige der verschiedensten Konfessionen auf beiden Seiten stehen, kann wahrhaftig kein Religionskrieg genannt werden. Wobei noch zu bemerken wäre, daß auf Seite der Zentralmächte unter den Kriegern wenigstens keine wilde Heiden sind.

Die französischen Katholiken des Anklagebuches machen auch die deutsche Philosophie für den Krieg verantwortlich. Prof. Sawicki fertigt sie treffend ab. Der Vorwurf ist umso drolliger, als ja gerade Frankreich das klassische

*) Wie wenig das gleiche Recht gegen die Katholiken früher geübt wurde, zeigt die kleine Schrift „Die Vertreibung der Jesuiten aus Deutschland im Jahre 1872" von August Sträter. Freiburg i. B., Herder. 1914.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Land des gröbsten Materialismus ist, der heute in Deutschland eine so gut wie gänzlich überwundene Sache ist.

Was über die Lügenberichte unserer Feinde in dem Buche in sehr ausführlicher Weise gesagt wird, gehört zu dem unterrichtendsten, was in dieser Hinsicht in Deutschland geschrieben wurde.

Zu den besten Kapiteln gehört „Der französische und der deutsche Kulturkampf in ihren Ursachen und Folgen" von Dr. Platz. Hier wird doch recht deutlich auseinandergesetzt, um wie viel tiefer die Religionsauffassung in Deutschland ist als in Frankreich. Wie man sich zur Religion als einzelner auch stellen möge, entscheidend ist, wie stark — positiv und negativ — diese Stellung ist. Die müde Gleichgültigkeit, die in Frankreich in den Massen in dieser Beziehung herrscht, steht in starkem Gegensatz zu der leidenschaftlichen Anteilnahme, die in Deutschland gerade in den letzten Jahrzehnten, angeregt durch die religionskritischen Arbeiten der protestantischen Theologie, besteht. Es ist nicht deutsche Art, sich mit den Fragen der Religion leicht und oberflächlich auseinanderzusetzen. Der seichte Materialismus der oberen Klassen der französischen Gesellschaft findet bei uns kein Gegenstück. Die wissenschaftlichen Gegner des Christentums ziehen mit großem Ernst zu Felde und die Anhänger des positiven Christentums wehren sich aus allen Kräften. Das geschieht sowohl von protestantischer als auch von katholischer Seite. In allen den bezüglichen Werken herrscht ein tiefer Ernst und ein starkes Bestreben, die kirchlichen Lehren mit den Forderungen der Zeit in Einklang zu bringen.*) Daß man als Gegner diese Literatur mehr kennen sollte, scheint mir ohne weitere Begründung durchaus notwendig.

Was zum Schlusse als ein besonderer Vorzug des großen Buches hervorgehoben werden muß, das ist neben der vaterländischen Gesinnung der ernste vornehme Ton und der Geist einer echten Duldung. Dieser Umstand stellt es dem französischen Anklagebuch gegenüber auf ein unvergleichlich höheres Niveau. Es gereicht den Verfassern als Deutsche und als Katholiken zur Ehre.

*) Wir beachten insbesondere vielleicht die betreffende katholische Literatur zu wenig (Catholica non leguntur). Ich möchte hier nur beispielsweise auf zwei Bücher von Dr. J. Eh. Schulte verweisen: „Die Kirche und die Gebildeten" und „Unsere Lebensideale und die Kultur der Gegenwart" (beide bei Herder in Freiburg i. B.).

Japan und Amerika

Wer im Laufe dieses Krieges jemals den Blick besorgten Herzens amerikawärts wandern ließ oder in diesem Augenblick von dorther Unheil erwartet, der sollte ein vor Wochen erschienenes Buch zur Hand nehmen, das den Titel führt: „Der Krieg zwischen Japan und Amerika". Es gibt keine bessere Medizin für furchtkranke Herzen, die unter Herrn Wilsons Stirnrunzeln erzittern.

Das Buch wird verbreitet durch die sehr einflußreiche japanische „Ver-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einigung zur nationalen Verteidigung", deren Vorsitzender der gegenwärtige japanische Ministerpräsident Okuma ist; Baron Kato, der Auslandsminister Japans, bekleidet in besagter Vereinigung die zweite Vorsitzenderstelle. Man darf also sagen, daß die in dem Werke enthaltenen Ansichtsäußerungen und Willenserklärungen nicht die des erstbesten für sich stehenden Sonderlings sind. Kommt hinzu, daß das Buch wie eine geschäftliche Propagandaschrift in Millionen von Exemplaren durch ganz Japan verbreitet worden ist . . .

„Die Herzen von sechzig Millionen Japanern", so beginnt die große Proklamation, „sind festen Mutes entschlossen, gegen die Vereinigten Staaten Krieg zu machen. . . . Warum liegt uns ob, diesen Krieg zu führen? Um zweier Dinge willen: einmal der übermäßigen Unmenschlichkeit Amerikas wegen, das japanischen Bürgern den Eintritt in die Vereinigten Staaten weigert; und zweitens wegen der schreienden Ungerechtigkeit der gegen die Japaner gerichteten nordamerikanischen Gesetze, die uns auf eine tiefere Stufe stellen wie die Chinesen". Weiter wird dann von dem „Problem Kalifornien" gesprochen, das Japan in der Zukunft zu kolonisieren willens sei. Es wird erinnert, daß Mexiko dabei Japans natürlicher Bundesgenosse sein werde, es wird von den Philippinen und Sandwich-Inseln gesprochen, „die wir annektieren müssen und werden", und um die Leichtigkeit des kriegerischen Unternehmens überzeugend darzutun, wird von dem Panamakanal und seiner militärischen Bedeutung also gesagt: „Um ihn zu vernichten, haben wir nicht mehr als ein abgetakeltes, mit Dynamit geladenes Schiff nötig; ehe dann die amerikanische Flotte ihren Weg um Südamerika herum gemacht haben kann, werden wir im Besitze der gewünschten Eilande im Stillen Ozean sein" . . .

Die Kriegsschrift scheut es nicht, ganz offenherzig von der Arbeit japanischer Spione an Kaliforniens Küsten zu erzählen — wohl um zu zeigen, wie sicher man schon seiner Sache ist und wie wenig man sich Amerika gegenüber an die Höflichkeit der konventionellen Lüge zu halten veranlaßt sieht. „Wir müssen zugeben", heißt es auf den die Spionage betreffenden Seiten, „daß dergleichen Methoden nicht besonders ehrenvoll sind, aber wir haben es nun einmal mit einer Nation von Lügnern und Rechtsverdrehern zu tun, denen wir Japaner erst noch ein Gefühl für Schicklichkeit, Moral und Ehrgefühl beizubringen haben . . ."

Der Rest des Buches ist Kritik an der amerikanischen Geschichte, Kultur und Seele. Es kann uns nicht gleichgültig sein, wie die offizielle japanische Lesart in diesem Betrachte lautet. „Nie dürfen wir vergessen", heißt es da unter anderm, „daß die Amerikaner ein wüstes Durcheinander von allen möglichen Rassen darstellen, während Japan im Besitze einer tausendjährigen Geschichte und Kultur ist. Dieser Völkermischmasch hat einen schlechten Geschmack und strömt einen üblen Geruch aus" . . . „Der amerikanische Präsident kommt uns vor wie ein Mann, der das Haupt einer übelbeleumundeten Familie ist, die er nicht zu zügeln vermag" . . . Besonders geringschätzig wird das amerikanische Heer gekennzeichnet. Seine Hauptaufgabe sei, die Indianer-Reservationen zu bewachen, damit ja keins dieser Opfer amerikanischer Edelmenschlichkeit entkomme. . . . Wo das japanische Volksbuch von der amerikanischen Geschichte handelt, schlägt es eine überlegen ironisch-humoristisch-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sarkastische Tonart an. Bitter wird es indessen, wo von der amerikanischen Volksseele die Rede ist: „Amerika hat nur einen Gott", so lautet eine solche Stelle, „zu dem es ernsthaft betet: das goldene Kalb. Vor ihm allein fallen sie in die Kniee, auf daß ein Glanz von ihm auf sie falle, der sie noch reicher macht". . . Der Mammonismus Amerikas ist es, der dem Japaner den großen Zukunftskrieg heiligt; schon jetzt wird von diesem Kriege gesagt, daß er dem ganzen Menschengeschlecht zum Heile ausschlagen und der ganzen Welt eine „Wohltat" sein werde. An diesem Punkte müsse auch die „moralische Mobilisation der Schulen" einsetzen.

Die letzte Aeußerung deutet darauf hin, daß man sich in Japan den Krieg gegen Amerika nicht als unmittelbar bevorstehend vorstellt. Mag dem nun sein wie ihm wolle: uns darf die Tatsache, daß man in ganz Japan mit diesem Kriege rechnet, und daß Amerika diese Tatsache wohl noch besser sieht als wir Europäer, eine Gewähr sein. Welche Gewähr, braucht nicht erst gesagt zu werden. Amerika ist in der Lage des Mannes, von dem man sagt, er tue gut daran, sein Pulver trocken zu halten.

Adolf Teutenberg, Weimar

Hermann Bahrs katholisches Bekenntnis

Als Hermann Bahr noch eine europäische Angelegenheit war, und bald in Paris mit Maurice Barres freundschaftlich plauschte, in Petersburg die Duse entdeckte, oder auch in Ragusa die dalmatinische Schönheit erlebte (Bahr entdeckte und erlebte ja immer etwas), da beklagte er sich einmal bitter und heftig, daß man so viel über ihn redete und von seiner Persönlichkeit spräche, niemand aber ein bestimmtes Werk von ihm auch wirklich inwendig kenne, und er selber glaubte sich ja auch nur in seiner „Mutter" ganz zu finden. Nun aber, seit Bahr aus einer europäischen Berühmtheit ein braver österreichischer Schriftsteller geworden ist, der in rührender Sohnesliebe für seine Heimat wirbt und um ihre Zukunft sich sorgt, suchen wir ihn lieber dort, wo er am österreichischsten ist: in seinen Romanen. Da finden wir ihn. Da ist er echt und unparfümiert und kein Tändler, sondern ein Mensch. Seine spielerische Leichtlebigkeit wird ernster und gravitätischer.

In einem Zyklus von 12 Romanen will er das ganze öffentliche Leben in Oesterreich darstellen. Gesellschaft, Kunst, Wissenschaft und Religion, in ihren Wechselbeziehungen und in ihren Wirkungen auf das Individuum. Die drei bisher erschienenen Romane dieses Kreises haben ihm den ersten buchhändlerischen Erfolg gebracht. Sein letzter „O Mensch" ist in acht Auflagen verbreitet. Seit dieser Roman hinausgegeben war, ist Bahr aber ein anderer geworden. Der vor 21 Jahren die konfessionellen Schranken seiner Kirche durchbrochen hatte, ist 1913 wieder zur katholischen Kirche zurückgekehrt. Nicht etwa als reumütiger Sünder, nicht als fanatischer Renegat, sondern überzeugt, aber mild und tolerant und voll tiefen Männerglaubens. Und nun schreibt er mitten im Krieg den vierten seiner österreichischen Romane: „Himmelfahrt". Bahr hat genug Takt und Geschmack, damit zunächst nicht seine Himmelfahrt anzudeuten. Unbenommen bleibts dem, der mit ihm die 400 Seiten dieses Buches durchwandert und durchredet, schließlich doch auch an Bahrs Himmelfahrt zu denken. Aber erst auf den letzten Seiten, wenn Graf Flayn zum

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ersten Male nach Jahren wieder zur Beichte geht. Zunächst bedeutet die Himmelfahrt eine Fahrt in das Gebiet der Himmelsbrauerei, und der Wirtschaft „Zum Himmel", die einst den alten Himmelsbrauer zum Millionär und Schwiegersohn des Grafen Flayn gemacht hat. Vom jüngeren Grafen Flayn erzählt Hermann Bahr. Der Roman ist das persönlichste Buch des Oesterreichers und doch wieder von einer fast herben imponierenden Objektivität. Der Franz Flayn, der Unstete, Vielbeneidete und immer doch Tatenlose, der siebenunddreißig Jahre lang Pfade ohne Ziele gewandert ist, kommt schließlich auf seiner Fahrt an einen Grenzstein. Und von da ab braucht er eine Stütze, einen Halt. Stehen will er können. In der katholischen Kirche findet er, was er sucht. Auch wenn er nie von dieser schattenhaft dahinhuschenden Hauptmannswitwe geleitet und zurückgelenkt worden wäre, auch wenn er nie die religiös-philosophischen Sentenzen des büßenden Infanten Don Tadeo kennen gelernt, und nie mit dem alten Domherrn Zingerle zusammengesessen und über die katholische Religion und Konfession gesprochen hätte, wäre er zum Katholizismus gekommen. Einmal finden diese Naturen doch den Weg, ihr Ich aus dem Tumult des Irrens und dem Leben des Wirrens zu retten, indem sie es ganz von sich geben. So ist auch Hermann Bahr an den Katholizismus geraten. In der scheinbaren Ruhe, in der er seines Grafen Flayns Schicksal vorträgt, flammt und brennt die Energie seines eigenen seelischen Erlebens. Wir erkennen im Grafen Flayn gerade so gut unseren Hermann Bahr, wie aus den Aufzeichnungen des Infanten und aus den lehrhaften Reden des einst von Kant zu Mach geratenen Domherrn. Und doch sind alle diese Gestalten vollrunde Typen des österreichischen Lebens vor und im Kriege. Der Edelmann und der Bauer erlebt in Oesterreich den Katholizismus rein und geklärt, und damit in allen Varianten. Bahr zeigt uns den Katholizismus an einem halben Dutzend Menschen; jedesmal ists ein anderer Katholizismus, und doch verbindet ein religiöses Grunderlebnis diese gläubigen Kinder der Kirche. Bahr ist ein Mann geblieben; er schrieb keine Apologie seiner Wiedertaufe, wird nirgends Missionar und Glaubensprediger, sondern begnügt sich damit, zu sagen, warum und wie einer — ja, wie er, der Bahr von Schloß Bürgelstein in Salzburg — katholisch geworden ist. Er hats gebraucht. Ihm ward es zur Notwendigkeit. Wer den Halt nicht braucht und allein bis ans Ende gehen kann, gut —. Bahr will ihn nicht bekehren. Er läßt ihm seine Kraft des Alleinstrebens. Ohne Sensationsgier und ohne heißen Atem leitet er die Enden der Geschichte in die Kriegszeit hinein. Was Franz Ferdinand war und durch seinen Tod den österreichischen Landen noch mehr geworden ist, spüren wir auf einigen Seiten. Krampfhaft beinahe hält sich Bahr von Sentimentalität weg, wenn er das Erwachen der neuen österreichischen Volksseele andeutet. Politisch ist der Roman und sozial; ein Kultur- und Gesellschafts- und Zeitroman; aber immer im Zentrum das Problem des Katholizismus; die Proportion: das Ich zum Katholizismus — Bahr zur religiösen Heimkehr. Das Epische wird dadurch zurückgedrängt; das Stoffliche unter die Ideen gezwängt. Zwischenhinein liest man seitenlange Essays, Monologe Bahr-Flayns, in denen das Wort noch nach alter Bahrscher Technik gewirbelt, geballt und dreimal umgeprägt wird, um des Sinnes letzter Sinn restlos zu enthüllen. Er ist

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Plauderer geblieben. Nur zurückhaltender ist er inzwischen geworden. Schützend hält er vor seine Bekenntnisse die Hand und sagt abwehrend: Dies Bekenntnis ist meine Privatsache, die niemanden etwas angeht.

Rudolf Karl Goldschmit

Aussaat

Totgesagt, krank und von dem Grauenhaften verstört, das er miterleben mußte, kam der Dichter und Soldat Oskar Maurus Fontana aus dem ersten serbischen Feldzug nach Hause. Und aus einem Bedürfnis nach innerer Aufrichtung suchte er und klammerte sich an alles, was, zu diesem Kriege erschienen, ihm über die Zeit hinaus in eine frohere und reinere Zukunft zu weisen schien. So ist seine eben in den Zeitbüchern des Verlages Reuß & Itta herausgekommene Sammlung „Aussaat" entstanden.

Das Volkslied „Urlicht" steht am Anfange, jenes aus tiefster Menschennot aufgeschriene „Ich bin von Gott, ich will wieder zu Gott!", das sanft, aber zuversichtlich aus allen Beiträgen des Buches strahlt: Aus Mich. Jos. Eislers sehnsüchtigem „Die Brücke", aus H. E. Jacobs schönem und gutem Prosastück an den „Bruder unter der Nacht", aus Anette Kolbs verzweifeltem Aufschrei über die widerwillige Verrohung des Menschengeschlechtes, aus einem Feldpostbriefe Walter Heymanns, der mitten in Haß und Zerstörung „Menschlichkeit geht über alles" niederschreibt.

Urlicht leuchtet aus jenem, von einem österreichischen Offizier anonym erschienenen Protest gegen den Jauchekrieg der Zweimaltäglichen, aus dem Essai des Professors Förster, der gegen die Aufpeitschung der jugendlichen Kampfinstinkte mutig das Ideal einer Erziehung zu Selbstzucht und Friedensliebe aufstellt, aus Ilse Lindens sanfter Klage um die der Zeit verloren gegangene Musik, aus Siegfried Jakobsohns klarer, aufrüttelnder „Forderung", aus Hans Francks beglückten Worten über eine neue Jugend, die in das Schiff der Zeit die Bussole ihres vollen, starken, vom Atem Gottes durchwehten Herzens getan hat. Und dasselbe Licht brennt in Holitschers sehr gütiger, menschlicher, brüderlicher „Utopie", brennt in den Gedichten: in des unbekannten Arbeiters machtvollem „Denk es o Deutschland", in Paul Zechs männlich gefaßtem „Lied an meinen Sohn", in des unglücklichen Trakls dunkel umrändertem Heldensange „Grodek", in Fontanas wundem, flehentlichem „Die Erde klagt".

Den Wert und Reiz dieser Anthologie von „Prosa und Versen einer neuen Jugend" liegt zum großen Teile darin, daß sie weder literarisches Gruppenmanifest, noch auf zahlenmäßige Vollständigkeit hin gearbeitet ist, sondern, aus von gleichem Gefühl jungen Mutes und liebreichen Glaubens getragenem, einem suchenden Herzen, gleichsam von selbst, sich zusammenfügte. Darum sollten die in dieser Zeit auch an Gott, Welt und Menschheit irre zu werden fürchten, aus dem kleinen Buche ein wenig Trost und beglückende Zuversicht sich holen. Denn sie werden darin die schönen Sätze René Schickeles bestätigt finden, die auch mit aufgenommen sind:

„Was aber Europa betrifft, so ist die Fackel des Geistes noch nie erloschen. Noch immer waren die Läufer unterwegs, die die Fackel mit dem heiligen Feuer von Hand zu Hand ins Dunkel tragen."

Erich Singer

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der gesetzliche Ausbau der Stellenvermittelung

Von Friedrich Kleeis in Halle a. S.

Das wichtigste noch ungelöste sozialpolitische Problem ist wohl die Fürsorge für die Stellen- und Arbeitslosigkeit. Die Nachteile einer längeren Beschäftigungslosigkeit sind für den davon Betroffenen und wenn sie als Massenerscheinung auftritt, für das ganze Volk sehr vielseitiger Art. Zu den verschiedenen Maßnahmen, die Stellenlosigkeit und ihre Folgen zu bekämpfen, gehört vor allem eine gut funktionierende Stellenvermittelung. Aber hier liegt ganz besonders vieles im Argen. Das zeigte sich bei Ausbruch des Krieges, der während den ersten Wochen eine noch nie gekannte Stellen- und Arbeitslosigkeit zeitigte, und das wird sich, wenn nicht inzwischen durchgreifende Verbesserungen vorgenommen werden, bei Kriegsbeendigung zeigen, wenn die Massen der Kriegsteilnehmer in die Heimat zurückfluten. Der Ausbau der Stellenvermittelung gehört daher zu den Friedensvorbereitungen, die so bald wie möglich in Angriff genommen werden müssen. Gelingt es nicht, den von keiner Seite bezweifelten Schwierigkeiten dieser Aufgabe Herr zu werden, so wird sich der Uebergang in die Friedenswirtschaft sehr schwierig gestalten, vermeidbare Not die Sorgen der Uebergangszeit vermehren und die Freudigkeit der Heimgekehrten sehr herabdrücken.

Der Krebsschaden der heutigen Stellenvermittelung liegt vor allem in der überaus großen Zersplitterung der einschlägigen Veranstaltungen. Da gibt es gemeindliche und gemeinnützige, also mehr oder weniger öffentliche Arbeitsnachweise, daneben eine Menge von verschiedenen privaten Körperschaften wie Unter-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nehmer-Verbänden, Innungen und Arbeitervereinigungen betriebene Stellenvermittelungen, und schließlich noch eine Anzahl gewerbsmäßiger Stellenvermittler. Nach den amtlichen Feststellungen gab es im Jahre 1915 zusammen 2817 Arbeitsnachweise, davon 891 öffentliche aller Art, 73 paritätische, also private, aber von Unternehmern und Arbeitern gemeinsam verwaltete, 304 Nachweise der Innungen, 205 solche der Unternehmer und 1134 solche der Angestellten und Arbeiter. Daneben bestehen noch rund 3000 gewerbsmäßige Stellenvermittler. Die Arbeitsnachweise vermittelten im Jahre 1914 rund vier Millionen Stellen, die gewerbsmäßigen Stellenvermittler etwa eine halbe Million. Diese Erhebungen sind aber äußerst lückenhaft, denn wie aus anderen Feststellungen hervorgeht, bestehen allein 2400 Arbeitsnachweise der Innungen. Man kann daher die Gesamtzahl der Arbeitsnachweise und Stellenvermittelungen um rund 2000 höher annehmen. Im allgemeinen häufen sich in den großen Städten die Arbeitsnachweise sehr — in vielen Provinzstädten sind ihrer 50 und noch mehr anzutreffen —, während in den Kleinstädten und auf dem Lande meist überhaupt keine anzutreffen sind. Unter den Arbeitsnachweisen befinden sich viele, die nur ganz wenige Stellen vermitteln. Nach der amtlichen Erhebung vermittelten rund 600 Nachweise weniger wie 200 Stellen im Jahr, in Wirklichkeit ist die Zahl der kleinen Nachweise aber noch viel größer.

Das Ziel des Umbaues hat daher die Zentralisation der Stellenvermittelung, die Zusammenfassung der Kräfte zu sein. Hier liegen auch gerade wieder die Haupthindernisse. Die verschiedenen Berufsorganisationen wollen ihre Einrichtungen nicht aufgeben. Sie versprechen sich davon Vorteile für ihre Verbandsbestrebungen. Die Unternehmer benützen die Arbeitsnachweise zu einer Kontrolle über die zu vermittelnden Angestellten und Arbeiter, diese wiederum sehen in ihren Stellenvermittelungen ein Werbemittel für ihre Vereinigungen und ein Werkzeug zur Ueberwachung etwa getroffener tariflicher Vereinbarungen über die Arbeitsbedingungen. Als Ausweg könnte die Errichtung neutraler Stellen-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vermittelungen durch die Gemeinden und Gemeindeverbände erscheinen. In der Tat ist dieser Weg auch durch viele größere Städte mit Erfolg beschritten worden. In manchen Orten ist aber die Neutralität der Einrichtungen der Nachweise durch das Ueberwiegen der Unternehmervertreter in den Stadtverwaltungen so eigenartig, daß manche Arbeiterverbände nicht mittun. So kommt es, daß in manchen Städten trotz vorhandenem öffentlichen paritätischen Nachweis noch unzählige andere bestehen.

Im Februar 1915 wurde die mangelhafte Verfassung des Stellenvermittelungswesens in einer Konferenz erörtert, die in Berlin unter Anteilnahme vieler Vertreter von Berufsvereinigungen verschiedenster Richtung und sozialpolitischer Institutionen stattfand. Die Beratungen führten zu Eingaben an die gesetzgebenden Stellen, in denen die Neuorganisation der Stellenvermittelung durch ein Reichsgesetz gefordert wurde. Im ganzen Reich ist für jede größere Gemeinde mit ihren Vororten sowie für je einen Bezirk von kleineren Gemeinden ein Arbeitsamt zu errichten. Die Arbeitsämter sind für bestimmte Landesteile zu Verbänden (Bezirksarbeitsämter) zusammenzufassen. Die Zentrale bildet ein Reichsarbeitsamt. Dem Arbeitsamt sind alle Arbeitsnachweise in seinem Bezirk zu unterstellen. Es wird verwaltet von gleichzähligen Vertretern der Unternehmer und Arbeiter unter Leitung eines unparteiischen Vorsitzenden. Dem Arbeitsamt sind alle im Bezirk von den Arbeitsnachweisen nicht erledigten Anforderungen von Arbeitskräften oder Ueberangebote von offenen Stellen zu melden, um, wenn möglich, einen Ausgleich herbeizuführen. Im Bezirke des Arbeitsamtes sind öffentliche, paritätisch verwaltete Arbeitsnachweise möglichst mit beruflicher Gliederung zu errichten und von den Gemeinden zu unterhalten.

Der Reichstag stimmte den Forderungen im März 1915 auch mit großer Mehrheit zu. Am 30. April 1915 berief daraufhin die Regierung eine Konferenz ein, an der eine große Zahl interessierter Korporationen teilnahm. Sie besprach die erforderlichen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Maßnahmen. Was daraufhin geschah, war recht wenig. Es erschien ein Erlaß, der ein enges Zusammenwirken aller Arbeitsnachweise in den großen Orten durch Schaffung von Zentralauskunftsstellen oder ähnlichen Einrichtungen anregte. Weiter erschien ein Erlaß des Bundesrates, der auf Grund des § 15 des Stellenvermittler-Gesetzes für die nicht gewerbsmäßig betriebenen Arbeitsnachweise verschiedene Anzeige- und Meldepflichten an das Kaiserliche Statistische Amt einführt. Schließlich wurden noch in den einzelnen Bundesstaaten Verfügungen erlassen, die die Meldepflicht ausgestalteten und dabei jenen Arbeitsnachweisen Vorteile einräumen, die einer der Zentralauskunftsstellen angehören. Inzwischen ist es auch zur Gründung einiger weniger derartiger Zentralausgleichsstellen gekommen, so in Berlin, Breslau, Magdeburg, Halle a. S., Dresden, Köln usw. Ihnen sind zu bestimmten Zeiten (wöchentlich zweimal) von den angeschlossenen Arbeitsnachweisen die nicht besetzten Stellen oder die nicht untergebrachten Stellensuchenden anzugeben. Durch gegenseitige Mitteilung an die Arbeitsnachweise sucht hier die Zentralstelle einen Ausgleich herbeizuführen. Die hier angeschlossenen Arbeitsnachweise sind von den entsprechenden Mitteilungen an dem den gleichen Zweck verfolgenden Arbeitsmarkt-Anzeiger des Kaiserl. Statistischen Amtes in Berlin entbunden.

Das ist der augenblickliche Stand der Reform. Er befriedigt in keiner Weise. Eine reichsgesetzliche Regelung im Sinne der angeführten Eingabe ist das Mindeste, das zu geschehen hat. Dabei sind aber noch einige weitere Maßnahmen ins Auge zu fassen. So ist die öffentliche Stellenvermittelung allenthalben auf die Privatangestellten auszudehnen. Diese Forderung wird z. Bsp. vom Bund der technisch-industriellen Beamten in einer Eingabe an den Bundesrat erhoben. Ein zentralisiertes Netz öffentlicher Stellennachweise für Privatangestellte sei deshalb nötig, weil durch die jetzt bestehende Zersplitterung der Angestelltenvermittelung keine Möglichkeit bestehe, Angebot und Nachfrage völlig zu erfassen. Auch aus den Kreisen der kaufmännischen Angestellten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sind gleiche Forderungen schon erhoben worden. Nach Kriegsausbruch wurden zwar eine Anzahl privater gemeinnütziger kaufmännischer Stellenvermittelungen gegründet, doch müssen diese namentlich durch Angliederung an die öffentlichen Stellenvermittelungen noch wesentlich ausgestaltet werden. Unerläßlich ist auch ein Verbot der privaten gewerbsmäßigen Stellenvermittelung, namentlich der Tätigkeit der „Seelenverkäufer", der Agenten, die im Ausland billige Arbeiter unter Vorspiegelung falscher Tatsachen nach Deutschland hereinlocken und mit ihnen schon draußen Verträge abschließen, die den Tarifen in Deutschland widersprechen. Auch hier im Inlande selbst werden durch die gewerbsmäßigen Stellenvermittler häufig unerfahrene Leute, insbesondere Dienstboten, weidlich ausgenützt.

Die Sozialpolitik hat hier noch ein großes Arbeitsfeld. Rasches Zugreifen ist umsomehr geboten, als die Aussichten über die wirtschaftlichen Verhältnisse nach dem Kriege noch sehr ungeklärt sind.

Briefe aus Frankreich

Von * * *

Im Heft 45 des vorigen Jahres brachten wir einen Brief aus Paris, heute wird uns vom gleichen Financier ein zweiter zur Verfügung gestellt." Nice, Avenue de la gare, März 1916.

Die Veilchen duften nicht mehr in Nizza, ein Zeichen, daß es dort schon zu warm wird und, daß man gehen soll von der Côte d'Azure, sie wird zu blau. Im Frieden, wer kann sich noch recht an ihn erinnern, waren um diese Zeit die Franzosen auch schon längst nach Paris und die anderen ebenfalls zum größten Teile nach ihren Hauptstädten abgereist, wo der Rasen für die Osterrennen grünte. Da einen alten und noch dazu neutralen Junggesellen nichts bindet, so will ich morgen gerade wie im Frieden abreisen nach der Hauptstadt. In Monte drüben ist ebenfalls nur halber Betrieb, sowohl in den Sälen als auch unten am Strand, fast nur Neutrale füllen dem Intimus eueres Baron de Schön etwas die Taschen. Der Fürst lebt inkognito z. Z. außer Landes — es ist dies die heutige Mode für die petits rois des Westens —. Vielleicht schleppt er seine Netze

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

irgendwo den Meeresgrund entlang. Die Ausbeute wird jetzt reichlich sein, wenn er auch nur verbrauchte Kulturgegenstände und von den Haien als ungenießbar erachtete Knochen zu Tage fördert. Aus ihnen ließe sich vielleicht manche Verletzung des Kriegsrechts festnageln und es wären für einen neutralen Herrscher gewiß solche Aufklärungen interessanter als den Beweis der Parthenogenesis bei den Seeigeln zu erhärten. Ja, es ist jedenfalls nötig, etwas für die Kultur des verrohten Europas zu tun. Sicher ist es der erste Schritt, um einerseits später den Schrei nach dem Kind bei den nicht zur Ehe gelangenden Frauen verstummen zu machen und anderseits zur Lösung des Problemes für Millionen Heere zum definitiv letzten und größten europäischen Weltkrieg im Jahre . . . .

Um zu sehen, wie Italien sich mit dem Kriege abfindet, bin ich letzthin auch über das Einfalltor Ventimiglia bis Genua vorgedrungen, da mir aber mein Geld doch zu lieb war, um es mir direkt aus der Tasche stehlen zu lassen, kehrte ich bald wieder um. Die Preise, die heute in besseren Hotels dort gemacht werden, stehen über jene in einer Animierkneipe der Goldminendistrikte auf Alaska von Anno dazumal. Doch darüber vielleicht nächstens von Paris aus . . . . . .

. . . . . .

Paris rue St. Honoré . . März 1916.

. . . . . .

Die leblose Natur kommt einem hier vor, wie ein ahnungsloses Kind. Die Sonne lacht, die Erde, die Bäume fangen an, sich zu schmücken, wenn ich täglich durch die Porte d'Auteuil vorbei an dem historischen Graben nach Boulogne fahre, so blicke ich immer hinüber nach den Cours. Auch dort grünt der Rasen, wie frisch gestrichen sieht er aus für die Osterrennen und dessen Clou den 200,000 Fr. Preis des Präsidenten.

Erinnerst Du Dich noch im Frühjahr 1914 der Rennen anläßlich der Anwesenheit des englischen Königspaares zu Longchamp. Du lasest mir damals die Zahlen des Handels der 3 Hauptindustrieländer England, Deutschland und der U.-St. für 1913 vor. Es waren, wie ich neulich nachsah,

12,292 Milliarden für England
12,450 „ für Deutschland
12,582 „ für die U.-St.

Deutschland hatte somit 1913 im Rennen um den Weltmarkt England um Rasenlänge geschlagen und Du hast mit dem Perser, der wegen der Zementfabriken damals von Euch eingeseift wurde, um 5 Louis gewettet, daß 1914 oder doch 1915 auch das Sternenbanner von Sieg auf Platz abrücken müßte. Es würde mich interessieren, so Du Dich heute dazu äußern würdest. Daß

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Sieg vergeben ist und es sich nur mehr um die Behauptung des Platzes handeln kann, allerdings durch unser aller Schuld, die wir diesen Kontinent bewohnen, wirst auch Du bei allem Optimismus nicht leugnen können. Mit diesem Kriege ist der letzte Rest von Rokoko und Gottesgnadentum zur Theaterrequisite geworden und die ganze Welt kennt nur mehr den einzigen Gott, dessen Priester die Banquiers sind und dessen Himmel über dem Wasser liegt. Schon rüstet Cook in diesem Himmel, um jene Amerikaner nach dem Kriege nach Europa und auf die Schlachtfelder zu bringen. Jeder von dort will sehen, wo die Europäer für Amerika den Sieg errangen, jeder will sehen die Wirkung der Jankeegeschosse und jeder will sehen die Uebriggebliebenen, die Selbstlosen (der Jankee-Journalist, der mich auf diese Invasion aufmerksam machte, sprach so schlecht französisch, daß er Selbstlos mit Idiot übersetzte), welche bereit gewesen wären, sich für Amerika zu opfern. Was ist in Zukunft ein Comte, ein Duc, dessen Schloß zerschossen, dessen Ländereien durchfurcht und zerstampft sind, gegen einen Smith aus Boston, der 2 Jahre statt Nähmaschinen Maschinengewehre fabrizierte, oder gegen A . . . ., zu dem Intendanturräte nicht aufzusehen wagten, wenn sie um die Nennung des Preises für seinen Speck baten? Kann es etwas Traurigeres geben, als daß ein Aesthet mit 20 Ahnen vor einem Fleischergesellen, der auch als Multimillionär die Schuhe noch krummtritt, um seinen und seiner Geschlechtsgenossen Unterhalt für blankes Gold betteln muß. Dies haben die Wände vom Palais . . . . . zu Paris, in dem ein Abt. des Kriegsministeriums untergebracht ist, mit angehört. Ich kann und will Dir nicht weiter mitteilen, was trauriges ich noch alles hier in der kurzen Zeit mitansehen mußte. Eines möchte ich aber festgehalten wissen. Merke Dir, es geht bei allen Alliierten bis zur völligen Erschöpfung. Wen ich hier sprach, Italiener, Engländer, Franzose und Russe, es gab nur eine Meinung, wohlgemerkt in den leitenden Kreisen, es gibt kein Aufhören, es gibt nur ein Niederringen. Den Lenkern der Geschichte der 4 Ländern ist das Heft nur durch die Deutschen aus den Händen zu ringen, die eigenen Völker werden es nicht vermögen, selbst hier, wo man ein Volk vor sich hat, das den politischen Werdegang bis zu Ende durchschritten hat. Im Lande sind nur Greise und Krüppel; mit diesen und einigen, denen Niere, Galle oder Herz jede Aufregung verbieten, baut man keine Barrikaden, zieht man nicht vor die Tuilerien, wer aber etwas Kraft und Willen hat, den drückt der Stahlhelm in der Front und deutsche Geschütze hämmern jeden revolutionären Gedanken zu Brei, wessen Gehirn aber trotzdem noch eines klaren Gedankens fähig ist, für den hat die eigene Regierung nicht nur e i n e Kugel, sondern ganze Maschinengewehrstreifen. Selbst von einem Armeelieferanten hörte ich dies verurteilen. Wollen wir ihm die bona fides zubilligen?

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Von den Alliierten hat z. Zt. jeder einen Hauptschmerzen, den er seinen lieben Verbündeten bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit als ein unaufhörliches ceterum censeo entgegenschleudert. Die italienischen Cicerone rufen mit ihrer Plebs:

„Panem et carbonem" — dann könnt Ihr etwas von uns verlangen. Eventuell sogar Soldaten an die Westfront. Rußland sagt: „Aurum! Nullum bellum sine auro" — können wir die Westfront entlasten, wenn wir im Osten keine Artillerie und keine Munition haben. Frankreich schreit: „Milites, Milites, — oder Ihr seid alle mit uns verloren. England schweigt in allen 3 Tonarten und sucht nach Laderaum. Ein König, wer in England einen neutral fahrenden Dampfer besitzt. Habt ihr auch einen Hauptschmerz oder ist es nur der, daß die sossis de Vienne ou Frankfort nur mehr mit der Lupe zu sehen ist? Ja Hunger tut weh, kein Geld haben ist sehr unangenehm, an Blutleere sterben ist für einen Sanguiniker der schrecklichste Tod, und sein Geld verlieren und seinen Konkurrenten nicht erwürgen können, kann einen Geizhals und Krämer des Lebens überdrüssig machen. So büßt Ihr alle, weil Ihr alle schuldig seid. Doch sapienti sat. Ich bin nicht Abraham à Santa Clara und Du nicht Wien . . . . . .

. . . . . .

Ich schließe mit der Frage des Tages: Was ist voller Englands Kassen oder Deutschlands Vorratskammern?

X. Die Wähler von Mammers haben ihren Auserwählten z. Zt. unter sich. Die Zurückgebliebenen trinken am Zink den Wein der Sarthe und prophezeien ihm Großes. Dort notierte ich auch folgende Weisheit: Des Volkes Wille ist Gotteswille. Des Volkes Willen aber zu beeinflussen, versteht nur ganz die jeweilige Regierung, wenn es dazu kommt, daß es andere besser verstehen, so ist das ihr Ende. — Der Friede kommt erst, wenn die meisten Regierungen abgewirtschaftet haben. In vino veritas? . . . .)

Ermatingers Gottfried Keller

Von Theodor Heuß

Gottfried Keller ist jetzt bald sechsundzwanzig Jahre tot; über kurzem wird sein Werk frei sein. Die Cottasche Buchhandlung, in der es sich jetzt befindet, hat aber erfreulicher Weise darauf verzichtet, ihr Monopol etwa so einzurichten wie der Verlag, der Mörike hatte und stumm und taub blieb, während rings um ihn der Ruf

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nach einer handlichen billigen Ausgabe des schwäbischen Poeten wuchs. Sie behandelt Keller wie einen Autoren, für den „etwas geschehen muß", und wenn man seine neuen Auflageziffern sieht, so freut man sich, wie das steigt und zunimmt; von den zehn Bänden der Gesamtausgabe müssen jetzt insgesamt etwa Siebenhunderttausend ausgedruckt und unterwegs sein.

Nun ergänzt Cotta das literarische Werk seines Dichters durch eine neue Sammlung der Briefe und Tagebücher, und er leitet das Unternehmen ein durch die Lebensbeschreibung, die Professor Emil Ermatinger in Zürich geleistet hat. Das ist ein sehr stattliches Buch von 677 Seiten geworden (17 M); es erschien im Herbst 1915 und nach wenigen Wochen mußte bereits eine neue Auflge gedruckt werden. Das sei vermerkt, nicht weil es als äußerliche Erfolgsempfehlung gelten mag, sondern weil es für den Verlag wie für das deutsche Käuferpublikum gleich ehrenvoll ist: daß jener mitten im Krieg mit einem so großen und ernsthaften, völlig unkriegsmäßigen Unternehmen sich auf den Markt wagte und weil dies Wagnis so dankbaren Empfang fand.

Jakob Baechtholds Ausgabe von Briefen und Tagebüchern mit verbindendem Text sollten die Unterlage bilden und die alte Fassung „möglichst geschont" werden — aber allein dadurch, daß die biographischen „Quellen" in zwei Sonderbände verwiesen wurden und dies erste Buch eben nur Beschreibung ist (in der der Dichter freilich an entscheidenden Punkten doch selber wieder das Wort erhält), hat Ermatingers Arbeit einen völlig neuen Rhythmus. Meinethalben mag das eine Philologenarbeit in fünfzig Jahren sein, auseinanderzuklauben, wo der Bearbeiter der Vorlage im Sinn, wo im Wortlaut folgte — für den unbefangenen Leser, für den die Bekanntschaft mit Baechtholds Buch eine etwas blasser gewordene Erinnerung ist, stellt sich Ermatingers Werk im Wesentlichen als eine neue und selbständige Leistung dar.

Nicht nur hat sich, auf Baechthold fußend, eine gewisse Keller-Literatur entwickelt, die je und je neues Material aufschloß. Der Abstand der Jahre hat manche Rücksichten auf Menschen und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Verhältnisse ausgewischt, die für Baechtholds Buch noch Gebot gewesen — denn das begann bereits drei Jahre nach des Dichters Tod zu erscheinen. Auch hat sich in der Gesinnung wie im Gesichtsfeld manches verschoben. Unserem Geschlecht ist der Zürcher Poet kein Zeitgenosse mehr, sondern wir sehen ihn „historisch", vor allem seine Entwicklung vom Ausgang der vierziger bis zum Ende der sechziger Jahre, bedingt durch die Zeit und doch in manchem Gegensatz zu ihr das Eigenste gestaltend, die literarische Philologie durchsucht sein Verhältnis zur vorangegangenen Dichtung oder zu den Quellen (Musterbeispiel der Sieben Legenden), die Geistesgeschichte horcht auf die gedanklichen Auseinandersetzungen, der Aesthetiker sucht nach einer Festlegung der künstlerischen Formen- und Ausdruckswelt, der Biograph und Psycholog aber sucht seiner Menschenart und des Menschentums habhaft zu werden. Diese letzte Aufgabe ist dadurch vor allem notwendig geworden und nicht mehr ganz leicht, da neben dem Leben Kellers schon früh genug die Kellerlegende zu wuchern begann.

Manchen Freund des Dichters mögen solche Sätze etwas ängstlich anmuten — also ist der ewig Frische nun auch „wissenschaftliches Material" geworden, eingegangen in den Himmel klassischer Werte, Stoff für Dissertationen, Textkritiken und Quellenvergleiche, der uns gestern und heute noch nur durch das eigene unverwesliche Wort nahe und unmittelbar geblieben war. Soll der Weg zu ihm jetzt über die Eselsbrücke der erklärenden Darstellung genommen werden, auf dem der Schmelz der poetischen Erfindung an Bücherrücken abgestrichen wird und der gedankliche Tiefsinn der Werke als entlehntes Gut „entdeckt" wird?

So ist es doch nicht. So konnte es geschehen, wenn subalterne Hände dieses Nachzeichnen unternommen hätten. Aber Ermatinger hat selber so starken Kunstverstand, daß er diese Lebensbeschreibung nicht in Wissenschaftlichkeiten ertränkt; die Wissenschaft selber, d. h. das Wissen um die Dinge und die Aufhellung der Wahrheit, bleibt aber in allem so starke und gesicherte Voraussetzung, daß das Buch nie in einen schöngeistigen Feuilletonismus

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gerät. Seine Nüchternheit ist eine den reinlichen Geist befriedigende Klarheit, seine Anmut aber die Wärme, die sich aus dem köstlichen Stoff der empfänglichen Seele immerdar mitteilt.

Ermatinger ist Baechthold nachgefolgt in der schlichten Haltung des Erzählertons, er ist über ihn hinausgewachsen in der künstlerischen Klärung der Kellerschen Arbeitsweise, in der oft sehr feinsinnigen Darstellung, wie Keller sich mit seinen eigentümlichen Instinkten zum Stoff verhält. Er gibt hier bei den Legenden etwa oder beim „Grünen Heinrich" geistreiche Analysen, die von der Literaturbesprechung unvermerkt in die psychologische Charakteristik überleiten. Umgekehrt, und das ist mit das Wichtigste des Buches, die sorgsame und nicht zu pedantische Prüfung, wie die Lebensschicksale, vor allem die Arbeiten, Abenteuer und Erfahrungen des Geistes, sich umsetzen in künstlerische Prägung. Mit großer Liebe etwa sind so die unfruchtbar-fruchtbaren und fast ziellosen Berliner Jahre beschrieben, und in gründlicher, aufschlußreicher Betrachtung festgestellt, wie Kellers Weltbild und Lebensbetrachtung sich in den Jahren der langsamen inneren Befreiung an Ludwig Feuerbach festigten.

Vielleicht ist Ermatingers Buch etwas zu dickleibig geworden, die Freude am neuen Stoff und der Wille, über das Material hinaus doch eigene Richtung und Gestaltung zu geben, läßt in manchen Freundschaftsbeziehungen etwa, die später gleichgültig wurden, Episodisches zu breit geraten. Aber zum Glück ist das alles nie langatmige Schreiberei, sondern solche Nebenpartien, in denen allerhand biographische Schicksale zusammengestellt sind, geben muntere Zeit- und Geistesbilder aus dem Münchener und Züricher, Heidelberger und Berliner Kreis. Eine spätere Darstellung wird hier vielleicht straffer sein müssen.

Hier ergibt sie sich zum Teil aus technischen Gründen: die Biographie ist die Einleitung zu Tagebüchern und Briefen, diese Briefe werden in ihrem menschlichen Zusammenhang erst dann ganz lebendig, wenn nicht nur über den Empfänger etwas zu erfahren ist, sondern die mancherlei Namen, von denen die Rede,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht eben nur Namen bleiben. Statt einer übergroßen Last von Anmerkungen wurde dieses biographische Material in dem ersten Band mit verpackt.

Vor wenigen Wochen nun ist der erste Band der Briefe und Tagebücher (1830—1861) erschienen (13.50 *M*). Die Sammlung, die Baechthold zur Verfügung stand, erscheint schon für diesen frühen Abschnitt wesentlich vermehrt. Mutter und Jugendfreunde, dann Freiligrath und Hettner, fernerhin Duncker und Ludmilla Assing sind die Empfänger; Storm und Vischer werden erst den zweiten Band zieren. Die Haltung der Briefe ist sehr unterschiedlich und zeigt, wie stark doch Kellers Natur, in aller Spröde, anpassungsfähig. Für die Arbeit die wertvollsten sind die Auseinandersetzungen mit Hermann Hettner, in denen sich die Klärung der Selbstkritik vollzieht; am menschlich freiesten und unbefangensten gibt sich die männliche Seele in den Briefen an Freiligraths. Welche Wanderung und Wandlung des Lebens in den hier umschlossenen dreißig Jahren, vom knabenhaften Versuch über Unsicherheit, Selbstversportung, Behaglichkeit, Stolz, Gewißheit des eigenen Wertes und Bescheidenheit im sachlichen Urteil. Diese Briefe hatten gelegentlich das Schicksal, halbfertig liegen zu bleiben; dann wurde der Faden wieder gefunden. Es sind keine flüchtigen konventionellen Zwangsbriefe, sondern zumeist breitgesponnene Episteln, zur Selbstvergnügung oder Selbstbefreiung, oft witzig, mit guter Selbstironie, dabei immer solid und ernsthaft in der Sachmeinung.

In einer Bemerkung von Ermatingers Vorwort wird mitgeteilt, daß eine „Kritische Gesamtausgabe der Werke für die allernächste Zeit geplant ist." Darin sollen Kellers nicht fertig gereifte Entwürfe und die halbbearbeiteten Materialien Aufnahme finden. Einstweilen begrüßen wir die zwei vorliegenden Bände als günstige Boten des großen Unternehmens.

Sie haben für unser Bewußtsein heute schon, da sie so „unaktuell" sind, die schöne und vielleicht notwendige Aufgabe, in der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

deutschen Schweiz und im „Reich" das Gefühl der geistigen und kulturellen Zusammengehörigkeit aufzufrischen, das durch schlechtes Zeitungspapier da und dort verstaubt ist.

Die Wolke

Von Ernö Szep

(Autorisierte Uebersetzung aus dem ungarischen von Amelie Agoston)

In der frühjährigen Mittagsstunde ist der Himmel oben so blau, wie die weite, reine Freude, und in der Bläue schimmern weiße zerfetzte Fasern, die wir benennen, jedoch nicht als Wolken fühlen. Als ob diese süßen nach und nach sich zerreißenden weißen Glanzlichter miteinander spielten, als ob sie vor einander flüchteten und nach einander griffen, als ob diese schöne und unbegreifliche Zerfaserung das zärtliche Sinnen der himmlischen Langeweile wäre. Auf einmal entsteht ein aschgraufarbiges Flöckchen auf dem blauen Himmel, es scheint nur sich verflüchtigender Rauch zu sein, wir erblicken es, dann sehen wir es nicht, dann ist es wieder da und bleibt, seine Farbe ist schon etwas ausgesprochener, ernster; graue Trübung in der blauen Freude und das freudige Licht der frühjährigen Bläue wird gedämpft, irgend ein Schatten huschte darüber hinweg, als nähme ein junges Mädchen einen Schleier vor sein lächelndes Gesicht.

Ich sitze im Wagen, der Wagen fährt bei einem Spielplatz vorbei, auf dem lustigen Rasen atmet Bläße, das freudige neue Laub der Kastanie erzittert, auf der Bank sieht sich eine dicke weiße Kinderfrau unruhig nach dem spielenden Kinde um, die Fenster des Miethauses am Rande des Platzes vergessen plötzlich zu lächeln. Die Sonne scheint, das Wetter ist schön, es kam nur jene aschfarbige Wolkenfahne über den Himmel und die Kühle fröstelte durch die Luft und die Sorge läßt sich auf die Dächer nieder, denn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

es ist April, und man weiß über das Wetter nicht Bescheid. Mein Wagen bleibt gleich stehen, ich greife in meine Tasche, bereite das Geld, welches dem Kutscher gebührt. Ich habe einen Gulden, einen alten Gulden in der Hand, mein Auge heftet sich zerstreut darauf, es schaut das silberne Profil, dessen Wölbung nach so langer Zeit auf die Platte des Guldens abgemagert ist.

Wie viele Hände hielten ihn, wie viele Finger rutschten auf diesem Gulden herum? In wie vielen Taschen, Schubladen, Geldbörsen, alten Strümpfen kam er herum, durch wie vielen Leichtsinn, Geiz, Sorgen und Spiel reiste er durch, in wie vielen lauten Gesellschaften war er und wie viel lebte er in angstvoller Einsamkeit. Ich schaue die Jahreszahl an! 1869. Wie blaß dieser alte Gulden, vielleicht glitzert er darum nicht in meiner Hand, weil die Sonne in diesem Augenblicke schwächer scheint. Er ist dünner wie der neue Gulden, wo ist wohl diese unglaublich kleine Silbermasse hin, welche die Hände im Laufe der Zeiten von ihm abgewetzt haben? Wie viel Zeit? Die engen kleinen Buchstaben und die Punkte zwischen den Buchstaben verwischten sich hier und dort an der Rundung des Guldens.

Und den Kranz am glatten Kopf kann man auch bloß vermuten, auch die Zeichnung des Bundes am Halse ist kaum zu sehen, und das feine Werk des Schnurrbartes und des Backenbartes ging auch verloren, das Gekräusel der Fäden verging am Geld, es ist nurmehr in Flecken zu sehen. Ich schaue vom Geld in die Höhe, irgend ein Verdacht befällt mich, aber er ist so unwahrscheinlich, man kann es so nicht begreifen, daß irgend etwas sich so plötzlich verändern kann, wenn wir uns zu ihm gesellen, etwas, das über uns und zwischen uns und in uns ist, nicht wahr, es ist nicht möglich? — es ist doch alles genau so auf seinem Platz, die Häuser, die Brücke, die Bäume und der Himmel ... der Himmel ist so blau wie das Leben, nur ein trüber Fleck schleicht an ihm herum, und sein Schatten erstreckt sich hier unten auf der Wiese.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Frühling entlang

Wo die Frühjahrssonne ihre ersten warmen Rasten hält,
lehnen die Menschen sehnsüchtig über Zäune
in den goldenen Schein.

Müde macht das Wandern Hand in Hand
unter den blühenden Bäumen hin
weiße staubige Wege entlang
Hügel hinan
und über leuchtende Wiesenbreiten.

Doppelt müde wandelt der Einsame,
wenn er allein die Last der Einsamkeit
tragen muß den flüsternden Frühling entlang.

Aber wem das Herz leicht ist und unbeschwert von Sorgen,
der läßt es fröhlich steigen
mit den bunten, leicht beschwingten Drachen
tief in den blauen Himmel hinein . . . .

Emil Wiedmer

Ismene

Gleichwie ein einzeln Reh vor fernem Wald,
schwand hin, Ismene, deine Mädchenzier
neben der Schwester dunkelnder Gestalt;
und selbst die Dichter wissen kaum von dir.

Ich aber seh' dich: du hast helles Haar,
das da und dort wie Seide schattig wird,
durchscheinend Antlitz, Augen groß und klar
vom vielen Schauen wie ein junger Hirt.

Botin bist du, du läufst geschickt und schnell,
dich hemmt nicht Stein noch Ast, dich schreckt kein Tier.
Nur manchmal rastest du an einem Quell.
Verweile doch! Wie mühsam folg' ich dir!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Du aber lächelst leise in die Flut
und springst schon fort und weißt nicht, daß vielleicht
ein Satyr, der im hohen Riedgras ruht,
dich noch mit einem heißen Blick erreicht.

Du kennst die Blumen, weißt von jedem Kraut
und jeder Beere Heilkraft oder Gift;
dir ist des Weberschiffleins Gang vertraut,
du wirfst den Ball, daß er den Himmel trifft.

Trotz deines Kronreichs Bürgerstöchterlein,
dir schien bestimmt des Hauses Werk und Ruh,
der Lieben Kreis, des Herdes Flammenschein —
o Kind, wer löst dir einst die Wanderschuh?

Ich wäre glücklich, säh' ich wo im Raum
Erzlicht erfunkeln, einen Helmbusch wehn.
Doch niemand darf durch deinen Mädchentraum
noch als der Vater und die Brüder gehn.

Wien. Felix Braun

Albert Weisgerber

(Zu seiner Nachlaß-Ausstellung in der Münchener Neuen Sezession)

Albert Weisgerber ist einer der „Fälle", die man, um gründlich zu sein, als ein Stück Zeitgeschichte schreiben müßte. Man müßte ein ganzes Geschlecht analysieren, mit all seinem Wühlen und Wollen in und außer der Kunst, bis in die entferntesten Zweig-Enden seiner sozialen Verästelungen hinein, mit all seinen Rückschlägen vom Mechanischen aufs Persönliche und allen schmerzhaften Auflehnungen gegen den Verbrauch der heiligsten Seelenkräfte durch die organisatorische Erstarrung des Daseinswillens. Die Unmöglichkeit der ewigen, zeitlich zwecklosen Anschauung, die Sinnlosigkeit der aus ihren eigenen Stammessäften auf ungenährtem Boden zur Entfaltung strebenden Seelenblüte, die Prostitution jeder innerstpersönlichen Mitteilung an ein Zeitalter, das die Anschauung flieht, nur dem Wirbel des Zeit-Erlebens erliegend; das nicht das lauteste, nicht das zarteste Seelenprodukt „verwerten" kann, außer es seinem mechanischen Umwertungsbetrieb einzuverleiben; das als Entwicklungsmedium persön-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

licher Kräfte nur die physischen an sich ziehen und nähren kann — das alles müßte zergliedert und wieder zusammengefaßt werden, in seinen zerstreuten Wirkungen dargestellt und in den Brennpunkt einer Personifikation zurückgeführt. Und hierauf wäre dann der Name Albert Weisgerbers zu schreiben.

Wer unwissend und unbefangen, mit Weisgerber bisher noch unbekannt, die Räume betritt, kann den ersten Eindruck einer Ausstellung von zwanzig oder noch mehr von einander unabhängigen Malern empfangen. Es gehörte schon ein beträchtliches Einfühlungsvermögen dazu, um hier ohne weiteres, und sei es nur durch Entdeckung einer durchgängigen Handschrift, auf das Werk eines Einzelnen zu raten. Bald wird er an Richtungen erinnert, bald an Einzel-Einflüsse, dazwischen stößt er wieder auf Uebungen ganz voraussetzungsloser Malerleidenschaft. Wir aber, umgekehrt: wissend und befangen treten wir ein, sträuben uns gegen die Anerkennung einer Persönlichkeit, die so vielem unterliegt, und selbst in ihren besten Zeugnissen nicht verspricht, Endgültiges von sich selber zu sagen — und immer tiefer geraten wir in ihren Bann, immer klarer tritt das Band hervor, das sich um den Kranz der Experimente schlingt — unser eigenes Miterleben ist es, das er erzwingt. Plötzlich finden wir uns mit ihm in den Brennpunkt der Zeit gerückt, mitten in ihn hineinversetzt blicken wir um uns herum, aus uns heraus — und finden das ganze große Elend der kunstzerfleischenden Gegenwart vor uns aufgetan. In einem Märtyrer offenbart. Der Titanenkampf der Seele gegen das Zeitalter der Zerstückelung umblitzt uns mit wirren Zuckungen . . .

Jeder große Künstler ist berufen in seiner Zeit. Sie hat kein anderes Organ, ihr Menschliches auszusprechen, als den Künstler. *Wie* sie ist, *was* sie zeigen will oder muß, das wird sichtbar allein in ihm. Und je nach *ihrem* Wesen ist er ihr *Held* oder ihr *Opfer*. In der Zeit des seelischen Ideals ist er ihr Held, in der Zeit des mechanischen Ideals ist er ihr Opfer. Das mechanische Ideal ist der Todfeind des seelischen, aber Künstler und Kunst sind durch urewige, unzerbrechliche Gesetze Offenbarer der Seele, und das ehrlichste, stärkste, tiefste Talent kann im Zeitalter des mechanischen Ideals nichts höheres sein, als das tragische Abbild des hoffnungslosesten seelischen Auflehnens. Weisgerbers Heldentod für den politischen Begriff Deutschland — eine geknickte Hoffnung der deutschen Kunst soll er sein? Was hat die Kunst zu hoffen? Sein ganzes künstlerisches Ringen war ein von seiner Zeit erpreßter Heldentod, aber für etwas, das mehr ist, als Begriff. Jedes Leben gegen seine Zeit ist ein fortgesetzter Tod, und der Tätigste, Stärkste erleidet ihn am wissendsten und heftigsten, weil er in ihm sich selber darstellen muß, er, der nur das Leben sein möchte. Seht ihm nur in die Augen, in der Reihe seiner Selbstbildnisse, wie die Qual der Frage sich mit seiner Reife steigert! Es sind die Augen eines Gefesselten. Der naiven Urkraft, die nicht weiß, wo ihr Bedrücker zu fassen ist.

Jedes spätere, reifere Werk klammert sich — bald als Stoff, bald im malerischen Ausdruck — an eine neue Möglichkeit. Zeitgerecht sein! Das für die Seelenkünder längst unerfüllbar gewordene Sehnen bricht doch immer, immer wieder durch bei ihm. Denn er lebt durchaus in seiner Zeit und weiß nicht, wer sie ist. Er ist zu sehr Künstler, um intellektuell zu sein. Und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nur der Intellekt kann diese Zeit vertreten. Aber unsagbar rührend kommt die geniale Hilflosigkeit bei ihm zum Ausdruck: indes er Anschluß sucht an jeden malerischen Neuklang, und neuer Hoffnung voll das künstlerische Gegenwart-Erlebnis an sich reißt, klimmt er in seinen Stoffen zeitlich nur immer weiter und weiter zurück, wo immer verlassene Gefilde des Seelendienstes zur Heimkehr und Neubesiedelung laden. Der Dienst des Leids (seine Sebastiane und Kreuzigungen), der Dienst der Heldenkraft (sein über sein eigenes Erwachen erschrockener, noch unschlüssiger David) und endlich — fast möchten wir Jubelklänge des endlichen Landens in der Heimat in das frohe, warme Licht des Bildes hineinhören — der gewaltige Sprung mit beiden Füßen mitten in die Welt Homers hinein, das Amazonenbild!..

Daß Weisgerber in seinem unbestechlichen dunkeln Drange als Sucher des Bildstoffes für seine am höchsten entwickelten Ausdrucksmittel bis dorthin zurückgefunden hat, wo noch die Menschen mit den Göttern leben, Natur und Seele, Geist und Gefühl noch eins ist — soll das Verlegenheit sein, Zufall, oder rein ästhetisches Verlangen? Ich glaube es nicht! Mir ist es Symptom und Symbol zugleich. Symptom für den endlich unvermeidlichen Bruch der Kunst mit der Zeit des mechanischen Ideals, für die Trennung einer längst zum Skandal gewordenen Ehe zwischen Seele und Daseinsform (wofür das reinere malerische Genie Frankreichs die Mittel hervorgebracht hat). Symbol für die Ewigkeit der alten Griechenwelt des nie verblühenden Mutterschoßes, in den die Seele auf der Flucht vor allem Problematischen, heiße es Christentum oder Humanismus oder Sozialismus oder Wissenschaft oder wie sonst — immer wieder zurückkehrt.

Ich weiß nicht, ob ein Kamerad den letzten Verklärungsblick Albert Weisgerbers aufgefangen hat. Aber sein Amazonenbild sagt mir, daß er auf Hellas fiel.

Hermann Gottschalk

Kriegsliteratur

In der immer mehr anschwellenden Masse von Kriegsschriften gibt es auch einige fortlaufende Sammlungen, die eine gewisse Beachtung verdienen.

Da ist vor allem die „Sammlung von Schriften zur Zeitgeschichte" (Berlin, S. Fischer). Sie enthält u. a. eine Reihe Schilderungen von Augenzeugen aus Kriegsgebieten. Darunter ragen besonders die Bändchen hervor: „Zwischen Lindau und Memel während des Krieges" von Paul Schlenther. „Die Front in Tirol" von F. K. Giezkey. „Im Kriege durch Frankreich und England" von H. Vorst. Außerdem aber finden sich in der Sammlung eine Reihe von überaus bedeutsamen Schriften, die nicht bloß Gelegenheitserzeugnisse, sondern von dauerndem Wert sind. Da ist vor allem „Preußische Prägung" von Lucia Dora Forst, eine Studie, klassisch im Stil und in der Gedankenführung, ein vielleicht einseitiger aber glänzender Versuch, das Wesen des Preußentums zu ergründen.*) Thomas Mann will in dem Büchlein „Friedrich und die große Koalition" ebenfalls einen Beitrag zu dem Gegenstand „Preußentum" geben und er tut es in seiner bekannten geistreichen Art. „Der deutsche Mensch wird von Leopold Ziegler in tief-

*) Bei diesem Thema muß man wenigstens erwähnen das viel umfangreichere Buch von Moeller van den Bruck „Der preußische Stil" (München. Piper. 1916).

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schärfender Weise analysiert. Auf dieses Buch soll mit besonderem Nachdruck hingewiesen werden. In den Gedankengängen und Absichten schließen sich zwei weitere Schriften an: „Gedanken zur deutschen Sendung" von Alfred Weber und „Deutsche Zukunft" von Ernst Troeltsch, Bücher, die wie das L. Ziegler reich an völkischen Erkenntnissen und Zukunftsweisungen sind, Bücher, deren Lektüre aufs ernsteste zu empfehlen sind. Mit wirtschaftspolitischen Fragen beschäftigt sich in seiner bekannten scharfsinnigen Weise F. Oppenheimer in der „Weltwirtschaft und Nationalwirtschaft" und Leopold von Wiese im „Staatssozialismus."*) Großes und berechtigtes Aufsehen hat K. Leuthners „Russischer Volksimperialismus" erzeugt. Glänzend und hinreißend im Stil sucht der der russischen Sprache und Literatur kundige Verfasser den Nachweis zu führen, daß der großrussische Imperialismus nicht bloß eine Sache bestimmter abgegrenzter Kreise ist, sondern daß er je länger je mehr das gesamte großrussische Volk zu ergreifen anfängt, ja schon ergriffen hat. Ueberaus zeitgemäß ist die vom Herausgeber der Sammlung Prof. Dr S. Saenger veranstaltete Zusammenstellung aus Theodor Fontanes Werken: „Der englische Charakter, heute wie gestern", ein nachträglicher Beleg für die scharfe Beobachtungsgabe des viel zu wenig noch gewürdigten Verfassers. Jeder dieser Bände kostet 1 Mark.

*) Desselben Verfasser „Gedanken über Menschlichkeit" (Leipzig, Duncker & Humblot) dürfen als ein echtdeutsches Erzeugnis angesprochen werden, als einer der vielen Beweise dafür, daß trotz den erregenden und vielfach verwirrenden Ereignissen des Krieges die deutsche Seele weit und weltumspannend bleibt.

Eine zweite Sammlung erscheint unter dem Titel „Die Zeitbücher" bei Reuß & Itta in Konstanz. Sie ist offenbar auch für die Versendung ins Feld bestimmt. Das einzelne Stück kostet 50 Pfg. Sie enthält viel Unterhaltungsstoff. Dichtungen meist in Prosa von W. v. Scholz, W. Schussen, L. Finckh, F. Mauthner, A. Huggenberger, H. Hesse, um nur bekanntere Namen zu nennen. Daneben aber auch Stücke ernsteren Inhalts, wie A. Sexauer „Feldpredigten", K. Busse „Ueber Zeit und Dichtung", H. Lhotzky „Vom Erleben des Glücks", H. Schäff „Im Zeichen der Stunde, K. Münzer „Der Wert des Lebens". Besonders wertvoll sind vier Stücke, die sich mit Volkspsychologie beschäftigen: J. Bab „Preußen und der deutsche Geist", W. Handl „Oesterreich und der deutsche Geist", W. v. Molo „Deutschland und Oesterreich" und eine ganz ausgezeichnete für solche Untersuchungen beispielmäßige Studie von Th. Heuß „Schwaben und der deutsche Geist". Ich hebe sie besonders hervor und bitte den Redakteur des „März", dieses ernst gemeinte Urteil stehen zu lassen. Eine köstliche Gabe bilden die „Alten Kalendergeschichten". Das nächste Mal möchte ich über einige österreichische Sammlungen sprechen.

E. Pernerstorfer

Am nächtlichen Feuer

In der Ferne heult ein hohler Pfiff. —

Es ist bitter kalt im nächtlichen Polen. Wir haben uns ein offenes Feuer am Bahndamm angezündet und hocken und liegen stumm.

Ab und zu klappert das Kochgeschirr eines Glücklichen, der — der Teufel mag wissen, wo er etwas aufgetrieben

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hat — sich sein Morgenmittagnachtmahl zurechtbraut.

Ich liege auf einer Leiter, die am Kopfende mit einem Klotz hochgestützt ist — der Boden ist schlammig und kalt.

Aber über mir ist Reinheit, keuschester Himmel. Venus allein strahlt gütig vom blauenden Grunde — Stern meiner Mutter — Tage der Kindheit leuchten auf, da du mich lehrtest, in ungeahnten Gefahren deiner zu gedenken.

Du gabst mir den Glauben an ein allgütiges Geschick. Wie oft habe ich schon in einsamen Nächten im Feindesland so deine sorgliche Nähe spüren dürfen.

In Gefahr gabst du mir Ruhe — Ruhe zeugte Sehnsucht — bin ich schon so lange fort von dir.

Jemand stößt an mein Lager.

Ein Nachtposten kommt fröstelnd heran und zündet sich verliebt seine Pfeife an, indem er starrhändig einen glühenden Holzbrocken auf das Restchen Tabak im Pfeifenkopf legt. — Mir geht so Vieles durch den Sinn; Bilder von daheim, von fernen Gefechten — hohläugig tauchen aus der Finsternis liebe Kameraden hervor, die längst irgendwo verscharrt.

Dulce et decorum est, pro patria mori. Als wir das noch auf der Schulbank gelehrt bekamen, trug es wahrlich den Tonfall der Ueberirdischkeit.

Anders wirkt die Wirklichkeit.

Freiwillig kämpfen und sein Bestes leisten will jeder, der seit Jahr und Tag am Feinde steht — aber ans Sterben denkt keiner unnötig. Höchstens, daß man zuzeiten die Wahrheit verspüren muß, daß immer nur die Form furchtgebietend hinter der Möglichkeit steht. —

Irgendwer wirft über mich hinweg eine alte Gartentür — die Flammen schlagen auf und fallen gierig über die frische Nahrung her.

Ist das noch Feuer, wie es so tausendfältig goldgezackt empor zur Nacht strebt? Ists nicht vielmehr das Abbild meines nie stillbaren Sehnens.

Seltsame Stimmen, die durch die Nacht hallen — Stimmen heimatlicher Nächte voll Einsamkeit — Unentwegtes, denkst du auch heim?

Die Uhr am Handgelenk tickt leis — drei Uhr — schon.

Glut lohe auf —

Schlaf senke dich.

Morgen — ist — wieder — Marsch.

Wolfgang H. Döring

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27

Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.

Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Eine lehrreiche englische Kohlenausfuhr-Statistik

Von Richard Hennig, Berlin-Friedenau

Daß England mit den einzelnen Ländern, die es bereits zu Dienern seiner Politik eingefangen hat, oder die es mit mehr oder minder sanfter Gewalt noch einfangen möchte, sehr verschieden zufrieden ist, weiß man seit langem. Von den großen Verbündeten wird Frankreich entschieden am besten behandelt, Rußland schon erheblich weniger gut, weil es militärisch schwer enttäuscht hat, immerhin aber noch zu einigen vagen Hoffnungen berechtigt; Italien dagegen wird nach Möglichkeit schikaniert, da man offenbar alle Hoffnungen, die man einst an sein Eingreifen knüpfte, bereits endgültig hat fahren lassen. Ebenso verschieden werden die Neutralen behandelt: Griechenland, das die Frechheit gehabt hat, sich zu weigern, dem englischen Verlangen nach Eingreifen in den Krieg nachzukommen, oder Schweden, das sich nicht damit begnügte, Englands Uebergriffe in seine Handelsrechte mit den von England allein gestatteten papierenen Protesten zu beantworten, werden natürlich von England mit erheblich unfreundlicheren Blicken betrachtet als andere „Neutrale", die gehorsame Diener von Downing Street sind und sich beeilen, ihren englischen Herren jeden Wunsch von den Augen abzulesen, wie Portugal, die Vereinigten Staaten u. s. w.

Jetzt nun haben wir ein treffliches Dokument, das uns einen ausgezeichneten Gradmesser für Englands Zufriedenheit mit seinen Verbündeten und mit den neutralen oder pseudoneutralen Nationen abgibt, in Händen: die Statistik der englischen Kohlenausfuhr im Jahre 1915. Da ja England von jeher

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Kohlen-Hauptlieferant der Welt gewesen ist und da Deutschland zur Zeit aus bekannten Gründen nur für seine unmittelbaren Nachbarn noch Kohlen zu liefern vermag, ist die uns feindliche und die neutrale Welt Europas mehr den je zuvor auf England angewiesen. Da aber Englands Kohlenförderung infolge des Krieges empfindlich erschwert und verteuert ist, da ferner die englische Kohlenausfuhr wegen der katastrophalen Frachtraumnot ganz gewaltig hat verringert werden müssen, so sieht England sich in die Lage versetzt, die notwendig starke Einschränkung seiner Kohlen-Gesamtausfuhr dazu zu benutzen, daß es den einzelnen Bezugsländern ihren Bedarf an Kohlen ganz nach Willkür zumißt, je nachdem es mit ihnen „zufrieden" ist oder nicht. Diejenigen Neutralen, die gegen Englands Willkürmaßnahmen aufzumucken wagen, werden durch eine weitgehende Verringerung der Kohlenzufuhr ebenso gestraft wie die Alliierten, deren Leistungen zu wünschen übrig lassen. Wer aber brav und folgsam sich für England aufopfert und sich willenlos alle englischen Uebergriffe in fremde Hoheitsrechte geduldig gefallen läßt, den belohnt der „gnädige Herr" John Bull mit reichem Kohlensegen.

So wird in der Tat die nunmehr für das Jahr 1915 vorliegende Statistik der englischen Kohlenausfuhr zu einem sehr lehrreichen und unterhaltsamen Gradmesser für Englands Zufriedenheit oder Unzufriedenheit mit den übrigen wirklich oder der Fiktion nach selbständigen Staaten. Die Zahlen der Kohlenausfuhr-Statistik wirken geradezu wie eine von England erteilte Zensur, eine Rangordnung für die „Bravheit" der einzelnen Nationen. Eine kleine Störung in die Beurteilung bringt lediglich der Umstand, daß einmal Rußland (und ebenso Rumänien) für die englische Kohlenzufuhr ganz oder während eines großen Teiles des Jahres unerreichbar geworden ist, daß fernerhin dem okkupierten Belgien natürlich England keine Kohlen liefern und demgemäß den Grad seines Wohlwollens oder seiner Unzufriedenheit nicht wohl ausdrücken kann, und daß schließlich derjenige

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

neutrale Staat, mit dem England am meisten zufrieden zu sein Veranlassung hat und dem daher in der Kohlen-Rangordnung von Rechts wegen der erste Platz gebühren würde, daß die Vereinigten Staaten selber Kohlen in so reichem Maße hervorbringen, daß sie die englische Kohlenzufuhr nicht benötigen. Sieht man von diesen Umständen ab, so bietet aber das nachfolgende Dokument klarer als alle Ministerreden ein zutreffendes Bild von Englands innersten Gefühlen den übrigen Nationen gegenüber.

Natürlich gibt nicht die absolute Menge der jeweilig gelieferten Kohle den rechten Maßstab für die von England erteilten „Zensuren", sondern man muß die Kohlenlieferung des Jahres 1915 in Vergleich bringen mit den im letzten normalen Friedensjahre 1913 gelieferten Kohlenmengen. Dann aber kommt man in der Tat zu höchst pikanten Ergebnissen und kann deutlich die guten und die schlechten Zensuren unterscheiden. — Betrachtet man zunächst die mit England verbündeten großen europäischen Länder (die kleinen, die sich verblutet haben, existieren für England nicht mehr — höchstens noch in gefühlvollen Reden), so erhält man folgende höchst absonderliche Verschiebungen in der englischen Kohlenfürsorge:

Land	1913 t	1915 t	Verschiebung t
Frankreich	12 776 000	17 602 000	+ 4 826 000
Italien	9 647 000	5 788 000	— 3 859 000
Rußland	5 998 000	43 000	— 5 955 000

Bei Rußlands Kohlenversorgung spielen, wie gesagt, Umstände mit, die von Englands freiem Willen nicht abhängen. Die gänzlich verschiedene Behandlung Frankreichs und Italiens aber ist von hohem Reiz, zumal wenn man beachtet, daß Italien bis zum Tage seines Eintritts in den Krieg (23. Mai) von England lebhaft umschmeichelt und entsprechend reich mit Kohlen versorgt wurde, während später England dem betrogenen Betrüger den — Kohlenkorb um so höher hängte, je unzufriedener es mit der völligen militärischen Impotenz Italiens zu werden alle Ursache hatte. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, stellen jene

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

5 788 000 t Kohlen des Jahres 1915 eine elend schlechte „Zensur" dar, wie sie in der Schule sicher eine Versetzung ausschließen würde!

Ebenso reizvoll ist die Betrachtung, wie England die Haltung der neutralen europäischen Staaten wertet. Es erhielten nämlich an englischen Kohlen:

Land	1913 t	1915 t	Verschiebung t
Norwegen	2 298 000	2 643 000	+ 345 000
Dänemark	3 034 000	3 131 000	+ 97 000
Holland	2 018 000	1 703 000	— 25 000
Portugal	1 356 000	1 023 000	— 333 000
Griechenland	728 000	309 000	— 419 000
Spanien	3 649 000	2 068 000	— 1 561 000
Schweden	4 583 000	2 660 000	— 2993 000

Diese Tabelle ist überaus bezeichnend. Norwegen und Dänemark waren einwandfrei „englandfromm", ließen sich alles gefallen und wurden dafür mit überreichem Kohlensegen belohnt. Holland gab schon mehr zu Beanstandungen Anlaß, protestierte gegen den Mißbrauch seiner Flagge durch englische Schiffe und internierte englische Marinemannschaften, die auf holländischem Gebiet schiffbrüchig geworden waren. Immerhin lautet auch Hollands Zensur noch auf „Ziemlich gut". Portugal dagegen, das sich fast 1½ Jahre lang weigerte, trotz englischer Aufforderung, seine Truppen auf die englische Schlachtbank zu senden, erhielt schon eine ernstere Rüge: Einschränkung seiner Kohlenzufuhr um rund ein Viertel (heut, nachdem es seinen letzten spärlichen Rest an Würde den Engländern verkauft hat, wird es — vielleicht! — wieder entgegenkommender behandelt werden!) Noch empfindlicher wurde Griechenland bestraft, das sich zweimal, im März und im Oktober, weigerte, den Engländern die allzu heißen Kastanien aus dem Feuer zu holen: ihm wurden fast ⅗ der gewohnten Kohlenversorgung abgeschnitten. Den untersten Platz in der englischen Rangordnung aber erhielten die beiden Länder, in denen das Verbrechen der Sympathie für Deutschland zumeist zu Hause war, Spanien und Schweden. Spanien, das Land, in dem der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

frevelhafte Gedanke Wurzel fassen konnte, man möge den Weltkrieg benutzen, um das einst geraubte Gibraltar dem wahren Mutterlande wieder zuführen, verdiente eine sehr ernste Züchtigung: ihm wurde daher fast die Hälfte seiner gewohnten reinlichen Kohlenversorgung entzogen. Die schwerste Strafe und die schlechteste Zensur aber erhielt Schweden. Dies Land hatte es, neben der Schweiz als einziges, gewagt, eine wirklich ehrliche und einwandfreie Neutralität zu bewahren, es verbot schon im Januar 1915 jede Durchfuhr englischer Munitionslieferungen für Rußland und hatte die Unverschämtheit, gegen die englischen Belästigungen seines Handels nicht nur mit papierenen Protesten aufzumucken, die man schließlich ungelesen in den Papierkorb wandern lassen konnte, sondern mit empfindlichen Gegenmaßnahmen, einem Festhalten von 60 000 englischen Postpaketen, einem Ausfuhrverbot für Papiermasse, die England benötigte, einer Erschwerung der englischen Handelsspionage usw. Eine solche Widersetzlichkeit war man in England nicht gewohnt; sie verdiente die schärfsten pädagogischen Maßnahmen: demgemäß wurde die schwedische Kohlenversorgung auf nur ein Drittel herabgesetzt!

Hoffentlich wirken die empfangenen „Zensuren" nun überall dahin, daß die einzelnen Länder fortan samt und sonders besser bemüht sind, sich Englands Wohlwollen zu erwerben. Englands Zufriedenheit wird vollständig sein, wenn sie alle sich an der mustergültigen „Neutralität" der Vereinigten Staaten ein Beispiel nehmen. Dieses Land hat ja leider selber Kohlen in Hülle und Fülle; sonst hätte England sicher nicht gezögert, um durch eine Verfünffachung der gewohnten Kohlenzufuhr sein ganz besonderes Wohlwollen zu erweisen und ihm die Zensur Ia und den obersten Platz in der Rangordnung zuzuerkennen!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Politik und Moral

Von Wilhelm Nestle

„Der Krieg ist ein gewaltsamer Lehrmeister": die Wahrheit dieses alten Wortes erfahren wir auch gegenwärtig wieder. Der Krieg ist ein Lehrer vor allem im Handeln: er lehrt uns das Ungewohnteste vollbringen, er verwandelt den friedlichen Bürger in den tapfersten und rücksichtslosesten Kämpfer, er schafft die wunderbarsten Organisationen, er zwingt uns den Verzicht auf große und kleine Annehmlichkeiten ab, er fordert und empfängt wie etwas Selbstverständliches die größten Opfer an Gut und Blut, er lehrt uns kämpfen und leiden. Aber er, der große Praktiker, kann uns auch ein Lehrmeister in der Erkenntnis der Wahrheit werden, wenn wir ihn nur mit offenen Augen betrachten. Denn er stellt uns mit der ihm eigenen Brutalität vor gewaltige und erschütternde Tatsachen, ohne zu fragen, ob sie uns lieb oder leid sind; gleich einem luftreinigenden Gewitter fegt er den Dunst grauer Theorien weg, die uns den Blick für die Wirklichkeit trübten, und wie ein starker Platzregen die leichte Erdschichte von dem darunter liegenden Felsgestein wegschwemmt, so legt der Krieg die elementaren Grundtatsachen, fast möchte man sagen: Grundgesetze des Menschenlebens bloß, über die sich die verhüllende, aber so brüchige Schichte unserer vielgerühmten Kultur und Humanität gelagert hatte:

„Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,
Wo Mensch dem Menschen gegenübersteht."

Gerade die Tatsache, daß die Kultur der geistig höchststehenden Völker der Erde der vulkanischen Kraft des Krieges einen so geringen Widerstand entgegensetzte, die schmerzliche Erfahrung, daß die sich christlich nennenden Völker Europas, die sich zu religiös-sittlichen Erziehern der Menschheit berufen glaubten, sich in mörderischem Kampfe zerfleischen, daß unsere hochgesteigerte Technik sich erschöpft in der Erfindung immer neuer Mittel, um Millionen von Menschenleben zu schädigen oder zu vernichten und in weiten Länderstrecken die Gaben einer fruchtbaren Natur oder einer ehrwürdigen Kunst zu verwüsten und zu zerstören: gerade das muß uns stutzig machen und zur Selbstbesinnung führen. Wenn wir diesen furchtbaren Tatsachen, die wir erleben, die Achtung entgegenbringen, die sie beanspruchen dürfen, so muß angesichts des entsetzlichen Blutvergießens und angesichts der die Menschheit in ihre Fesseln schlagen-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Macht der Lüge und Verleumdung die Frage in uns aufsteigen: wie steht es um die sittlichen Grundlagen unseres Lebens, die, bisher allgemein anerkannt, nun plötzlich über den Haufen geworfen erscheinen? Wie verträgt sich das Verhalten der kriegführenden Völker mit den sonst bei ihnen gültigen Lebensnormen? Und da der Krieg ein Erzeugnis und ein Bestandteil der Politik ist, so sehen wir uns damit zu der Frage nach dem Verhältnis von Politik und Moral geführt.

Wenn wir diese Frage aufwerfen, so ist dies, wie hiemit schon angedeutet wurde, keineswegs so harmlos, wie wenn wir etwa nach dem Verhältnis von Politik und Volkswirtschaft fragen würden, sondern es geschieht mit dem Hintergedanken, daß das Verhältnis von Politik und Moral vielleicht nicht durchaus harmonisch sei, ja daß beide sogar in einem grundsätzlichen Widerspruch mit einander stehen könnten. Und doch besteht unzweifelhaft ein enger Zusammenhang zwischen Politik und Moral. Für die Staatstheorie eines Platon und Aristoteles war die Politik die geradlinige Fortsetzung der Ethik: die Anwendung der Sittenlehre auf das Volksganze. Politik war ihnen Gesellschaftslehre und Volkserziehung, die auf denselben Grundlagen ruhte wie die Individualethik. Und ähnlich war es bei den alten Israeliten: es genügt, an die sogenannten 10 Gebote zu erinnern, in denen rechtliche und sittliche Forderungen auf Einer Linie nebeneinander stehen. Freilich wird hier wie dort an das Verhalten der Volksgenossen unter einander, nicht an das Verhältnis eines Volkes zu einem fremden gedacht. Wesentlich anders wurde es mit dem Aufkommen des Christentums: die mittelalterliche Kirche hat dem Staat die Aufgabe der Volkserziehung abgenommen und ihn dadurch vom Kulturstaat zum bloßen Rechtsstaat herabgesetzt. Nur so ist es zu verstehen, daß Augustin den Unterschied zwischen den beiden großen Organisationen des Staates und der Kirche auf den Gegensatz von Eigenliebe (amor sui) und Gottesliebe (amor Dei) zurückführt. Das ist wichtig; denn dadurch hat der Begriff der Politik eine wesentliche Veränderung und Verarmung erfahren: ihre Aufgabe ist hienach nur noch die Organisation eines Volkes zu einer Macht- und Rechtseinheit, die Vertretung seiner Interessen nach außen und die Sorge um seinen materiellen Wohlstand. Der Staat ist damit verweltlicht und tritt, wie die Geschichte des Mittelalters zeigt, zur Kirche, die die gesamte geistig-sittliche Welt als ihr Herrschaftsgebiet betrachtet, in ein gespanntes, nicht selten feindliches Verhältnis. Wieder anders liegen die Dinge im modernen Staat. Die Verweltlichung des Staates erscheint hier einerseits noch gesteigert, insofern er mit der Abschaffung des noch im Augsburger Religionsfrieden (1555) festgehaltenen Grundsatzes „cujus regio, ejus religio" und mit der Anerkennung der Gewissensfreiheit, sich über die Religionen gestellt, also sich grundsätzlich von der Religion losgesagt hat: denn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

niemand kann sich zu mehr als Einer Religion bekennen. Freilich ist diese Religionslosigkeit des modernen Staates nicht folgerichtig durchgeführt; denn indem er die von ihm anerkannten Religionen unter seinen Schutz nimmt, ihre Organe anstellt oder bestätigt, fördert er auch seinerseits die Religionen und erkennt, wenigstens mittelbar, die von ihnen vertretene Sittlichkeit als dem Volksganzen förderlich an; ja er überträgt den Kirchen in der Hauptsache die sittliche Erziehung des Volkes. Außerdem trifft er die Einrichtungen für die Pflege von Kunst und Wissenschaft in den verschiedenen Arten von Schulen, von der Volks- bis zur Hochschule, und dient so durch die Sorge für die geistige Bildung seiner Bürger auch unmittelbar den ideellen Interessen. Aber auch von dem allem abgesehen, bleibt noch als wichtigstes Bindeglied zwischen Politik und Moral, wie in jedem, so auch im modernen Staate das Recht. Denn wenn auch die einzelnen Gesetze zeitlicher und örtlicher Beschränkung unterliegen und somit von ihrer absoluten Gültigkeit keine Rede sein kann, so liegt doch jedem Recht und jeder Gesetzgebung die Absicht zugrunde, wenn auch in beschränktem Kreis und mit beschränkten Mitteln, die Idee der Gerechtigkeit zu verwirklichen. Diese aber gehört unstreitig dem Gebiet der Sittlichkeit an. „Justitia fundamentum regnorum", ist ein bewährter Satz und es gebietet daher schon die Klugheit jeder Regierung, derartige Maßnahmen zu treffen, daß die Ueberzeugung und das Gefühl, gerecht regiert zu werden, im Volke feste Wurzel schlägt. Deshalb bewegt sich die sogenannte innere Politik im großen und ganzen in derselben Richtung mit der Moral. Die große Arbeit an der Lösung der sozialen Fragen darf wohl als ein Stück staatlicher Betätigung der Nächstenliebe bezeichnet werden. Trotzdem aber deckt auch die innere Politik sich keineswegs vollständig mit der Moral: es sei nur daran erinnert, daß z. B. das Lügen staatlich nicht verboten ist und nur in ganz bestimmten Fällen strafrechtlich verfolgt werden kann. Außerdem muß gleich hier hervorgehoben werden, daß im Staat Recht und Gerechtigkeit nicht vermöge eigener Kraft besteht, sondern daß nur die Macht, über die der Staat verfügt, es ist, die seinen rechtlichen Bestimmungen ihre Beobachtung und Wirksamkeit sichert.

Damit sind wir auch schon bei der Schwierigkeit angelangt, die einer rechtlichen oder gar moralischen Regelung des gegenseitigen Verhältnisses selbständiger Staaten, d. h. der auswärtigen Politik — und nur von dieser soll im Folgenden die Rede sein — unübersteigliche Hindernisse bereitet: es fehlt eine übergeordnete Macht, die einen Staat zwingen könnte, sich einem internationalen Recht oder dem Spruch eines Schiedsgerichts zu unterwerfen; jedenfalls wäre ein solcher Zwang einer etwa an Stärke überlegenen Mächtegruppe nur in der Form des Kriegs oder mindestens der Kriegsdrohung möglich, was die Kriegsbereitschaft voraussetzt. Aber es gibt ja doch ein Völker-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

recht? Allerdings; aber, wenn irgend etwas, so ist der Glaube an die Kraft des Völkerrechts durch den gegenwärtigen Krieg aufs gründlichste zerstört worden. „Das Völkerrecht — so wird uns von sachverständiger Seite versichert — hat die Belastungsprobe in diesem Kriege nicht bestanden"; denn es sei überhaupt „ein Recht von schwacher Lebenskraft und zerbreche im Falle der Not." Es krankt eben daran, daß „der Richter, die anzurufende höchste Instanz, fehlt."*) Wir können also feststellen: in der auswärtigen Politik handelt es sich im tiefsten Grunde gar nicht um Rechts- sondern um Machtfragen. Rechtsfragen bilden nur den Anlaß oder den Vorwand zu Verhandlungen oder Kämpfen. Jeder Staat nimmt sich so viel Recht, als er kann, und es wird ihm von den andern Staaten im Frieden oder nach einem Kriege um so mehr Recht zugestanden, je stärker er sich erwiesen hat. Kriege sind nicht Rechtsprozesse, sondern Machtproben, die rivalisierende Staaten miteinander anstellen. „Hart ist der Gedanke der Macht freilich, sagt Treitschke (Politik I 33), aber sich durchzusetzen ganz und unbedingt ist hier das höchste und erste." „Staatliche Rücksicht beruht auf der Erkenntnis des eigenen Vorteils..... Das sehr reale Gefühl der Gegenseitigkeit, nicht der Menschenliebe, steht hinter dieser Erwägung" (II 546). Es ist keine Theorie, sondern eine unwidersprechliche geschichtliche Tatsache, daß in der auswärtigen Politik einzig und allein der staatliche Egoismus maßgebend ist, dem nur die Rücksicht auf den eigenen Vorteil seine Schranken setzt. „England, sagt wiederum Treitschke (II 572), ist auf dem Meer so unendlich überlegen, daß es alles tun kann, was ihm beliebt": ein Wort, das auch in diesem Krieg wieder seine glänzende Bestätigung gefunden hat. Allen völkerrechtlichen Uebergriffen Englands haben sich die neutralen Mächte widerstandslos gebeugt und ihre papierenen Proteste wurden ad acta gelegt.

Erkennt man nun aber an, daß der Egoismus das Prinzip der auswärtigen Politik aller Staaten ist, so erhebt sich die Frage, wie sich dabei ihr Verhältnis zur Moral gestaltet. Denn Moral im herkömmlichen Sinn bedeutet in irgendwelcher Form eine Beschränkung des Egoismus nach bestimmten Normen. Gelten also, so müssen wir fragen, solche Normen auch für die Politik und kann man verlangen, daß die Politik moralisch werde? Oder gibt es eine besondere politische Moral, die neben der gangbaren Sittenlehre eine Ausnahmestellung einnimmt? Es dürfte vielleicht als ein allzukühnes Unterfangen erscheinen, wenn man diese Fragen zu beantworten versucht, ohne selbst jemals im politischen Leben gestanden zu sein. Um daher die Gefahr eines abstrakten Doktrinarismus zu vermeiden, wird es gut sein, wenn wir zuvor einen kurzen Blick in die Geschichte werfen und

*) Deutschland und der Weltkrieg, herausg. von O. Hintze u. a. (1915) S. 671. 674. 650. 614.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

uns von praktischen Staatsmännern verschiedener Zeiten und Völker sagen lassen, was sie in dieser Hinsicht für Erfahrungen gemacht und wie sie über diese Frage gedacht haben.

Es ist unrichtig, was man bei Treitschke (I 83) und andern*) liest, daß das Altertum den Konflikt zwischen Politik und Moral noch nicht gekannt habe. Gleich der erste in modern pragmatischer Weise verfahrende Geschichtschreiber des Altertums, selbst Staatsmann und Feldherr, Thukydides, rollt die Frage auf und formuliert sie in der denkbar schärfsten Form (V 84 ff.). Es handelt sich um eine Neutralitätsfrage: die Insel Melos, das heutige Milo, will in dem großen Kampf zwischen Athen und Sparta neutral bleiben, während die Athener sie zum Anschluß an sich zwingen wollen, gerade wie heute die Engländer und Franzosen Griechenland. Die Melier berufen sich auf ihr gutes Recht. Die Athener aber setzen ihnen auseinander, daß von Gerechtigkeit nur unter ungefähr gleich mächtigen Staaten die Rede sein könne. Bei Verhandlungen zwischen einer Großmacht und einem Kleinstaat dagegen zeige es sich, daß die Politik sich überhaupt nicht mit Rechts- sondern nur mit Machtfragen befasse: die Starken tun, was sie vermögen, und die Schwachen müssen nachgeben. Gegenüber der Berufung der Melier auf die göttliche Weltregierung erwidern die Athener: es sei eine Naturnotwendigkeit, daß überall derjenige gebiete, der die Macht dazu habe. Dieses Gesetz hätten sie weder aufgestellt noch zuerst angewendet, sondern sie hätten es als bestehend vorgefunden und es werde auch für alle Zukunft gelten. Dieselbe Lehre vom Recht des Stärkeren in der Politik läßt Platon in einem seiner tiefsinnigsten Dialoge, im „Gorgias", einen angehenden athenischen Staatsmann, Kallikles, vertreten und er selbst kommt von der Voraussetzung aus, daß Unrechttun unter allen Umständen, auch als Vergeltung, zu meiden sei, zu einer radikalen Verurteilung der großen athenischen Staatsmänner. Die Politik eines Miltiades und Kimon, eines Themistokles und Perikles gilt ihm vom sittlichen Standpunkt aus schlechthin als verwerflich, da sie lediglich der Befriedigung materieller Begierden gedient habe: die Hebung der athenischen Finanzen durch die Tribute der Bundesgenossen, die davon bezahlten Prachtbauten auf der Burg, die Befestigungswerke der Stadt, die Häfen und Schiffswerften im Piraeus: das alles sind „Possen" und Nichtigkeiten, weil man dadurch nicht besser, sondern nur anspruchsvoll und also sittlich gefährdet wird. Bei den Römern hat der Gegensatz zwischen Politik und Moral in zwei zeitgenössischen Persönlichkeiten geradezu typischen Ausdruck gefunden: in dem Machtpolitiker Caesar und in dem Anhänger der strengen stoischen Ethik, dem jüngeren Cato, der sich nicht scheute, im Senat Caesars Auslieferung an die Germanen wegen Vertragsbruchs zu

*) z. B. H. Scholz, Politik und Moral. Gotha 1915 S. 1.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

beantragen, selbstverständlich vergebens. Aber auch die erste nationale Großtat unserer deutschen Geschichte, die Befreiung vom Joche der Römer, wurde durch einen Treubruch eingeleitet: Arminius, der römischer Ritter war, hat den Statthalter Quintilius Varus schnöd getäuscht und hintergangen; er wurde aus Patriotismus zum Verräter.

Mindestens das Verdienst, die ganze Frage neu aufgerollt zu haben, gebührt dem florentinischen Staatssekretär Niccolo Machiavelli (1469—1527), der in seinem berühmten und berüchtigten Buch „Der Fürst" die theoretische Grundlage für die moderne Realpolitik schuf. Er machte seine Studien bei den Alten und vor allem auch an der Politik der päpstlichen Kurie, die in einem Alexander VI. und seinem Sohn Cesare Borgia ausgesuchte Exemplare gewissenloser Machtpolitiker darbot. Da lesen wir denn Sätze wie folgende: „Vergrößerungssucht ist eine allen Menschen gemeinsame, eine allen von Natur aus eigene Leidenschaft" (3). — „Ohne Gewalt würden Moses, Kyros, Theseus, Romulus nie ihren Gesetzen dauernden Gehorsam verschafft haben. Girolamo Savonarola ist hiefür das Beispiel unserer Tage: er fiel, weil es ihm an Macht fehlte, seine Anhänger in dem Glauben an sich zu erhalten und die Zweifler hiezu zu zwingen" (6). — „Es ist unvermeidlich, daß ein Mann, der überall rein moralisch handeln will, unter so vielen andern, die nicht so handeln, früher oder später zugrunde gehen muß. Es ist also notwendig, daß ein Fürst, der sich behaupten will, auch lernen müsse, nicht gut handeln zu können, um erforderlichenfalls hievon Gebrauch zu machen" (15). — „Jedem ist es klar, daß es lobenswürdig ist, wenn ein Fürst sein Wort hält und mit Rechtschaffenheit und ohne Hinterlist seinen Weg geht. Allein die Erfahrung unserer Tage lehrt uns, daß bloß jene Fürsten mächtig geworden sind, die es mit Treu und Glauben leicht nahmen und sich darauf verstanden, andere zu täuschen und zu betrügen, und daß jene, welche redlich ihre Verbindlichkeiten befolgten, am Ende übel wegkamen. Zuvörderst muß man daher wissen, daß man mit zweierlei Waffen kämpfen könne, d. h. mit den Gesetzen und mit der Gewalt. Die erste Art ist Sache der Menschen, die zweite Sache der wilden Tiere. Aber bei der Unzulänglichkeit der ersteren muß man öfter zur letzteren seine Zuflucht nehmen. Ein Fürst muß also die Rolle eines Menschen und eines wilden Tieres zu spielen verstehen." Und zwar muß er sich dabei, wie Machiavelli weiter ausführt, den Löwen und den Fuchs zum Vorbild nehmen. „Ein kluger Fürst darf daher sein Versprechen nie halten, wenn es ihm schädlich ist oder die Umstände, unter denen er es gegeben hat, sich geändert haben. Diese Grundregel würde nicht gut sein, wenn alle Menschen gut wären. Weil aber alle böse und schlecht sind und in dem angegebenen Falle dem Fürsten ihr Versprechen auch nicht halten würden, so berechtigt ihn dieses auch, wortbrüchig zu werden." — „Es muß also des Fürsten einziger Zweck sein, sein Leben und seine Herrschaft zu erhalten. Man

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wird alle Mittel, deren er sich hiezu bedient, rechtfertigen und jeder wird ihn loben: denn der Pöbel hält sich nur an den äußeren Schein und beurteilt die Dinge nur nach ihrem Erfolg" (18).

Friederich der Große hat bekanntlich in seinem kurz vor seinem Regierungsantritt (1740) verfaßten „Antimachiavell" gegen das Buch des Florentiners einen flammenden Protest erhoben: er hat „die Verteidigung der Menschlichkeit gegen diesen Unmenschen übernommen, der sie vernichten will; er setzt die Vernunft und die Gerechtigkeit dem Sophismus und dem Laster entgegen" (Vorrede). Der Behauptung Machiavellis, man muß böse sein, um nicht umzukommen, stellt er die andere gegenüber: „um nicht umzukommen, muß man tugendhaft sein" (15). Aber merkwürdig! Es geht doch nicht ohne einige Konzessionen an den verabscheuten Machiavellismus ab: Friederich sieht sich nicht nur genötigt, einer Reihe der bedeutendsten Staatsmänner des Altertums und der Neuzeit, z. B. Cromwell, die Tugend abzusprechen (18), sondern er muß auch zugeben, daß „die Minister der Fürsten an fremden Höfen nichts anderes als privilegierte Spione sind" (26); ja in Beziehung auf den wichtigen Punkt der Wahrhaftigkeit und Treue sagt er: „Ich bekenne übrigens, daß es gewisse ärgerliche Notwendigkeiten gebe, da ein Fürst nicht umhin kann, Verträge und Bündnisse zu brechen"; allerdings „soll er nicht zu dergleichen äußersten Fällen schreiten, wenn ihn nicht das Heil seines Volkes und eine sehr große Notwendigkeit dazu zwingt" (18). Von solchem Idealismus war Friederich als Kronprinz erfüllt. Seine Erfahrungen auf dem Throne aber lehrten ihn manches anders ansehen als in den glücklichen Tagen von Rheinsberg. Und hatte er damals noch gelehrt, ein Fürst solle nicht nach den Provinzen seiner Nachbarn begierig sein (24), so bilden die schlesischen Kriege zu dieser vortrefflichen Lehre eine eigentümliche Illustration. Schon im Jahr 1742 aber hören wir folgendes aus dem Munde des jungen Königs: „Ich hoffe, die Nachwelt, für die ich schreibe, wird in mir den Philosophen vom Fürsten, den Ehrenmann vom Politiker zu scheiden wissen. Ich muß gestehen, daß es dem ins Getriebe der großen Politik hineingerissenen sehr schwer wird, seinen Charakter rein und ehrlich zu halten. Stets schwebt er in der Gefahr, von Bundesgenossen verraten, von Freunden im Stich gelassen, von Neid und Eifersucht erdrückt zu werden, und schließlich steht er vor der schrecklichen Wahl, entweder sein Volk zu opfern oder sein Wort zu brechen .... Jeder Fürst ist gezwungen, sich in die Gewohnheit zu fügen, die den Betrug und den Machtmißbrauch heiligt, und ich sage offen: die Nachbarn des Fürsten, der's nicht täte, würden nur seine Redlichkeit ausnützen und, was Tugend ist, als Schwachheit deuten." Ueber die Verpflichtung gegenüber von Verträgen insbesondere läßt sich der welterfahrene Fürst im Jahr 1776 folgendermaßen vernehmen: „In meinen Denkwürdigkeiten wird die Nachwelt vielleicht mit Staunen von geschlossenen und gebrochenen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bündnissen lesen. Das Wohl des Staates soll die Richtschnur des Fürsten sein.... Ist ein Fürst verpflichtet, sich selbst seinen Untertanen zu opfern, so doch wohl erst recht, Bündnisse aufzugeben, deren Fortdauer diesen Untertanen schädlich werden müßte. Unanzweifelbar scheint mir, daß der Privatmann sein Wort, auch das unbedachtsam verpfändete, halten muß. An seinem Wort hängt nur das Schicksal eines Einzelnen, an dem des Herrschers aber das Wohl oder Wehe ganzer Völker. Ist der Vertragsbruch eines Fürsten so schlimm wie der Untergang eines Volkes? Nur der Schwachsinnige kann vor der Antwort auf die Frage schwanken. Die Amtspflicht befiehlt dem Fürsten, der das Glück seines Volkes zu hüten hat, ein gefährliches Bündnis zu lösen, einen schädlichen Vertrag zu brechen, statt durch dessen Erhaltung sein Volk in Gefahr zu bringen. Wer solches Handeln unerbittlich verdammt, gehört zu den Leuten, denen ein gegebenes Wort als unverbrüchlich heilig gilt. Als Privatmann stimme ich diesen achtbaren Leuten zu, denen Ehre höher steht als Interesse. Der Fürst, der einen treulosen Nachbar nicht, wie der hintergangene Privatmann, vor Gericht stellen kann und dessen Tun oder Lassen über Heil oder Unheil ganzer Völker entscheidet, muß anders denken und muß anders handeln". Man sieht: der König hat sich von dem sittlichen Idealismus, der ihn als Kronprinzen beseelte, recht erheblich entfernt und sich dem verfemten Machiavelli, wenigstens grundsätzlich, bedenklich genähert. Er stellt geradezu fest, daß es eine doppelte Moral gibt: eine andere für den Privatmann und eine andere für den Fürsten, und so nennt ihn denn auch sein Bewunderer Treitschke (I 93) „einen der größten praktischen Machiavellisten aller Zeiten."

Von Friederichs Zeitgenossen, dem älteren Pitt, wird die bezeichnende Aeußerung über die von ihm geleitete englische Politik erzählt: „Sind wir nur eine Stunde ehrlich, so sind wir für alle Ewigkeit verloren." Und ein Ausspruch des englischen Geschichtschreibers und Politikers Macaulay lautet: „Die Grundsätze der Politik sind so beschaffen, daß der gemeinste Räuber sich scheuen würde, sie seinem vertrautesten Spießgesellen auch nur anzudeuten." Der Einiger des modernen Italiens aber, Graf Cavour, soll gesagt haben: „Ich weiß nicht einmal, ob ich mich noch zu den Ehrenmännern zählen darf, weil ich die Einheit meines Vaterlandes gründete."

Man rühmt es Bismarck nach, daß durch ihn ein Ton größerer Aufrichtigkeit in die Politik hereingekommen sei, ja daß er durch diese Eigenschaft andere Diplomaten oft geradezu verblüfft habe; das mag sein, aber die diplomatische Campagne, auf die er nach seiner eigenen Aussage am stolzesten war, die schleswig-holsteinische, war doch ein Triumph der Ueberlistung. Und namentlich in zwei für unsere Frage ausschlaggebenden Punkten teilt Bismarck durchaus die Anschauungen Friedrichs d. G. und jedes Realpolitikers: hinsichtlich des

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

politischen Egoismus und, was damit aufs engste zusammenhängt, der Bündnispflicht. „Die einzige Grundlage eines großen Staates, so erklärte er am 3. Dezember 1850, ist der staatliche Egoismus und nicht die Romantik." Er wußte, daß ein Staat groß und mächtig wird nicht durch moralische Eroberungen, wie man sie dem damaligen Preußen innerhalb Deutschlands ansann, sondern durch Eisen und Blut. „Wer die Macht in Händen hat, geht in seinem Sinne vor", äußerte er in der Konfliktszeit und mit Beziehung auf die Hinrichtung Robert Blums in Wien 1848: „Wenn ich einen Feind in der Gewalt habe, muß ich ihn vernichten." Daß für die auswärtige Politik eines Staates einzig und allein sein Vorteil maßgebend ist, ist für Bismarck eine Selbstverständlichkeit. „Jede Regierung, erklärte er, nimmt heute lediglich ihre Interessen zum Maßstab ihrer Handlungen, wie sie dieselben auch mit rechtlichen oder gefühlvollen Deduktionen drapieren mag"; und so nimmt auch er selbst, „den Maßstab für sein Verhalten gegen fremde Regierungen nur aus der Schädlichkeit oder Nützlichkeit für Preußen, die er ihnen beilegt." Hiefür ein Beispiel: im Jahr 1863 half Bismarck der russischen Regierung den polnischen Aufstand niederwerfen, weil gute Beziehungen zu Rußland damals im preußischen Interesse lagen; 1866 dagegen wurde Preußen „nur durch den raschen Gang der Ereignisse verhindert, mit den Ungarn zu paktieren" (Treitschke, Politik II 564). Diesmal also wäre die Unterstützung der Revolution in Preußens Interesse gelegen gewesen. In Betreff der Bündnisse aber sagt Bismarck: „Ich glaube, daß das wandelbare Element des politischen Interesses das unentbehrliche Unterfutter für geschriebene Verträge ist, wenn sie haltbar sein sollen." Und in den „Gedanken und Erinnerungen" (30) lesen wir: „Die internationale Politik ist ein flüssiges Element, das unter Umständen zeitweilig fest wird, aber bei Veränderungen der Atmosphäre in seinen ursprünglichen Aggregatzustand zurückfällt. Die „clausula rebus sic stantibus" wird bei Staatsverträgen, die Leistungen bedingen, stillschweigend angenommen." Hiemit stimmt eine weitere Aeußerung: „Keine große Nation wird je zu bewegen sein, ihr Bestehen auf dem Altar der Vertragstreue zu opfern, wenn sie gezwungen ist, zwischen beiden zu wählen." Zu den Auslassungen der Praktiker mag endlich noch die mit ihnen ganz im Einklang befindliche Stimme eines Staatstheoretikers treten. Adolf Lasson sagt in seiner Rechtsphilosophie (S. 40): „Eine Moral für Staaten gibt es nicht. Die Staaten handeln weder recht noch unrecht, weder sittlich noch unsittlich, sondern ihrer Natur gemäß und das mit Notwendigkei und ohne Wahl. Sie suchen ihr Interesse mit klugem Eigennutz. Die Obrigkeit aber würde unrecht und unsittlich handeln, wenn sie im vermeintlichen Interesse des Rechts oder der Sittlichkeit durch sog. Vertragstreue die Existenzbedingungen des Staates preisgäbe. Einen Rechtszustand gibt es nur innerhalb des Staates. Der souveräne Staat kann sich dem andern nicht rechtlich verpflichten."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die polnischen Träumer in Rapperswil

Von Max Hochdorf

Die deutsche Soldatentochter und Schauspielerin Karoline Bauer wäre beinahe Königin von Belgien geworden. Das war gegen 1830, als sie sich den adligen Namen einer Gräfin von Montgomery zugelegt und dem Prinzen Leopold von Coburg gehört hatte, der bald darauf zum belgischen König gekrönt wurde. Der Prinz schämte sich nun, das schöne Heidelberger Kind nach Brüssel mitzunehmen und ließ Karoline sitzen. Sie aber ging wieder zur Bühne, wurde eine berühmte „Preziosa" und, nach einigen Jahren der Wanderung und Herzensabenteuer, dem polnischen Grafen Ladislaus von Broel Plater rechtmäßig angetraut. So geschah es, daß ihr Bildnis unter die Berühmtheiten Polens, unter die Sobieskis und Jagellonen, unter die Lubomirskis und Poniatowskis geriet, wo es heute noch an besonders geweihtem Orte hängt. Nämlich im Schlosse von Rapperswil, am Züricher See, dort, wo die einstigen polnischen Emigranten alle Erinnerungen an ihre große Vergangenheit zusammengetragen haben. Karolinens Gatte, der Graf Plater, war nun der Hauptsammler dessen, was heute im sogenannten polnischen Nationalmuseum vereinigt ist. Bald ein halbes Jahrhundert verging, seitdem diese Schau auf republikanischem Schweizerboden angesiedelt wurde. Und seitdem sind Tausende polnischer Patrioten durch die bergigen Straßen Rapperwils gewandert hin zu dem Museum, das einstmals ein Ritterschloß gewesen und später ein Gefängnis für Wilddiebe und Trinker und schlechte Weiber geworden war. In diesen Zeiten geschah es nicht zu oft, daß die polnischen Jünglinge kamen, denn sie bluteten und starben im östlichen Krieg. Doch ein kleines Häuflein von Träumern blieb zwischen den alten Siegesfahnen, Gewehren und Wappen zurück und sie pflegten das mit fanatischer Emsigkeit! Während die Truppen über Polen wanderten (nun können sie dort schon ruhen), blätterten und grübelten die Jünglinge von Rapperswil, unermüdlich und träumend, durch die Jahrhunderte der Geschichte.

Ja, eine fast unwirkliche Traumstimmung liegt über allen Dingen im polnischen Nationalmuseum. Das ganze Haus ist aus der greifbaren Gegenwart fortgezaubert. Die riesigen Granitmauern sind unter dem Bewuchs des Laubes kaum sichtbar. Im Innenhof, den die gotischen Türme flankieren, haben wilde Blumen bis in den Spätherbst hinein geblüht. Dann sind die Knospen plötzlich über Nacht eingeschneit. Der Schnee ist an der Knospe zusammengefroren, und das gleicht, wenn man nicht genauer hinsieht, einer unerschlossenen Rose.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es ist möglich, die Zartheit der erstarrten Blume unter dem Schnee herauszuschälen. Tot sind die Blätter, aber sie scheinen doch lebendig und frisch. Ein dünner Hauch schon kann sie zerstäuben. Alles in diesem polnischen Nationalmuseum ist so tot, so tot, aber es soll doch lebendig erscheinen und nicht eingestaubt. Das wollen die Träumer und Pfleger dieser Denkwürdigkeiten, ein knappes Dutzend von Jünglingen, die ein älterer Gelehrter leitet.

In Rapperswil wurde der polnischen Freiheit ein Denkmal errichtet: Auf einer hohen Säule hockt der Adler, doch schon breitet er die Flügel aus, um sich zum stolzen Flug anzuschicken. Auf einem Gipfel und dem kräftigen Bergwind ausgesetzt, stand dieses Freiheitsdenkmal. Da war der Wind eines Tages etwas stürmischer. Die stolze Säule zerbrach, der mutige Adler rollte in den Staub. Man mußte die Säule notdürftig wieder flicken und das Freiheitsdenkmal sorgsam zwischen schützenden Mauern verstecken. Es vertrug den Angriff aus allen vier Himmelsrichtungen nicht mehr. Nähert man jetzt dem geflickten Sockel, der der ungebundenen Wettertücke entzogen wurde, den Blick, so liest man eine leicht verblaßte und ausgewaschene Inschrift: „Die unbesiegbare Seele Polens empört sich gegen die unrechte Gewalt ihrer Unterdrücker und von der freien helvetischen Erde aus ruft sie die Gerechtigkeit Gottes und der Menschen an!"

Die Rufenden wurden vielfach gehört, sogar belobt, häufig geliebt und ermuntert, seltener schon tatkräftig unterstützt. Und doch haben sie alles, was ihnen menschliche Teilnahme und Schwärmerei spenden wollte, aufbewahrt gebucht und gegen Zerstörung geschützt. Sogar die hunderttausend Unterschriften, die im Jahre 1832 englische Polenfreunde auf einige Quadratmeter Papier gesetzt haben, um Polens Notschrei zu beantworten. Die Sammlung von Rapperswil zeigt, daß sich die hunderttausend englischen Polenfreunde mit diesem Opfer der Papierrolle nicht begnügt haben. Sie haben auch noch eine Fahne, einen reinseidenen Wimpel, geschickt. Rot ist er, und Polens weißer Adler ist darauf gestickt. So freigebig und hilfsbereit waren die Engländer schon 1832. Sie haben damals zur Unterstützung des polnischen Volkes beinah ebensoviel getan, wie 1914 zum Entsatz Antwerpens, wie 1915 zur Rettung Serbiens. Doch die Träumer von Rapperswil, denen die Dichtergabe eigen ist, vertrocknete Tinte mit Taten, wohlgesetzte Worte mit der Wirklichkeit zu verwechseln, berauschen sich heute an all den Erinnerungen, an all den Zeugnissen einer sehr fernen Liebe. Weil einige ihrer Großen von Rubens gemalt, von David d'Anger (den Goethe verehrt hat) gemeißelt, weil ihre längst, längst vermoderten Könige und Edelfrauen, Bischöfe und Sternengucker von Bianchini, dem neapolitanischen Meister der Kameen, in den Leib der Seemuscheln eingegraben sind, ermüden ihre Träume niemals. Darum behüten sie alles mit gleicher Frömmigkeit: die Tabaksbüchsen des starken August, die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Tisch- und Nachttischglöcklein der jagellonischen Katharina, die Pfeife des Generals Bem, die Tasse und Untertasse aus Sévres, in die Joseph Poniatowskis Züge eingebrannt wurden, der in der Elster bei Leipzig ertrank. Sie behüten alles mit gleicher Frömmigkeit: die Sträflingsjacken und -Mützen der polnischen Gefangenen in Sibirien, die Rosenkränze, die von Polen in sibirischen Gefängnissen aus Brotteig geformt worden sind. (Hätten die deutschen und österreichischen Gefangenen in Sibirien heute auch genug Brot, wenn sie sich mit solchem Spiel zerstreuen wollten?)

Die Träumer von Rapperswil müssen im Grund sehr heitere, gegen jederlei Verzweiflung gefestigte Männer sein; denn sie meinen, daß nur sehr boshafte und blinde Propheten den Untergang ihres Volkes vorausgesagt haben. Sie glauben das, obwohl der Maler Plauzeau, schon das Bild vom „gekreuzigten Polen", obwohl der Künstler Maszynski schon den Leichnam der Polonia gemalt hat. Auf beiden Bildern hacken die Aastiere schon an dem Leichnam herum. Einmal ist er ans hochgerichtete Kreuz gehämmert, das andere Mal liegt er beschmutzt am Boden. Es ist stets der gleiche Anblick des Todes. Aber die Träumer sehen auf dem Bilde Maszynkis zwei Gestalten, die im überirdischen Lichte schweben. Knieende Beter flehen diese Heiligen an und es scheint, daß die Betenden Schutz finden sollen. Solcher Prophezeiung des Künstlers vertrauen die Träumer und darum leugnen sie es auch, daß Herr Thaddäus Kosczinsko bei seiner schwersten Niederlage die entsetzlichen Worte gerächelt hat: „Finis Poloniae!"

Kosczinsko selber hat sich niemals hierüber geäußert, obwohl ein Wunder seinen in der Schlacht gespaltenen Schädel und seinen aufgeschlitzten Hals zusammenheilte und ihm noch ein 23jähriges Rentnerleben schenkte. In Rapperswil können wir sehen, wie Kosczinsko gelebt hat, er, der einstige amerikanische Oberst, der Freund Washingtons, Polens tapferster Nationalheld. Zu Solothurn schlief er in einem Bett, dessen Vorhänge von Adlerklauen zusammengehalten wurden. In seine Bettdecke war das Sternenbanner der Vereinigten Staaten eingestickt. Er ist auf diesem Bett und unter dieser Decke gestorben. Aus einer elfenbeinern Schnupfdose hat er sich bedient. Seine Aschenschale trug die Inschrift: „Dieu le veuille", Wie es Gott gefällt. Als Kosczinsko eingekerkert war, liebte er das Drechseln und Tischlern, ebenso wie der einstige Türkensultan Abdul Hamid. So hat er im Gefängnis von Petersburg zwei Zuckerdosen und einen Leuchter aus Holz und Kokosnußschale hergestellt. Das alles wird inbrunstvoll in Rapperswil behütet. Neben 6 Haarlocken und einem leinenen Hemd des Helden, neben einem Zipfel seines Zaumzeugs und einem Stück seines seidenen Halstuches. Das Kostbarste ist aber das Herz Kosczinskos, dem in Rapperswil ein eigenes Urnenhaus errichtet wurde. Die Gebeine ruhen, wie man weiß, in Krakau, das gelöste Herz wurde, nach einigen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Fahrten durch die Welt, mitten in die Schloßsteine eingemauert, die schon tausend Jahre alt sind. Man öffnet das gotische Tor und erlebt eine peinliche Ueberraschung. Denn das Innere der Kapelle ist teilweise in einem bösen Jugendstil ausgemalt, mit grünlichen Wänden, auf denen irgendwelche hochstengeligen eigelben Blumen erblühen sollen. Heldenverehrung und guter Geschmack sind auch bei den Polen nicht immer verschwisterte Eigenschaften.

Kosciusko, Polens tapferster Mann, ist fern von seinem Lande gestorben. Adam Mickiewicz, Polens gewaltigster Poet, hatte das gleiche Schicksal. Die Patrioten haben Mickiewicz, dem noch Goethe seinen Segen geschenkt hat, ein eigenes Zimmer eingerichtet. Und hier darf man auch die merkwürdige Geistestrübung studieren, von der Polens gewaltigster Poet befallen wurde. Die Franzosen nahmen ihn, den Uebersetzer Byrons, den redegewandten, landesflüchtigen Mann, den unglücklich verliebten, kränkelnden, armen Dichter auf. Er sollte am Collège de France Vorlesungen über slawische Literatur halten. Er tat es auch, aber eines Tages verkündete er ganz anderes vom Rednerpult. Er meldete, daß der Messias auf die Erde gekommen sei, daß auch Petrus ihn begleite, daß auch die heilige Jungfrau bei ihnen weile und daß diese himmlischen Herrschaften nun verbündet über die Erde zögen, um dort Glück und Seligkeit schon vor dem Himmel auszustreuen. Petrus sei aber kein anderer als der Freund des Dichters, Herr Towianski, sein Landsmann. Ja, Mickiewicz war unter die Messianisten und Magnetiseure gegangen und er gab als den fleischgewordenen Petrus einen verschuldeten, hohlängigen Polen aus, den Herrn Towianski. Diese Blendung steckte einige hundert Pariser an, die ja immer gern für allerhand Ueberspanntes zu gewinnen waren. Towianski, ein kleinerer Cagliostro, wurde bald entlarvt und Mickiewicz war arg bloßgestellt. Er verlor seinen Einfluß auf die studierende Jugend und nur der Bonaparte, der später Kaiser Napoleon III. wurde, lud ihn oft zu sich ein. Napoleon war es denn auch, der Mickiewicz im Jahre 1855 zur Reise nach Konstantinopel veranlaßte. Der Dichter sollte dort polnische Legionäre zu einem polnischen Aufstand werben. Er wurde bei dieser Arbeit jedoch von der Cholera überrascht und hingerafft. Das ist ja bekannt; überlegt man's aber heute, so sieht es wie ein hinterlistiger, tragisch endender Scherz Napoleons aus, daß er sich diesen alten Romantiker, der ihm politische Schwierigkeiten hätte verursachen können, vom Leibe schafft, indem er ihn nach dem Bosporus entsendet. Der polnische Schwärmer, der stets das Ungewöhnliche und Mystische geliebt hat, ging arglos und willig in das Land des Halbmonds, um dort zu sterben.

Mickiewicz ist der bedeutendste dieser polnischen Nationalhelden und darum war es möglich, ein ganzes Zimmer mit den Wahrzeichen seines Ruhmes anzufüllen. Die Serben meinten einstmals, daß solch vortrefflicher Mann nicht

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit einem Gänsekiel schreiben dürfe. Sie schickten ihm deshalb eine Adlerfede für seinen Schreibtisch. Die Serben haben nur das winzige Glied eines königlichen Vogels zum Ruhme Polens beigesteuert, die Engländer dagegen, wi wir eben hörten, eine ganze Rolle Papier und mehrere Quadratmeter schweren bestickten Seidenstoffes. Solche Freigebigkeit lag eben seit jeher im Charakte des Briten, der kein Opfer scheute, wo es galt, unglückliche Völker zu unter stützen und zu schützen.

Friedrich Wasmann.

Das Schicksal des Hamburger Malers Wasmann, der, aus seiner protestantischen Heimat früh in die Hochblüte des Nazarenertums im Süden verschlagen, in Rom katholisch wurde und dann Jahrzehnte lang in Südtirol Bild auf Bild malte ohne andere Beziehungen zur Kunst seiner Zeit als diejenigen, die er aus seinen Jugendjahren mitgenommen hatte, ist auch in der an seltsamen Künstlerlebensläufen nicht eben armen deutschen Vergangenheit rührend und bedeutungsvoll. Der energischen Bemühung eines Schweden, Bernt Grönvold, der 1905 Wasmann auf der Jahrhundertausstellung in Berlin einführte und dann 1912 eine zusammenfassende Ausstellung des Werks in der Nationalgalerie erreichte, ist es zu danken, daß er jetzt kein Unbekannter mehr ist; und wenn die Selbstbiographie, die soeben mit vielen Bildbeilagen im Insel-Verlag neu herausgegeben wurde*) die Wirkung hat, wie sie von dem guten Instinkt des 20. Jahrhunderts, das Eigene unter historischem Firnis recht zu schätzen, erwartet werden darf, dann kann auch die späte Anerkennung dieses seiner Zeit entwachsenen Malers nicht zu spät kommen.

Bei der Betrachtung seines Werkes verlangt die Gerechtigkeit gegen seine bewunderten Vorbilder die Feststellung, daß der wertvollste Teil seines Schaffens, die Bildnisse, ihnen die Strenge der Form, die puritanische Ehrlichkeit, wie sie der wahre Zeichner liebt, verdanken. Welche verschiedenen Folgerungen sich aus einem abstrakten Schulsatz ergeben können und wie die erst durch das Temperament des Künstlers unbewußt sich erzeugen, lehrt aber ein Vergleich Wasmanns, etwa mit Steinle oder Führich. Der Ausgangspunkt, das nur zu klar entwickelte Programm des Nazarenertums, ist derselbe: das Zeichnen, das Studium der Linie hier und dort der Verheißungsweg zum vollkommenen Künstler. Und doch sind die Bildnisse Wasmanns heute in ganz anderer Weise für uns lebendig, als die in den Maßstäben des Möglichen fast immer sich vergreifenden Bemühungen zu einer neuen, farblosen Monumentalmalerei der späten Nazarener. Wasmann selbst hat diesen Gegensatz sich kaum klar gemacht und hat ihn jedenfalls in seiner Selbstbiographie nicht ausgesprochen; er wird sich selbst keineswegs gerecht und die kindliche Verehrung Overbecks, dessen „Ruf über die ganze Welt erklingt" wie das Fehlen jeden Ansatzes zu kritischer Aus-

*) Friedrich Wasmann, ein deutsches Künstlerleben, von ihm selbst geschildert, herausg. v. Bernt Grönvolt. Bereits 1896 ließ Grönvolt das Buch in 500 numerierten Exemplaren bei Bruckmann in München erscheinen, mit dem Erfolg, daß in sieben Jahren neunzig Exemplare verkauft wurden.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einandersetzung bezeugen die unbewußten Werte naiven Schaffens, die allein fähig sind, ein Künstlerleben auf die Höhe zu führen. Er konnte unter Verkennung leiden, aber seine Kunst nicht als überlegenen Gegensatz seiner Zeit empfinden. Wir verstehen die norddeutsche Nüchternheit seines Stils vielleicht am besten, wenn wir uns etwa Anselm Feuerbach vergegenwärtigen, wie er in seinen Aufzeichnungen als ein wolkensammelnder Zeus zornig und kühn dahinfährt, Blitze schleudernd gegen die Welt, die seine Sendung nicht begreift.

Wenn die Nazarener das Zeichnen verlangten, so empfahlen sie damit nicht Studien nach kleinen Objekten der Natur; über die profane Liebe zu unbedeutenden Vorwürfen blickten sie hoch hinweg. Wasmann hat gerade an diesem Studium des Alltäglichen sich unablässig gebildet. Er wurde nicht müde, die Verflechtung des Frauenhaares oder einen reizvollen Nackenkontur zu zeichnen. Die Sicherheit in diesen vielen Studienblättern erscheint bewunderungswürdig, wenn man die flächenhafte Wirkung der Bildnisse in Vergleich zieht, die alles Detail in jener beherrschten Weise unterordnen, die dem guten Zeichner selten gelingt.

Diese Bildnisse, zumeist schwermütige, großäugige Frauen aus dem deutsch-welschen Grenzland auf dem Hintergrund einer hellen Fernsicht in die Tirolerberge, zeigen Wasmanns reifste Kunst in der Zeit von 1830 bis 1846. Er hat nach dieser Blütezeit noch vierzig Jahre still in Meran gelebt, „ein kleines Malerle", wie er Grönvolt von Leuten, die ihn noch kannten, geschildert wurde. Seine Bildnisse, deren Durchschnittspreis ein Louisdor betrug, hingen in den Bürgerhäusern, in den Schlössern der Umgegend; er selbst war vergessen.

Die Selbstbiographie, die Wasmann nach vergeblichen Versuchen, einen Verleger zu finden, zu andern Enttäuschungen in den Schrank legte und die jetzt von Grönvolt zum zweiten Mal, hoffentlich einem dankbaren Kreis vorgelegt wird, schließt mit einer kurzen Notiz aus dem Jahr 1867 ab; der eigentliche Text endigt schon bei der Erzählung des Besuches in Hamburg 1849. Was der Künstler im Leben litt, sagt der fromme Katholik mit den Worten der Nachfolge Christi: „Von dir, von dir empfing ich das Kreuz, und werde es tragen, tragen bis zum Tode, wie du es mir auferlegt hast. Wahrlich, unser König schreitet voran und wird kämpfen für uns." Bernhard Ihringer

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27

Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.

Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Irland und Amerika

Von Karl Eugen Schmidt

Man scheint geneigt, den Einfluß der irischen Ergebnisse auf die Haltung der amerikanischen Regierung in dem drohenden Konflikt mit Deutschland überschätzen zu wollen und es dürfte sich lohnen, den Fall etwas näher zu untersuchen und zu sehen, wie weit der politische Einfluß der in Amerika naturalisierten Irländer eigentlich reicht.

Leute, die wie der Schreiber dieser Zeilen alt genug sind, um sich noch der amerikanischen Zustände vor 30 Jahren zu erinnern, geraten leicht in Versuchung, den irischen Einfluß zu überschätzen. Wie die Deutschen haben auch die Iren in den letzten zwanzig Jahren den größten Teil ihrer politischen Bedeutung in den Vereinigten Staaten eingebüßt, und bei beiden ist dieser Verlust auf die nämlichen Ursachen zurückzuführen. Zwischen 1830 und 1880 ist beinahe die Hälfte der Bevölkerung Irlands nach den Vereinigten Staaten ausgewandert, dann versiegte der Strom allmählich, um endlich fast ganz aufzuhören. Die deutsche Auswanderung nach Amerika setzte fast zur nämlichen Zeit ein und hörte auch nicht viel später als die irische auf. Der politische Einfluß beider Bestandteile des amerikanischen Volkes mußte aber ganz naturgemäß mit dem aus dem Mutterlande kommenden oder ausbleibenden Zuwachse steigen und fallen. Denn die in Amerika selbst geborenen Deutschen und Iren sind nur noch halbe Deutsche und Iren, und ihre Kinder hangen nur noch zu einem kleinen Bruchteile ihres Wesens mit dem Lande ihrer Großväter zusammen. Die eigens zu dem Zwecke der Amerikanisierung der Einwandererkinder eingerichtete und in diesem Sinne ganz ausgezeichnet arbeitende öffentliche Schule der Vereinigten Staaten bewältigt ihre Aufgabe mit einem Erfolge, den man mit höchster

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bewunderung anerkennen müßte, wenn diese Erfolge nicht ein schmerzlich bitteres Gefühl bei uns auslösten.

Wir kommen nicht los von der Frage, warum der Deutsche, um Amerikaner zu werden, sein Deutschtum, das heißt seine deutsche Sprache und damit seine deutsche Seele aufgeben muß, während es der englisch sprechende Einwanderer so viel besser hat! Indessen verliert gerade darum der Deutsche sein Stammesbewußtsein nicht so schnell wie der Irländer. Dieser ist dem Deutschen in der Amerikanisierung immer um eine Generation voraus gewesen, wie das ganz natürlich ist, und so ist er als politische Macht viel schneller aus dem amerikanischen Parteileben verschwunden als der Deutsche.

Beide, Iren wie Deutsche, erreichten den Gipfel ihrer politischen Größe in den Vereinigten Staaten durch den Bürgerkrieg. Es wäre lehrreich, hier die Zahlen der freiwilligen Teilnehmer an dem Bürgerkriege zu nennen, die leider nicht in meinem Gedächtnisse haften geblieben sind. Nur so viel: im Verhältnis zu der Zahl ihrer in Amerika lebenden und naturalisierten Landsleute beteiligten sich am stärksten die Deutschen, dann die Irländer, erst an dritter Stelle die geborenen Amerikaner. Die Engländer kommen an der allerletzten Stelle, wie sie denn überhaupt überall auf der Erde Engländer bleiben und nicht daran denken, das Schicksal des fremden Landes, worin sie leben, gewissermaßen zu ihrem eigenen zu machen. Diese starke Beteiligung am Kriege brachte den Iren wie den Deutschen ganz von selbst jenen sehr großen Einfluß auf die amerikanische Politik, der bis in das letzte Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts hineinreichte, seither aber immer schwächer geworden ist, weil die Einwanderung der Deutschen und Iren aufgehört hatte.

Wäre der Weltenbrand, dessen Flammen zeitweilig nach Amerika hinüberzugreifen drohen, vor einem Vierteljahrhundert gekommen, kein Präsident der Vereinigten Staaten hätte es gewagt oder wäre nur von ferne auf den Gedanken gekommen, eine Haltung einzunehmen, wie sie Wilson behauptet. Unter

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dem bewußten oder unbewußten Drucke des deutschen und besonders des irischen Einflusses zeigten sich die amerikanischen Regierungen ein halbes Jahrhundert lang eifersüchtig und durchaus nicht freundlich, so oft es irgend etwas mit Groß-Britannien zu verhandeln gab. Ja, es war gewissermaßen die Lieblingsbeschäftigung der Inhaber des Weißen Hauses „to twist the lions tail", den britischen Löwen am Schwanze zu zerren, und dieses Vergnügen gestatteten sich die amerikanischen Diplomaten bei jeder guten und schlechten Gelegenheit. Darum wäre in den sechziger, siebziger und achtziger Jahren jeder amerikanische Präsident ebenso deutschenfreundlich gewesen, wie Wilson jetzt anglophil ist. In jener Zeit drehte es sich bei den Wahlen immer darum, entweder den Deutschen oder den Irländern zu gefallen, denn diese beiden stärksten Parteiungen im Lande pflegten sich politisch und auch im bürgerlichen Leben zu bekämpfen, und zwischen den beiden mußten die Politiker sich durchwinden, um in den Hafen einlaufen zu können. Eine Gelegenheit wie der gegenwärtige Krieg, wo durch die Parteinahme für Deutschland und gegen England die deutschen wie die irischen Wahlstimmen erobert werden könnten, hätte sich damals kein amerikanischer Politiker entgehen lassen. Und wenn er es getan hätte, so wäre es vorbei gewesen mit seiner politischen Laufbahn.

Wie sehr sich diese Dinge nun geändert haben, ergibt sich eben aus der Tatsache, daß Präsident Wilson es wagen darf, eine ganz entgegengesetzte Haltung einzunehmen und eine Neutralität zu zeigen, die der Parteinahme für England und gegen Deutschland so ähnlich sieht wie die amerikanische Sprache der englischen. Vor dreißig Jahren hätte eine solche Haltung den Präsidenten zum Impeachment gebracht, der Anklage durch Kongreß und Senat, welche in der amerikanischen Konstitution das einzige Mittel ist, wie die Volksvertreter dem Präsidenten in die Zügel fallen können.

Nun wäre es aber sehr verkehrt, sich der gegenseitigen Anschauung zu überlassen und zu glauben, die Deutschen und die Iren

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

seien heutzutage gänzlich ohne politischen Einfluß in den Vereinigten Staaten. Dies ist keineswegs der Fall, obschon sie kaum den vierten und vielleicht nicht einmal den zehnten Teil der vor dreißig Jahren innegehabten Bedeutung besitzen. Vielmehr kann man ruhig behaupten, daß der Einfluß der Deutschen und der Iren in den Vereinigten Staaten, obschon er nicht mehr hinreicht, um die Regierung zu einer bestimmten Politik zu zwingen, doch genügt, um das diesen Wünschen zuwiderlaufende Gegenteil zu verhindern. Der positive Einfluß der Deutschen und Irländer mag recht gering sein, der negative aber ist stark genug, um als wirksamer Hemmschuh den Staatswagen einzuhalten, wenn er einen Weg befahren soll, der ihnen nicht behagt.

Diese Erwägung würde vielleicht nicht hinreichen, um den sehr autoritären Präsidenten von der Ausführung eines Vorhabens zurückzuhalten, und wenn seine Parteilichkeit weit genug ginge, um den Bruch mit dem Deutschen Reiche veranlassen zu können, so würde er sich vermutlich nicht durch die Rücksicht auf das Mißvergnügen der Deutschen und der Irländer abhalten lassen. Aber obschon die Verfassung ihn zum unbeschränkten Leiter der auswärtigen Politik macht, und es für ihn ein Leichtes wäre, diese Politik so zu lenken, daß der Kongreß sich schließlich in einer Zwangslage sähe und mit oder ohne guten Willen die Kriegserklärung billigen müßte, besitzt er doch einen wachsamen Hüter, gegen dessen ausgesprochenen Willen er sich auf keine Abenteuer einlassen darf. Dieser Aufseher und Hüter ist die Partei-Organisation, und daß die demokratische Partei den Krieg oder den Bruch mit Deutschland wolle oder auch nur deutschfeindliche Gefühle hege, hat noch niemand behaupten können. Eher könnte man das Gegenteil beweisen, obwohl auch das nicht viel auf sich hätte. In Wirklichkeit hütet sich die demokratische wie die republikanische Partei, mit irgend einem Teile der amerikanischen Bürgerschaft zu brechen, der über Millionen Stimmen verfügt.

Dies ist der eigentliche Kern der Sache, wobei es auf persönliche Sympathien und Antipathien gar nicht mehr ankommt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Präsident Wilson hat jetzt seine Vorliebe für England schon in einem Grade betätigt, der seine Aussichten auf Wiederwahl außerordentlich gefährdet, und die Führer der demokratischen Partei zeigen sich keineswegs erfreut darüber. Viele von ihnen, nicht nur der einstige Gegenkandidat und nachmalige Staatssekretär Wilsons, William J. Bryan, sondern auch Senator Stone von Missouri und andere einflußreiche und führende Männer der Partei, bemühen sich seit einem Jahre, deutschfreundliche Gesinnungen an den Tag zu legen und so wieder gut zu machen, was der Mann im Weißen Hause verdirbt.

Wenn es weiter keinen Grund gäbe, die Rücksicht auf die im November kommende Wahl würde hinreichen, wenn nicht Herrn Wilson, so doch die demokratische Partei vor Schritten zu bewahren, welche ihnen die deutschen und irischen Stimmen unwiderruflich entzögen. Aber es gibt auch noch andere Gründe, die nicht vom Standpunkte des Parteipolitikers, sondern von dem des Staatsmannes Herrn Wilson alle Vorsicht und Zurückhaltung empfehlen. Es ist schwierig, ein solches Thema ausführlich zu behandeln, solange es sich nur um Möglichkeiten oder Wahrscheinlichkeiten dreht. Indessen kann doch gesagt werden, daß eine Kriegserklärung Herrn Wilsons in der amerikanischen Bürgerschaft die schwersten Folgen haben könnte. Es ist durchaus nicht wahrscheinlich, daß die Deutschen und die Iren sich eine Parteinahme gegen Deutschland und für England ruhig gefallen lassen würden. Es ist vielmehr wahrscheinlich, daß sie in ihrer Opposition nicht bei der Wahlurne, bei dem gesprochenen und geschriebenen Worte stehen bleiben würden; bald würde die Regierung sich gezwungen sehen, gegen die eigenen Mitbürger Gewalt anzuwenden, und diese Gewalt würde den Widerstand verschärfen und verbittern.

Kurz, wenn Wilson sich von seiner Vorliebe für England zu offenen Feindseligkeiten gegen Deutschland verleiten lassen sollte, so wäre ein Bürgerkrieg in den Vereinigten Staaten keine unmögliche und kaum eine unwahrscheinliche Eventualität. Es ist nicht anzunehmen, daß man das in Washington nicht wisse

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ſollte. Und wenn man es weiß, müßte man ein hirntoller Feuerbrand wie Teddy Rooſevelt ſein, um trotzdem das Abenteuer zu wagen. Wilſon iſt ein eigenſinniger und ſteifnackiger Querkopf, aber ein Tollhäusler iſt er nicht, und wenn er es wäre, würden die Leute der demokratiſchen Partei ſchon dafür ſorgen, daß zwiſchen ſeinen Worten und ſeinen Taten ein recht breiter Raum bliebe. Darum iſt und bleibt ein Bruch zwiſchen den Vereinigten Staaten und dem Deutſchen Reiche ſehr unwahrſcheinlich, ſelbſt wenn Deutſchland ſich in einigen Wochen gezwungen ſehen ſollte, das ſoeben gemachte Geſtändnis wieder zurückzunehmen. Durch die alarmierenden Preſſeſtimmen aus Amerika darf man ſich nicht ängſtigen laſſen, denn dieſe Stimmen werden von engliſchen Korreſpondenten herübergekabelt, und dieſe kabeln ſelbſtverſtändlich nur, was in den engliſchen Kram paßt. In Wahrheit könnte man ohne Mühe tagtäglich eine Ausleſe aus amerikaniſchen Leitartikeln veranſtalten, die ganz für Deutſchland und gegen England ſtände. Dieſe Meldungen ſpiegeln alſo keineswegs die Meinung des amerikaniſchen Volkes wider, und je weniger Bedeutung man ihnen in Deutſchland beilegt, deſto beſſer.!

Politik und Moral

Von Wilhelm Neſtle

(Fortſetzung)

Dieſe Blumenleſe von Aeußerungen Sachverſtändiger mag genügen zum Beweis für die Spannung, die zwiſchen Politik und Moral tatſächlich beſteht. Und was wir im gegenwärtigen Krieg erleben, iſt wahrhaftig nicht dazu angetan, dieſe Auffaſſung zu entkräften. Die maſſenhaften Uebertretungen völkerrechtlicher Beſtimmungen durch Frankreich und beſonders England, die Verletzungen der Genfer Konvention namentlich durch Rußland und die von uns dagegen ergriffenen „Repreſſalien“ ſollen hier nur geſtreift werden. Wichtiger ſind die politiſchen Morde: das Attentat von Serajewo, die Ermordung des Sozialiſtenführes Jaurès in Paris, die Ermordung des Burengenerals Delarey in Südafrika und der Mordver-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ſuch der engliſchen Regierung gegen den Iren Sir Roger Caſement in Chriſtiania. Am wichtigſten aber ſind die Vertragsverletzungen, die uns dieſer Krieg gebracht hat. Italien hat ſeine bisherigen Bundesgenoſſen nicht nur nicht unterſtützt, ſondern iſt, geleitet vom „sacro egoismo" auf die Seite unſerer Gegner getreten. Griechenland, das mit Serbien verbündet war, hielt ſich nicht für verpflichtet, dieſem in der Not beizuſtehen. Deutſchland ſah ſich aus militäriſchen Gründen genötigt, die Neutralität Luxemburgs und Belgiens zu verletzen. Mit echt deutſcher Gewiſſenhaftigkeit hat unſer Reichskanzler in ſeiner Rede vom 4. Auguſt 1915 dieſes „Unrecht", wie er es nannte, zugegeben. Gerade dieſes uns ſelbſt betreffende Beiſpiel iſt für unſere Frage um ſo lehrreicher, als es beweiſt, daß auch die gewiſſenhafteſte Regierung, die ſich nur ſchwer und in der äußerſten Not entſchließt, fremden Rechten zu nahe zu treten, doch in Lagen kommen kann, wo dies unvermeidlich wird. Schließlich dürfen wir die einfache Wahrheit nicht vergeſſen, daß der Krieg ſelbſt auch ein Stück Politik iſt und zwar, als zeitweilige Aufhebung des Rechtszuſtands zwiſchen zwei oder mehr Völkern, ein Stück Gewaltpolitik, mag er nun Angriffs- oder Verteidigungskrieg ſein.

Wir kehren damit zu den oben aufgeworfenen Fragen zurück und ſuchen zunächſt die erſte zu beantworten: Kann die Politik moraliſch werden? Wir verſtehen dabei das Wort „moraliſch" in altruiſtiſchem Sinn. Die Friedensfreunde glauben dieſe Frage bejahen zu können: ſie wollen „nicht politiſche Moral, ſondern moraliſche Politik" (O. Umfrid, Politiſche Ketzereien S. 26 ff.). Es fragt ſich nur, was dabei unter moraliſcher Politik zu verſtehen iſt. Was zunächſt einmal die entſchiedenſte Form altruiſtiſcher Moral betrifft, d. h. die chriſtliche Sittenlehre, wie ſie in der ſog. Bergpredigt niedergelegt iſt, ſo ſollte man eigentlich kein Wort darüber verlieren müſſen, daß mit dieſer Moral keinerlei Politik ſich machen läßt. Gebote wie die, daß man dem Uebel nicht widerſtreben, keine Gewalttat vergelten, ſondern ſich ihr willig preisgeben ſoll (Matth. 5, 39 ff.), ſind mit ſtaatlicher Selbſterhaltung ſchlechterdings unvereinbar. Das urſprüngliche Chriſtentum, dem die Selbſtſucht als die Wurzel alles Uebels gilt, iſt durchaus unpolitiſch und unkriegeriſch. Politiſch und kriegeriſch wurde es erſt unter und durch Konſtantin, als es ſeine Anerkennung durch den römiſchen Staat mit ſeiner eigenen Verweltlichung bezahlte. Das hat ſchon Walter von der Vogelweide eingeſehen in jenem Spruch über „Der Pfaffen Wohl", in dem er erzählt, daß bei der angeblichen Schenkung Konſtantins an den römiſchen Stuhl ein Engel ein dreifaches Wehe ausgerufen habe, weil damit Gift in die Adern der Chriſtenheit gegoſſen worden ſei. Daher kommt es auch, daß eben damals das Einſiedler- und Mönchtum beginnt: wer mit den chriſtlichen Geboten Ernſt machen will und wem es ſein Gewiſſen nicht erlaubt, ihnen die ſcharfen Spitzen abzubrechen und ſo den Kompromiß

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit der Welt zu ſchließen, der geht, weil ſie bei einem Leben in der Welt nicht durchführbar ſind, aus der Welt und flüchtet in die Einöde und ins Kloſter. Die Folge davon iſt die freilich verhängnisvolle Scheidung der Chriſtenheit in zwei Klaſſen von Chriſten: in vollkommene (die Geiſtlichen) und unvollkommene (die Laien). Die Reformation hat dieſe Scheidung wieder aufgehoben, aber ſofort ſtellten ſich auch die alten Schwierigkeiten wieder ein. Das ſieht man z. B. an Luthers Schrift: „Ob Kriegsleute auch in ſeligem Stande ſein können?", in der der Reformator den Knoten mehr zerhaut als löſt, indem er im Gehorſam gegen die von Gott geſetzte Obrigkeit die Brücke findet, die von der kriegeriſchen Betätigung zum Neuen Teſtamente führen ſoll. Irgend ein Wort Jeſu freilich kann er nicht dafür beibringen und im Hintergrund ſteht auch bei Luther immer noch der Gedanke, daß der wahre Chriſt eigentlich mit dem weltlichen Regiment nichts zu tun hat. Auch heute ſehen wir Theologen aller Richtungen unter Aufbietung von viel Scharfſinn an der Siſyphusarbeit einer Verſöhnung von Krieg und Chriſtentum ſich abmühen. Das Richtige trifft wohl Ernſt Tröltſch, wenn er ſagt, „die innerweltliche Kulturethik liege in einer andern Ebene als die eigentlich chriſtliche", man „müſſe für alle irdiſchen Dinge auf eine radikale und abſolute Chriſtlichkeit verzichten", und im heutigen Proteſtantismus und ſeinem Eintreten für eine nationale Politik ſei vielfach „die eigentliche Chriſtlichkeit bewußt oder unbewußt ausgeſchieden" (Chriſtliche Welt 1915, Sp. 294 ff.); hat doch ein anderer Theologe, Martin Rade, den gegenwärtigen Krieg geradezu als einen „Bankerott der Chriſtenheit" bezeichnet, wenigſtens was das Solidaritätsgefühl der chriſtlichen Völker betreffe (Die Kirche nach dem Krieg, S. 52). Und auch der dem Chriſtentum anerkanntermaßen freundlich gegenüberſtehende H. St. Chamberlain ſagt in ſeiner neueſten Schrift: „In der Religion hat Jeſus Chriſtus eine neue Aera gebracht; in der Politik dagegen haben wir ſeit 6000 Jahren keinen grundſätzlichen Fortſchritt gemacht" (Polit. Ideale S. 100). Und ſo wird denn ſelbſt von pazifiſtiſcher Seite zugegeben, daß „manche Forderungen der chriſtlichen Moral nicht buchſtäblich auf den Staat zu übertragen ſeien", und geſagt, „niemand verlange vom Staat, daß er imſtande ſein müſſe, ſich bis zum Grad der Selbſtaufhebung zu verleugnen." Damit iſt aber tatſächlich in die chriſtliche Ethik ſchon eine Breſche gelegt und der Hinweis darauf, daß auch das Chriſtentum eine Pflicht der Selbſtbehauptung kenne, iſt zwar an ſich richtig, nützt uns aber für unſere Frage deswegen nichts, weil das Chriſtentum nur die geiſtig-ſittliche Selbſtbehauptung rechtfertigt und dafür ſogar unter Umſtänden das Opfer der phyſiſchen Exiſtenz verlangt (Märtyrertum), dagegen die Selbſtbehauptung mittelſt phyſiſcher Gewalt, um die es ſich beim Staat handelt, klar und deutlich verwirft. Räumt man aber einmal dem Staat das Recht der Selbſtbehauptung und der Notwehr ein, ſo wird es ſehr

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schwierig sein, in der Wirklichkeit zu bestimmen, welche politischen Schritte, als zur Selbstbehauptung eines Staates unerläßlich, erlaubt sind und welche nicht. Wo wäre eine Instanz, die dies im einzelnen Fall entscheiden könnte? Es bleibt also dabei: die Politik ist ihrem Wesen nach egoistisch und steht daher in einem unüberbrückbaren Gegensatz zu einer altruistischen Moral, deren Wesen in der Selbstverleugnung und in der Rücksicht auf den Nebenmenschen ihr beherrschendes Prinzip hat.

Daraus ergibt sich nun die Zwischenfrage: Ist die Politik unmoralisch? Der berühmte Kulturhistoriker Jakob Burckhardt scheint geneigt, diese Frage rundweg zu bejahen; denn er macht sich das Wort des Geschichtschreibers Schlosser zu eigen, daß die Macht „böse an sich" sei. Er sagt (Weltgeschichtliche Betrachtungen S. 32 ff.): „Solange das äußere Wachstum (eines Staates) dauert, strebt jede Macht nach völliger Ausrundung und Vollendung nach innen und außen und hält kein Recht der Schwächeren für gültig ..... Und nun zeigt es sich, daß die Macht an sich böse ist, daß ohne Rücksicht auf irgendeine Religion das Recht des Egoismus, das man dem Einzelnen abspricht, dem Staate zugesprochen wird. Schwächere Nachbarn werden unterworfen und einverleibt oder irgendwie sonst abhängig gemacht, nicht, damit sie selbst nicht mehr feindlich auftreten — denn das ist die geringste Sorge —, sondern damit sie nicht ein anderer nehme und sich ihrer politisch bediene; man knechtet den möglichen politischen Verbündeten eines Feindes. Und auf dieser Bahn angelangt ist dann kein Anhaltens mehr." Besonders widerlich findet Burckhardt die bei solchen Anlässen beliebten Rechtsdeduktionen, mit denen man die Gewalt zu bemänteln sucht, weil „man sich der heiß ersehnten und mit allen Verbrechen erreichten Macht schämt, da das Recht noch immer einen Zauberklang hat, den man bei den Menschen nicht entbehren will. So kommt man zu einer Sophistik, wie sie z. B. Friedrich II. beim ersten schlesischen Kriege sich gestattete, und zu der sauberen Lehre von den unberechtigten Existenzen." Auch Kant hält Politik und Moral für unvereinbar: „Noch, sagt er, hat kein Philosoph die Grundsätze des Staates mit der Moral in Uebereinstimmung bringen und doch auch keine besseren, die sich mit der menschlichen Natur vereinigen ließen, vorschlagen können." Und sein Antipode Nietzsche stimmt ihm zu mit dem Satze: „Der Staat ist die organisierte Unmoralität." Denn der Staat ist organisierter Machtwille und „der ganze Altruismus ergibt sich als Privatmannsklugheit. Die Gesellschaften sind nicht altruistisch gegen einander, das Gebot der Nächstenliebe ist noch nie zu einem Gebot der Nachbarliebe erweitert worden." Selbst bis in unsere politisch und kirchlich konservative Tagespresse hinein hat sich heute die Anschauung Bahn gebrochen, daß die Politik zum mindesten „morallos" sei und daß der Staats-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mann durch die der bürgerlichen Moral angehörigen Begriffe „recht" und „unrecht" in seinem Handeln nicht eingeengt werden dürfe.*)

Andere freilich sind entgegengesetzter Ansicht und wollen auch der Politik ihren sittlichen Charakter wahren. Treitschke vor allen, den wir doch als ausgesprochenen Machtpolitiker kennen lernten, kann sich nicht genug tun in der Betonung der „sittlichen Zwecke" des Staates, der „eine große Anstalt zur Erziehung des Menschengeschlechts" sei (Pol. I 103, 95). An anderer Stelle (II 543) erklärt er dann nichtsdestoweniger die „moralisierende Auffassung" vom Staat für falsch. Er hält daran fest, „daß der Staat vor allem Macht ist" und meint: „Die Moral muß politischer werden, wenn die Politik moralischer werden soll, d. h. es müssen die Moralisten erst erkennen, daß man das sittliche Urteil über den Staat aus der Natur und den Lebenszwecken des Staates und nicht des einzelnen Menschen schöpfen muß. Dann wird ihnen auch das politische Leben unendlich menschlicher und sittlicher erscheinen" (I 103). Vortrefflich! Wenn nur Treitschke nicht der seltsamen Meinung wäre, diese seine politische Moral decke sich mit einer „tieferen christlichen Sittlichkeit." Diese besteht nämlich in der Entdeckung, daß das Christentum keinen moralischen Kodex habe, obgleich im Widerspruch damit doch wieder von der „Christenpflicht der Aufopferung" die Rede ist. So läßt sich dann leicht der christlichen Moral eine wächserne Nase drehen und beweisen, daß in der Politik die Uneigennützigkeit unsittlich, ja eine „Todsünde", die Selbstsucht dagegen allein sittlich sei (I 99 ff.). Da ist es denn auch nicht zu verwundern, daß diese christliche Politik bei der Wahl ihrer Mittel zuweilen mehr als nur Ein Auge zudrückt. Es mag noch hingehen, wenn Treitschke in Beziehung auf die Verletzung der Wahrheit in der Politik sagt (I 110): „Der Staatsmann hat nicht das Recht, sich die Hände zu wärmen an den rauchenden Trümmern seines Vaterlandes mit dem behaglichen Selbstlob: „ich habe nie gelogen; das ist die Tugend des Mönchs." Aber es befremdet doch einigermaßen, wenn Treitschke es unternimmt, es vor dem Richterstuhl seiner „tieferen christlichen Sittlichkeit" zu rechtfertigen, „wenn die Engländer im indischen Aufstand die Hindus vor die Mündungen der Kanonen banden und sie „zerbliesen", daß ihre Körper in alle Winde zerstoben" (I 106). In seinem Bestreben, die Politik um jeden Preis mit dem Christentum in Einklang zu bringen, übersieht er die tiefe Kluft, die zwischen den beiderseits verfolgten Zielen gähnt.

Einen ähnlichen, nur weniger durch Hinneigung zum Christentum bestimmten Standpunkt vertritt der einstige Tübinger Universitätskanzler Gustav Rümelin (Reden und Aufsätze I 144 ff.). Auch er hebt hervor, daß die Politik ein selbständiges Prinzip des Handelns in sich trage, nämlich die Schaffung

*) Vgl. Süddeutsche Zeitung vom 18. April und 11. Mai 1915 Nr. 106 und 129 (Leitartikel).

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Erhaltung des öffentlichen Wohls, daß für den Staat der Grundsatz der Selbsterhaltung, für den Einzelnen dagegen derjenige der Selbsthingabe gelte, daß die Erhaltung des Staates jedes Opfer rechtfertige und über jedem Gebot stehe. Hiemit ist also der Staat geradezu als ein letztes, als absoluter Zweck gesetzt, dem sich alles andere unterzuordnen habe. Trotzdem aber will Rümelin nicht zugeben, daß die Politik in einen Gegensatz zur Moral trete, und nimmt sie insbesondere gegen den Vorwurf des Machiavellismus in Schutz. Damit, daß der Staat nicht an die Privatmoral gebunden sei, seien politische Verbrechen noch nicht erlaubt. Freilich zeigt es sich bei der Erörterung dieses Problems sofort, daß man, wie Rümelin selbst sagt, ohne eine gewisse Kasuistik nicht auskommt. Wie verschieden man hierüber denken kann, mag die Erinnerung daran zeigen, daß in der Reaktionszeit die Aufführung von Schillers Tell, weil er den Fürstenmord verherrliche, verboten und daß der bis in die Knochen monarchische Bismarck in diesem Schiller'schen Helden zeitlebens einen Meuchelmörder sah. Rümelin gibt auch zu, daß es vorübergehenden Pflichtenkollisionen zwischen Politik und Moral kommen könne, aber solche gebe es auch sonst im Leben und insbesondere werde dadurch das Pflichtgefühl des einzelnen Staatsmanns, der andere handeln müsse, nicht in Frage gestellt; auch er stehe unter dem Sittengesetz, aber der Inhalt seiner Pflichten werde dadurch nicht bezeichnet. Das mag gerne zugegeben werden; aber an dem, übrigens von Rümelin anerkannten, egoistischen Charakter der Politik als solcher ändert die persönliche Uneigennützigkeit des Staatsmanns gar nichts und ein Unrecht bleibt ein Unrecht, auch wenn es der Täter zugunsten anderer vollbringt. Ein drastisches Beispiel einer persönlich uneigennützigen, aber aller Moral Hohn sprechenden Politik ist die Tätigkeit des englischen Staatsmanns Warren Hastings in Indien, der 1786 von Edmund Burke vergebens vor dem Parlament angeklagt wurde. Immerhin kann man es aus solchen Erwägungen heraus verstehen, daß einem Machtpolitiker wie Bismarck so scheinen konnte, als lasse sich seine Politik nicht nur (wie es in Wirklichkeit der Fall war) mit seinem persönlichen durch seine nationale und weltgeschichtliche Aufgabe bestimmen, sondern auch mit seinem christlichen Gewissen in Einklang bringen. Wie schwer er übrigens an der furchtbaren Verantwortung trug, die auf ihm lastete, das beweist eine schöne, fast schwermütige Aeußerung aus dem Jahr 1877: „Ohne mich hätte es drei große Kriege nicht gegeben, wären 80 000 Menschen nicht umgekommen und Eltern, Brüder, Schwestern, Witwen trauerten nicht. Das habe ich indes mit Gott abgemacht. Aber Freude habe ich wenig oder gar keine gehabt von allem, was ich getan habe, dagegen viel Verdruß, Sorge und Mühe."

Fragen wir endlich noch bei unsern großen Dichtern an, so erklärt Goethe in tiefsinniger Kürze: „Der Handelnde ist immer gewissenlos, es hat niemand

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gewissen als der Betrachtende": ein Wort, das, recht verstanden, von unsern Soldaten draußen im Felde jetzt tausendfach betätigt wird, indem sie ohne weiteres Grübeln einfach die vorgeschriebene Pflicht erfüllen. Und Schiller verweist durch Stauffachers Mund den Menschen auf das Schwert als letztes Mittel, um „der Güter höchstes", d. h. die politische Freiheit eines Volkes, zu verteidigen. Den Konflikt zwischen Politik und Moral aber hat er am ergreifendsten dargestellt in jener Szene seiner größten Tragödie, wo er den jugendfrischen sittlichen Idealismus Max Pikkolominis der Realpolitik des welterfahrenen Wallenstein gegenüberstellt. Diesem sind „gut" und „böse" nur „dunkle Namen"; er weiß, daß in dieser harten Welt der Streit herrscht und nur die Stärke siegt, und er fühlt es zwar schmerzlich, aber unabweisbar, daß der Kampf um Besitz und Herrschaft sich in dem Bereich von Mächten abspielt, aus deren Dienst noch keiner „die Seele hätte rein zurückgezogen."

Wie steht es nun mit unserer Frage: ist die Politik unmoralisch? Alle Zeugen, die wir vernommen haben, sind darin einig, daß die altruistische Privatmoral auf die Politik nicht anwendbar sei. Also ist die Frage von diesem Standpunkt aus zu bejahen. Mit der Annahme bloß vereinzelter Pflichtenkollisionen kommt man nicht aus, sondern es stehen hier grundsätzliche Normen des Handelns in Frage, und wenn man uns, wie das der Historiker Friedrich Meinecke tut (Deutschland und der Weltkrieg S. 631), auf die Tragödie verweist, wo solche sittliche Konflikte doch die Regel bilden, so ist dies zwar richtig; aber gerade der tragische Held pflegt ja doch in irgend welcher Weise „schuldig" zu werden, d. h. sich gegen das Sittengesetz zu verfehlen. Wir haben damit also zwar eine Analogie, aber keine Lösung unseres Problems gewonnen; die Politik wäre damit nur ästhetisch, nicht moralisch gerechtfertigt. (Schluß folgt.)

Montmartre

Von Ernö Szép

(Autorisierte Uebersetzung aus dem Ungarischen von Amelie Agoston)

Es ist schönes Wetter, das heißt nicht einmal nur schön, denn es ist warm. Die jungen Tage des Sommers erwärmen sich, ich bin kein Freund der ruhigen, glücklichen Wärme, ich liebe das Wetter wie das Weib in seinen Launen, und wenn ich am Nachmittag zu faul bin, zwischen die Bäume des Bois hinauszuwandern, dann ziehe ich mich in das kühle Hotelzimmer zurück. Der Mensch, das heißt

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ich, sitzt mit einem Buch im Schoße am Fenster, der Blick irrt vertieft im Buche herum, durch das geöffnete Fenster schwirrt plötzlich Gesang und Gitarrespiel ins Zimmer herein, der Mensch hebt seine Augen vom Buche und schickt sie ein wenig in die Welt hinunter. Ich, das heißt der Mensch, wohne am Montmartre, in einer engen, abschüssigen, von Jahrhunderten angeräuchten Gasse; gerade meinem Hotel gegenüber grüßt ein kleiner Platz in die Gasse herein mit einer Bank, einer Gaslaterne und einer zwischen drei Kastanienbäumen verschämt versteckten Bedürfnisanstalt. Auf der Bank schläft mit heruntergefallenem Kopfe ein unverläßlich aussehendes Individuum, die beiden Arme in die Lehne der Bank verschlungen, fast wie zum Trocknen aufgehängte Wäsche. Vor dem Schlafenden halten zwei herrenlose kleine Hunde eine bekanntschaftmachende Soirée, langsam einander umkreisend. Die Gitarre und das Lied stammen von einem alten Mann, der hier jeden Tag um diese Stunde mit seinen abgedroschenen Chansons bettelt. Auf der anderen Seite der Straße ist eine Schneiderei, zwei kleine Mädchen genießen im Fenster auf die Ellenbogen gestützt die Musik; der Luftzug ergreift die Froufous der einen. Das energische Glucksen der Gemüsefrau, die den Handkarren langsam die Straße hinunterschmettert, übertönt den schwachstimmigen Alten. Das ist das Volk Charpentier's aus der Oper Louise.

Aus einem schläfrigen kleinen Café-Restaurant, über dessen Eingang die rotgestreifte Marquise heruntergelassen ist, trippelt die Köchin hervor, sie beginnt mit der Gemüsefrau zu handeln. Neben dem Café-Restaurant ist ein Krämerladen. Die Seifen sitzen ebenso in der Auslage, die Peitschen stehen ebenso in der Türe, wie in meinem Dorf zu Hause. In einem Keller, zu dem eine Treppe von der Straße hinunterführt, betätigt sich eine Putzerei, in ihrer niedrigen Auslage chemisch gereinigte weiße Seidenblusen und Spitzenkragen, unten bügeln magere weißgekleidete Frauen. Ein junger Mann steigt die Treppen zur Putzerei hinunter, er hat eine Sportmütze und ein Sporthemd an, über seinen Füßen Pan-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

toffeln. Das ist ein ganz charakterloser junger Mann, ein Strolch, ein Apache, aber das rote Tuch am Halse fehlt ihm, das tragen nunmehr die deutschen Kabarettkünstler. So am Tage sieht er ganz gutmütig aus, jetzt trägt er die Wäsche seiner Madame nach Hause. Neben der Putzerei ein Antiquitätengeschäft, der Kaufmann steht in der Türe, er gibt dem vorübergehenden Strolche die Hand, sie unterhalten sich eine Minute. Aber dann eilt der Bursche davon, er fürchtet, er wird ausgezankt. Der ruhige, kleinstädtische Nachmittag ist im Vergehen, die Mädchen des Montmarte müssen sich rüsten. Die erste, schau, ist bereits zum Tore hinaus, in ihrem nächtlichen Pomp blendet sie, giftig und glühend, wie der Totenkopfschmetterling, die vor einer Stunde noch mit hängenden Haaren in einfacher Bluse zum Fenster herausglotzte. Gleich kommen auch die Anderen, die eine flattert von hier, die andere von dort hervor, sie gehen in die Schlacht, in die Richtung der Boulevards, in die von weitem brausende, leuchtende, wirbelnde Pariser Nacht. Der Krämer, der Antiquitätenhändler, die Blanchisseuse stehen zärtlich und besorgt in der Türe und schauen nach den verschwindenden Mädchen, wie das Volk eines Küstendörfchens, wenn die Fischer nach dem Meere ausziehen.

Zwei Gedichte

Von Ernst Lissauer

Auf meinen Amethystblock

Steinerne Veilchen, gewachsen krystallischer Strauß,
Urjuwelen, aus Edelgebirge geschlagen!
Zierliche Gipfel ragen
Mir auf dem Tische mitten im städtischen Haus.

Manchmal leg' ich um dich die Hand,
Stärke saugend, — ich fühle Land.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auf meinen Rosenquarz

Du sanft Gestein!
Glimmt in gläsernen Felsen zartester Brand?
Manchmal ertastet die leise Hand
Morgenschein, Abendschein.

Indizien

Es ist begreiflich, daß die Strafrechtspflege auf den Indizienbeweis weder verzichten kann noch verzichten mag. Eine unerhört große Zahl von kriminellen Exzessen würde straflos bleiben müssen und die vergrößerte Aussicht auf Straflosigkeit würde ohne Zweifel zumindest eine vermehrte Anregung zu Gesetzesverletzungen im Gefolge haben, also das bezwecken, was durch die Rechtspflege ja gerade vermieden werden soll. Aber von allen Beweisführungen ist der Indizienbeweis diejenige, die am ehesten zu einem Justizirrtum leiten kann; denn ob es sich um einen rationalen, einen künstlichen, einen indirekten oder einen mittelbaren Beweis dabei handelt, immer kann der Indizienbeweis nur ein Notbehelf sein, der in Ermangelung direkter Beweise freilich unentbehrlich ist, aber eben doch nur ein Notbehelf bleibt. Natürlich ist auch bei einer Ueberführung durch Zeugenaussagen, ja selbst durch Augenzeugen ein Justizirrtum möglich. Gerade die neuesten wissenschaftlichen und praktischen Untersuchungen haben nachgewiesen, wie vielen Täuschungen ein Zeuge unterworfen sein kann. Aber der Richter bleibt frei von dem Verdachte, einen Justizirrtum begangen zu haben; die Verantwortung haben die Zeugen übernommen. Und einen Richter so unfehlbar sein schicksalbedeutendes Amt verwalten zu lassen wie bei einem Menschen überhaupt nur möglich ist, wird wohl immer das höchste Ziel der Rechtspflege sein. Der einwandfreieste Beweis ist das Geständnis des Beschuldigten. Auch hier können Irrtümer vorkommen. Es ist nichts Neues, daß sich ganz und gar Unschuldige aus Gründen irgendwelcher Art sich selbst des Mordes beschuldigten. Aber die Verantwortung für alle Folgen, die aus einem derartigen Justizirrtum entstehen, trägt der Verurteilte zu Recht; es sei denn, daß er krankhaft veranlagt ist.

Alle Strafen können in irgend einer Form wieder gut gemacht werden, wenn vielleicht auch nur teilweise, mit Ausnahme der Todesstrafe. Der Hingerichtete hat nicht das Geringste davon, daß man ihn nach seinem Tode freispricht. Ein solcher Justizirrtum ist nie wieder auch nur einigermaßen einzurenken. Und ein einziger Justizirrtum, der eine vollzogene Todesstrafe im Gefolge hatte, zerstört das Vertrauen des Volkes in die Rechtspflege in einem solchen Maße, daß hundert weise und tausend milde Richter es kaum wieder herzustellen vermögen. Mögen selbst hundert Mörder infolge mangelnder Beweise oder infolge Justizirrtümern freigesprochen werden und der eine Justizirrtum hundertmal und längst wieder bei anderen gut gemacht sein, für den einen Justizirrtum, der einen Unschuldigen dem Henker überlieferte, hat das Volk ein merkwürdig langes und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zähes Gedächtnis. Das sind die Gründe — von anderen Nebengründen abgesehen — die viele Staaten bewogen haben, nur dann ein Todesurteil zu vollziehen, wenn der Beschuldigte ein Geständnis abgelegt hat oder wenn Zeugen bei der Handlung zugegen waren.

Auf Grund eines Indizienbeweises, besonders wenn er lückenlos ist — was ein Staatsanwalt ja immer glaubt, — ein Todesurteil zu fällen, mag noch angehen; dieses Todesurteil aber zu vollziehen, ist ein Fehler. Den Nachteil dieses Fehlers trägt letzten Endes nur die Staatsgewalt. Darum und aus allgemein menschlichen Gründen ist es notwendig, immer wieder auf die großen Nachteile der Beweisführungen auf Grund von Indizien hinzuweisen, sobald sich ein Fall zeigt, wo ein Indizienbeweis einem Unschuldigen beinahe das Leben gekostet hätte.

In diesen Tagen wurde das Todesurteil gefällt über die beiden Frauen, die den Mord an der Martha Franzke (die Menschheit hat durch ihren Tod nichts verloren) in Berlin gefällt wurde Daß die wirklichen Täter verurteilt wurden und nicht eine Unschuldige, ist aber nicht der Polizei oder dem Gericht zu danken, sondern nur der Dummheit und der Unvorsichtigkeit der jetzt Verurteilten. „Verdächtig" waren sie durchaus nicht, sondern verdächtig war eine Freundin der Ermordeten. Unsere Rechtspflege steht noch immer auf dem mittelalterlichen Standpunkt, daß der Verdächtige von vorneherein und ohne weiteres auch als der Schuldige zu betrachten ist. Der Richter hat nur ein Ziel, die Schuld des Verdächtigen nachzuweisen. Daß der Verdächtige auch unschuldig sein kann, setzen der Staatsanwalt und auch der Richter gar nicht voraus. Man hat sogar oft das Gefühl, als wäre es dem Staatsanwalt höchst unangenehm, wenn sich herausstellt, daß der Angeklagte tatsächlich unschuldig ist. Das ist auch durchaus zu verstehen, weil ja dann die ganze, so mühsam aufgebaute Beweisführung des Staatsanwaltes zusammenbricht und seine Logik eine Niederlage erleidet. Der Schuldige allein hat die unerhört schwere Aufgabe, seine Unschuld gegen die mit allen erreichbaren amtlichen Mitteln geführte Anklage des Staatsanwaltes nachzuweisen. Nun ist es aber viel schwerer, die Unschuld zu beweisen als die Schuld. Selbst der harmloseste Mensch ist oft nicht im Stande, sein Alibi zu beweisen. Und weil der Nachweis der Unschuld um vieles schwerer zu führen ist als der der Schuld, deshalb sollte — wenn die Justiz nicht sogar noch weiter gehen müßte — der Angeklagte so lange als absolut unschuldig angesehen und behandelt werden, bis sich seine Schuld herausstellt. Die Zahl der Fehlurteile würde sicher geringer werden.

Die Freundin der ermordeten Franzke wäre auf Grund des Indizienbeweises totsicher verurteilt und gerichtet worden; denn kaum ein Indizienbeweis hätte so lückenlos geführt werden können, wie dieser. Und selbst der Laie, der gerade bei Indizienbeweisen immer sehr kritisch ist, hätte den Beweis nicht anzweifeln können. Man verfolge den Hergang genau: Es war allgemein bekannt, daß die Freundin gegen die Ermordete eine maßlose Eifersucht hegte. Wenn jemand ein Interesse an dem Tode der Franzke hatte, so war sie es. Sie bewohnte mit der Ermordeten ein gemeinschaftliches Zimmer. Zum Einpacken des Leichnams wurde eine Tischdecke aus diesem Zimmer verwandt. Die Freundin war nach dem Tode der Franzke verschwunden. Die Angaben über ihren Aufenthalt in der Zwischenzeit lassen sich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

infolge ihres Berufes nicht mit Sicherheit nachweisen. Dazu kommt der Hauptfaktor: Die Friseuse bezeugt, daß die Freundin zu ihr gesagt habe: „Die Franzke muß dran glauben, die mach' ich kalt." Die Angeklagte kann sich gegen diese Aussage nicht wehren. Sie kommt nicht zum Schwur, aber die Friseuse. Und weil sie ähnliches in der Tat geäußert hat — wie so etwas gedankenlos hingeredet wird — könnte sie es nicht einmal abstreiten. Unzählige andere Beweisgründe kommen hinzu. Konnte sich dieser Indizien selbst der unbefangenste Richter verschließen? Man muß mit einem Nein antworten. Und das Urteil wäre gefällt worden. An einer gänzlich Unschuldigen.

Es erscheint unbedingt notwendig, daß dieser Fall nicht so ohne weiteres darüber vergessen wird, daß man rechtzeitig genug doch noch die Richtigen erwischte.

Ret Marut

Max Reger †

Max Reger ist nicht mehr; am Montag den 15. Mai hat man in Jena seinen Körper den Flammen übergeben, und die katholische Kirche hat dieser Leichenfeier ihren Segen nicht versagt! An der breiteren Oeffentlichkeit wird, zumal in den Zeiten des größten Sterbens, das die Welt je gesehen, der Tod dieses Mannes spurloser vorübergezogen sein; denn Reger war kein „populärer" Komponist. Nicht so empfindet die musikalische Welt in ihren vornehmen Kreisen; denn Reger war der Komponist der „Kenner". Die Bedeutung seines Verlustes für die neuere Tonkunst abzuschätzen, ist zurzeit noch schwierig, trotzdem die Zahl seiner vorhandenen Werke groß ist und die Opuszahl an die 150 heranreicht. Beinahe unmöglich aber erscheint es uns, Regers Bedeutung für die weitere Entwicklung unserer modernen Musik zu bestimmen, wenn wir, an der Hand seiner jüngsten Kompositionen, erkennen, daß sein Ziel noch nicht erreicht war. „Kinder wartet nur noch eine Weile, ich schreib Euch schon noch was Großes!" In diesen Worten in Freundeskreisen liegt Erkenntnis und Bekenntnis eines bedeutenden Musikers, der sich trotz einem bewundernswerten, beinahe unerhörten „Können", noch immer nicht ganz berufen fühlte, seine Hand nach dem höchsten der absoluten Musik, nach der „Symphonie", auszustrecken. Für den Aesthetiker und Geschichtsschreiber wird diese Tatsache von innerem Werte sein. Hier berührt sich auch der künstlerische Charakter eines Reger, der vor der Kunst Ehrfurcht hatte und nicht, wie unsere „Auch-Komponisten", in jedem Stil zu Hause sein wollte, mit dem Charakter eines Johannes Brahms. Wie lange hat Brahms gezögert, bis er die erste Symphonie schrieb! Und das, sowie die weitere Tatsache, daß Reger ein Vertreter der absoluten Musik war, im Gegensatze zu den Vertretern der poetisierenden Musik, wie sie in den von Liszt geschaffenen „symphonischen Dichtungen" ihren allgemein sichtbaren Ausdruck fand, hat Reger und Brahms in eine Entwicklungslinie zu stellen veranlaßt. Vielleicht auch gewisse Kennzeichen des deutschen Musikers vom alten Schrot und Korn. Innerlich dagegen erscheint uns die Verwandtschaft doch nicht so, wie sie seither allgemein angenommen worden ist.

Aber wir Deutschen müssen registrieren und jeden in dem zugehörigen Fach unterbringen. „Wo kommst du her, was dein künstlerisches Signalement, wo gehst du hinaus, besondere Kennzeichen?" Wobei stets vergesse...

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wird, daß eine wirklich originale Persönlichkeit stets ein Fach für sich beansprucht und sich nicht mal für eine bestimmte „Richtung" einfangen läßt. Reger fußt auf Bach? Gewiß, in dem Sinne, wie die ganze Musik schließlich auf den Thomaskantor zurückführt. Sonst ist Reger aber wohl mit dem Bach'schen Stile dadurch am ehesten zu verbinden, daß er auf die alten Formen zurückgriff, (sie jedoch mit unserem modernen Geiste erfüllte.) Neben einer Passaraglia z. B. die Variation. Was hat Reger für Variationen geschrieben. Außer ihm kommt hier nur Richard Strauß, (von den Bedeutenden) in seinem Don Quixote in Betracht. Reger contra Strauß: wieder ein Kennzeichen. Nun, gemeinsam sind ihnen die Eigenart und Größe, die Verachtung des Hergebrachten, das den billigen Erfolg verbürgt. Künstlerische Gegensätze tragen diese beiden „Führer" der beiden „verschiedenen Richtungen der neudeutschen Musik" allerdings in sich. Seinen allgemeinen Namen hat Strauß erst als Opernkomponist errungen, eine Oper von Reger ist undenkbar, ebenso wie Brahms die an ihn herantretende „Versuchung" zurückgewiesen hat. —

Max Reger steht also für sich, als ein Eigner, der hervorragt, ein Auserwählter unter den vielen Berufenen. Seine Werke liegen vor uns und nicht wenig davon werden bleiben, obschon der Komponist manches davon später selber „aberkannt" hatte; z. B. die berühmte (oder berüchtigte) Sinfoniette, sein erstes großes Orchesterwerk. Welch ein Weg bis zum Mozartschen A-dur Thema!

Reger ging vom Kammerstil aus, die Zahl seiner Werke ist unverhältnismäßig groß an andern Tonsetzern gemessen. Stand er seinen ersten Orchesterwerken in der Kunst des Instrumentierens noch fremd gegenüber, wodurch er versagte, so übertrug er die Feinheiten des Kammerstils nur auf das Orchester; und so erlebten wir die Mozart-Variationen. An die 12 Orchesterwerke besitzen wir, auch ein Violin- und Klavierkonzert (beide „aberkannt"); was im Nachlasse vorhanden ist, entzieht sich unserer Kenntnis; nur ein Klarinetten-Quintett (Wendling gewidmet) ist uns zurzeit bekannt. Von den Chorwerken nennen wir den 100. Psalm, den römischen Triumphgesang, den Einsiedler, das Requiem. Die Choralkantaten sollten Beachtung finden.(Organisten, Kirchenchorleiter!) Fast unbestritten ist Regers Ruhm als Orgelkomponist. Von seinen Liedern können nur einige heutigen Ansprüchen bestehen, die sind dafür aber sehr schön! Als Orgelspieler war Reger, der frühere „Schulmeister", und Lehrerssohn aus der Oberpfalz, virtuos; als Klavierspieler von besonderer Art, der sich die Pflege des Pianissimo angelegen sein ließ. Als Dirigent trat er nur kurze Zeit an der Spitze der „Meininger Hofkapelle" auf und brachte deren Ruf durch Konzertreisen zu neuen Ehren. Eine Brahms'sche Symphonie unter ihm ist mir ein unvergeßliches Erlebnis. (Reger hat in der Instrumentation etwas retouschiert.) Leider fand die Meininger Tätigkeit ein jähes Ende. Max Reger und die — Hofleute! Aber die Anhänglichkeit an den alten Herzog hat der Meister treu bewahrt, und er wollte von allen seinen Titeln: Hofrat, Professor, Dr. honoris causa med. et phil. nur noch den Generalmusikdirektor, den dieser Fürst ihm verliehen, hören. Als Lehrer ward er, der fast „Unmenschliches" an Arbeit verlangt, von seinen früheren wenigen Schülern geschätzt und geliebt. Die Massenschulung in der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Meisterklasse für Komposition am Leipziger Konservatorium scheint weniger ersprießlich gewesen zu sein. Persönlich hat er viel Mißverständnis heraufbeschworen; seine bekannte derbe Art fand sich, immer schärfer ausgeprägt, aber nur in der „Gesellschaft". Vielleicht eine Rache, daß auch er den „Folgen" der Gesellschaft sich nicht ganz entziehen konnte. Allein mit ihm lernte man eine ernste, tiefe Natur kennen. M. Reger, der von Schwächen, auch von „kleinen", gewiß nicht frei war, z. B. freute er sich über Orden, war ein guter Mensch; einer auf den man sich verlassen konnte. Sein Tod (mit 43 Jahren) geht all seinen Freunden nahe. Das wahrhaft Tragische daran ist aber nicht die Tatsache seines frühen Heimganges, sondern, wie oben schon angedeutet, daß es ihm nicht vergönnt war, aus der Unsumme von Arbeit, Fleiß, genialem Können das Höchste, das ihm winkte, mit der Hand des Meisters zu formen. Und darum haben wir viel verloren, trotzdem er uns viel gegeben!

Stuttgart Oswald Kühn

Ruederers nachgelassener Roman

Zweimal hat Josef Ruederer den festen Boden seiner Heimaterde in der Dichtung verlassen, im „Wolkenkuckucksheim" und im „Prinzen Oschem", aber trotz unleugbarer Werte dieser beiden dramatischen Arbeiten zeigte sich, daß ein Kind des Rindermarktes zu München, das im Schatten des Petersturmes seine Jugend verspielt hat, nicht ungestraft und ohne Enttäuschung den Ausflug in fremde und farbige Phantastik unternehmen darf. Seine Kunst ist und bleibt durch die Heimat bedingt, in ihrer Art und Unart, in ihrem Wesen und ihrer Geschichte gebunden. Man streift die alte Fabel vom Riesen Antäus, denn die Kraft von seiner Erde zuwuchs.

Ruederer hat vor neun Jahren ein Buch über München geschrieben, das in Liebe und Haß, in herzhafter Verehrung und tötender Ironie das Bekenntnis eines groß gewordenen Sohnes war. Voll Laune und Polemik in der Auseinandersetzung mit dem Tag, voll verhaltener Innigkeit, wo die seltsame innere Geschichte dieser Stadt gesehen und beschrieben werden sollte. Gescheit, klar, sprachlich reif und bewegt, in der inneren Haltung der Ausdruck grimmigen Behagens.

Die Arbeit seiner letzten Jahre galt der Anlage und Ausführung eines vierbändigen Romanwerkes, in dem das München des 19. Jahrhunderts niedergelegt werden sollte, eine Zeit- und Stadtgeschichte in Familienschicksalen; der erste Band nur ist beendet gewesen, als der Dichter starb, und dieses Buch „Das Erwachen" ist soeben im Verlag der „Süddeutschen Monatshefte" erschienen. Es führt bis zum Jahr 1848, ist Bruchstück und Vollendung in einem, Bruchstück, weil die Fabel, deren späteren Gang man in den einleitenden Kapiteln spürt, zerrissen wurde, Vollendung, weil das vormärzliche München in voller Geschlossenheit, Abgeschlossenheit dargestellt ist und die künstlerische Form den Grad überlegter Durchbildung zeigt, daß man in der dichterischen Prägung und Anlage wohl auch das Wesen der nicht geschriebenen Bände besitzt. Nicht so sehr um des künstlerischen als um des kulturgeschichtlichen Wertes willen empfindet man die schmerzliche Schickung, die den Dichter mitten in der größten und reifsten Arbeit, die er sich gestellt hatte, wegriß.

Das Buch ist lose komponiert, wenn man den anekdotischen Zusammen-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hang der Einzelstücke steht: es zerbricht in Familienschicksale, in Charaktere, die sich gelegentlich überschneiden. Das innere Band ist fest. Die Aufgabe heißt, jenes München lebendig werden zu lassen, das den Pfälzer Max Joseph begrüßt, Montgelas' spürt und dann mit den Wandlungen Ludwigs I durch die Aera Abel zur Lola Montez kommt. Das München, dem die Bauern, Bäcker, Bierbrauer aus dem Dachauer Moos zuwandern und vom oberen Isartal, um mit Schläue, Fleiß und Glück das Bürgertum der Stadt aufzufüllen, das München, in dem das aufgeklärte und skeptische Beamtentum des ausgehenden 18. Jahrhunderts von strebsamen, anpassungsfähigen und etwas eitlen Bürokraten abgelöst wird, die Stadt, deren unsichere Meinungen, Stolz und Mißtrauen, von dem merkwürdigen fremden Griechenabenteuer des jungen Otto bewegt werden, wo Ludwig der Teutsche Hellas, das Italien der Renaissance, die Gotik der deutschen Vergangenheit mit einer begeisterten und schroffen Festigkeit auf der bayrischen Hochebene versammelt. Das Buch, reich an sehr deutlich gezeichneten und in ihrer ruhig sicheren Prägung als Repräsentanten unauslöschlichen Figuren hat keinen „Helden", wenn es nicht dieser König ist. Jenes Kapitel, das durch einen Schau- und Arbeitstag des Königs wandert, und das Widerspruchsvolle seiner Genialität in einer knappen, für sich geschlossenen Novelle behandelt, ist meisterhaft.

Ruederers dichterische Anschauung war meist durch ein gewisses publizistisches Temperament beeinflußt, sei es im Satirischen, sei es im Pädagogischen. Er hat diese starken Triebe seines Wesens nicht völlig ausgeschaltet; im Ton, in der Haltung spürt man den mit sehr eigener Meinung die Geschichte betrachtenden unabhängigen Mann. Aber darüber hinaus wächst die epische Sicherheit der Anschauung, die prachtvolle Eindringlichkeit der Szenenführung, sei es, daß er die Künstlerkneipe bei Schwanthalers Sterben, das bayrisch-griechische Schützenfest, die prachtvolle Anekdote des verunglückten Bodenspekulationsgesprächs im Hause des Archivars, das politische Beethovenquartett oder den Lärm des Lola Montez-Sturmes beschreibt. Die Fülle der Sprache, die Sicherheit der Anschauung und die menschliche Lebendigkeit des Einfühlens im Zarten und Grotesken wecken hier das Gedächtnis des Kellers der Seldwyler und der besten Stücke aus den Werken des Hermann Kurz.

Theodor Heuss

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27

Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.

Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Pfingsten

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Der Vorfrühling ist zum Frühling geworden. Die Frosttage sind ausgeblieben. Die Saaten stehen hoffnungsvoll wie kaum je.

Die Heere stehen sich in Fronten von vielen tausend Kilometern noch gegenüber. In Italien gelang es, die Linien der italienischen Angreifer, die seit einem Jahre nicht vorkommen konnten, zu durchbrechen.

Der Friede ist noch nicht in Sicht. Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer. Aber es sind schon ein paar Schwalben im Gleitflug gesehen worden. Der Vorfrieden ist etwas näher gerückt. Dies schließt frostige Rückschläge nicht aus. Aber man darf an einigen Anzeichen und Ansätzen nicht blind vorübergehen.

Bethmann-Hollweg hat am 5. April im Reichstag mit Entschiedenheit, wie schon im Dezember 1915 und in der Kaiserlichen Proklamation vom 1. August 1915, die Unterstellung zurückgewiesen, daß Deutschland einen aggressiven Eroberungskrieg führe, und zum Beweis dessen die Bereitwilligkeit zu einem dauerhaften Frieden erklärt.

Am 10. April hat der englische Premierminister Asquith vor französischen Parlamentariern in London zurückhaltend, aber weniger schroff erwidert und von „einem Frieden gesprochen, der auf ein neues völkerrechtliches System internationaler Garantien gegründet werden müsse".

An demselben 10. April hat der englische Auslandsminister Grey dem Vertreter einer amerikanischen Zeitung seine Auffassung zur Veröffentlichung mitgeteilt. Dieses Interview ist merkwürdigerweise erst im Mai erschienen und durch Reuter, also amtlich, verbreitet worden. Unter allerhand taktischem Beiwerk

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

servierte Herr Grey der Entente, den Neutralen und den Deutschen Gedanken, die in unverbindlicher Form einlenken und das System des künftigen Friedens zeigen wollen, dessen Umrisse dem am gleichen Tage von Herrn Asquith propagierten Gedanken der internationalen Garantien gleichsehen. Dabei sprach er das stimmungsmäßig bemerkenswerte Wort: „Wir brauchen den Frieden nötiger, als jeder andere Staat, aber einen gerechten Frieden ꝛc. ꝛc."

Mitte Mai hat sich sodann der gegenwärtige englische Marineminister und frühere konservative Premierminister Balfour interviewen lassen, und zwar auch von einem Amerikaner, dem er ein Rezept empfahl, das von demjenigen seiner liberalen Ministerkollegen Asquith und Grey differierte; keine Freiheit der Meere, denn sie wäre nichts als die deutsche Hegemonie. Herr Balfour verlangt eine „international authority", aber sucht dieselbe nicht in einem generellen völkerrechtlichen System, sondern in einer verbündeten Seemacht Englands und Amerikas. Dafür wirkt er bei den Amerikanern. Man erkennt hier die Wurzeln einer Auffassungsverschiedenheit, die zunächst nur rhetorisch und taktisch erscheint, vielleicht aber die Keime künftiger Meinungsverschiedenheiten im Schoß der Entente und des englischen Ministeriums sichtbar macht, ebenso wie die Schwierigkeiten, die sich schon in den eigenen Lagern auftürmen.

Am 20. Mai hat Herr Wilson in Charlette, Nord-Carolina gesagt: „Die Zeit für die Vereinigten Staaten sei gekommen, ihre Dienste zur Herbeiführung des Friedens zwischen den kriegführenden Ländern Europas anzubieten". 10 Tage zuvor hat Herr Wilson gegenüber einer Anregung des Papstes erklärt, die Vereinigten Staaten können ihre Dienste zur Vermittlung des Friedens nicht anbieten, solange nicht beide kriegführende Teile damit einverstanden seien. Wenn er nun wirklich erklärt hat, „die Zeit sei gekommen", so würde daraus hervorgehen, daß die Entente oder mindestens England die Vermitt-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lungsaktion des nach der Entente neigenden Herrn Wilson erlaubt hätte.

Am 21./22. Mai hat Bethmann-Hollweg Herrn von Wiegand, dem amerikanischen Vertreter der „New York World" ein Interview zu veröffentlichen gestattet, in welchem der deutsche Kanzler sagte: „Ich habe zweimal öffentlich festgestellt, daß Deutschland bereit war und ist die Beendigung des Krieges auf einer Grundlage zu erörtern, die eine Gewähr gegen künftige Angriffe und eine Koalition seiner Feinde bietet und Europa den Frieden sichert." Und der Kanzler hat hinzugefügt: „Nur wenn sich die Staatsmänner der kriegführenden Länder auf den Boden der wirklichen Tatsachen stellen, wenn sie die Kriegslage so nehmen, wie sie jede Kriegskarte zeigt, wenn sie mit dem ehrlichen Willen, das entsetzliche Blutvergießen zu beenden, bereit sind, untereinander die Kriegs- und Friedensprobleme praktisch zu erörtern, nur dann werden wir uns dem Frieden nähern. Wer dazu nicht bereit ist, der trägt die Schuld wenn sich Europa noch fernerhin zerfleischt und verblutet. Ich weise diese Schuld weit von mir". Bethmann-Hollweg ist mit dieser Auffassung der Wortführer der deutschen Regierung und der Führer der deutschen Bevölkerung.

Man sieht, wir sind in den Vorstadien. Ihre Dauer hängt von dem Geschick und dem guten Willen nicht nur des einen Teils ab. Das Ziel ist der Vertragsabschluß. Aber zu einem wichtigen Gegenstand des Friedensvertrags ist nach dem Gang des Feldzuges und nach den Stimmungen und Erfahrungen, welche die einzelnen Völker während desselben durchgemacht haben, in ganz anderem Maße, als dies bei den Friedensschlüssen des vorigen Jahrhunderts der Fall war, die künftige Kriegserschwerung geworden. Ihr

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dient auch die Forderung Deutschlands und der Neutralen: „Freiheit der Meere", gegen die Balfour sich stemmt, während Grey sie in einem früheren Stadium für diskutabel erklärt hat. In dem Maße, in welchem „die Freiheit des Meeres" auch im Krieg besser geschützt werden könnte, als in diesem Krieg, würde sich die Neigung Englands zu einem zweiten Waffengang verringern müssen. England selbst aber wirft die Erschwerung des Beginnes des Landkriegs als Gegenforderung in die Vorverhandlungen.

Man erkennt die Schwierigkeit und die Größe des Problems, das grundsätzlich und praktisch fast unlöslich erscheint und von dem doch Ende und Dauer des problematischen Weltkriegs abhängt.

Man kann heute erst andeuten und sich zugleich die Zweifel und Hoffnungen aller völkerrechtlichen Lösungsformeln vergegenwärtigen. Aber die Regierungen, die Generalstäbe und die öffentliche Meinung werden sich nach der Gesamtlage dem brennend werdenden Studium des Problems hingeben müssen, das durch das Schwert bisher nicht durchhauen worden ist.

Staatskunst und Patriotismus fordern aus den von dem Reichskanzler bezeichneten Gründen ein beschleunigteres Verfahren.

Bethmann-Hollweg hat sich als ersten Mitarbeiter für die bevorstehenden Aufgaben den Staatssekretär Dr Helfferich gewählt, der in seiner bisherigen Tätigkeit das Vertrauen des Kaisers und der Bevölkerung gefunden hat. Man wird auch diesen Akt der Berufung als politisches Symptom anzusehen haben und als solches begrüßen dürfen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Politik und Moral

Von Wilhelm Neſtle

(Schluß)

Sollen wir demnach die andere oben aufgeſtellte Möglichkeit einräumen, daß es eine doppelte Moral gebe, eine für den Privatmann und eine für den Politiker, die ſich in weſentlichen Punkten widerſprechen? Für den einen wären Wahrheit, Gerechtigkeit, Unantaſtbarkeit fremden Guts und Lebens unbedingte Zwecke, denen er unter Umſtänden auch das eigene Wohl und Leben opfern müßte; für den Politiker dagegen gäbe es nur Einen unbedingten Zweck, den Staat und ſeine Erhaltung, dem alles andere ſich unterordnen müßte. Das ſcheint doch ein verzweifelter Ausweg, um ſo verzweifelter, als der Staatsmann z. B. in einem Kriege von Millionen Einzelner verlangt, ſeine politiſche Moral zu der ihrigen zu machen und alle andern Rückſichten dem Kampf für das Vaterland zu opfern. Ehe man daher dieſen Ausweg einſchlägt, dürfte ſich doch die Ueberlegung lohnen, ob nicht die Einheit des ſittlichen Bewußtſeins zu retten ſei, ſowie ein Verſuch, die Frage zu beantworten, wo denn die eigentliche Urſache für die ſtarke Spannung zwiſchen der gewöhnlichen und der politiſchen Moral liege.

Dieſe Urſache liegt darin, daß die politiſche Moral rein diesſeitig und menſchlich, die gangbare individuelle Moral dagegen jenſeitig, tranſzendent, religiös orientiert iſt. Während wir ſonſt die ſittlichen Ideale, wie die Wahrheit, die Gerechtigkeit, die Selbſtloſigkeit, als etwas Unbedingtes, weil Ewiges, zu betrachten gewohnt ſind, wird ihnen in der Politik auf einmal der Staat und ſeine Erhaltung auch als ein Letztes und Unbedingtes beigeſellt, ja ſogar übergeordnet. In der Frage, ob dies berechtigt iſt, liegt der ſpringende Punkt unſeres ganzen Problems. Man ſteht hier wirklich vor einem Entweder-Oder. Jeder tranſzendent begründete ſittliche Idealismus wird mit Jeſus ſagen müſſen: „Was hülfe es dem Menſchen, wenn er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an ſeiner Seele?“ (Matth. 16, 26). Er wird den Staat nicht als unbedingten Wert gelten laſſen können, ſondern ihn zu den vergänglichen irdiſchen Gütern rechnen und die heute übliche Politik verwerfen müſſen, die nach ſeinem Maßſtab „den Charakter verdirbt.“ Oder aber, man ſieht mit Ariſtoteles im Staat eine aus der geiſtig-ſittlichen Natur

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des Menſchen mit Notwendigkeit entſpringende, gottgewollte Schöpfung: dann iſt es berechtigt, ihn unter die höchſten ſittlichen Güter einzureihen und ihm wenigſtens kein anderes ſittliches Gut unbedingt überzuordnen.

Am deutlichſten wird der Gegenſatz im Blick auf die chriſtliche Ethik. Es wurde ſchon gezeigt, daß ihr Altruismus mit der Politik ſchlechterdings unvereinbar iſt. Dieſer hängt aber wieder aufs engſte zuſammen mit ihrer durchaus jenſeitigen Orientierung: die abſolute Selbſtverleugnung hat nur einen Sinn unter den eſchatologiſchen Vorausſetzungen des Chriſtentums, zu denen, ganz abgeſehen von der Erwartung des nahen Weltendes im Urchriſtentum, die Ausſicht auf ewige Seligkeit oder Verdammnis gehört. Der Ewigkeitsgedanke muß, ſobald man Ernſt mit ihm macht, notwendig das irdiſche Leben und ſeine Güter entwerten. Dazu gehört auch der Staat: „unſer Bürgertum iſt im Himmel", ſchreibt Paulus (Phil. 3, 20) und ſeine Anerkennung der Obrigkeit als einer Gottesordnung gilt doch nur inſofern, als ſie mit ihren Maßnahmen die Sittlichkeit fördert, und iſt zugleich eine Empfehlung loyalen Verhaltens ſeitens der Chriſten gegenüber den römiſchen Behörden (Römer 13, 1 ff.). Und das oft angeführte Jeſuswort: „Gebet dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt" (Matth. 22, 21, Lukas 20, 25), iſt nicht ſowohl der Ausdruck ſtaatlicher Geſinnung als vielmehr politiſcher Gleichgültigkeit. Für Jeſus, deſſen Reich nicht von dieſer Welt war, konnte es ganz gleichgültig ſein, ob ein fremder Fürſt wie der römiſche Kaiſer die nationale Selbſtändigkeit ſeines Volkes unterdrückte oder ob ein einheimiſcher Fürſt oder Hoheprieſter über Judaea herrſchte. Unſern Vorfahren aber, ſelbſt einem ſo aufrichtigen Chriſten wie E. M. Arndt, war es keineswegs gleichgültig, ob Napoleon I. über weite Strecken Deutſchlands herrſchte: ſein glühender Franzoſenhaß verträgt ſich nicht mit der chriſtlichen Liebe; in ihm wurde das Leben über die Lehre, geſunde deutſche Freiheitsliebe und Daſeinsluſt über die weltabgewandte orientaliſche Religion Herr. Und uns Heutigen iſt es nicht einmal gleichgültig, ob die Türken oder die Ruſſen in Konſtantinopel ſitzen. Und doch, inwiefern ſollte uns das als religiöſe Menſchen irgendwie berühren, wie ſollte es unſer Verhältnis zu Gott irgendwie beeinfluſſen? Es iſt aber eine unwiderſprechliche Tatſache, daß wir ein ſchlechtes Gewiſſen hätten, wenn wir uns dem Vaterland im Kampf um ſeine irdiſche Machtſtellung entziehen würden. Wie iſt das zu erklären? Nur daraus, daß die Ideen Gott, Religion, Sittlichkeit für uns heute einen andern Inhalt bekommen haben, als der iſt, den das Neue Teſtament vorausſetzt. Seien wir nur ehrlich gegen uns ſelbſt! Wir alle ſtehen heute den irdiſchen Gütern wie Beſitz, Familie und Staat, Kunſt und Wiſſenſchaft, ganz anders gegenüber als ein Jeſus und Paulus. Wir haben uns längſt gewöhnt, alle dieſe Kulturwerte, für deren Beſtand Staat und Vaterland die Grundlage bilden, als ſittliche

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Güter anzuerkennen. Dabei haben wir aber die alten religiöſen Vorausſetzungen ihrer Minderwertigkeit beibehalten. Die Politik dagegen, zumal die auswärtige, hat es ihrem Weſen nach nur mit diesſeitigen, irdiſchen, menſchlichen Zielen zu tun: ihre Aufgabe iſt es, einem beſtimmten Volke ein Stück „Welt" zu gewinnen oder mindeſtens zu erhalten; ſie iſt durchaus von dieſer Welt und ignoriert daher folgerichtig alle über die Grenzen dieſes Lebens hinausliegenden Vorſtellungen. Darin alſo liegt der Grund für den ſcheinbaren Konflikt zwiſchen Politik und Moral. Bismarck hat auch hier mit dem oben angeführten Wort, in dem er Romantik und ſtaatlichen Egoismus einander gegenüberſtellt, den Nagel auf den Kopf getroffen. Er kannte die Romantik; denn er war in dem Kreiſe der Thadden, Blanckenburg und Gerlach gründlich in ihre Ideale eingeweiht worden und zudem ſaß ſie damals in Friedrich Wilhelm IV. verkörpert auf dem Throne. Was iſt aber die Grundſtimmung der Romantik anderes als ein Zurückſtreben zu mittelalterlicher Weltabgewandtheit? Die Einheit von Glauben und Leben war in der Doppelbewegung der Reformation und Renaiſſance zerbrochen. Gegenüber der verweltlichten Kirche griff die Reformation auf das dem Weltwirken abgekehrte Urchriſtentum des Neuen Teſtaments zurück. Die weltfrohe Renaiſſance dagegen wandte ſich den irdiſchen Lebenswerten zu und erreichte in Deutſchland in dem Wirken unſerer großen Klaſſiker ihren Höhepunkt: das Kulturideal, dem Leſſing, Goethe, Schiller, W. v. Humboldt und ſelbſt Herder huldigten, war aber nicht das chriſtliche, ſondern das humaniſtiſche; ſeine Ziele liegen diesſeits, nicht jenſeits der Grenze unſeres Lebens. Dieſe unſere klaſſiſche Kultur bedeutet die Sicherung der Wirklichkeitswerte gegen den Anſturm einer jenſeitigen Religioſität, wie er ſich in der Gegenreformation, im Pietismus und in der Romantik darſtellt. An dieſer Spannung zwiſchen der wirklichen und der romantiſchen Welt, zwiſchen Novalis auf der einen und Goethe und Bismarck auf der andern Seite, leiden wir noch heute. Denn ſoviel gerade auch der Rationalismus nach ſeiner gefühlsmäßigen Seite der Romantik verdankt, ſo ſcharf iſt der Gegenſatz, in dem er als zu verwirklichendes politiſches Ziel zu ihr ſteht, da nicht nur dieſes Ziel, ſondern auch die Mittel, durch die es allein erreichbar war und iſt, durchaus diesſeitig und realiſtiſch ſind.*) Es ſind, wenn man auf die letzten Gründe zurückgeht, zwei verſchiedene Weltauffaſſungen, die hier mit einander im Kampfe liegen, von denen die eine diesſeitig, die andere jenſeitig orientiert iſt. Es iſt aber für den, der offene Augen hat, leicht zu beobachten, daß die Macht des Lebens uns immer mehr der erſteren zudrängt, in ihrem praktiſchen Verhalten auch diejenigen, die theoretiſch noch der letzteren huldigen. Dies ſoll an den Ideen Gott, Religion, Sittlichkeit noch kurz gezeigt werden.

*) Vgl. Julius Bab, Fortinbras oder der Kampf des 19. Jahrhunderts mit dem Geiſte der Romantik. Berlin 1914.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wir stellen uns heute das Wirken Gottes nicht mehr als ein mehr oder weniger willkürliches Eingreifen von außen in den Weltlauf vor; wir erwarten nicht mehr, wie die ersten Christen, die übernatürliche und wunderbare Errichtung eines Gottesreichs; auch steht für uns diese Welt nicht mehr, wie noch für Luther, unter der Herrschaft des Teufels. Wir sehen vielmehr das Wirken Gottes im Weltgeschehen selber und denken von ihm wie Goethe:

Ihm ziemts, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen,
So daß, was in ihm lebt und webt und ist,
Nie seinen Geist, nie seine Kraft vermißt.

Wir alle fühlen uns als Mitarbeiter, als ausführende Werkzeuge des göttlichen Willens, und wir sind überzeugt, daß auch das Böse seine Stelle im Weltgeschehen ausfüllt, wie dies die alttestamentliche Josephsgeschichte mit den schlichten Worten ausdrückt: „Ihr gedachtet es böse zu machen, aber Gott hat es gut gemacht." Mit allem Supranaturalismus aber haben wir gebrochen. Das zeigt eben am deutlichsten die Politik. Wir haben es aus dem Mund der berufensten Männer gehört: kein verantwortlicher Staatsmann bleibt in der Gefahr unter allen Umständen auf dem Boden des Rechts und stellt, wie man wohl sagt, das Uebrige Gott anheim; sondern er handelt nach dem Grundsatz: „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott." Nichts beweist so klar, wie diese unbestreitbare Tatsache, daß die supranaturalistische Gottesvorstellung völlig unwirksam geworden ist. Der Wunderglaube ist, wo er seine Probe bestehen müßte, dahin.

Daher ist uns auch die Religion nicht etwas Besonderes, von der Natur und der weltlichen Tätigkeit des Menschen Losgelöstes, sondern einfach die Auffassung der Welt und des menschlichen Handelns unter dem Gesichtspunkt des Verhältnisses zu Gott: alle rechte Arbeit ist Gottesdienst und alles Erleben von Freud und Leid, das sich willig einfügt in die Ordnung der Welt, ist begleitet und geweiht von religiösem Empfinden.

Damit erfährt nun aber auch das sittliche Handeln eine gewisse Umwertung: seine Ziele werden anders eingestellt.*) Wir können heute das „Nein" gegenüber der Welt, wie es, um nur drei Namen zu nennen, ein Augustin in der römischen, ein Zinzendorf in der evangelischen, ein Tolstoi in der griechischen Kirche entschlossen ausgesprochen haben, nicht mehr nachsprechen. Wir haben es heute als unrichtig erkannt, daß Selbstlosigkeit in jeder Form und unter allen Umständen einen sittlichen Wert bedeute; wir erkennen im Gegenteil die Selbstbehauptung als Grundprinzip alles menschlichen Lebens an. Damit ist aber eine gemeinsame Grundlage für die Individualethik und für die Politik gegeben. „Selbstverteidigung,

*) Vgl. hiezu Eduard Spranger, Lebensformen (Halle a. S. 1914), dessen vortrefflichen Ausführungen ich viel verdanke, besonders S. 96 ff.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ſagt Herder einmal, iſt die Wurzel alles menſchlichen und Nationalwerts.“ Es iſt ferner heutzutage allgemein anerkannt, daß es keinen abſoluten gültigen Inhalt des Sittengeſetzes gibt. Das „du ſollſt“ des kategoriſchen Imperativs ſagt uns nicht, was wir ſollen, und die Kulturgeſchichte zeigt, daß der Inhalt der ſittlichen Gebote von der jeweiligen Kulturſtufe eines Volkes abhängig iſt: was in einem Zeitalter noch Pflicht war, wie etwa die Blutrache, gilt in einem fortgeſchritteneren als Verbrechen. Höchſtens kann man behaupten, daß gewiſſe Grundzüge des Weſens und der Lebensbedingungen bei allen Menſchen gleich ſind. Aber „ein Volk oder eine Menſchheit, die aus lauter völlig gleichen Kopien eines vollkommenen Urbildes beſtünde, würde uns, wie Paulſen (Ethik I 18) ſagt, unſäglich arm und leer und langweilig vorkommen.“ Ja, wir müſſen weiter fragen: gibt es denn ein Gutes an ſich, losgelöſt von andern Lebenszwecken? Gewiß werden wir bei jedem Menſchen eine Anlage zu ſittlicher Geſtaltung des Lebens vorausſetzen müſſen und jeder wird in ſeiner Art und auf ſeinem Gebiet nach der Verwirklichung des Guten zu trachten haben. Aber wie das Sonnenlicht ſich in verſchiedenen Farben bricht, ſo werden wir auch nicht von allen Menſchen dieſelben ſittlichen Eigenſchaften und in gleicher Stärke erwarten und verlangen dürfen. Der Mut iſt z. B. gewiß eine jedem Menſchen wohl anſtehende Eigenſchaft, aber doch verlangen wir ihn mehr vom Mann als von der Frau und wiederum mehr vom Offizier als etwa vom Kaufmann oder vom Gelehrten. In ähnlicher Weiſe, wenn der Nachdruck lediglich auf die Hauptſache gelegt wird, kann man vielleicht ſagen, daß das Gute in der Wiſſenſchaft die Wahrheit, in der Kunſt die Schönheit, in der Geſellſchaft die Liebe, in der Wirtſchaft der Nutzen und in der Politik die Macht ſei; d. h. die ſittliche Beurteilung eines jeden dieſer Lebensgebiete darf nicht von unbedingten Normen aus, ſondern muß ſeiner beſonderen Eigenart gemäß erfolgen. Freilich ſind damit auch noch nicht alle Schwierigkeiten beſeitigt, denn es erhebt ſich nun die Frage nach der Rangordnung der menſchlichen Werte und Zwecke. Dieſe werden ſich in der Tat nicht nur gegenſeitig ergänzen, ſondern auch durchkreuzen; etwas Abſolutes aber ſtellen ſie nur in ihrer Geſamtheit dar. Iſt denn nun aber auch ſo noch ein ſittlicher Idealismus möglich? Ganz gewiß; nur wird er nicht mehr tranſzendent, ſondern diesſeitig orientiert ſein. Er erkennt überindividuelle Werte an, für die der Einzelne, wenn nötig, auch ſein Leben einſetzt und opfert: ſo geht der religiöſe oder wiſſenſchaftliche Märtyrer, ein Sokrates oder Giordano Bruno, für die Wahrheit und Freiheit ſeiner Ueberzeugung in den Tod. Aus ſolch diesſeitigem Idealismus iſt aber auch die Inſchrift am Seemannshaus in Bremen geboren: „*Navigare* necesse est, vivere non est necesse.“ Und aus dieſem ſelben Geiſte

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

entspringt der Opfermut für die Erhaltung des irdischen Vaterlandes, dem W. Vesper vollendeten Ausdruck verliehen hat in der Strophe:

Nun schweige ein jeder von seinem Leid
Und noch so tiefer Not!
Sind wir nicht alle zum Opfer bereit
Und zu dem Tod?
Eines steht groß in den Himmel gebrannt:
Alles darf untergeh'n, —
Deutschland, unser Kinder- und Vaterland,
Deutschland muß besteh'n!

Wenn wir diese Betrachtungsweise auch der Politik zugute kommen lassen, so brauchen wir ihr gar keine Ausnahmestellung einzuräumen. Wir befreien nur auch sie, gerade wie die andern angeführten Lebensgebiete, von dem Zwang angeblich unbedingter sittlicher Einzelgebote und geben ihr die volle sittliche Autonomie, was Bismarck in der oben angeführten Aeußerung mit den Worten ausdrückte, er habe die Opfer, die er seinem Volke auferlegen mußte, „mit Gott abgemacht." Es erscheint so als durchaus berechtigt und notwendig, daß die Politik als Hüterin eines überindividuellen Wertes, des Staates, in egoistischem Sinn auf die Erhaltung und Stärkung seiner Macht ausgeht, ähnlich wie der Leiter eines kaufmännischen Unternehmens darauf bedacht sein wird, dieses zur Blüte zu bringen und seinen Gewinn zu mehren, wodurch er nicht nur für sich persönlich, sondern mittelbar auch für die wirtschaftliche Hebung des Landes wirkt. Daß es dabei hier wie dort gute und schlechte Mittel zur Erreichung der beiderseitigen Ziele gibt, soll nicht geleugnet werden. Aber wie der Kredit eines Kaufmanns von der Ehrlichkeit und Solidität seiner Geschäftsgebahrung abhängig ist, so liegt es auch im Interesse eines jeden Staates, die Machtpolitik und den Staatsegoismus nicht zu weit zu treiben. Feste Normen kann man hier freilich nicht aufstellen. Die angewandten Mittel werden stets vom jeweiligen Kulturstand der Völker und von der persönlichen Gesinnung der leitenden Staatsmänner, ihrer größeren oder geringeren Vornehmheit und Ritterlichkeit abhängen. Die Grenze, soweit man hier von einer solchen reden kann, „besteht darin, daß ein Staat nicht mehr Macht für sich erstreben soll, als zu seiner Sicherheit und zur freien Entfaltung seiner Volkskräfte nötig ist" (Meinecke a. a. O. S. 632). Diese Grenze hat z. B. Napoleon I. unzweifelhaft überschritten, Bismarck dagegen hat sie eingehalten. So verstanden kann und soll auch der Staatsmann, auch der Realpolitiker, nicht nur Pläne sondern Ideale haben, d. h. Gedanken, mit denen er eine im Wesen seines Volkes liegende Anlage entwickeln und ihrem Ziel entgegenführen hilft, wenn auch unter gewaltsamer Beseitigung der Widerstände. Je mehr er solche Ideale hat, desto mehr wird sich jene „geheimnisvolle Koinzidenz des

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Egoismus des Individuums mit dem zeigen, was man den gemeinen Nutzen oder die Größe, den Ruhm der Geſamtheit nennt" (J. Burckhardt a. a. O. S. 245) und es wird ſich, mit Schiller zu reden, offenbaren, daß „der Genius mit der Natur in ewigem Bunde ſteht."

Aber löſt ſich ſo die Weltgeſchichte nicht in einen wirren und wüſten Kampf auf, der nach dem rohen Recht des Stärkeren verläuft? Bleibt da noch etwas übrig von dem Glauben, den wir ſo gerne mit dem Dichter feſthalten möchten:

Der noch ſieht in Nacht und Fluch
Eine Spur von Gottes Lichte,
Ohne den die Weltgeſchichte
Wüſter Greuel nur ein Buch?

Gewiß, die Geſchichte verläuft, wie übrigens die ganze Natur, in einem ſo geſetzten rückſichtsloſen Kampfe, in dem nur das Starke, das Lebensfähige, das Tüchtige ſich durchſetzt. Wir müſſen z. B. darauf verzichten, von jedem einzelnen Krieg einen „gerechten" Ausgang zu erwarten. „Das letzte Urteil kann man nur durch die Ueberſchau großer Epochen erhalten" (Treitſchke I 73). Dann aber zeigt es ſich doch, daß nicht nur die phyſiſche Macht, ſondern die mit ihr verbündete geiſtig-ſittliche Ueberlegenheit den Ausſchlag gibt. Das Weltreich der Perſer iſt an dem kleinen Griechenland geſcheitert. Die Kriege Roms gegen Karthago waren nichts weniger als gerecht im landläufigen Sinn: den Ausgang dürfen wir nichtsdeſtoweniger als ein Ergebnis überlegener Tatkraft und Hingabe an das Vaterland und als eine für Europa glückliche Entſcheidung betrachten. Die Macht der Araber hat ſich an der Tapferkeit der Franken gebrochen; den ungezählten Mongolenſcharen Batus hat eine kleine Schar deutſcher Ritter Halt geboten. Das kleine Preußen hat unter Friedrich d. G. ſich gegen halb Europa behauptet, es erlag Napoleon vorübergehend, aber bald hat deutſche Kraft und Vaterlandsliebe die Fremdherrſchaft wieder abgeſchüttelt.

Von dem ſterbenden Alexander erzählt man, er habe auf die Frage, wem er die Herrſchaft hinterlaſſe, geantwortet: „dem Leiſtungsfähigſten." Das griechiſche Wort bezeichnet die phyſiſche und die geiſtige Ueberlegenheit zugleich. So wird es auch Friedrich d. G. gemeint haben mit ſeinem oft angeführten Wort, daß Gott es mit den ſtärkſten Bataillonen halte: den ſtärkſten nicht nur an Zahl, ſondern an Tatkraft. Darin liegt auch wirklich der Schlüſſel zum Verlauf der Weltgeſchichte. Sie „bietet, wie Leopold Ranke ſagt, nicht ein ſolch zufälliges Durcheinanderſtürmen, Uebereinanderherfallen, Nacheinanderfolgen der Staaten und Völker dar, wie es beim erſten Anblick wohl ausſieht .... Es ſind Kräfte und zwar geiſtige, Leben hervorbringende, ſchöpferiſche Kräfte, ſelber Leben, es ſind moraliſche Energien, die wir in ihrer Entwicklung erblicken..... Sie blitzen auf; nehmen die Welt ein, treten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

heraus in dem mannigfaltigsten Ausdruck, bestreiten, beschränken, überwältigen einander; in ihrer Wechselwirkung und Aufeinanderfolge, in ihrem Leben, ihrem Vergehen oder ihrer Wiederbelebung, die dann immer größere Fülle, höhere Bedeutung, weiteren Umfang in sich schließt, liegt das Geheimnis der Weltgeschichte." „Von der Höhe dieser Anschauung aus, so bemerkt Meinecke dazu (a. a. O. S. 637), gewinnt der Egoismus der Staaten und Nationen eine andere Bedeutung. Er wird Mittel zum Zweck der Entwicklung aller in der Menschheit schlummernden Kräfte."

So müssen denn die scheinbaren Widersprüche unserer endlichen Lebensformen, zu denen auch unsere moralischen Begriffe und ihre Anwendung gehören, unter dem Gesichtspunkt der Ewigkeit betrachtet, sich in eine höhere Harmonie auflösen, jene unserem sterblichen Auge freilich unsichtbare Harmonie, die aber dem Fernblick eines der tiefsten griechischen Denker sich als besser denn die sichtbare enthüllte, in die Harmonie jener Gott-Natur, die sich Spinoza und Goethe offenbarte und von deren tragischer Schönheit entzückt der Dichter ausruft: „Ich glaube einen Gott!: dies ist ein schönes, löbliches Wort; aber Gott anerkennen, wo und wie er sich offenbare, das ist eigentlich die Seligkeit auf Erden."

Litauischer Frühling

Von Eduard Lachmann (z. Z. im Felde)

Das war noch vor wenig Wochen völlig anders. Unter gleichmäßiger Schneedecke lagen die Felder weit im Kreise, durchzogen von den mühsam durchfurchten Schlittenwegen mit Verwehungen allerorten, und die Bäume um die schwarzbraunen Hütten der Dörfer herum streckten ihre Astkronen in den niedrigen, ewig milchigweißen Wolkenhimmel. Stürme brausten einher.

Dann kam ein Tag mit hohem, klarem Blau und ein wenig Sonne. Aber schon regte es sich geheimnisvoll in der Eisdecke überm Fluß, krachte und rollte es heimlich, man wußte nicht wo, bis mit Gepolter der Schnee die Hänge hinabrutschte und am Nachmittage plötzlich graugrüne Wiesenflecke mit kärglichem Wintergras im schwachen Lichte lagen. Schon türmten sich im Wasser die Schollen, zur Wanderung bereit, und die Bäume schluchzten, ihre glatten Rinden glänzten feuchtschwarz, und die Birken waren voll Trauer.

Ruckweise, wie wenn die Scene auf der Bühne vor offenem Vorhang sich verändert, so vollzog sich die Wandlung. Das Chaos war da, Land und Wasser vermengt, überall standen Seen in den Feldern, die Straßen bogen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sich, federten, schwankten, brachen auf, Wagen und Pferde und sie selbst sanken in das unendliche Gewoge der ungeschiedenen Elemente.

Man lebte abgeschnitten auf den Hügeln der Dörfer wie auf Inseln. bald regte sich der Geist und der Wille gegen die Gewalt des Stoffes, griff zu, schlug Brücken über die Moräste, legte Knüppeldämme durch unsame Breimassen und spottete schließlich ihrer zähen, alles verschlingen Beständigkeit.

Nun aber, fast ebenso plötzlich, wie es gekommen war, hat sich das Wa vom Lande geschieden, ist zurückgekehrt in seine Bezirke, ein kräftiger W hat die Straße getrocknet und, heimtückisch ihres Sinns beraubt, hängen Brücken in der Luft, die Pfahldorfanlagen stehen im leeren Raum, und Fuß geht lieber auf dem sammetweichen Boden, auf der Erde, die so schmeidig ist wie Linoleum, anstatt auf den holprigen Holzstegen herum stolpern. Zwei Welten starren nebeneinander, und in den Gräben an Straße liegen die Gerippe der Pferde, die an der Unbill der buchstäblich sunkenen Zeit zu Grunde gingen.

Was schon vergessen war fast, zum freundlichen, aber fernen Erinnerungbild geworden — stand doch in den Briefen aus der Heimat etwas von Ostgrün und blühenden Bäumen — ist nun auch hier Wirklichkeit gewordeüber Nacht sozusagen, plötzlich und ohne den zitternden, ahnungsvollen Uebergang der ersten Krokusse, der frühen Amseln unter dem Gesträuch und ohdas zage Weiß der Schneeglöckchen auf den braunen, reisigverhüllten Vorgartebeeten in den Städten daheim.

Mit einem Male sind die Wiesen fast grün, treibt ein milder Wind auf debraunen Gewässer des Flusses, läuft in eiligen Wellen über das Meer grüneder Halme der entblößten Wintersaat.

In die braunen Sträucher ist ein grüner Schleier geworfen, heute stecke schon die Blattknospen an den großen Bäumen, alles geht so schnell hiemorgen vielleicht werden sie aufgebrochen sein, und die Birken gar habeschon ihre frühen Blüten abgeworfen.

Vogelstimmen über dir des Morgens, des langen Tages und des Abend Die Nächte sind hell und voll vom Schimmern der Sterne, und der Schl ist leicht und unruhig. Nicht nur aus dem Kalender wissen wir, daß M ist, wirklicher Mai.

Ueberall gehen Pflug und Egge durch die weiten braunen Feldbände neben den schon grünen Streifen, und überall im Umkreise steht das Bild des Mannes in den Fluren, der durch die Furchen geht mit der seltsa gleichen, urmenschlichen Gebärde des Körnerstreuens, nach rechts, nach lin Samen in gelben Sprühgarben auswerfend im rythmischen Gleichmaß an der vorgebundenen, gerafften Schürze.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bis hart an die Front wird alles bebaut, dicht neben den Werken der Vernichtung, die aus dem näheren oder ferneren Donner der Geschütze spricht, die Werke der aufbauenden Arbeit, daß wieder Frucht werde, wo unausgesetzt Ernte gehalten wird.

Litauischer Frühling. Es ist die Zeit der vielen kirchlichen Feste. Mitten im Lande ragt die spitztürmige Kirche in den Himmel. Auf allen Wegen ziehen die Bauern fürbaß. Die Mädchen und die Frauen in laute bunte Farben gekleidet, in grelles Rosa und leuchtendes Blau, mit hellen, sauberen Kopftüchern, die Männer daneben in Glanzstiefeln und Pelzmützen, fast täglich anzusehen, und alle mit dem dicken Betbuch unterm Arm. Dann Mädchensang, Marienlieder, aufwärtsstrebend, himmelan, inbrünstig und hingerissen, seltsam ergreifend in der gleichmäßig flehenden Melodie, die ins endlose zu steigen scheint in den gehäuften I- und Ü-Lauten des Liedes, den zufälligen Hörer überflutend, mit der Pracht und dem sinnlichen Zauber von tausend flammenden, blauen Hyazinten und unberührten roten Königskerzen: alles dies, einfachster Ausdruck ländlicher Frömmigkeit, gehört zu diesem litauischen Lande, wie wenn es in den milden Vokalen des Namens schon irgendwie beschlossen wäre.

Man kann schon im Grünen liegen am Flusse, die Sonne wärmt den Rücken und bräunt die Haut, die Erde riecht nach Frühling und Sonne und, Falter, herrlich bunt, ruhen sich im Grase aus.

Die Dorfkinder, flachsblond, waten bis über die Kniee im seichten Wasser und greifen nach kleinen Silberfischen. Da ruft eins laut hinüber: „Nikolai", und oben am Wiesenrand bleibt der Angerufene stehen. Es ist der blinde Jüngling. Vom Stubenhocken am Ofen während des langen Winters ist er bleich und fahl, nun ins Freie gelassen, Luft und Licht fühlend, ist er in seinem langen Leinenkittel, wie er sich vortastet, geschlossenen Auges, mit einer schwankenden Gerte, anzuschauen wie der Jüngling zu Naim, der aufstand und wandelte als ihn die Stimme des Herrn traf. Der Ruhende aber läuft mit den kleinen flinken Beinchen auf ihn zu und führt ihn zum Fluß hinunter, abseits, wo die Büsche stehen, wie als wenn er ein Geheimnis mit ihm hätte.

Das verheißt einen guten Abendtisch. Denn der Blinde ist geschickter als alle die Kleinen und fängt Krebse und unbekannte Fische, die köstlich schmecken.

Am Abend aber — nun was ist von einem Maiabend zu sagen? Das ist auch in Litauen wie überall. Die Worte klingen laut in der Luft, man sitzt lang zusammen unter den Fliederbüschen, deren Knospen schon heraus sind. Aus den Stuben klingen Lieder der Mannschaften, trotz allen Reden aber, die Gedanken, wo sind sie anders als in den Mainächten am Neckar und am Rhein, die nun schwere, süße Erinnerung sind.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zwei Gedichte

Von Paul Zech (im Felde)

Astern

Astern, die ein Fernverschollener sandte,
strotzend sattes Farbenbunterlei,
das im Zartsein des Septembers brannte,
macht Minuten: „liebe Heimat!“ frei.

Die wir fühlten, da wir sie verließen,
die wir fanden, wo sie nebelnd schwand,
bis das hingeschluchzte Ueberfließen
der Gefühle hinstarb fremdem Land.

Warum mahnt ihr Astern, mahnst du Schwester
uns an Horizonte blau und weit?
Kalt wie ausgeraubte Vogelnester
gähnen wir durch die Ruine Zeit.

Ohr und Augen sind uns nicht gegeben,
Da Gewalt uns durch die Landschaft stiebt,
und es flieht vor unserem Schritt das Leben,
flüchten Menschen grau und ungeliebt.

Bis wir wieder weilen wo wir waren,
wieder Brüder unter Brüdern sind,
muß den Reif aus unseren Haaren
schmelzen Gottes Wunder: Osterwind!

Muß in weltgewaltigem Ertönen
die Posaune über Ninive,
müssen blutige Himmelsläufe dröhnen:
alte Feindschaft dieser Erde, steh!

Flucht aus der Gefangenschaft

Ein Sturm mit Eis und Eisen ging da ihn der Taube
zerschossnes Steuer mitten in dem Fort
zu landen zwang. Aus Trümmern zog man ihn hervor.
Blut floß in dünnen Bächen aus der Lederhaube.

Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Drei Nächte lag er in dem feindlichen Spital
bewußtlos und von Fieber heiß befroren.
Und wachte auf und sah sich lange irr verloren
um in dem schwül durchstöhnten Krankensaal.

Er fühlte, daß sich Schmach in seine Seele fraß
und sah ein Fenster offen. Hinter seiner Ferse knallten
die Schüsse der Verfolger. Vor ihm blänkerte die Maas.

Ein schmales weißes Band. Im Wind ging halbverhallt
das Avanciersignal. Das trieb ihn in den kalten
reißenden Fluß, beseligt wie durch einen Wald.

Friedensrüstung

Si vis pacem, para bellum, wenn du glaubst, nicht länger Krieg führen zu können, so rüste dich zum Frieden. Man rüstet sich tatsächlich zum Frieden. In Paris tagte vor einiger Zeit die Konferenz der Entente, um den wirtschaftlichen Konkurrenzkampf, der im August 1914 in einen Kampf mit Feuer und Schwert ausartete, nachdem diese Methode nicht zum Ziele führt, wieder in einen friedlichen aber nicht weniger schädlichen Handelskrieg umzuwandeln. Irgend ein Ziel möchte England doch wenigstens erreichen. Frankreich, das heute politisch in Englands Hand, da die Advokaten in Paris sich trotz ihrer sonstigen Schlauheit fangen ließen, schreit nach dem Schutz seiner Industrie. So entstand die Pariser Tagung. Sie ist vorüber und man weiß auch, was darüber in Paris erzählt wird. Von den in der Konferenz beratenen Traktanden ist dem Inhalt nach am wichtigsten die Schaffung eines einheitlichen Zollringes der Entente-Länder mit einem Doppeltarif für befreundete und andere Staaten. Die heutigen Neutralen können sich durch ein der Entente wohlgefälliges Benehmen zur Stellung einer befreundeten Nation aufschwingen. Die Utopie dieses Vorhabens und daß der Schaden dabei für England größer wäre als der Nutzen, wurde bereits von anderer Seite zu zeigen versucht. Für die Entente-Länder außer Frankreich und England hat die Konferenz selbst den indirekten Beweis für die Schädigung der Länder erbracht. Japan blieb der Tagung mit klarer Motivierung fern. Rußland fand den Weg nach Paris zu weit für ein paar Delegierte. Diese hätten ja nicht unbedingt den allerdings weiten Weg der 9000 gesandten Hilfstruppen machen müssen. In der Ausrede lag eine stillschweigende Absage und nachdem man dazu entschlossen war, wollte man auch Zeit und Reisekosten für Unnützes sparen. Italiener kamen, aber man sagt, sie sollen schon in Paris wieder Erwarten energisch aufgetreten sein und zum Schluß rundum erklärt haben, daß man ohne Deutschland nicht leben könne. Dies, was kaum ein Schweizer Redakteur an der Quelle erlauscht hatte, wurde einige Tage darauf in extenso in einem Mailänder Blatt von einer Seite auseinander gelegt und begründet, die ohne Regierungs-Wissen auch

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in normalen Zeiten dies wahrscheinlich niemals getan hätte. Die Liliputaner, die nach Paris geladen, zählen nicht, da bei ihnen, wie man auch in Paris und London längst weiß, nur der materielle Vorteil maßgebend ist und sein wird, den aber werden sie im Zollring nicht finden.

So zerfällt der Ring des feisten Königs, noch ehe die kriegerischen Vorarbeiten für den Hauptzweck die wirtschaftliche Eindämmung und wenn möglich Isollerung Deutschlands erreicht war. So bleiben als die tief betrübt Hinterbliebenen dieses einstmaligen Goldonkels Frankreich und England. Daß Frankreich sich auch nach einem Zollkrieg sehnt, dafür bietet außer dem heutigen Regierungssystem, fast möchte ich sagen, die Geschichte eine historische Berechtigung. Der Doppeltarif war schon früher der vom damaligen französischen Handelsminister Melin gefundene Stein der Weisen, mit dem man das Wunder der Rettung und Heilung der französischen Industrie vollbringen wollte. Der daraus sehr oft entstehende Zollkrieg ist in der jüngsten Handelsgeschichte Frankreichs eine so geläufige Erscheinung, daß man ihn zu den Formen, welche am häufigsten vorkommen, rechnen muß. Diese Zollkriege waren, so behaupten französische Nationalökonomen nicht angestrebte Unternehmen, sondern im Interesse Frankreich unvermeidlich. Seit 1892 hat Frankreich Zollkriege mit Spanien, Portugal, Rumänien, der Schweiz, Italien, den Vereinigten Staaten und einer Anzahl exotischer Staatswesen geführt. Die jüngere französische Handelspolitik ist so wechselnd wie seine Minister und so fehlt seiner Zollpolitik jedes System. Stetigkeit ist aber, ob Freihändler, ob Schutzzöllner, die erste reiche Bedingung für eine aussichtsvolle Wirtschaftspolitik. Als Beweis, wie schlecht die Herren im Auswärtigen und mit ihnen das Parlament damit getan haben, dienen die Zahlen für den Außenhandel. Nach ihnen ist der Außenhandel in allen Ländern, ausgenommen als Spanien, seit 1891 mehr gestiegen aber in Frankreich. Das Beibehalten gar Verstärken dieser Politik würde sächlich aber die Industrie, welche hauptlich eine solche von Luxus- und Qualitätsware ist, noch mehr schädigen, wenn ihr mehrere Kulturländer mit ca. 150 Millionen Menschen als Absatzgebiet entzogen würden. Als Entschuldigungsgrund für das Gehen mit England ist für Frankreich, daß es sein bester Kunde, 30 Prozent der französischen Ausfuhr geht nach England, Belgien und Deutschland teilen sich je zur Hälfte in das andere Drittel. Diesen einen Grund halten die französischen Diplomaten für hinreichend mit England durch dick und dünn auch nach dem Kriege zu gehen.

Nicht nur die Feinde rüsten im Frieden, auch in Deutschland steigen solche Friedenstauben auf. Als eine Rüstung für den Frieden gegen den äußeren Feind bezeichnen die Handelsleitartikler den Zusammenschluß, ein politisch ungefärbtes Wort wählen, der großen Firmen der deutschen Farbenindustrie. Tatsächlich Die bisher in 2 Interessengemeinschaften getrennten großen Firmen der deutschen Teerfarbenindustrie, die Großkonzerne der Farbenindustrie, Bayer & Co. — Badische Anilin — Anilin Berlin-Treptow, und Höchst-Casella Kalle & Co., haben sich zu einem gemeinsamen wirtschaftlichen Verband zusammengeschlossen. Grund: In den ersten kurzen Nachrichten hieß es gemeinsamen Vertretung und Geltendmachung ihrer Außenforderungen Betrage von ca. 100 Millionen Mark beim Friedensschluß. Dann hieß es um den innerlich ausgereiften Expan-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sionen der ausländischen Industrie eine noch stärkere Konsolidierung des deutschen „Gewerbes", den französisch-englischen Gemeinschaftsexperimenten eine geschlossene deutsche Front entgegen zu halten. Dann hieß es weiter in der Begründung der Verwaltungen für diesen Vereinigungsvorschlag, daß zwischen den Gesellschaften eine Interessengemeinschaft nach dem Muster, wie sie zwischen den Elberfelder Farbenwerken, der Badischen und der Treptower Anilinfabrik bestehe, geschlossen werden solle. Kramt man in seiner Kartothek und sucht die damalige Vereinigungsliteratur, so ist dort auch von einem ziemlich weitgehenden Zusammenschluß die Rede, auch im Innern der Unternehmen, so vom Austausch technischer Neuerungen und von Vereinigung und Aufteilung der Gewinne nach bestimmtem Schema. Während man noch nachdenkt, welchen nationalökonomischen Titel man dieser neuen Verbrüderung geben soll, spricht Norden im Berliner Tagblatt von einem trustähnlichen Konzern, spricht im nächsten Absatz vom Stahlwerksverband, der während des Krieges seine Preise um 50% erhöhte und vom Kohlensyndikat, das nur durch die bekannte Staatseinmischung vor solchen nur dem Trust möglichen Maßnahmen bewahrt blieb. Das ganze krönt er mit dem Titel „Gegen äußere und innere Feinde".

Dieser ganzen Auffassung möchte man entgegen halten, daß die Machenschaften der Engländer und Franzosen und nicht zu vergessen der Amerikaner, die sich um jeden Preis eine Farbenindustrie, wenn nicht selbst schaffen, so doch erkaufen möchten, nicht ungefährlich ist für die beteiligten Kreise. Anderseits muß man zugeben, daß ein Zusammenschluß von 250 Millionen Kapital mit 100 Millionen Außenständen, die in ein gut Teil des in dieser Industrie investitierten Kapitales und der 800 Millionen des Außenhandels auf diesem Gebiete in sich schließt, kritisch besprochen werden darf heute selbst mit dem Ruf: Videant Consules. —

Dr. Löffl.

Der Zerrspiegel

Jedes Wesen hat eine persönliche Gleichung. Nur so, oder so kann es die Welt kraft seiner organischen Anlage erleben. — Es reflektiert wie ein Spiegel, der stets individuell ist, das Bild des Kosmos. Das Bild, nicht den Kosmos.

Ein Spiegel, wenn er rein und scharf, — wenn das Individuum lauter und gesund ist; muß klare Bilder geben. Aber der Spiegel kann Krümmungen und trübe Flecken aufweisen. Oder man kann ihn absichtlich modifizieren. Und dann wird das zurückgeworfene Bild ein Zerrbild.

Und wir haben lange die Bilder, welche der englische Spiegel zurückwarf ertragen. Wir haben das, was wir sehen wollten, durch Vermittlung des englischen Spiegels gesehen.

Anerkennen wir den Engländern ihre Eigenschaften der Zähigkeit und Zielstrebigkeit. Auch ihre soldatischen Eigenschaften. Es stände uns nicht an, dergleichen zu verkleinern. Wer verkleinert, ist schwach.

Aber . . . der Deutsche ist den Engländern selber seit je nur im Zerrspiegel erschienen, systematisch gezeigt worden. — Der englische Soldat läßt sich oft eher töten, als daß er sich uns gefangen gäbe. Es wäre falsch, darin Heldentum zu sehen. Er ergibt sich nicht, weil er den Deutschen für eine niedere Rasse hält; so wird systematisch in Schule, Presse und Erziehung, dem Briten ein Zerrbild der Deutschen ge-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wiesen und ein Dünkel erzeugt. — So denkt der Hafenpacker, so der Earl vom Deutschen. Wie wir lieber im Kampf gegen einen Neger fallen, als uns ergäben, so fühlt der Tommy gegen uns. — So erzielen die Briten Widerstandskraft.

Der Engländer liefert, wenn er irgend wen, irgend was verdächtigen, herabsetzen will, das Zerrbild dieses Objektes seiner Pläne. — Er stempelt es als minderwertig, raubt ihm die Sympathien, schaltet dann damit nach Belieben. — Und bemüht sich, solange es ihm nützt, das Zerrbild ängstlich aufrecht zu halten, keinem wirklich das wahre Bild zu enthüllen...

Beispiele gibt es dafür aus alter und neuer Geschichte.

„Der tolle Mullah" ist der Welt als „toll" verschrieen worden. — Man gab aus England nur diese Formel in Umlauf. — Er ist nicht toll, aber sehr klug. — Er durchschaute die englische Politik im Sudan und wehrte sich. — Durch Popularisierung seines Zerrbilds aber hatte sich England freie Hand verschafft.

Mit dem „Kranken Mann", der Türkei, liegt es ähnlich — der Krieg erst mußte die Welt lehren, was es damit auf sich hat.

Irland ist uns methodisch seit Jahrhunderten von England im Zerrspiegel gezeigt worden. — Es ist entwertet und der Sympathien der Mitwelt beraubt worden. — Man stellte die Iren als Trinker, Syphilitiker, Tuberkulöse, Anämische, Rhachitiker u. s. w. dar. Das Land wurde uns als unfruchtbar, wild, rauh, schlecht und ungastlich geschildert. Irland verlor, weil wir aus englischen Quellen schöpften, weil England uns nur in den Zerrspiegel gucken ließ, kurze Anteilnahme. — In Wirklichkeit sind aber die Iren flug und gesund. Man hat dort hungersnöte künstlich erzeugt, die Menschen dadurch dezimiert und atrophisiert; das Land ist reich, fruchtbar. Es war früher eine Kornkammer. Viele bedeutende von uns fälschlich englisch gerechnete Staatsmänner, Künstler sind Iren. —

Der Krieg wurde zum Sport entwertet. Man feierte nicht dort unsere heroische „Emdenmannschaft" als Krieger, als Erwählte, als Geweihte. Sondern als „fine sportsmen." So schrieb die Westminster Gazette.

Man „degradierte" den Krieg zu einer „Sublimierung" des Sports, entkleidete ihn seiner Würde, seines tragischen Ernstes. Und mit welchen Folgen kann man sehen.

Der berühmte Tennisweltmeister Wilding, ein Angloaustralier, kaufte sich doch tatsächlich in Verkennung des Tragischen im Kriege eine Kanone und führt neben einer englischen Batterie für sich Artilleriekampf; als Sport. Dieses Zerrbild war ihm übrig geblieben, so lange bis ein deutscher Volltreffer ihn zerriß.

Man benutzte dieses Zerrkonterfei im Werbefeldzug. Man stellte das Ganze des Kriegs mehr als Vergnügen, als Abwechslung mit pikante Einschlag dar; als Reise in fremde Länder mit Sportbetrieb. So konnte es geschehen, daß englische Offiziere in vollkommener Verkennung der Umstände, — Neulinge und Verblendete — mit Stöckchen, Zigarette und Foxterrier an der Leine in den Sturmangriff gingen. Man schoß sie ab wie Scheiben bei Schützenfest. —

Ein englischer Offizier ritt, ritt in unendlicher Torheit, mit seinem Bulldog neben sich, in den Sturmangriff. Man fand Reiter, Pferd und Hund später durchbohrt von Kugeln. — Später wurden die Offiziere klüger und machten sich ihr eigenes Bild von dem Grausen des Krieges.

Dr. Spier (im Felde)

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die neuen Langenbändchen

Langens Mark- und Kriegsbücher. (Albert Langen, Verlag, München.) Band 9—11, resp. Bd. 16 und 17: W. Freißler, „Der Hof zu den Nußbäumen"; Korfiz Holm, „Schloß Uebermut"; Gustav Meyrink, „Der heiße Soldat"; Alexander Castell, „Die letzte Begegnung"; Adolf Köster, „Brennendes Blut."

Zu den besten deutschen Novellenbücherreihen gehören diese Mark- und Kriegsbücher: hier wird gut geheftet oder kartonniert und gedruckt, eine literarisch gut gewählte Anzahl, um nicht zu sagen Unzahl, zeitgenössischer Novelletten geboten. In der Markbücherſammlung teilweise ältere, schon früher herausgegebene, Werke, jetzt billiger, in der andern natürlich nur ganz aktuelle Arbeiten. — Daß alle unter dem Titel Novelle erscheinen, zeigt uns, wie verschieden Novelle und Novelle sein können. Denn während die Freißler'schen Erzählungen teilweise rasch, wenn auch mit sicherer Hand, hingeworfene Kriegsskizzen sind — mit Ausnahme der sehr interessanten, wenn auch ein wenig konstruierten Arbeit „Die Familie", die wir schon aus dem Simplizissimus kennen — mutet Holms baltische Novelle wie eine „echte" Novelle an, d. h. sie behandelt kürzer und knapper ein eigentliches Romanproblem, Meyrinks Geschichten wiederum stellen eine ganz andere Art Literatur dar: ihr Wert liegt gerade darin, daß man sie nicht einregistrieren kann. Eigenartigeres — und doch dazu in diesem kassisch-ruhigen Stil — wird augenblicklich in Deutschland nicht geschrieben. — Die Köster'schen Kriegsnovellen sind richtige novellistische Feuilletons, wenn auch dichterischen Gepräges. Eigentliche Novellen, künstlich entworfen und (wenigstens) innerlich erlebt, was sie weder besser noch schlechter macht, d. h. erscheinen läßt, als die anderen Arbeiten, sind die Arbeiten von Castell: Dieser Schweizer zeichnet in ihnen Stoffe aus dem „Rund um den Krieg", aber auch aus dem Krieg selbst, die, wenn sie auch nicht immer wahrheitsgetreu sein mögen, durch die Kunst „echt" werden.

Siegfried Berberich

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27

Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.

Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rußland oder England

Von J. P. Buß (Heidelberg)

Das Problem Rußland-England ist in der jüngsten Gegenwart wieder zum überragenden Konzentrationspunkt der deutschen auswärtigen Politik geworden. Sicher wird unsere zukünftige Weltpolitik in vieler Hinsicht durch die einstigen politischen Beziehungen zu beiden Mächten, oder zu einer von beiden, bedingt sein. Vor allem wird es gelten, in Zukunft eine derartige feindliche Mächtekonstellation nicht mehr aufkommen zu lassen, wie sie uns heute noch gegenübersteht. Denn eine allgemeine Interessengemeinschaft, wie sie das die englischen Vertreter immer noch wahr haben möchten, stellt die Entente mit ihren beiden größten Gegenpolen: Rußland-England gewiß nicht dar.

Erst das Eintreten in das Stadium der Weltpolitik hat unbekanntermaßen die Gegnerschaft Englands und Rußlands zugezogen. So war denn auch die Kontinentalpolitik Bismarcks weder auf einen Krieg mit Rußland noch auf einen solchen mit England eingestellt. Wir sind aber aus der Sphäre dieser Kontinentalpolitik herausgetreten nicht unabhängig von der Konstellation der übrigen Großmächte, sondern gebunden; gebunden direkt durch das Bündnis mit Oesterreich-Ungarn mit seinen traditionellen historischen Entwicklungsgegensatz zum Zarenreiche, indirekt durch die Wesenhaftigkeit einer kontinentalen und weltpolitischen Beschränkung, die unsere Stellung auf dem Festlande selbst zu gefährden drohte.

Nach Verlauf und Begebenheiten des Weltkrieges ist es heute die Ansicht eines überwiegenden Teiles namhafter politischer Publizisten Deutschlands, daß eine nottuende entscheidende Wendung des Krieges mit einem Teil des feindlichen Staatenlagers

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit Rußland herbeigeführt werden muß. Den Entscheidungskampf mit England haben diese Politiker aufgegeben, zum Teil auch aufgeschoben und die Schaffung eines „modus vivendi" mit diesem Gegner ist ihnen erwünscht. Lic. Paul Rohrbach, der Publizist der Regierungskreise, formuliert nun sein politisches Programm ausschließlich gegen den russischen Gegner: „Klarheit im Osten" ist die These seiner heutigen Politik. Bei Beginn des Krieges gab er noch den Worten Ausdruck, die in Sonderheit in jenen Tagen die Herzen der leitenden Politiker und aller vaterländischen Deutschen voll und ganz erfüllte: „Unser eigentlicher Feind und nicht nur der unsrige, sondern auch der Feind der europäischen Kultur im Ganzen, der um seines eigenen Geschäftsprofites willen Deutschland dem Moskowitertum ausliefern und den deutschen Gedanken in der Welt vernichten wollte, ist England. Mit England darf kein Friede geschlossen werden, bevor Englands Macht zu schaden, auf immer zerstört ist .... Wir wissen, daß Mittel und Wege dazu vorhanden sind, und daß die Entschlossenheit besteht, sie zu benutzen. Nur dann wird Deutschlands Zukunft sicher sein. Schonung gegen England ist jetzt „Verrat an der Zukunft des eigenen Vaterlandes."

Entgegen dieser Schwenkung in der auswärtigen Politik Deutschlands steht in unseren Tagen noch am augenscheinlichsten die Gruppe derer, die sich um Graf E. zu Reventlow scharen und die im Kriege Englands, das den Weltbrand nicht zu verhindern gewillt war, einen echt englischen Vernichtungskrieg gegen die stark emporkommende und daher gefürchtete Kontinentalmacht sehen, die immer wieder betonen, daß es sich für England in erster Linie in diesem Kriege um die Vernichtung des wirtschaftlichen Nebenbuhlers und dann erst um die Befreiung der Welt vom preußischen Militarismus handle: „Seine Freiheit und eine für die Zukunft gesicherte Unabhängigkeit kann das deutsche Reich und Volk sich nur gegen Großbritannien erringen, sei es in diesem Kriege, sei es in einem folgenden. Es ist daher eine weltgeschichtliche Grundfrage, ob ein großes Volk in seinem Daseins-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kampfe seinen wahren Gegner erkennt und die richtige Front einnimmt. Tut es dies nicht, paktiert es mit seinem wahren Gegner, so verpfuscht es sich seine Zukunft.

Man hat oft, und nicht mit Unrecht, gesagt, der englisch-russische Gegensatz sei tiefgehender und unüberbrückbarer als der zwischen Deutschland und dem Zarenreiche bestehende. Und in der Tat hatte im Zeitalter des eisernen Kanzlers die Weltgeschichte den Charakter eines Duells zwischen Rußland und England angenommen. Rußland hatte bedeutende Interessensphären in Kaukasien, Persien und Transkaspien erworben, die die Machtstellung Englands in Indien zu bedrohen im Begriffe standen. Die englische Politik hat es in ihrem eigenen Interesse glänzend verstanden, Rußland diesen gefahrdrohenden Weg wenigstens für das nächste Menschenalter zu verlegen. Für Eduard VII. aber galt es noch als größtes Hindernis, den weltpolitischen Gegensatz zu Rußland zu überwinden, um an eine Isolierung Deutschlands heranzutreten.

In dem ungeheuren Kampfe, der, von dämonischen Kräften gezeugt, über die Völker der Welt hereingebrochen ist, stehen wir Deutsche gegen die beiden gewaltigsten Weltreiche, von denen jedes über einen dominierenden Fond tiefer innerer Triebkräfte und ragender äußerer Machtmittel verfügt. Geruhigter Blick und reale politische Erkenntnis auch der Größe dieser Gegner tun uns gerade jetzt nach zwanzigmonatlicher Kriegsdauer mehr denn je bitter not. Englands Weltmachtstellung beruht nicht nur, was man heute allzu leicht anzunehmen geneigt ist, auf der Bedingtheit seiner isolierten Lage, auf der rücksichtslosen Anwendung seiner Machtmittel und auf der Staatskunst einer traditionellen auswärtigen Politik, sie schöpft vielmehr immer wieder neue Lebenskraft aus der „Ueberlegenheit des angelsächsischen Typus", die sich, nach Schulze-Gävernitz, in einer hohen Potenz für „kapitalistische, sexuelle, nationale und soziale Disziplinierung" äußert. Dem Engländer ist die Sicht in die Weite, der Blick über die Welt gewissermaßen angeboren und solcher Art die Vor-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stellung der britischen Welthegemonie ins Blut übergegangen. Das Weltmeer muß einen Tyrannen haben und nicht mehrere Herren — das ist die unerschütterliche Ueberzeugung der englischen Volksseele. Jenes Ignorieren jeder neuemporkommenden anderer Kräfte birgt andrerseits in sich den Keim der unabwendbaren Gefahr der Zukunft des Inselreiches.

Die egozentrische Entwicklungsrichtung des englischen Staatsorganismus laviert in dieser Hinsicht in dem Stadium des Absterbens. Gerade solchen Erwägungen gemäß sind für die große Politik Englands, wie K. Kjellén so treffend motiviert, „immerfort neue Jagdgebiete nötig, nicht bloß um der neuen Beute willen, sondern auch um die alte sicher zu stellen.

Der Gegensatz zu Rußland ist ohne Zweifel politisch greifbarer zur panslavistischen Machtpolitik mit der Spitze gegen Besitz der Meerengen gewendet nun einmal da, seitdem Deutschland die frühere angebliche Rolle Englands in der Türkei übernommen hat und von einer jahrhundertealten Tradition. Das ist ein Kampf um reale Machtgegensätze, in dem die beiden Gegner mit dem Vollmaß ihrer Kräfte vielleicht ein entscheidendes Ausfechten herbeizuführen vermögen. Gelingt es der Konzentration unserer Strategie oder dem Geschick unserer Politik, hier Rußland endgültig abzulenken, so ist aus dem Gebäude der englischen Rechnung der tragendste Grundstock ins Wanken geraten.

Wie aber auch der Krieg, der nach den tiefempfundenen Worten des Kanzlers ein deutscher Verteidigungskrieg und nicht mehr ist, enden mag, wie auch das Bild der zukünftigen Weltlage beschaffen sein wird — weltpolitisch müssen wir uns nach dem Kriege frei betätigen können. Wir müssen als ein bleibendes Ergebnis dieses Krieges dem „Circulus Vitiosus“ der auswärtigen Politik des Deutschen Reiches entrinnen, der in dem Zusammenhange zwischen Welt- und Kolonialpolitik begründet ist.

Das Stadium der Kontinentalpolitik muß ganz überwunden werden in dem Sinne, daß unsere einstige Kontinentalpolitik dem

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

deutschen Reiche und seiner wirtschaftlichen Expansion, der Gestaltung unserer Weltpolitik keine Beschränkungen mehr auferlegt.

Schon Ruedorffer hat eine solche Entwicklung unserer Politik vorausgesehen; „Es gilt zunächst das deutsche Reich von dem Alpdruck der gegnerischen Bündnisse, der bis Bismarck bedrückte, zu befreien." So wäre z. B. ein erfolgreicher Abschluß des Krieges mit Rußland in nicht allzu ferner Zukunft gleichermaßen der empfindlichste Schlag, den wir unserem britischen Gegner versetzen könnten, der solcher Art nicht nur seines besten „Kontinentaldegens" beraubt wäre, sondern auch unseren weltpolitischen Druck auf England entscheidend verstärken würde. Die Entscheidung über die künftige deutsche Weltpolitik fällt somit auf dem Kontinent, denn wird es uns gelingen, den Zusammenschluß unserer Gegner her zu sprengen, so wird unsere Weltpolitik, frei von kontinentalen Rückwirkungen, einer glänzenden Epoche entgegensehen können. Ist unsere Stellung auf dem Kontinent einmal sichergestellt, so haben wir ipso iure weltpolitische Bewegungsfreiheit.

Dann wird die Welt vielleicht ihren sittlich-gesundesten Kern endlich kennen und verstehen lernen.

Zur Stunde aber muß die These noch lauten nicht Rußland noch England noch Rußland oder England, sondern Rußland und England.

Das Ideal der republikanischen Feldherrn

Von Franz Wugk, Hannover

Frankreich wird heute nicht nur durch den Krieg sondern auch durch eine innere Krise erschüttert, die trotz aller Kabinettsumgestaltungen und aller feierlicher Verkündungen „heiliger Einigkeit" unlösbar scheint. In Wahrheit ist diese gegenwärtige Krise freilich eine Szene aus dem nun seit länger als 125 Jahren spielenden Drama des Ringens zwischen den verschiedenen Gewalten im französischen Staat. Gleich nach Kriegsausbruch begann der Kampf zwischen dem Parlament und der durch Staatspräsidium und Ministerium verkörperten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Exekutive; neuerdings hat eine Frontverschiebung stattgefunden; die Demokratie ist mit der obersten Heeresleitung in Streit geraten. Und wieder hören wir den Satz, daß die Republiken an ihren Heeren und durch ihre Heere sterben, als einen apodiktischen aussprechen. Demgegenüber muß erstens bemerkt werden, daß die französische Republik in ihrer politischen Eigenart und mit ihren besonderen geschichtlichen und gesellschaftlichen Voraussetzungen nicht als maßgebend angesehen werden kann für eine allgemeingültige Beurteilung des Verhältnisses von Demokratie und Armee — ebensowenig wie ja die französischen Kammerzustände etwas gegen den Parlamentarismus an sich beweisen. Zweitens aber kann auch das 1789 geschaffene neue Frankreich den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, dem großen militärpolitischen Problem eine nahezu ideale Lösung gegeben zu haben — aber freilich nur vorübergehend und unter ganz einzigartigen Verhältnissen, die sich nicht wiederholt haben und auch schwerlich wiederholen werden. Von Valmy bis zum 18. Brümaire hat Frankreich ein wahres Volksheer und vor Allem wahrhaft republikanische Heerführer gehabt. Unter ihnen ragen Marceau, Kleber und Hoche hervor. Hoche aber ist der eigentliche Liebling der reinen Demokratie und das mit Recht. Ein Kind des Volkes ist er im Glanz der Jugend und Ruhms dahingeschieden und wenn sogar ein Napoleon-Schwärmer wie Stendhal dem großen Nebenbuhler und Nachfolger Hoches den schweren Vorwurf nicht ersparen konnte, „seinem Lande die Freiheit gestohlen zu haben", durfte man Hoche, der so arm starb, daß die Regierung später für seinen Vater sorgen mußte, die Denkmalsinschrift bestimmen: „Er starb zu früh für Frankreich und wenn er weiter gelebt hätte, würde sein immer wachsender Ruhm niemals der Freiheit seines Vaterlandes etwas gekostet haben."

Mit 16 Jahren ließ sich der hübsche Stallbursche Louis Lazare Hoche für die Füsiliere der Gardes-francaises anwerben. Fünf Jahre brauchte Hoche, um Korporal zu werden. Da kam der Bastillensturm — und in weiteren fünf Jahren ist Hoche General und Oberbefehlshaber der Streitkräfte vorm Feinde. „Sein Blick ist der des Adlers, stolz und weit — so sagt einer seiner Offiziere von dem neuen Heerführer —; er ist stark wie das Volk, jung wie die Revolution." Seine Truppen begrüßt er mit einem Tagesbefehl, in dem es heißt: „Bürger, ich werde euch nicht ein Vertrauen anbefehlen, das mir erst die Zeit und meine Führung erwerben muß. Ihr werdet mich in allen Lagen darauf bedacht sehen, euren Bedürfnissen entgegenzukommen — bereit, euch gerecht zu werden und mit aller Macht die Gesetze der Republik aufrecht zu erhalten, der wir unser Dasein verdanken." Alle Franzosen haben für Hoche gleiche Rechte, welche Stellung sie auch im Heer einnehmen; mit größter Strenge bestraft Hoche daher Offizier — sogar Generäle — die gegen ihre Untergebenen Schimpfworte gebrauchen. Die royalistischen Bauern, die er unterwerfen soll, sucht er

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Milde zu gewinnen. „Ich bin nicht gekommen, die Bevölkerung aus-
sondern um dem Gesetz Achtung zu verschaffen. Sie möge die Waffen
, friedlich nach Hause gehen, die Republik nicht mehr beunruhigen
uns nur noch Brüder, Freunde, Franzosen sehen." Ueber das Ver-
den Zivilisten sagt Hoche in einem Tagesbefehl vom 19. November 1794 =
blikaner verteidigt die Bürger seines Staates; er schützt die Schwachen
Unterdrückung durch die Starken, läßt streng das Eigentum achten
Unglücklichen und liebt sie alle ... Ein zuchtloses Heer ist die schlimmste
Landes, das es besetzt hat und verteidigen soll." Müde der ewigen
nschuldigungen und Untersuchungsverfahren, will Hoche sein Amt
und schreibt: „Wenn die Gesetze, der Staat und die vom Verbrechen
Tugend verteidigt werden müssen, werde ich immer dabei sein; ich
en Degen wieder nehmen, den ich jetzt mit einem gewissen Vergnügen
will." Hoche predigt religiöse Duldsamkeit und erklärt im Krieg
Houans, daß seine Truppen die Freiheit aller Kulte und die Sicher-
eistlichen schützen werden, wenn diese die Gesetze beobachten und
Aufruhr zu hetzen, Frieden und Einigkeit unter den Menschen pre-
en. Dem Wohlfahrtsausschuß empfiehlt er, die widerspenstigen
Freiheit zu setzen, sie Messe lesen zu lassen, sie womöglich zu be-
gegen die Häupter der Vendéepartei auszuspielen. Fehlt einmal
seiner Kriegskasse, hilft Hoche, so gut er kann, mit seinen paar Louis
oyalisten suchen ihn mit Aussicht auf Reichtum, Ehren, ja sogar
rung schöner Aristokratinnen zu gewinnen; vergeblich! Hoche ruft
er den Bauern zu, daß er nicht als Unterdrücker, sondern als Be-
alten Joch, von Zehnten, Fronden, Feudalhörigkeit kommt; mit
r deshalb an das Direktorium schreiben: „Ich erstrebe nicht so sehr
Siegers als die Rolle des Friedenstifters." Von Gemäßigten wie
ern wird ihm seine zu große Milde vorgeworfen; er antwortet:
epublik habe ich ihren Waffen Achtung verschafft und ich werde ihre
um äußersten bekämpfen, aber ich werde auch mit allen passenden
e zur republikanischen Regierung zu verbreiten suchen .... Die
ioten, diejenigen, die nicht im Krieg eine Spekulation sehen, die-
er Republik um ihrer selbst willen dienen und nicht, um sich zu
rden in mir den Mann finden, der sie mit seiner ganzen Kraft
Man klagt ihn auch an, Diktaturgelüste zu haben; er verteidigt sich:
wir selbst die eigentliche Militärregierung verab-
e ist die Regierung für Sklaven und kann deshalb nicht Männern
it ihrem Blut die französische Freiheit erkauft haben. Das Direk-
aß wir als erste die Erhaltung der Verfassung geschworen haben,
ter sind und im Einvernehmen mit den bürger-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lichen Behörden, ohne die wir nicht vorgehen können und dürfen, den Uebeln ein Ende machen wollen, an denen das Vaterland leidet." Hoche maßregelt rücksichtslos die Offiziere, die — unter Mißbrauch des Belagerungszustandes — es an der schuldigen Achtung vor der Zivilobrigkeit fehlen lassen: er begründet seine Strenge in einem Brief an den Kriegsminister. „Die Natur des Menschen — sagt er — und vor Allem die des Soldaten, hat eine so offenbare Neigung zum Herrschen, daß man ihr gar nicht genug Fesseln anlegen kann. Gewiß finde ich, daß die den Heerführern eingeräumte Bewegungsfreiheit notwendig war, aber niemals habe ich eine Militärregierung einrichten wollen und noch weniger der Herr einer solchen Regierung sein. Lieber Gott, was wäre denn eine Republik, in der ein Teil der Einwohner einem einzigen Mann unterworfen wäre? Und was würde da aus der Freiheit?... Wir müssen uns in die Schranken unserer Instruktionen einschließen und vor allem vermeiden, daß man mit Verdruß die Ausdehnung unserer Vollmach[illegible] bemerkt, die nur kurze Zeit dauern sollen. Dies, Bürger, ist mein Glaube[illegible] bekenntnis; ich werde mit größter Erbitterung die Feinde der Republik v[illegible] folgen, ich werde aber auch die Freiheit schützen und die körperliche und mo[illegible] lische Ruhe der guten Bürger. Ich werde mich stets sehr glücklich schätzen, wenn ich als Lohn meiner Mühen ihre (der Bürger) Achtung und ihr Vertrauen gewinne." Die Verleumdungen hören nicht auf. Man sagt: „Dieser Hoche, der in einem Hundestall des früheren Königs geboren ist, will den Cromwell spielen gegenüber Männern, die ihr Alter und ihre Stellung über seine Unverschämtheiten erheben." Darauf erwidert Hoche aus der Vendée: „Möge das Ende des Krieges kommen; möge das Vaterland, glücklich und frei, nicht mehr meiner Dienste bedürfen; und der Sohn des Hundestallknechts wird ohne Bedauern den Degen des Generalissimus niederlegen, um den Spaten der Bauern wieder zu ergreifen." Bei der fünften Gedenkfeier des Tuileriensturmtages preist er die Großtaten der republikanischen Heere und singt doch das Lob des Friedens: „Der Frieden, o meine Waffenbrüder — wie süß spricht sich dies Wort aus, welch' ein Ruhm wird es für Euch sein, seine Segnungen am Herzen eines Vaterlandes zu genießen, das nach Euch die Arme ausbreitet." Wenn wir heute in Frankreich fortwährend die Spuren des „Bundes von Säbel und Weihwedel" vor uns sehen, ist Hoche, trotz oder gerade wegen seines eigenen religiösen Empfindens und seiner kirchlichen Duldsamkeit, ein abgesagter Feind der priesterlich-rückwärtselnden Machtgelüste des damaligen Antirepublikanismus. Am 28. Februar 1797 schreibt er an Carnot: „Ich habe gesehen, wie die Geistlichen handeln und als ich sah, worauf sie hinauskamen, habe ich begriffen, daß man nicht mehr in ihren Händen den Unterricht und die Erziehung der Familien lassen dürfe. Die Theokratie macht nur Knechte; sie nimmt das Kind schon in

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wiege und gestattet ihm keinen Augenblick der Freiheit mehr; sie zwängt es
allen Seiten ein; sie macht ihm Furcht vor Allem; sie gibt ihm tatsäch-
Nichts Aufklärung .... Es ist heute nicht möglich, eine solche Herr-
ertragen und sie wieder herbeizuführen ... Man muß also, unter
der christlichen Religionsgebräuche, dem Priestertum den Unterricht
einden und eben dadurch die Führung des ganzen öffentlichen Geistes
Nach Hoches Meinung sollte man sich nicht mehr so viel um alle
mmern; man sollte sie ihren Kirchendienst ausüben lassen, und es
dem Fanatismus die Nahrung des Märtyrtums zu geben; man
eistlichen überwachen, aber nur diejenigen strafen, die gegen die Repu-
en, gegen sie Verschwörungen anzetteln und dadurch Aufruhr
Schließlich ist Hoche auch nicht für völlige Gleichmacherei
ublikanischen Armee. „Wir sind nicht alle für dieselbe Bestimmung
aß dieser oder jener Unteroffizier General werden kann — ganz
en! Aber ein wenig Geduld, daß er sich selbst bemühe, die
chzumachen; er muß zeigen, ob er aufsteigen kann. Nötigenfalls
ihm die Hand, aber steigen wir nicht selbst hinab!" Für Hoche sollte
nach außen den Frieden wahren, alle Eroberungen ablehnen,
en, sich mit Schwester-Republiken zu umgeben. Den emporkommen-
arte betrachtet Hoche mit Argwohn. „Er hat jetzt schon viel Geld
— so schreibt er an General Debelle — er strebt nach Unabhängigkeit
nach der Alleinherrschaft. Deshalb muß er von der republikanischen
herwacht werden."

glauben die Republikaner den Führer des demokratischen Muster-
zu können, d. h. des Heeres, das keinen „esprit militaire" hat;
er-Heeres ohne Militarismus; des Heeres, das nicht innerhalb
ine Körperschaft von Männern bilden will, die andere Gedanken,
efühle, andere Gewohnheiten und ein anderes Recht
s übrige Volk. Man behauptete schon den militärpolitischen Demo-
usgehenden zweiten Kaiserreiches gegenüber, daß es gar kein
e jenen „esprit militaire" geben könne; worauf
mit dem klassischen Paradoxon erwiderte, daß dann die Republik
e bedürfe, die gar keine Armee sei! Heute hat die
k ein Heer und ein Offizierkorps, das womöglich „militaristischer"
er benachbarten Monarchien — wie ihm wenigstens von seinen
Gegnern oft genug vor dem Kriege vorgeworfen ist; und selbst
hrer Gambetta gab zu, daß man heute Hoche's Heer und Hoche's
mus nicht nachmachen könne. Die Zeiten, die Sitten,
atlich-gesellschaftliche „Milieu" in Frankreich und im übrigen
sich völlig geändert. Aber wir begreifen es, daß die französischen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

echten Republikaner (es gibt deren nicht allzuviele) noch heute gerne zur Lichtgestalt Hoche's zurückkehren — und auch wir Bürger eines anderen Staates werden in Hoche's Gedanken viel Wahres und manches Begeisternde finden.

Slevogts Benvenuto Cellini

Von Paul Ernst

Zwei Arten von Verzierungen der Bücher sind möglich. Entweder man geht vom Buch als sinnlich vorliegendem Ding aus, oder vom Inhalt des Buches, also dem Geistigen.

Das Geistige zeigt sich nur beim Lesen; der Unterschied d[illegible] Verzierungen des Buches beginnt also nur bei der Druckseit[illegible] alles Andere bleibt künstlerische Ausgestaltung und Verzieru[illegible] des sinnlich vorliegenden Bandes.

Man kann die Druckseite rein sinnlich-künstlerisch auffassen als ein Gewirr von schwarzen Zeichen auf weißem Grund. Man hat dann also das Augenmerk auf die Verhältnisse des Druckspiegels zu richten, auf das Verhältnis des Spiegels zum Rand, auf die größeren weißen Lücken, welche unter Umständen durch die Absätze entstehen, auf den Durchschuß, den Zwischenraum zwischen den Zeilen und die Spatien, den Zwischenraum zwischen den Worten und Buchstaben; auf den Schnitt der Buchstaben, ihre Form und Schwere, das Verhältnis der großen zu den kleinen Buchstaben, auf das Verhältnis der Buchstabengröße zur Größe des Spiegels, auf das Höhen-, Breiten-Verhältnis der Buchstaben zu dem Höhen-, Breiten-Verhältnis des Spiegels. Dann kommt Qualität, Griffigkeit, Stärke, Farbe, Festigkeit, Glanz, Struktur des Papiers und Tiefe der Schwärze. Alle diese einzelnen Dinge scheinen sehr einfach; dennoch kommt es im Verhältnis zu der Unmenge von Büchern, welche gedruckt werden, ungemein selten vor, daß ein Buch wirklich vollkommen wird. In der ersten Zeit betrieb man die Druckerei noch als

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kunst; es war noch die Tradition der alten Kunstschreiber leben-
dig; deshalb schätzen wir heute Bücher aus diesen ersten Jahr-
zehnten so hoch, trotzdem ihr Inhalt uns nur noch sehr selten
interessiert. In den folgenden Zeiten sind es dann immer nur
wenige Drucker, die verstanden haben, ihre Bücher zu kleinen
Kunstwerken zu machen: die Aldus, Plantin, Elzevier, Cazin,
Bodoni, Didot und wenige andere.

Ganz außerordentlich erhöhen sich die Schwierigkeiten für die
künstlerisch-künstlerische Druckgestaltung, wenn man über die
Anordnung der großen und kleinen Buchstaben allein hinaus
kommt. Zunächst durch Initialen und dann durch Bilder.

Die Initialen und Bilder können so in die Seite hinein-
gewebt sein, daß die Seite einen einheitlichen Eindruck macht.
Man kann sie bekanntlich von Holzschnitt und Bleiguß abdrucken
lassen, so, wie man die Lettern abdruckt, daß also die er-
habenen Stellen, von denen man druckt, schwarz werden, oder
man druckt sie in Kupferstich oder Lithographie. In diesem Fall
muß der Bogen zweimal gedruckt werden; denn bei Kupferstich
sind die vertieften Stellen der Platte im Druck schwarz, und
bei Lithographie ist der Stein, von dem man druckt, glatt-
geschliffen, ohne Weiteres, daß Drucke von Holzschnitten oder
Bleigüssen leichter ein unmittelbar und sinnlich schönes Seiten-
bild ermöglichen werden; mir sind nur wenige Bücher bekannt,
bei denen es ganz geglückt ist, Kupferstich und Buchdruck zusam-
mengehen zu lassen. Aber auch wenn die ganze Seite durch
das gleiche Verfahren hergestellt ist, gelingt doch selten ein voll-
kommenes oder nahezu vollkommenes Werk. Der Reiz der alt-
italienischen Bücher mit Holzschnitten beruht zu einem großen
Teil darauf, daß es den alten Druckern gelungen ist, schöne
Seiten zu schaffen; die Holzschnitte an sich sind oft garnicht so
besonders hervorragend und machen gelegentlich sogar einen
etwas handwerksmäßigen Eindruck.

Ganz anders werden die Aufgaben, wenn man vom Geistigen
des Buches ausgeht. Das ist nur möglich, wenn der Künstler
eigentliche Illustrationen schafft.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hier haben wir zunächst den grundlegenden Unterschied, daß bei der ersten Art der Inhalt schon insofern gleichgiltig ist, als eben jedes Buch schön gedruckt werden kann; es kann aber nicht jedes Buch illustriert werden. In diesen Dingen sind die späteren Sammler das, was in der großen Kunst die sogenannte Nachwelt ist; ihr gemeinsames Urteil entscheidet endgültig den Wert. Nun ist sehr merkwürdig, daß bei illustrierten Büchern, auch wenn ein Werk nach seinem Inhalt an sich illustrierbar ist, doch von den späteren Sammlern ein Unterschied gemacht wird, den es bei den Büchern der ersten Gattung nicht, oder nicht in dem Maße gibt. Ein inhaltlich wertvolles Buch wird später immer höher bewertet wie ein inhaltlich wertloses, trotzdem beide gleich vollendet illustriert sein können. „Inhaltlich wertvoll" ist für den Bücherliebhaber freilich durchaus nicht gleichbedeutend mit literaturgeschichtlich geschätzt. Es wäre sehr merkwürdig, überhaupt einmal eine Untersuchung anzustellen über die verschiedene Bewertung der Bücherliebhaber und der Literaturhistoriker — vielleicht bekämen die Liebhaber nicht immer Unrecht. Ein illustriertes Buch, das auf die Dauer Wert behalten oder später sogar im Wert steigen soll, muß vor allem geeignet sein, daß man es behaglich, sorglos, mit schweifender Phantasie „durchschmökert"; es darf nicht hinreißen, sondern es muß zerstreuen, es darf nicht den Menschen ändern wollen, sondern es muß ihn unterhalten, seine Wirkung darf nicht kommen, wenn man es ausgelesen hat, sondern sie muß gleichzeitig mit dem Lesen sein: kurz, am Besten sind für die Illustration Bücher geeignet, welche einen bunten, sinnlichen, heiteren, nicht tiefen, lebenswarmen Inhalt haben. Wie das Talent jedes Künstlers sich schon in der Stoffwahl zeigen muß, so zeigt sich auch das Talent des Illustrators schon in der Wahl der Bücher, welche er illustriert. Die Bedingungen treffen vor allem auf die eigentliche Epik und die Novellistik zu.

Man kann drei Perioden in der Bücherillustration unterscheiden, wenn man nämlich die alten italienischen Holzschneider

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in den Buchschmuckkünstlern rechnet: die deutschen Holz-
des 16., die französischen Kupferstecher des 18., und
die französischen Holzschneider des 19. Jahrhunderts. Aus dem
chen Holzschnitt des 19. Jahrhunderts sind bekanntlich
Illustrationen entstanden, und auf Menzel ruht offen-
ogt.

Slevogt hat sich doch noch weiter von Menzel entfernt
zel von den Franzosen: es kündigt sich in seinen Bild-
neue Periode der Illustration an, vielleicht kann man
, daß sie in ihm schon vertreten ist: eine Illustration
dem ausgebildeten Impressionismus in der Malerei

eigt sich schon in der Technik. Die französischen Illu-
zeichneten hauptsächlich für den Holzschnitt; sie schnitten
cke nicht selber, sondern ließen sie von ihren Holz-
herstellen. Wo sie die Lithographie anwendeten, zeich-
gleichfalls wohl nur äußerst selten oder garnicht selber
Stein, sondern ließen ihre Zeichnungen von Lithographen
n. Dadurch kam es, daß sie die eigentlichen Quali-
Lithographie nicht ausnützten: die Möglichkeit, das
Unbestimmte, Flüchtige, Verschwommene darzustellen,
aß ihre Lithographien mehr aussehen wie Nachbildungen
zeitigen Gemälde für den Familienbedarf; und daß
tlich, wenn man die Wahl hat, wie bei manchen Werken
rni, die Holzschnitte den Steindrucken vorzieht. So
wohl die Zeitgenossen empfunden; in einer Vorrede
Sammlung von Bildern von Gavarni wird ausdrücklich
g des Holzschnittes vor der Lithographie hervorge-
„tousjours molle et insuffisante" sei: ganz natürlich,
olzschneider paßte sich dem Strich des Zeichners mehr
Lithograph, der gern aus dem Strich eine Fläche
die Handschrift des Künstlers trivialisierte.

vendet nun die Lithographie an, zeichnet aber selber
auf den Stein. So können alle Wirkungen und

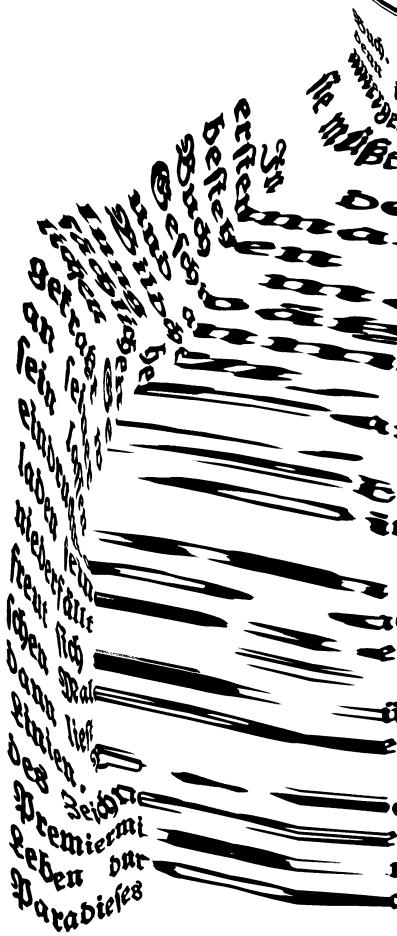
Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Möglichkeiten der Technik ausgenützt werden: und das sind nun Wirkungen und Möglichkeiten, die impressionistischer Art sind. Freilich entstehen neue Schwierigkeiten aus dem Druck. Wenn alles herauskommen sollte, so müßte jedes Bildchen einzeln gedruckt werden; das ist aber nicht möglich, da ja der ganze Bogen auf einmal gedruckt werden muß, auf dessen Seiten mehrere Bildchen stehen. Der Verlag hat eine Vorzugsausgabe gemacht, auf der die Bildchen einzeln und ohne Text auf fliegende Blätter abgezogen sind; diese Blätter haben einen ganz andern Reiz wie die Vignetten in dem Buch; aber die Bilder sind doch nun einmal für das Buch bestimmt, der Text muß um sie herumstehen, und so haben wir die Folge, daß beiden Ausgaben etwas an der letzten Vollkommenheit fehlt. Es wird Aufgabe der Drucker sein, eine Lösung für das Problem zu finden; sind ja erst in den Anfängen des neuen Illustrationsstils.

Schon in der Wahl der zu illustrierenden Werke zeigt sich Slevogt als der geborene Illustrator: er nimmt immer nur Bücher vor, in denen sinnliche Handlung erzählt wird, die zu der Darstellung von allen möglichen Arten von Bewegungen menschlicher Körper Veranlassung gibt. Die bis jetzt günstigste Wahl scheint mir die Lebensbeschreibung des Benvenuto Cellini zu sein.

Impressionismus der Zeichnung muß natürlich andere Mittel verwenden wie Impressionismus der Farbe. Die Bewegung hat für ihn eine größere Bedeutung, da er ja mit Licht und Luft viel weniger arbeiten kann. Dadurch wirkt die Lebendigkeit hier grotesker wie im Bild, und das Momentane wirkt weniger lyrisch und mehr geistreich. Wenn man Menzel als einen Uebergang betrachtet, so kann man in seinen Illustrationen schon die ersten Anfänge davon sehen. Der reizende Text Cellinis kommt dem entgegen, und so entsteht in dem Buch eine höhere Stileinheit, trotzdem die Buchseite sinnlich durchaus nicht einheitlich wirkt und auch nicht einheitlich wirken kann, wie etwa in einem alten Florentiner oder Venetianer illustrierten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Zu Homer würde diese Art von Bildchen nicht passen. Homer ist die Impression einem höheren Kunstzweck untergeordnet; Illustrationen zu Homer dürften nicht geistreich sein, sie müßten nur auch geistreich sein.

Dem reizenden Buch liegt seit Jahrzehnten wieder zum erstenmal ein klassisches illustriertes Werk vor, ein Werk, das bleiben wird. Es macht die Freude, die ein solches machen soll: man folgt behaglich dem liebenswürdigen des Verfassers, seinen Prahlereien, Aufschneidereien utigen Erzählungen; dazwischen fällt das Auge auf ein das irgend einen Augenblick aus dem Fluß der Erzäh- ausgreift, einen vielleicht in der Erzählung ganz neben- sinnlich aber starken Augenblick; wenn an den öffent- äuden in Florenz das Wappen der Kommune aus- ird, oder wenn der Papst den ehrfürchtigen Benvenuto Tafel anspricht, indessen die Prälaten es sich wohl an einem guten Essen; oder es wird auch ein sehr achender Vorfall dargestellt, etwa, wenn durch das Ent- er Kanone ein Korb mit Steinen zwischen zwei Herren und sie fast erschlägt; man betrachtet das Bildchen, über die Verve der Darstellung, lacht über den schelmi- er, der seinem Benvenuto so hinter die Kulissen sieht; man weiter, stößt auf ein neues Bildchen, verfolgt ewegungen, bewundert Treffsicherheit und Kühnheit ers; und so hat man denn das, was der alte englische nister Walpole, der wohl manches Unangenehme im chzumachen hatte, einmal einen Vorgeschmack des nennt: das frohe Genießen eines Buches.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Friedensvermittler

Die ganze Welt wird von der einen Frage beherrscht: Wie lange der Krieg noch dauern werde?

Laut oder stumm schwebt diese Frage über jedem Verkehr der Menschen unter einander. In der Heimat vielleicht noch ausgesprochener — als im Feld.

Und nach zwei langen, beispiellos ereignisreichen Jahren, stehn sich noch immer führende Stimmen gegenüber, deren Eine den baldigen Frieden „unterwegs" sehn und deren Andere den Kampf noch lange nicht ausgekämpft wissen wollen.

Auf dieser fruchtlosen Suche nach der Lösung verfällt man unwillkürlich darauf, die Nebenfrage, wer wohl die Rolle des Friedensvermittlers mit einiger Erfolgsaussicht übernehmen könnte, in den Vordergrund zu schieben.

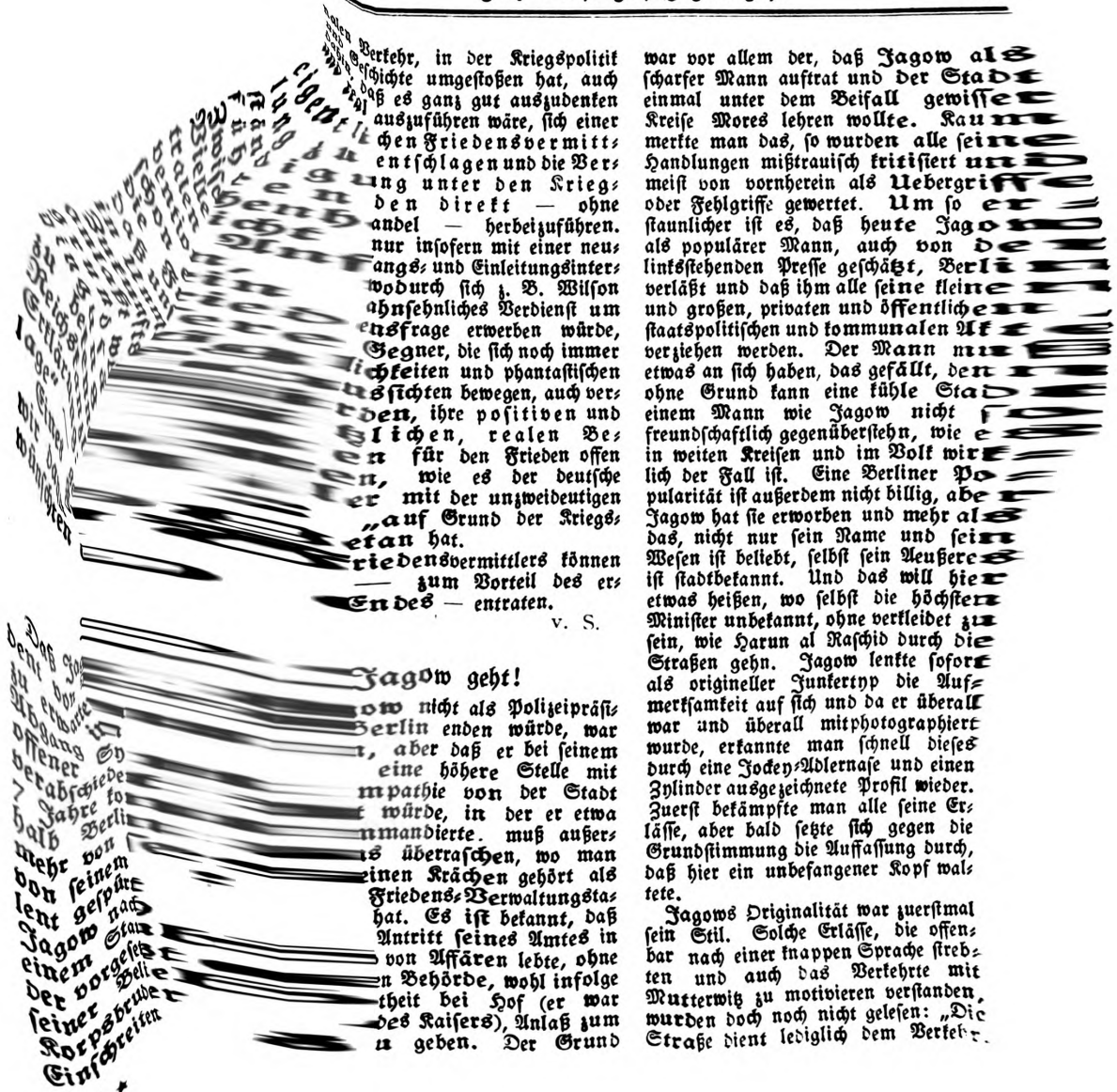
Nach Ausschaltung aller rein idealistischer Mittler, die bei den eingesetzten und verbrauchten Realwerten des Weltkrieges, füglich als „unberufene" gelten müssen, bleiben nur die neutral gebliebenen Staaten, einzeln oder in erst zu erreichender Gemeinschaft, als denkbare Anwärter dieser heiklen Aufgabe. Mit Ausnahme der Vereinigten Staaten von Amerika ist aber kein neutrales Land auf der Weltkarte vorhanden, welches mit dem starken Rückhalt politischer Bedeutung und Objektivität in dem Sinn, daß es nicht wegen eigener Mitleidenschaft als „Partei" im Streit anzusehen wäre und sich gestatten könnte, als Mittler in der Riesensache, an der alle Großmächte der alten Welt beteiligt sind, aufzutreten.

Nur zu leicht könnte ein solcher, noch so gut gemeinter Antrag — zur Lächerlichkeit werden. So bliebe denn nur Woodrow Wilson, der Präsident der Union, die nahe genug daran war, unser Gegner zu werden und die durch ihre einseitige Munitions- und Waffenlieferungen den Krieg, der schon im Stocken war, zweifellos verlängert hat.

Der amerikanische Botschafter in Berlin, J. Gerard, hat unlängst seinen Staatschef als unerschütterlichen Träger der Friedensidee in Amerika geschildert und nicht nur seiner und Wilson's Genugtuung über die glückliche Ueberwindung der deutsch-amerikanischen Krise Ausdruck gegeben, welche der amerikanischen Regierung nunmehr die Möglichkeit eröffnete, zielbewußt der Friedensfrage gegenüberzutreten, sondern auch seinen Optimismus über den nahen Frieden betont. Dabei hat sich aber der amerikanische Diplomat ungemein vorsichtig darüber geäußert, ob eine Wilson'sche Friedensvermittlung erwünscht oder wahrscheinlich sei. Auch im Deutschtum hat die Beilegung des Konfliktes mit den Vereinigten Staaten zweifellos befriedigt, aber man müßte sich in die eigene Tasche lügen, wollte man behaupten, daß Wilson nach deutscher Anschauung, die sich mit den Worten des Reichskanzlers von der „deutschen Friedensbereitschaft auf Grund der tatsächlichen Kriegslage" vollständig deckt, heute schon als annehmbarer Mittler für den Frieden angesehn werden könne. Die deutsche Ueberzeugung, daß der Friede, der uns voraussichtlich ein Wilson vermitteln wollte, nicht mit unserem Friedensbegriff identisch wäre, läßt sich nicht durch schöne Worte und über Nacht wegwischen.

So gelangt man in der Frage der etwaigen Friedensvermittlung dahin, daß so recht eigentlich Niemand auf der Welt geeignet sei, dieses Amt zu übernehmen. Und da der Weltkrieg so vieles Hergebrachte im internatio-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Verkehr, in der Kriegspolitik Geschichte umgestoßen hat, auch daß es ganz gut auszudenken auszuführen wäre, sich einer chen Friedensvermitt- entschlagen und die Ver- ung unter den Krieg- den direkt — ohne andel — herbeizuführen. nur insofern mit einer neu- angs- und Einleitungsinter- wodurch sich z. B. Wilson ahnsehnliches Verdienst um ensfrage erwerben würde, Gegner, die sich noch immer ichkeiten und phantastischen usſichten bewegen, auch ver- rden, ihre positiven und lichen, realen Be- en für den Frieden offen en, wie es der deutsche er mit der unzweideutigen „auf Grund der Kriegs- etan hat. riedensvermittlers können — zum Vorteil des er- Endes — entraten.

v. S.

Jagow geht!

ow nicht als Polizeipräsi- Berlin enden würde, war , aber daß er bei seinem eine höhere Stelle mit mpathie von der Stadt würde, in der er etwa nmandierte. muß außer- s überraschen, wo man einen Krächen gehört als Friedens-Verwaltungsta- hat. Es ist bekannt, daß Antritt seines Amtes in von Affären lebte, ohne n Behörde, wohl infolge theit bei Hof (er war des Kaisers), Anlaß zum u geben. Der Grund war vor allem der, daß Jagow als scharfer Mann auftrat und der Stadt einmal unter dem Beifall gewisser Kreise Mores lehren wollte. Kaum merkte man das, so wurden alle seine Handlungen mißtrauisch kritisiert und meist von vornherein als Uebergriffe oder Fehlgriffe gewertet. Um so erstaunlicher ist es, daß heute Jagow als populärer Mann, auch von der linksstehenden Presse geschätzt, Berlin verläßt und daß ihm alle seine kleinen und großen, privaten und öffentlichen staatspolitischen und kommunalen Akte verziehen werden. Der Mann muß etwas an sich haben, das gefällt, denn ohne Grund kann eine kühle Stadt einem Mann wie Jagow nicht so freundschaftlich gegenübersehn, wie es in weiten Kreisen und im Volk wirklich der Fall ist. Eine Berliner Popularität ist außerdem nicht billig, aber Jagow hat sie erworben und mehr als das, nicht nur sein Name und sein Wesen ist beliebt, selbst sein Aeußeres ist stadtbekannt. Und das will hier etwas heißen, wo selbst die höchsten Minister unbekannt, ohne verkleidet zu sein, wie Harun al Raschid durch die Straßen gehn. Jagow lenkte sofort als origineller Junkertyp die Aufmerksamkeit auf sich und da er überall war und überall mitphotographiert wurde, erkannte man schnell dieses durch eine Jockey-Adlernase und einen Zylinder ausgezeichnete Profil wieder. Zuerst bekämpfte man alle seine Erlässe, aber bald setzte sich gegen die Grundstimmung die Auffassung durch, daß hier ein unbefangener Kopf waltete.

Jagows Originalität war zuerstmal sein Stil. Solche Erlässe, die offenbar nach einer knappen Sprache strebten und auch das Verkehrte mit Mutterwitz zu motivieren verstanden, wurden doch noch nicht gelesen: „Die Straße dient lediglich dem Verkehr.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ich warne Neugierige." Durch dieses Plakat, das eines Morgens an den Litfaßsäulen klebte, ist Jagow bekannt geworden. Man war erstaunt über den Ton, den der Mann gegen eine willige, intelligente, besonnene und gern gehorchende Bevölkerung anschlug. Aber die Stadt erholte sich von ihrem Erstaunen, war so witzig, den Witz eines andern zu schätzen und machte das Wort geflügelt. Das war die beste Antwort, das neue Motto aller möglichen Veranstaltungen war ein fortgesetztes Lachen über die Warnung. Das Komische war nun, daß diese von Jagow nicht gesuchte Popularität (er wollte ein bißchen den wilden Mann spielen) ihm selbst zu Kopfe stieg. Erlaß folgte auf Erlaß, wie bei einem Dramatiker, der einmal einen großen Erfolg hatte, aber der erste Erfolg blieb der größte. Jagow begann nun Dinge zu regeln, die alle störten, von denen aber ein Polizeipräsident noch nichts bemerkt zu haben schien. Dieser Mann war eben mutig, er fürchtete nicht die Kleinheit des Gegenstands und noch weniger die boshafte Art, mit der man wirkliche gute und gesunde Verfügungen bekämpfte. Dieses Bekämpfen blieb Jagow fabelhaft Wurst, aber es machte ihn doch im Laufe der Jahre vorsichtiger. Unhaltbare Zustände im Straßenverkehr wurden so kühn geregelt, daß sich die Bürgerschaft oft genug als engherziger erwies als der Präsident, der von Berufs wegen Bürokrat sein sollte. Damen mit tödlichen Hutnadeln wurde der Krieg erklärt, wodurch sich der Junggeselle Jagow im Sturm den Haß, also die Liebe des weiblichen Berlins, eroberte. Selbst den Drückebergern auf der Elektrischen wurde in einer Verfügung der Groschen zur Pflicht gemacht. Zuerst lachte Berlin über Jagows Ton und wunderte sich über diese neue Art, kommandiert zu werden. Das Verhältnis zwischen Jagow und der Stadt bekam etwas von einem gegenseitigen Anulken. Man freute sich, ihn öffentlich öfters hereinzulegen (Wahlrechtsspaziergang), aber da er ganz gute Miene zum bösen Spiel machte und seine Macht nicht persönlich zu Schikanen mißbrauchte, fand man sich schließlich. Jagow hatte den Sturm und Drang seiner Erlaßzeit überwunden, man hörte ihn immer seltener verfügen und gab sich endlich, nachdem er sich gemäßigt hatte, gerne seinem Willen zur Ordnung hin.

War nun Jagow durch seine Tätigkeit populär, so wurde er es auch bald durch sein Leben. Man sah ihn bei allen leichten und ernsten Vergn[illegible] Beim Rennen, bei Reinhardt, b[illegible] Paraden, bei großen Festen, Em[illegible]gen, einmal in Uniform, einm[illegible] Frack, meistens im Gehrock, aber immer tadellos. Nur die Hälfte seines Amtes übte er im Büro aus, die wichtigste auf der Straße und dadurch zeigte er seine Tüchtigkeit. We[illegible]n Jagow jetzt geht, ist der Uebersch[illegible]wang seiner ersten Befehlszeit ver[illegible]essen. Aber die sein frisches Herz und seine leichte Gestalt in Berlin gute Arbeit immer geräuschloser verrichten sahen, können ihm nicht mehr böse sein, sofern sie es waren. Im fröhlichsten Einvernehmen mit den Kindern, die er ab und zu ein wenig erdrückte, verläßt er die Stadt mit allen Insignien einer selten verliehenen Popularität gekrönt.

Felix Stössinger

„Krieg und Kunst"

Das Bedürfnis, alle Erscheinungen des sozialen und kulturellen Lebens in ihrer Einstellung auf den Krieg zu erfassen, scheint nicht nachzulassen. Wissenschaft, Religion, Philosophie,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Gedanke hat etwas Verführerisches, aber die Formenbetrachtung der Stile ist dafür noch zu wenig entwickelt. Also ist die Kriegs-Kunst vor allem ein Kapitel aus der Kulturgeschichte: wie spiegelt sich in der Darstellung kriegerischer Vorgänge das Verhältnis einer Zeit, eines Volkes zum Krieg, zu seinen Kriegen, wie weit handelt es sich um die sichtbare Chronik des Zeitgenossen, wie weit um die nachschaffende Phantasie des „Historikers“.

Nun gibt es freilich den Krieg auch als „Erlebnis“, für die in der Kampflinie und für die hinter der Front. Kein empfindender Mensch, der durch diese Zeit hindurchging, ohne irgendwie mit neuem Inhalt erfüllt worden zu sein. Wie wird diese neue innere Kraft sich in der Kunst ausprägen? Der Krieg brach zu einem Zeitpunkt aus, als innerhalb der Künstlerwelt die Schlagwort-Antithese vom Impressionismus und Expressionismus in eine Krise gekommen war; die Scheidung setzte sich fort. In vielen graphischen Blättern suchten Künstler das Kriegserlebnis „von der Seele“ aus zu gestalten, Absolutes auszusprechen, das nicht äußere, sondern innere Chronik sei. Man kann beobachten, daß es vor allem diejenigen waren, die nicht selber im Kampfe standen; diese blieben Beobachter, Aufzeichner, ihr Sinn war nicht darauf gerichtet, für das Ungeheure, in dem sie ein Kleines waren, nach einer Formel zu suchen. Ja, man fragt sich, wie weit der aktuelle Krieg die Kriegsdarstellung selber emporträgt. In der Dichtung haben wir den merkwürdigen Fall, daß etwa Ernst Stadler im Frühjahr 1914 Kriegsgedichte herausgab, die stärker sind als fast alles, was seit dem 1. August 1914 gedichtet wurde; im Krieg selber, dem er bald genug zum Opfer fiel, blieb er stumm. Und die Kunstgeschichte selber ist lehr-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

reich: die größten Kriegsdarstellungen, die die Deutschen besitzen, stammen aus Zeiten, denen friedliche Jahrzehnte vorangegangen waren, von Männern, die damals noch keinen Krieg erlebt hatten, Menzels Friedrich-Holzschnitte, Rethels Schweizer- und Hannibalbilder, Hodler. Wie klein ist neben dem die aktuelle Malerei, die 1871 folgte, aber auch die über weite Säle reichende Schlachtenbildnerei im Versailler Schloß, durch die Louis Philippe den Pinsel statt des Säbels Geschichte machen ließ.

Privatdozent Dr. Hans Hildebrandt hat den Versuch gemacht, alle Fragen, die sich unter die Stichmarke „Krieg und Kunst" begegnen, in einer umfangreichen Arbeit darzustellen, die im Verlag von R. Piper & Co. (München) erschienen ist; das Buch entstand aus Vorlesungen an der technischen Hochschule in Stuttgart. Der Versuch leidet unter der sachlichen Schwierigkeit, daß er dem neuen Stoff zeitlich zu nahe steht. Es ist mit der Geschichtswissenschaft ähnlich, wie mit der historischen Kriegskunst: ihre innere Sicherheit wächst mit der zeitlichen Entfernung, mit der Befreiung von der eigenen Zeitbefangenheit. Das gilt auch von diesem Buch. Es ist in seiner geschichtlichen Entwicklung des Problems sehr lehrreich, da es zusammenhängend auf Gesichtspunkte aufmerksam macht, die nicht immer gegenwärtig sind: den Zusammenhang zwischen Städtebau mit der Befestigungstechnik und fernerhin mit der allgemeinen Entwicklung des Kriegsrechts. Es enthält gute und fruchtbare Beobachtungen über die Waffen und ihren Schmuck, aber mir scheint, es wird zu breit, wo es nun katalogisiert, was der gegen tige Weltkrieg der Kunst bisher raubt (durch den Tod Einzelner) was in Gemälden, Graphik, P in den letzten anderthalb Jahren irgend einem Bezug auf den Krie schaffen wurde. Hier, etwa bei Aufzählung der verschiedenen Sy der Totenehrung oder bei der sammenreihung der zahlreichen D pen, verfließt das Werk in Rezensie die dem gestrafften Einsatz des Bu nicht mehr entsprechen.

Zweifellos bildet Hildebrandts Ar Arbeit einen wertvollen Beitrag alle, die bestrebt sind, Zusam hänge zu sehen, und über die Kri frage hinaus dient es einem p gogischen Zweck, auf das kü Thema: Staat und Kunst hinzuwe Aber wir können unsere Einwendu nicht unterdrücken, daß es für die kenntnis des künstlerischen Charak der Kriegsdarstellung ziemlich schuldig bleibt. Wir stellen uns die Namen all derer, die ein G mal oder ein Denkmal oder Gedächtnistafel oder sonst etwas worfen haben, hätten ruhig weg ben können; damit wäre Raum schaffen worden für knappe Fo analysen der Arbeiten von Uce Callot, Goya, Menzel, Rethel. Rethels Name in dem Buch überh nicht steht, halte ich für einen a Fehler, denn er ist der seelisch formal stärkste Kriegsdarsteller, man sich denken kann. Eine V tiefung in seine Blätter ist gleich schlußreich für das Wesen des Kri als heroische Leistung und das Kunst als geschlossener Ausdruck.

Theodor Heu

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktion Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlan Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 2;
Copyright 1918 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Kanzler in Notwehr

Von Theodor Heuß

enn man die letzten beiden Reden von Bethman
Hollweg gelesen hatte, war es nicht ohne Gewin
Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" heraus
zuholen und das 25. und 26. Kapitel nachzusehen
jene Stellen, in denen Bismarck sich mit seinen konse
Gegnern in der „Kreuzzeitung" und der „Reichsglocke
dersetzt; noch nach Jahrzehnten spricht er mit verhal
Grimm über die Intriguen seiner alten Freunde und
Genossen, die ihm mit Gerüchteträgereien Arbeit und
möglich machen wollen, die seine persönliche Ehre betasten,
seine Ministerkollegen werben und ihn isolieren möchten,
Unterschrift von einigen hundert evangelischen Pfarrern
ieren lassen, um gegen seine Person und Politik Zeug-
legen. Dazu nehme man noch den Schluß der Reichs-
vom 9. Februar 1876, in der Bismarck die „Kreuz-
der schlimmsten politischen Methoden zeiht.

ein Seitenspiel zu dem, was wir jetzt erlebt haben.
als sich die „Aera"-Artikel gegen Bismarck wandten,
Zeitumstände vergleichsweise idyllisch und die dunkeln
e gegen ihn arbeiteten, standen wenig unter der Kon-
Auslandes; der Angegriffene selber, damals freilich
el leidend, war nicht durch übermächtige Aufgaben ge-
konnte sich wehren. Er hat es ja daran auch nicht
en.

all dies viel schwieriger. Der Kanzler muß mit Rück-
as Ausland die inneren Auseinandersetzungen ein-
o lange es irgend geht. Er muß Augen und Ohren
können, um die Sachlichkeit der Verantwortung nicht

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

durch Gefühle oder Leidenschaften verwirren zu lassen. Es gibt zwar eine Zensur, die für ihn arbeitet, d. h. die den Schädigungen der politischen Lage inmitten des Krieges vorbeugen soll. Aber dies Instrument ist schwerfällig und nicht sehr glücklich konstruiert; und indem es zwar die Oeffentlichkeit überwachen und beschränken kann, ist es mit die Ursache, daß unterhalb des Tages, im Zwielicht, eine Halböffentlichkeit entsteht, wuchert, sich ausdehnt, die ihr nicht greifbar wird, da sie unter Briefhüllen und im geheimnisvollen Weitergeben ihren nächtlichen Weg durch das Volk findet.

Während der Kanzler die süddeutschen Hauptstädte besuchte, hat die Durchschnittsgesinnung dieser Pamphlete durch die Reichstagsreden der Abgeordneten von Graefe und Hirsch sich einem breiteren Publikum, noch etwas eingehüllt zwar, bekannt gegeben. Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Debatte vom 30. Mai viele harmlose Leute überrascht hatte, die jene innere Stimmung vom 4. August 1914 sorgsam bewahrten. Sie wußten nicht, wie sie dran waren. Ihre Verwirrung wollte der Kanzler lösen, indem er am 5. Juni die Maske von dem konservativ-alldeutschen Tun herunterriß. Er will das nicht als „Flucht in die Oeffentlichkeit" gedeutet wissen, sondern als Enthüllung eines verderblichen Treibens: aber in seiner Wirkung ist es dies. Das Volk und die Parteien sollen wissen und zur Meinung aufgefordert werden, welcherlei Art von Dunkelmänner-Publizistik heute die deutsche Politik durchquert und erschwert.

Und die Scheidung wurde deutlich: der Kanzler sollte durch die Konservativen Zug um Zug gegenüber „populären" Strömungen isoliert werden, seine überraschende und temperamentvolle Offenheit hat aber das Gegenteil erzielt. Die konservative Reichstagsfraktion ist isoliert, und selbst Bassermann, der sich in all den Reibungen der letzten Monate rechts angelehnt hatte, fand es für richtig, den Graben tief zu ziehen, der, in den Erwartungen für die innere Politik, die Nationalliberalen von Westarp und Heydebrandt scheidet.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Freimut des Kanzlers, der nichts von Rechtshaberei zeigte, die Zuversicht auf das unmittelbare Rechtsgefühl des Volkes gegenüber den Zwischenträgereien von Cliquen und Coterien (das sollen Fremdwörter bleiben!), das rückhaltlose Bekenntnis zur Neuordnung der inneren Politik — das ist eine scharfe Zeichnung der „Friedensziele", die die Reichspolitik im Innern zu erreichen hat. Auf dem Weg dahin muß vorher freilich all der Wust der gewerbsmäßigen Intriganten, der stimmungsvollen Dilettanten und der versteinerten Parteidoktrinäre, rechts und links, weggeräumt werden. Die Kanzlerrede war der wohltätige Beginn dieser notwendigen Reinigung.

Der deutsche Kriegsstaat

Von Dr. Otto Pfeffer, Hamburg

Zu dem souveränen Machtstaat tritt der souveräne Wirtschaftsstaat. Das ist der neue große Gedanke, der der Schaffung des Kriegsernährungsamtes zu Grunde liegt. Diese Körperschaft ist freilich nur für die Kriegsdauer und zur Ueberleitung in die Friedenszeit gedacht. Daß jedoch eine so straffe Zusammenfassung großer Wirtschaftszweige unter einen nahezu unumschränkten Willen möglich ist, das ist symptomatisch für das veränderte Staatsdenken des Deutschen. Es ist der greifbare Beweis für das allmähliche Heranreifen eines Staatswillensdenkens. Die Unterschiede zwischen Nord und Süd, zwischen Ost und West sind ganz in den Hintergrund getreten. Der politische Wille kennt als Prinzip nur das Reich, das somit zum deutschen Staat geworden ist. Dem Staate vertrauen wir unsere Sicherheit gegen auswärtige Feinde und nun auch gegen die inneren Volksfeinde an. Diese höchst persönliche Abstraktion des Staates, wenn dieser Ausdruck einmal erlaubt ist, beherrscht in diesen Zeitläuften unser ganzes Leben, wie früher und ehedem der Zug zum Einzelnen und zum

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Besonderen unsere ganze Geschichte bestimmt und — so unbestimmt gemacht hat. Wir erweitern also die Schranken der Staatsgewalt um ein Beträchtliches, weil wir die endlich gefundene Ruhe der nationalen Existenz als die Erfüllung der innersten deutschen Wünsche in der Schöpfung Bismarcks voll und ganz erblicken. Die Staatsidee besitzt heute einen Kredit wie nie zuvor. Milliarde auf Milliarde wird aufgebracht, damit wir diesen Staat verteidigen können. Man rechnet ja heute mit Ziffern, die normalen Friedensköpfen wahnwitzig erschienen. Das aber ist nur möglich bei einer so elastisch aufgebauten Finanzverfassung des Reiches, der Banken und des Bürgertums, ist nur möglich eben bei einem ins Ungemessene gesteigerten Vertrauen in die Staatsgewalt. Die eigentliche Kapitalwirtschaft tritt gegenüber dieser riesengroßen Kreditwirtschaft außerordentlich zurück, und es mag wohl sein, daß dieser Weltkrieg entscheidend den Uebergang von dem einen Wirtschaftssystem zum andern beeinflussen wird.

Wir sagten: genau wie in der reinen Politik und in der Kriegführung der Staat omnipotent geworden ist, so wird er nun in der Oekonomie zur Allmächtigkeit emporgehoben. Das Ernährungsproblem gliedert sich in diesen Rahmen ein, und es ist sein tiefster Sinn, daß auch auf diesem Gebiete die sittliche, staatsethische Idee der allgemeinen Wehrpflicht zum Durchbruch gelangt. Hinter unseren Kämpfern draußen im Feindesland und auf hoher See werden sechzig Millionen zu Mitkämpfern aufgerufen. Auch wir in der Heimat gehen nun sozusagen in den Schützengraben. Diese Organisation bedingt, wenn sie wirkungsvoll sein soll, ein kräftiges Zufassen, eine Rücksichtslosigkeit gegenüber dem Anarchismus der kapitalistischen Wirtschaftsverfassung. Für den einzelnen bedeutet das, daß er sich auch Eingriffe in sein privates Leben gefallen lassen muß von größter Tragweite. Das heißt, ins Juristische übertragen, wiederum nichts anderes als: der Staat stellt sich nun auch in Dingen, die nicht unmittelbar mit der technischen Kriegführung zusammenhängen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stellt sich Nichtkämpfern, Frauen und Kindern gegenüber in der Ernährungsfrage über das Privatrecht. Denn der Kontinuität zwischen den Prinzipien von Oekonomie und Staat zu dienen, diese Aufgabe ist eben dem Privatrecht auferlegt. Seine Rechtssätze dienen der Vermeidung und Abschwächung jener Gegensätzlichkeiten, die entstehen aus dem Verhältnis der Interessen der Einzelnen mit der Arbeitsgenossenschaft oder dem Verhältnis der Individualinteressen der Einzelnen gegeneinander. Nun soll — die Analogie mit dem Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht drängt sich dabei immer wieder auf — auch der Einzelne wirtschaftlich grundsätzlich als Einzelner im Gesamtbau des Staates gewertet werden. Das kapitalistische Individualinteresse, der wohlverstandene Eigennutz des Einzelnen, soll auf die Arbeit im Sinne der genossenschaftlichen Arbeit in höchst verstärktem Maße eingestellt werden.

In der Geschichte ist diese Erscheinung in dieser scharfen Ausprägung etwas durchaus Neues. Wohl möchte man denken an die Zeit des Merkantilismus; aber, der die Beschränkungen der wirtschaftlichen Freiheit auferlegt, ist heute nicht die hohe Obrigkeit und die Wohlfahrtspolizei, sondern die „allgemeine Landeskulturpolitik", die wir anstreben in der Not des Kampfes um unser Dasein, ist ein Ergebnis des willensstark gewordenen Staatsdenkens der Menge. Das ist der große Unterschied zu jener Wirtschaftsverfassung im 17. und 18. Jahrhundert mit ihrer Beschränkung der Einzelfreiheit und Einzeltätigkeit; ganz abgesehen von dem weit gedehnteren Gebiet der heutigen Kriegswirtschaftspolitik gegenüber dem ausschließlichen Betonen von Gewerbefleiß und Handel im Merkantilsystem. Auch zu der liberal-individualistischen Wirtschaftsidee, die ihren Niederschlag gefunden hat in dem Quesnayschen Physiokratismus mit der Forderung: „Die Regierung soll die sterilen Aufgaben (Handel und Industrie) sich selbst überlassen!", in der englischen Oekonomie, insbesondere hier in der Schule Adam Smiths und bis zum Extrem getrieben im Manchestertum, das dem Staate nur

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

noch Nachtwächterdienste zuweist und alles Heil vom „freien Sp der wirtschaftlichen Kräfte" erwartet. Die Stellung des Staa von heute zur Volkswirtschaft ist eine entschiedene Annäheru an die dritte nationalökonomische Lehre: der sozialen (mit d utopischen Ideal des sozialistischen Zukunftsstaates als Schlu stein). Das Deutsche Reich befindet sich in der Blockade. D Einfuhr von Nahrungsmitteln ist nur in sehr beschränktem U fange möglich und die Rücksicht auf unsere Valuta, das si drei wichtige Tatsachen, die uns ernsthaft verweisen auf die Eige produktion. Der Weltmarkt scheidet bei uns im Kriege bis einem gewissen Grade aus. Wir haben heute eine Volkswi schaft im wirklichen Sinne des Wortes, und gewinnen um mehr das Bild eines sich selbst genügsamen Staatswesens, mehr wir unsere Bundesgenossen im Südosten mit uns v knüpfen. Eine große wirtschaftliche Gemeinschaft zu schaffe das ist ja der Inhalt des Programmrufes Mitteleuropa. F spätere Zeiten erneuter Bedrängnis wollen wir selber bei u oder unseren Freunden herstellen können, was wir brauche wollen den eigentlichen drei großen Weltmächten Englan Amerika und Rußland gegenüber auch autarkiefähig werden.

Von den angezogenen Volkswirtschaftstheorien ist der moder Nationalökonom ganz abgekommen. Wir wissen heute, d Industrie und Handel wohl neue Werte erzeugen, neben d Landwirtschaft, daß sie gegenüber dem Ackerbau keineswegs u fruchtbare Arbeiten darstellen. Und doch haben diese Begri just in diesen Tagen ein gewisses Recht auf Berücksichtigun Formulieren wir schärfer, als es die Merkantilisten oder Phys kraten taten: für den geschlossenen deutschen Kriegsstaat sind d Erhaltung unserer Wehrfähigkeit in physischer und technisc Hinsicht Wertschaffer: die Landwirtschaft, die Industrie und d Teil des Handels, dem die Einfuhr von Waren und Lebe mitteln aus dem Auslande gelingt; er ist in diesem Sinne a zu den Erzeugern zu rechnen. Aller anderer Handel ist spe lativ, ist lediglich Kapitalverschiebung im Lande selber. D

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ungebundenen Freiheit der kapitalistischen Wirtschaftsformen haben wir anerkanntermaßen auch jene Auswüchse zur Schuld anzurechnen, die in ihren Uebertreibungen zu den Erscheinungen des Wuchers führen. Kettengeschäfte und Zwischenhandel durch, wie es vorgekommen ist, zehn bis zwölf Hände, die den Weg der Ware vom Erzeuger bis zum Verbraucher skrupellos verteuert haben, die gilt es in erster Linie auszuschalten bei der Neuordnung der Dinge. Diese Art von „Patrioten" sind wie Vampyre an unserem Volksleben und an unserer Volksstimmung. Solange diese Leute nicht rücksichtslos gefaßt werden, ist alles Mühen zur Behebung der anderen Schwächen und Mängel eitel, wird eine Gesundung der Marktverhältnisse nicht eintreten können. Die schärfsten Maßnahmen und die strengsten Strafen sind hier völlig am Platze. Ein zweiter Punkt: der Verbrauchsbegehr ist nach einem alten volkswirtschaftlichen Gesetz von der Erzeugung abhängig. Es handelt sich also, will man der Knappheit steuern, darum, die Produktion anzuregen, das ist das zweite Grundverlangen. Es enthält aber auch das schwierigste Problem, weil in ihm die Fragen des Privatinteresses und der Konkurrenz wesentlich sind. Der Staat wird wenig dazu übergehen können, Wirtschaftszweige selber zu übernehmen (selbst wenn er sich mehr noch in einzelnen Fällen auch an genossenschaftliche Fabrikation und Lebensmittelbeschaffung anlehnt). Die Privatproduktion wird unbedingt herrschend bleiben müssen. Die Verteilung zu regeln als Gesetzgeber und als Rechtsbildner, als Finanz- und Steuergewalt, Verteilungsregulator zu sein, das bleibt dem Staate als Hauptaufgabe zugewiesen, während also die Produktionstätigkeit der privaten Initiative überlassen bleiben muß, d. h. aber dem Privatinteresse.

Die Delbrückſche Ernährungspolitik war tiefsichtiger als weitsichtig. Zweifellos waren die schweren wirtschaftlichen Probleme klar von ihm erkannt. Er hat seine Preispolitik — und das war der eigentliche Inhalt der Wirtschaftspolitik der ersten Zeit überhaupt — durchaus sich bestimmen lassen von dem Wunsche,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der steigenden Lebensmittelteuerung entgegenzutreten und d
Preis der Produkte dem ihnen ursprünglich innewohnenden A
beitswert plus vernünftiger Gewinn nahe zu halten. Ökon
misch gesprochen ist dieses das Bestreben, den Wert der Arb
nicht vor dem Erzeugnis plus Erzeugergewinn rückwärts üb
den Markt vermitteln zu lassen. Die Mittel Delbrücks war
Höchstpreise, Beschlagnahme und Syndizierung von Produzent
und Händlern. Wenn es auch einesteils gelungen ist, de
Wucher zum Teil zu begegnen, so hat dieses System doch häuf
genug die Produktionslust lahmgelegt, die eben nur da gedeil
wo das Privatinteresse bis zu einem gewissen Grade gewah
bleibt. Unsere Schiffer haben in letzter Zeit von den neutral
Staaten nichts mehr mitgebracht, einmal weil sie die Waren
Zentralstellen abliefern sollen und dann weil die Differenz zw
schen dem Erstehungs- und Verkaufspreis die Mühe des Erwerb
und Transports der Güter nicht aufwiegt. Ein Fabrikant hat
sich im ersten Kriegsjahr (von ihm sogenannte) „patriotisc
Schweine" gehalten, die er mästete aus den Abfällen sein
Haushalts und zu seinem Nutzen. Nun, da das Fleisch abg
liefert werden muß, fehlt ihm jeglicher Anreiz zur Erneueru
der Schweinezüchterei. Wie es auf dem Lande zugeht, daf
brauchen wohl Belege nicht weiter angeführt zu werden. Jede
falls sind die Grenzen des Eingreifens der Staatsgewalt in d
Produktion aus diesen Beispielen allein schon ersichtlich.

Gelingt dem Präsidenten von Batocki das große Werk, d
auf der Welt ohne Vorbild ist, gelingt es ihm, uns herausz
führen aus den staatssozialistischen Experimenten großen Sti
zu einem gediegenen Wirtschaftsplan, gelingt es ihm, jene Fehl
zu beseitigen, die das bisherige Verfahren infolge der bürokr
tischen Arbeitsweise und Zerfahrenheit so fühlbar hat werd
lassen, so wird unser Volk damit eine moralische Stärkung e
fahren, über die unsere Feinde niemals Herr zu werden ve
mögen. Unser Nationalbewußtsein muß auch in dieser wi
schaftlichen Not stahlhart werden, und wir werden für die deutsc
Zukunft alles gerettet haben.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Einem Schatten

Von Isolde Kurz

Wo bist du? Wohin gingst du, Schatten, holdester
Von allen die da waren? Unser Zwiegespräch
Warum verstummt es? Immer warst du noch mir nah,
Wie du verhießest, als der Stundenschlag dich rief.
Denn nicht zum Lichte, das urheimatlich sein Tor
Dir auftat gingst du, weil noch mich die Erde hält.
Nein, auf den Dämmerpfaden zwischen dort und hier
Verweilen wolltest du aus heißer Liebesnot
Um meinethalb, und oftmals horchend schlichst du dich
Ein kleiner grauer Schatten nach der obern Welt.
O diese Wege sind sie jetzt nicht schauervoll,
Von blutigen Scharen überfüllt, die fort und fort
Sich täglich, stündlich drängend dort hinunterzieh'n,
Noch wild von Kampf und Wut und des erlittnen Tods
Nicht achtend, noch nicht reif zum Uebergang ins Licht?
Mir ist, ich seh' dich jammernd irren, Schlucht um Schlucht
Durchflieh'n, von gräßlichen Gestalten wilden Lauts
Geschreckt, bis jener graue Heerwurm dich umfängt,
Der sich durch alle Tale windend immer wächst.
Die Unsern sinds, die Retter, doch du kennst sie nicht.
Nie sahst du noch die graue heilige Ordenstracht,
Die brüderlich ein Volk zu gleichen Opfern eint.
Verzweiflungsvoll ringst du die Hände: Was geschah?
Wo sind die Meinen? Welcher Drangsal jetzt zum Raub?
Und weiter fliehst du weglos vor dem Furchtgesicht.

Ach Seele, daß du ohne mich hinunter stiegst!
Nicht an der Hand kann ich dich führen, wie ich pflag.
Ward je ein Weg zu zwei'n uns schwer? Mir scheint, ich hör
Dich rufen: Kind, was lässest du mich so allein?

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Von blutigen Larven bin ich greuelvoll umringt.
Sonst wenn auf Erden Tierblut floß, am selben Ort
War meines Bleibens nimmer, bebend ließ ich ihn.
Hier seh' ich Hände die befleckt von Menschenblut.
Mich schaudert, Kind!

O Seele, Seele, schaudre nicht,
Weg von den Larven blicke, die sind Wahn und Dunst,
Der schnell verweh'n muß: nur die Liebe hält im Sein.
Blick auf die Unsern, sieh, wie schön sie sind, wie ernst,
Wie gleich der Vorzeit Heldenbildern, die du liebst!
Wohl tragen sie des Krieges blutige Livrei,
Doch nicht um Länderraub und öden Machtgewinn.
Die liebend für uns starben, lieben wirst du sie.

Ihr aber, Heldenschatten, die ihr abseits strebt
Vom allbegangnen Weg, ihr Tiefern, Sinnenden,
Wenn ihr sie findet, sprecht zu ihr! Erzählt ihr nicht,
Wie in der Erde Völker jäh uralt Gelüst
Nach Jagd und Beute fuhr, und wie ein edles Volk
Grausam umstellt ward gleich dem schädlichen Raubgetier.
Auch das erzählt nicht, wie das königliche Wild,
Geschoß und Fallstrick und der Meute Wutgekläff
Und Hungerspein verachtend in die Feinde sprang,
Den ersten, zweiten warf, dem nächsten ins Genick
Die Pranke schlug und immer der Verfolger Kreis
Umrasend weit und weiter sie hinweggedrängt:
Zu wilde Märe für das Herz der Liebenden,
Das feurig, selbstvergessen sich der Menschheit gab.
Sagt nur: Gerettet sind sie und durch unser Blut!
Und an der Hand sie fassend leitet sie hinaus,
Bis in die Schluchten sanfter Schein von oben fällt,
Verklärend starrer Wände seltsames Gebild,
Schöner als Glanz des Südens, den sie hier geliebt.
Da werdet ihr sie wachsen seh'n, es fällt von ihr

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Schattenhülle, urverwandtes Liebeslicht
Am obern Licht entzündet dringt aus ihr hervor.
Schnell wird sie eins mit jenem, ist nun selbst ein Teil
Der ewigen Liebe. Die ihr führtet, führt euch jetzt.
Terrassen steigen hoch und höher, überblüht
Von Blumen, die beseelt mit Kinderaugen schau'n.
Durch Wunder geht ihr, seht wie glühender Nebel sich
Zu künftigen Sonnen ballt. Ihr schneller Fuß durcheilt
Saphirnen Grund. Vertrauend, staunend folgt ihr nach,
Auf Stufen wallend, die ihr fühlt, doch nicht mehr schaut,
Vom Ueberschwang des Glanzes blind, bis auf zum Tor,
Wo menschlich Denken untergeht im Meer des Lichts.

Eine russische Hochzeit um 1650

Von Prof. Dr. Leo Brenner

Bei meinen Forschungen auf dem Gebiete der russischen Kultur alter und neuer Zeit stieß ich in einer alten Chronik auf eine Beschreibung der Hochzeit des Bojaren Alekſej Iwanowitsch Sawodskij mit der Bojarentochter Ksenija Feodorowna Schisinowna, die um 1650 stattgefunden haben muß. Für die damalige Kultur Rußlands ist der Bericht ebenso bezeichnend, wie er sich ergötzlich liest, daher ich ihn hier im Auszug wiedergeben möchte.

Nach damaliger Sitte hatte der Bräutigam seine Braut bis zum Hochzeitstag nicht zu Gesicht bekommen. Die beiderseitigen Eltern hatten das Ganze so abgemacht, wie irgend einen Lieferungsvertrag über Gemüse und Pelzwerk. Die Wünsche der Kinder kamen dabei gar nicht in Betracht. Neugierig war allerdings Alekſej gewesen und er hatte versucht, die Wächter seiner Zukünftigen zu bestechen, auf daß er wenigstens einen Schimmer ihres Antlitzes erblicken könne. Aber so gerne vielleicht die Wächter sich hätten bestechen lassen, höhere Argusaugen vereitelten alle Versuche und das machte den Bräutigam etwas unruhig. Er hoffte wohl das Beste, fürchtete aber das Schlimmste.

Jede Familie hatte eine „Swacha" (Freiwerberin) beigestellt, denen zusammen es oblag, alle Vorbereitungen zur Hochzeit zu treffen. Die eine davon setzte sich an der Spitze von 100 Dienern, deren jeder ein anderes

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Möbelstück auf dem Kopf trug, nach dem Hause des Bräutigams in Bewegung. Dieser hatte sich nämlich einen (allerdings hölzernen) „Palast" bauen lassen, da ihm das einfache Haus seines reichen Vaters nicht genügend schien. Die Einrichtung war aber Sache der Braut. In der Brautkammer sah man in einer Ecke 40 Roggengarben auf einander aufgeschichtet — als Unterlage für das Brautbett! Daneben standen 3 Fässer, eines mit Weizen, eines mit Gerste und eines mit Hafer: eine Anspielung auf den Ueberfluß in der künftigen Ehe.

Mittlerweile ist es Abend geworden und der Hochzeitszug setzt sich vom Hause des Bräutigams aus in Bewegung, die Braut abzuholen. Zunächst schwingt sich der Pop in den Sattel eines geschmückten Pferdes, dann der Bräutigam, zuletzt die Gäste. So reiten sie nach dem Hause des Bojaren Feodor Schisin, wo sie vom Hausherrn feierlich empfangen und in das Speisezimmer geführt werden, wo sie sich zu einer Tafel setzen, auf der nur 3 Gerichte zu sehen sind. Aleksej hat jedoch einige Schwierigkeit seinen Platz einzunehmen, denn auf diesem sitzt bereits ein kleiner Bengel, der ihn nur gegen Entgelt räumen will. Der Bräutigam muß also erst aushandeln, zahlen und dann überläßt ihm der Junge (vermutlich sein Schwager) den Platz.

Jetzt wird die Braut hereingebracht, zwar in prächtiger Kleidung, aber tief verschleiert. Sie setzt sich neben Aleksej, allein diesem glückt es dennoch nicht von ihrem Aussehen etwas wahrzunehmen, weil zwei andere Burschen sofort eine rote Zeugwand zwischen beiden errichten und festhalten. Das macht den Bräutigam noch besorgter bezüglich des Aussehens seiner Frau. Aber was kann er da machen? Zwar hat die eine Swacha nunmehr den Schleier gelüftet und die Gäste, welche die Braut sehen können, brechen in Rufe des Entzückens über ihre Schönheit aus, aber das könnte auch nur Pflicht der Höflichkeit sein!

Die beiden Swachas kämmen nun die Braut bei Tische (!), flechten ihr Haar in zwei Zöpfe und setzen ihr die Brautkrone auf das Haupt. Diese ist aus Goldblech und Seide mit 6 langen bis an die Brüste hängenden Perlenschnüren auf jeder Seite. Der Braut langes Oberkleid ist, ebenso wie die 3 Finger breite steife Halskette und die 3 Ellen weiten Aermeln, mit Perlen besetzt. Nach Art der Yankees wird auch den Gästen zugewispelt, daß das Brautkleid 3000 Mark gekostet habe.

Jetzt wird auch der Bräutigam von der Swacha bei Tisch gekämmt, während welcher Zeit die weiblichen Gäste auf Bänke steigen und — zweideutige Anspielungen in Versen singen! Dann treten zwei Jünglinge ein, welche ein mit Pelzwerk behangenes Brett mit einem ungeheuren Laib Käs und Broten tragen und es vor dem Popen hinstellen, der die Speisen segnet, worauf sie zur Kirche getragen werden.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Jetzt kommt ein großes Silbergefäß auf den Tisch, gefüllt mit viereckigen Stücken Atlas, Seidenzeug, Silberblech, Gerste, Hafer und Hopfen, bunt durcheinander gemengt. Die eine Swacha verschleiert wieder die Braut, während die andere aus dem Silbergefäß den Inhalt herausnimmt und über die Anwesenden verstreut, die sich davon zum Andenken nehmen können, was ihnen behagt. Die anderen Gäste aber singen einen lustigen, derben Gesang. Die Schwiegereltern wechseln nun die Trauringe, während die beiden Swachas Schlitten, Wagen und Pferde vorfahren lassen. Zunächst setzt sich die eine Swacha mit der Braut in einen Schlitten, dessen Pferde mit Fuchsschwänzen behängt sind. Dann kommen die Schlitten des Bräutigams und der anderen Gäste. Der Pop reitet auf einem Pferd zwischen 2 Dienern, die ihn zu beiden Seiten halten müssen, daß er nicht aus dem Sattel fällt, denn er hat die Zwischenzeit dazu benützt, sich mit dem köstlichen Schnaps des Vaters Schisin einen großen Rausch anzutrinken, was aber der Ehrfurcht vor seinem Kleid keinen Abbruch tut, weil alle Gäste wissen, daß sie es bald ebenso machen werden. Die Weiber folgen im Wagen.

In der Kirche führt ein mit rotem Seidenzeug belegter Weg zu der durch einen bunten persischen Teppich gekennzeichneten Trauungsstelle. Hier stellt man, bewahrt durch die Diener, den Popen auf, der sich weigert, die Trauung vorzunehmen, bevor er nicht seine Geschenke erhalten hat. Er begnügt sich aber in seiner Bescheidenheit schon mit einer tüchtigen Ladung Pasteten, Piroschki, Backwerk und dergleichen Leckerbissen.

Nun treten die Brautleute auf den Teppich, während Andere über ihre Häupter die bekannten russischen Heiligen halten, damit sie dem Ehepaar Schutz gewähren. Der Pop aber faßt mit seiner zitternden Rechten die Hand des Bräutigams, mit der Linken jene der Braut und befragt sie dreimal, ob sie sich ehelichen wollen. Auf die beiderseits bejahende Antwort hin stimmt der Pop mit einer Fistelstimme einen „Gesang" an, packt die Hände des Brautpaares fest und stürmt mit ihnen (aber stets durch die Diener bewahrt) dreimal um den Traualtar herum, während die Gäste mitlaufen, daß die Heiligenbilder wackeln. Jene, die keine Heiligenbilder tragen, haben dabei Wachskerzen in der Hand. Alle brüllen die Worte des Popen nach, so daß das Ganze gespenstisch aussieht wie ein Hexensabbat am Blocksberg.

Nach beendetem Rundtanz setzt der Pop Kränze auf die Häupter des Brautpaars und sagt: „Wachset und unterlaßt nicht, euch möglichst zu vermehren." Dafür reicht ihm der alte Schisin abermals einen Weinbecher, den der würdige Pop immer noch zu leeren imstande ist. Den leeren Becher läßt er fallen und die Brautleute beeilen sich, die Scherben klein zu treten, indem sie sagen: „So möge es allen ergehen, die zwischen uns Zwietracht säen wollen!"

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Jetzt kommen die Glückwünsche der Anwesenden, von denen der weibliche Teil auf das Brautpaar Flachs- und Hanfsamen wirft, wünschend, daß es sich fruchtbar erweisen möge. Die jungen Mädchen tun hierauf, als ob sie damit nicht einverstanden wären und Jungfräulichkeit höher einschätzten, weshalb sie die Braut vor den bösen Absichten des Bräutigams bewahren und von ihm wegreißen wollen. Die Braut aber scheint anderer Ansicht zu sein, denn sie klammert sich an Alekſej an und läßt sich von ihm nicht losreißen. Er bringt sie also glücklich in ihren Schlitten, in dem sie, von 6 Fackelträgern begleitet, fortfährt. Hinter ihr reitet der Bräutigam, dann der Pop und die Uebrigen.

Im Hause des Alekſej findet man die Hochzeitstafel bereit, aber die Braut ist unsichtbar. Denn die Swachas haben sie in das Brautgemach geleitet und dort ausgekleidet. Alekſej hat mittlerweile während des Essens beständig unruhig nach der Türe geblickt, bis er dort eine Swacha erscheinen sieht, die ihm winkt. Er steht nun auf und 8 Fackelträger geleiten ihn zum Brautgemach, wo Ksenija jetzt sich vom Bett erhebt, einen Zobelpelz umwirft und ihm mit tiefen Bücklingen entgegeneilt. Die Fackelträger stecken ihre Fackeln in das Kornfaß, wollen aber erst dann gehen, wenn ihnen der Bräutigam Zobelpelze geschenkt hat, was der Ungeduldige raschestens tut und sie hinaus schiebt. Die Swacha aber setzt einen gebratenen Hahn auf den Speisetisch und zieht sich zurück.

Jetzt erst, da sich beide zu Tisch setzen, nimmt Ksenija den Schleier ab und Alekſej kann ihr dick geschminktes Gesicht sehen. Die befürchtete Enttäuschung scheint allerdings nicht eingetreten zu sein, denn Alekſej hat es ungemein eilig, die Zeremonien zu beenden, welche darin bestehen, daß er dem Hahn ein Bein ausreißt und es über seinen Kopf hinwegwirft, während er schnell das andere Bein verschlingt.

Mittlerweile hielt aber ein alter Diener draußen Wacht, und da er ungeduldig wird, ruft er durch die Tür: „Nun, was ist's?" — ohne jedoch Antwort zu erhalten. Nach einer Weile frägt er nochmals: „Was, noch immer nicht?" Endlich läßt sich Alekſej vernehmen. Er spricht die geheimnisvollen Worte: „Gefunden und abgetan!" Diese Botschaft bringt der Diener im vollen Lauf in den Speisesaal zurück, worauf alle Gäste in Jubelgeschrei ausbrechen und die Trompeten schmettern.

Am folgenden Morgen kommen die beiden Swachas in das Brautgemach, führen die jungen Eheleute in die Badstube, wo sie mit Wasser, Milch und Wein abgewaschen werden und Ksenija ihrem Gatten ein Badhemd, dessen Kragen mit Perlen verziert ist, sowie einen neuen Kaftan schenkt.

Die folgenden zwei Tage vergingen für die Gäste in Saus und Braus, denn vom Morgen bis zum Abend und die ganze Nacht hindurch konnten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sie essen und namentlich trinken, was ihnen behagte. Anfangs tranken die Männer den seltenen und teuren, weil vornehmen Alicante-Wein, dann aber fanden sie, daß ein so schales Getränke höchstens für Weibsvolk tauge, und hielten sich an den Schnaps, die volkstümliche Wodka. Kam einer zu sich, so aß er (statt eines sauren Herings, der damals unbekannt gewesen zu sein scheint) saure Gurgen, Salat mit kaltem Hammelfleisch, Pfeffer, Essig, namentlich aber Knoblauch, und begann aufs neue zu saufen. Nüchterne gab es allerdings auch; das waren aber solche junge Leute, die die Liebe dem Schnaps vorzogen. Denn die Russin rächte sich für die Eingesperrtheit, in der sie ihr eifersüchtiger Gatte beständig hielt dadurch, daß sie die Gelegenheit von solchen Hochzeiten benützte, um ihrem Gatten Hörner aufzusetzen. Jene nüchtern gebliebenen jungen Leute hatten es somit leicht, die ihnen gefallende Frau heimzubegleiten. Dann mußten sie aber trachten, auch wieder rechtzeitig zurück zu sein, bevor der Gatte aus dem Rausche erwachte. Denn fand er dann seine schönere und nüchternere Hälfte abwesend, so erriet er leicht, weshalb sie verschwunden war, und dann ging es ihr schlecht: zuerst walkte er sie mit dem Knut tüchtig durch, dann ließ er sie in ein Kloster sperren!

Man sieht, die Russen waren auch schon im 17. Jahrhundert ein sehr achtbares Kulturvolk, würdig, mit den anderen „Kulturvölkern" von Frankreich und England, wo gleiche Sittenlosigkeit herrschte, Hand in Hand zu gehen.

Gedichte

Von Hans Aburi

Juni

Beim Kirschenkauf, zur Junizeit
War jeder Tag vergänglich neu,
Duft von Akazien strömte breit,
Und von den Wiesen kam das Heu.

Die Pappeln waren wie ein Gruß
Schlank in die blaue Luft gestellt,
Und aus der Ferne zog der Fluß
Ein Band von Kühle durch die Welt.

Sein Wasser rauschte übers Wehr,
Kirchdorf und Brücke stiegen tief
In seinen Spiegel, während er
In grüne Einsamkeit verlief.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Klosterbrunnen

Deine Ruhe, deine Lieder
Kommen plötzlich über mich,
Mahnend, und ich kenne dich
An den klaren Fluten wieder.
Ach vergib mir, daß ich lang
Dich vergessen, mich dem Leben
Voller Unlust hingegeben,
Statt zu horchen deinen Sang,
Daß nicht ewig mein Gefühl
Deinem Rauschen stillgeschwiegen,
Während deine Wasser kühl,
Unberührt herniederstiegen.

Womit vergleich ich meine Häßlichkeit?
Wohl einer Raupe um die Maienzeit.

Die geht in lauter Blütenduft und Glück,
Läßt Abscheu und Verwüstung nur zurück.

Kein spielend Kind erfreute sich an ihr
Und spräche kosend: liebes, gutes Tier.

Die Raupe wird einmal ein Schmetterling,
Ich bin ein Mensch und bleibe stets gering.

Turm-Einsamkeit

Was lieb ich Anderes als freie Luft, daß meine Seele nicht erstickt,
Und einen Turm, der still und hoch weit in die Länder blickt?
Man kaufe meinen Leib und meinen Arm, wenn man mein Herz nur nicht bedrü
Der Abgrund macht mich selig und beglückt, den niemand überbrückt.

Es ist ein Gewirr von Linien überall im Land,
Ueber Hügel gebogene Güter, mit Wegen wechselt Saatenstand,
Dahinter liegen und schweigen die Berge, der geheimnisvolle Rand,
Für den ich keine andre Sprache als Weinen fand.

Ich wollte, ich wüßte Worte, und wüßte, für wen sie sind!
Die müßten von Leiden und Lüsten rauschend klingen oder manchmal so li
Als schaute mich aus klaren Augen an und lauschte mir ein Kind. —
Nun liegen verlorene Lieder über Dörfern, über Gärten und Wegen im Wi

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bald wird alles anders sein.
Trinkt beim letzten Schimmer
Diesen spiegelhellen Wein!
Morgen packt uns Sterbenspein
Und verläßt uns nimmer.

Was von heute lebt und schafft,
Ist schon wie verloren,
Morgen wird es fortgerafft,
Und das Lied von toter Kraft
Klingt uns in den Ohren.

Heute übertönts ein Glas,
Das wir leise stoßen,
Glück und Liebe, alles das,
Morgen wirds gemäht wie Gras,
Heute duften Rosen.

Die japanische Gefahr.

Im „Century" warnt der bekannte Schriftsteller Thomas F. Millard vor den japanischen ehrgeizigen Gelüsten, die sehr stark seien, obwohl sie Amerika nicht zu bemerken scheint. Millard erhebt gegen Japan folgende Anklagen: Japan trifft in Hinsicht auf einen Konflikt mit den Vereinigten Staaten schon jetzt bedeutende Vorbereitungen; der japanische Volksgeist wird von der Regierung systematisch für einen solchen Konflikt vorbereitet und zeigt sich schon jetzt gegen die Vereinigten Staaten äußerst feindlich, inzwischen wird in Amerika eine eifrige japanische Propaganda geführt, die die Amerikaner überzeugen soll, daß sie von Japan nichts zu befürchten haben, und daß deshalb die in Amerika beabsichtigten Rüstungen überflüssig seien. Millard glaubt nicht an die Uneigennützigkeit der Japaner, die ihre Beteiligung an dem gegenwärtigen Krieg damit begründen, daß sie zur Regulierung der europäischen Fragen beitragen wollen. Als Japan gegen Rußland in den Krieg eintrat, erzählte es der Welt, daß es dies nur tue, um die Unabhängigkeit Koreas zu erhalten, um das „offene Tor" in der Mandschurei sicher zu stellen, um China seine territoriale Vollständigkeit und politische Unabhängigkeit zu sichern. Korea ist gegenwärtig von Japan annektiert; das „offene Tor" in der Mandschurei ist fest verschlossen; und was China anbetrifft, so ist Japans einziger Gedanke, dieses Land unter seine Herrschaft zu bekommen. Da den Japanern in Asien aber doch nicht alles nach Wunsch gelang, werden sie sich unverzüglich gegen Amerika wenden, und das ist der Grund für ihre Anstrengungen, sich die Stellungen, die sie sich in Kalifornien erobert haben, zu erhalten, in Mexiko und in andere amerikanische Gegenden einzudringen. Die Amerikaner leben in der Täuschung, Japan hege für Amerika eine überlieferte Freundschaft, daß

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die heutigen, gemeinsamen finanziellen — und Handelsbeziehungen stets eine Friedensägide aufrecht erhalten würden und daß Japan für einen Krieg unvorbereitet sei; aber während die Japaner ein Monroegesetz zu ihrem eigenen Gewinn zu proklamieren suchen, machen sie sich daran, gegen Amerika und später gegen Europa vorzugehen.

Von Interesse ist, daß der alarmierende Aufsatz Millards von italienischen Zeitungen, also von der Presse eines durch den Krieg mit Japan verbündeten Landes, ohne Kommentar wiedergegeben wird.

B. Fenigstein

Oesterreichische Kriegsliteratur

Es ist wohl mit Sicherheit zu erwarten, daß man sich in der Zukunft mehr als bisher in Deutschland mit uns Oesterreichern beschäftigen wird. Wohl sind unsere Dichter und Musiker immer auch in Deutschland geschätzt worden, aber für das Gesamte unserer Erscheinung hat man bisher noch nicht das genügende Interesse gehabt.

Dieses zu erwecken und zu fördern, ist eine Sammlung kleiner Schriften sehr geeignet, die der österreichische Dichter Hugo von Hofmannsthal begründet hat und die unter dem Titel Österreichische Bibliothek im Leipziger Inselverlage herausgibt. Sie ist in Format und Umfang der Inselbücherei nachgebildet. Jedes Stück kostet kartonniert 60 Pfennige. Bisher sind dreizehn Stücke erschienen, von denen jedes einzelne eine wertvolle Gabe darstellt. Sie sind so ausgewählt, daß verschiedene Seiten des österreichischen Wesens zum Ausdruck kommen. Es soll in ihnen der österreichische Geist erkennbar werden, wie er in der Literatur oder in der Geschichte erscheint. Die Sammlung beginnt mit einer Auswahl aus Grillparzer: Grillparzers politisches Vermächtnis, zusammengestellt vom Herausgeber. Der reichsdeutsche Leser, der im Durchschnitt Grillparzer bestenfalls als Dramatiker kennt, kann ihn hier von einer neuen Seite sehen. Er wird durch die Lektüre der Schrift so viel neues über Grillparzer und über das Oesterreich seiner Zeit erfahren, daß es ihn locken wird, auch zu Grillparzers prosaischen so inhaltsreichen Schriften zu greifen. Heldentaten der Deutschmeister von Max Well, Custoza und Lissa von Heinrich Friedjung, dem Meister der beschreibenden Geschichte, Bismarck und Oesterreich von Franz Zweybrück*), Audienzen bei Kaiser Josef von Felix Braun, 1809 von Otto Zoff, Fürst Friedrich zu Schwarzenberg, der „Landsknecht" von Helene Bettelheim-Gabillon, Radetzky von Ernst Molden sind alle geschichtlichen Inhalts und werfen gute Streiflichter auf bedeutsame Erscheinungen in der Geschichte Oesterreichs. Abraham a Sancta Clara, eine Auswahl von Richard Kralik bringt uns eine der originellsten Gestalten Oesterreichs näher. Eine dem tschechischen Volke angehörige, weltbedeutende Persönlichkeit schildert in einer Auswahl aus seinen Schriften Friedrich Eckstein: Comenius und die böhmischen Brüder. Als Oesterreicher betrachten wir auch Beethoven, dem Felix Braun ein Stück widmet: „Beethoven im Gespräch." Unmittelbar aus der Zeit stammen „Auf der Südostbastion unseres Reiches" von Robert Michel, der schon lange vor dem Krieg im Garnisonsdienst

*) S. auch dessen eben erschienene wertvolle Oesterreichische Essays (Berlin, Gebr. Paetel).

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

südslavisches Leben kennen gelernt und in frischen Büchern geschildert hat, und Oesterreichische Gedichte 1914/15 von Anton Wildgans, der heute wohl einer der kraftvollsten Lyriker nicht nur Oesterreichs, sondern Gesamtdeutschlands ist.

Eine zweite Oesterreichische Sammlung sind die Flugschriften für Oesterreich-Ungarns Erwachen (Warnsdorf, Strache, das Heft 1 Krone). Bisher sind zwölf Hefte von recht ungleichem Werte erschienen. Hervorzuheben sind die Lehren des Krieges von F. Freih. von Wieser, Die Versorgung der Kriegsinvaliden und ihrer Hinterbliebenen von Gustav Marchet, Wirtschaftliche Verbindung mit Deutschland von Josef Szterenyi und Oesterreich-Ungarns Bestimmung von Oswald Redlich.

In beiden Sammlungen kommen ausschließlich Männer aus Oesterreich und Ungarn zu Worte.

E. Pernerstorfer

Zwei Vergangenheitsromane aus Prag.*)

Zwei wertvolle Bücher hat uns dieses Jahr gebracht, die beide von der Zeit des zweiten Rudolf von Habsburg reden, beide Magie und Sternenkunde in sich tragen und beide sich im Umkreise von Prag bewegen. Diese Bücher stützen und verwirklichen einander, so wie zwei verschiedene Porträts von Personen es für uns zu tun pflegen, so daß, was vielleicht anfangs nur ein gemaltes Bild schien, nun Rundung und Sprache gewinnt und vor uns lebt. Zwei Personen sind es, die sich hier so für uns wiederholen: Tycho Brahe, der Astronom und der Kaiser Rudolf II. In Auguste Hauschners Roman ist der Kaiser die sichtbarste Gestalt, um die sich alle anderen, obgleich deutlich eigenwesig und verschieden, umherreihen. In dem kleinen Büchlein, das fürs Feld bestimmt, gedrängtestes Geschehen bringt, herrscht, phantastisch und grauenhaft, der zerstörte Geist des alternden Herrschers, der in zwei Welten zugleich Macht sucht, auf Erden den Purpur und den Brandrauch seiner Opfer, im Himmel Gnade, mystische Erkenntnisse und zwischen beiden die Wollust seelischen und leiblichen Liebesgenusses, die dem Greise an der Brust eines jungen schönen Judenkindes neue Jugend verspricht. Tycho Brahe ist hier eine Nebengestalt. Er, der Hofastrologe bildet die Mittelperson zu dem unbedenklicheren Magier Eysatus, der dem Kaiser in einer, von schwüler Mystik durchzuckten Stunde, die Wachsgestalt seines verhaßten Bruders Mathias mit mörderischer Nadel durchbohrt und dem vor Machtgier zitternden Rudolf somit Befreiung von seinem Nebenbuhler und Feind verkündet. Wie mit den Sprüngen einer gefährlichen schrecklichen und weichen Tigerkatze gelangt der Roman vorwärts. Sonderbare Gewitterstimmung herrscht, fahle Blitze sprühen auf, bis zuletzt im Grollen und Murren der Erde und der Kreatur der Tag des kraftlos entzündeten Herrschers zu Ende geht. „Böhmens Sonne ist im Niedergang, am Horizont erheben sich die Schatten großer Finsternisse: es dämmert des dreißig Jahre langen Krieges grause blutigrote Nacht."

Nicht oft mag diese Vornacht der Schrecknisse einen Farbenkünstler finden, wie es Auguste Hauschner ist.

*) Auguste Hauschner: „Der Tod des Löwen". Verlag Egon Fleischel & Co. „Die Feldbücher". Berlin.

Max Brod: „Tycho Brahes Weg zu Gott". Verlag Kurt Wolff, Leipzig.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Max Brods Buch ist gelassenerer. Klar und direkt setzt er das Knochengerüst seines Romans aufs Papier. Geschehnisse werden schlicht berichtet und nur auf die Seelenzustände und Seelenwandlungen seiner beiden Helden verwendet er die schöne nachspürende Kraft seiner Kunst. Tycho Brahe und Keppler sind es, die hier gegen einander spielen. Kaiser Rudolf ist nur eine Episode. Die Figur Tychos ist unbeschreiblich wahrscheinlich. Dieser Mann, der sein Lebtag versucht hat, dem Gott in seinem Busen und zugleich Frau Welt zu dienen, der zwischen Angst um Ehren und der Angst um seine Seele hin- und hergeworfen wird, begegnet dem reinen, ruhigen Keppler, der in seiner Sternenwissenschaft auf seinen Zahlen wie in keimloser stürmeloser Atmosphäre schwimmt, ohne Zwecke, nur dem Ziele des rechnerischen Erkennens nachziehend. Ein Mensch, den man verehren muß, dessen bedürfnislose Abgeschlossenheit aber gar keine Liebe erweckt. Der vollblütige, von allen Leidenschaften hin und her gezerrte Tycho aber wird uns lieb. Und wenn der Kampf des Geistigen und Edeln mit dem Derbstofflichen in ihm zuletzt zu mystisch grenzenloser Hingabe sich entscheidet, wenn er sich selbst vernichtet, um dem jungen geliebten und beneideten Rivalen Platz zu machen, dann haben wir das Gefühl, einen Freund auf langem irrtumsreichen Wege begleitet zu haben und ihn nun am Ziele zu wissen. Max Brod hat mit diesem Roman einen wirklichen Schöpfungsakt vollzogen. Mag er hier und da mit der Historie, wie sie in Büchern steht, frei umgesprungen sein, im Menschenherzen hat er gewissenhaft gele
und uns seine ewig gleiche Sch
entziffert.

Anselma Hein

Ein wackerer Gelehrter

Herr F. W. Förster, der beim
heben des neuen Windes an die U
versität München berufen wurde,
sehr häufig das Bedürfnis, Aufse
zu erregen.

Das gelingt ihm auch durch t
loses Geschwätz, das er bei ausl
dischen Zeitungen anbringt. Er m
sich sogar interessant vor einem Pu
kum, das begierig nach Dissonan
hinhorcht, und das einen mit Frei
wörtern unterspickten Gallimath
schon deshalb für eine gelehrte
handlung hält, weil es den He
Förster nicht kennt.

Die neueste Leistung dieser Zie
der Münchner Universität ist folgen

Er schreibt in der Schweizer „F
denswarte" einiges über die kurzs
tige Nationalpolitik Bismarcks; schre
daß das neue deutsche Reich ganz d
heidnischen Geiste entsprungen sei,
Gegensatz zum heiligen römischen Re
deutscher Nation, heißt Bismarck
konsequenten Praktiker des nation
egoistischen Individualismus, der
aufhaltsam zu einer Katastrophe t
ben mußte u. s. w. Dieser Bock
wird als das Ergebnis tiefsinni
professoraler Forschung in der Schu
achtungsvoll entgegengenommen
bildet einen Beitrag zur Geschichte
Weltkrieges.

Ist es denn niemanden möglich, d
Schwätzer einigen Takt beizubringe

Ludwig Thoma

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionel
Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlang
Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der blutige Juni

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Der Heumond 1916 ist der blutigste Monat des Weltkriegs und der Weltgeschichte. Die Bedrohung der französischen Front in Verdun und der italienischen Front in Tirol hat die Entente zu ihrer stärksten konzentrischen Riesenanstrengung getrieben. Die russische Armee, durch japanische und amerikanische Artillerie wieder leistungsfähiger geworden, wirft ihre schier unerschöpflichen Menschenmassen gegen Oesterreich-Ungarn und Deutschland und es gelingt ihr unter den blutigsten Opfern, die österreichische Front an einzelnen Stellen, nicht ohne sehr empfindliche Opfer unserer Verbündeten, zurückzudrängen. Ein Durchbruch ist nicht gelungen und nicht wahrscheinlich. Die deutsche Ostfront hält sich stark und scheint zur Entlastungsoffensive übergegangen zu sein. Da Rußland alle Kräfte in Wolhynien und der Bukowina einsetzt, so empfindet die Türkei die Entlastung des Drucks und macht in Armenien Fortschritte. In Tirol erweist sich der Erfolg des österreichischen Vorstoßes in der Richtung auf die Po-Ebene immer größer und die Gefahr einer Bedrohung der Isonzofront im Rücken ist noch nicht von den Italienern genommen. In Verdun tobt eine einzige Schlacht seit vier Monaten. Langsam gewinnen die todesmutigen deutschen Armeen an Boden, die Verluste beider Teile, der tapferen Angreifer und der tapferen Verteidiger, sind groß. Die deutschen Truppen machen gleichzeitig in der Champagne und bis Ypern Vorstöße, wohl hauptsächlich um den Feind zu fesseln. Im nördlichen Teil der Westfront scheint eine englische Offensive einzusetzen.

Eine Seeschlacht größten Stils hat in der Nordsee stattgefunden. Wenn in einer Seeschlacht, zu welcher England seine ganze Hochseeflotte konzentriert hat, England nicht siegt, so ist dies ein gewaltiger Erfolg der schwächeren deutschen Flotte.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Ernte steht in hohen dichten Aehren. Aber noch größer ist die Todesernte des Kriegs in Europa.

Venit Mars atrociter!

Die Schuld an dem Juniblut trägt nicht Deutschland, sondern England und Frankreich. Deutschland war, wie sein leitender Staatsmann deutlich und offen erklärt hat, zum Frieden und zu Verhandlungen bereit.

Diese geschichtliche Tatsache muß dem Bewußtsein der kriegführenden und neutralen Länder eingehämmert werden. Alle die kostbaren Menschenleben, die in diesem blutigen Monat und zuvor auf dem Festland und in den Wogen untergingen, kommen auf das Schuldkonto der Entente. Herr Grey machte in seiner Unterhausrede das belastende Geständnis: Frankreich habe als das meistengagierte Land der Entente „allein das Recht, vom Frieden zu reden." Diese wichtige Stelle ist in Frankreich von der Zensur offiziell unterdrückt worden. Hier steht zwischen den Zeilen eine Entschuldigung und eine Aufforderung. Man erkennt, England will sich nicht durch Einlenken dem Vorwurf der Franzosen aussetzen, daß sie im Stich gelassen worden seien und darum der Krieg nicht glücklicher für die Entente verlaufen sei. Deshalb wahrt England Frankreichs Priorität und schiebt Frankreich durch dieses öffentlich gesprochene Wort die Hauptverantwortung für die abgelehnten Friedensverhandlungen zu.

Freilich muß auch Grey wissen, daß der Gemütszustand der Franzosen, den sie „Mentalität" nennen, völlig aus dem Gleichgewicht ist, sodaß sie ungeeignete Führer auf dem Weg zur Vernunft sind. Der französische Haß ist nach Augen- und Ohrenzeugen kleiner geworden, aber immer noch unheimlich groß. Er findet seinen Nährboden im Temperament, in der Vaterlandssorge und in der offiziellen Züchtung. Die „Staatslenker", die ihn großgefüttert haben, und durch ihre Zensur mästeten, sind selbst von ihm unterjocht. Sie können nicht aus dem Geleise, ob sie schon sehen, daß es ein totes Geleise ist.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bei diesem schweren Verhängnis, das zur guten Hälfte Schuld ist, kann sich England nicht von der Mitschuld an dem Weiterschlachten befreien durch den „Vortritt", den es Frankreich im Innehalten lassen wollte.

Zu dem schweren Schicksal, das den Lord Kitchener, diesen großen und gefährlichen europäischen Scharfmacher und Führer des Landheers, in das Wellengrab gezogen hat, ist ein fast tragikomisches Gegenstück, die parlamentarische Versenkung des Signor Salandra, der von denen in die Tiefe gezogen wurde, von denen er herausgelockt worden ist. Auch wenn er sich an irgend einem Schwimmgürtel noch über Wasser halten sollte, ist er so schiffbrüchig, wie sein Ministerium, seine Politik und sein Königreich.

Wenn der Juni 1916 zu Ende geht und das zweite Kriegsjahr sich jährt, dann wird man sehen, daß die Entente auch mit ihrer stärksten Kraftanstrengung nicht durchreichte und daß mehr Ministerien brüchig sind als nur das italienische.

Bethmann Hollweg, offener, kraftvoller und humaner als seine Gegenspieler, hat im Reichstag und im deutschen Volk eine starke Mehrheit hinter sich. Das hat der Juni 1916 gezeigt.

Die auswärtigen Wechselkurse im Kriege

Von Julius Luebeck, München

Wohl von niemand wird bestritten, daß die ungünstige Gestaltung der auswärtigen Wechselkurse in den kriegführenden Ländern und in Deutschland gegenüber neutralen Ländern eine der unerfreulichsten Begleiterscheinungen des Weltkrieges ist. Allein die Meinungen gehen auseinander, ob die ungünstigen ausländischen Wechselkurse in Deutschland ein bloßer Schönheitsfehler sind, hervorgerufen durch die Veränderungen und Erschwerungen des internationalen Zahlungsausgleichs oder ob diese Gestaltung der Wechselkurse nicht vielmehr in engem Zusammenhang mit dem inneren Werte unserer Währung und mit der Stärke unserer finanziellen Lage steht.

Diese für die volkswirtschaftliche Wissenschaft und Praxis überaus wichtige Frage der auswärtigen Wechselkurse im Kriege hat

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dr. Siegfried Buff, Bankier und Dozent an der Handelsschule München, in einem sehr interessanten Vortrag der Münchener Volkswirtschaftlichen Gesellschaft eingehend untersucht. In sehr ausführlichen Darlegungen gab Buff vor allem einen Einblick in die Ursachen, welche eine so gewaltige und früher nicht geahnte Verschiebung der Wechselkurse hervorriefen, um von hier aus die Wirkungen, welche eine ungünstige Valuta auf In- und Ausland ausübt, sowie die Maßnahmen zu betrachten, die getroffen wurden, um einer weiteren Verschlechterung der Wechselkurse zu begegnen. Hält man sich zunächst vor Augen, daß der Wechselkurs das Barometer für die Zahlungsbilanz eines Landes ist, so folgt denn, daß alle Momente, welche die Zahlungsbilanz beeinflussen, ihren Ausdruck in den jeweiligen Wechselkursen finden. Allerdings können diese Kurse vorübergehend durch künstliche, d. h. spekulative Manöver beeinflußt werden, wenn sie jedoch wie jetzt bei allen kriegführenden Staaten eine für diese so ungünstige Veränderung aufweisen, so müssen wohl tiefere Ursachen maßgebend sein.

Diese Ursachen sind vornehmlich in den Veränderungen der einzelnen Posten der Zahlungsbilanz zu suchen. Den Hauptposten bildet hier die Waren-Ein- bezw. -Ausfuhr. Es ist einleuchtend, daß bei uns die Außenhandels-Ziffern des Friedens seit Kriegsausbruch auch nicht annähernd erreicht werden konnten und zwar einerseits deshalb nicht, weil wir uns mit unseren besten Kunden wie England, Rußland und Frankreich im Kriege befinden, andererseits weil die englische Blockade die Ein- und Ausfuhr von den und an die neutralen Länder, besonders Amerika, wenn auch nicht ganz unmöglich macht, so doch außerordentlich erschwert. Trotzdem haben wir seit Kriegsausbruch manches vom Ausland erhalten und ansehnliche Beträge vor allem an unsere Bundesgenossen geliefert. Was ist nun seitens der kriegführenden Staaten geschehen, um die unerwünschten Wirkungen ihrer Handelsbilanz zu beseitigen? Bei dem derzeitigen Stande der Verpflichtungen seitens kriegführender Staaten kann mit dem Nächstliegenden, der Tilgung des Passivsaldos durch Goldzahlung nicht geholfen werden, daher mußte zunächst ein Posten herhalten, der im Frieden dazu beigetragen hat, die Zahlungsbilanz wohlhabender Länder immer günstiger zu gestalten, nämlich der Besitz von Auslandseffekten. Die ganze oder auch teilweise Abstoßung des Effektenbesitzes zur Regulierung der Handelsbilanz äußert aber wiederum ihre ungünstigen Wirkungen auf die Struktur der Zahlungsbilanz. Denn die Eingänge an Zinsen oder Dividenden jener in das frühere Schuldnerland zurückfließenden Effekten gehen dem Gläubigerland ein für allemal verloren. Indes es sind ja in den bisherigen Gläubigerländern Deutschland, England und Frankreich noch große realisierbare Auslandseffekten-Bestände vorhanden, deren Veräußerung unzweifelhaft den

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Stand der Wechselkurse der betreffenden Länder günstig beeinflussen würde. Die Abstoßung derselben bis heute hat jedenfalls auch nicht annähernd ausgereicht, das Disagio der Wechselkurse bei den kriegführenden Ländern gegenüber dem neutralen Auslande zu beseitigen, weshalb ja auch England und Frankreich in Amerika, um ihre Schulden zu tilgen, im Herbst vorigen Jahres große Anleihen machen mußten. Ferner sind noch einige weitere Posten der Zahlungsbilanz zu berücksichtigen, die im Kriege eine bedeutende Veränderung erfahren haben und daher auch, wenigstens indirekt, die Valuta dieser Länder beeinflussen müssen: so die Einnahmen aus dem Reiseverkehr und die Geldsendungen der Ausgewanderten ans Mutterland. Ein anderer wichtiger Posten der Zahlungsbilanz beruht auf den Einnahmen aus dem Seetransportgeschäft. Die deutsche Handelsflotte von über 5 Millionen Bruttoregistertonnen, seit Kriegsausbruch teils in feindlichen und neutralen, teils in heimischen Häfen zurückgehalten, ist somit zur Zeit beinahe ausgeschaltet. Endlich hat noch ein Posten der Zahlungsbilanz im Kriege bedeutende Veränderungen erfahren, nämlich der, den man unter dem Namen: Transithandel und internationaler Zwischenhandel zusammenfaßt. Der Zwischenhandel bildet für neutrale Länder, obenan Holland, aber auch für die skandinavischen Staaten zur Zeit eine Haupteinnahmequelle, die ihre günstige Rückwirkung auf die Zahlungsbilanz dieser Länder und weiter auf deren Valuta unbedingt ausüben muß. Zu dem Posten: internationaler Zwischenhandel gehören auch die Gewinne, die aus dem internationalen Versicherungsgeschäft und aus dem internationalen Waren- und Effektenbörsenverkehr in ihren mannigfachen Spielarten resultieren. Diese entgehen den kriegführenden Staaten und besonders England infolge des Zerschneidens der Fäden, die die antirealen Geldmärkte und Börsen miteinander verbanden und diesen vor dem Kriege einen internationalen Charakter verliehen.

Allein nicht nur auf die ungünstige Gestaltung der Zahlungsbilanz, sondern auch auf die Vermehrung des Notenumlaufs bei sämtlichen kriegführenden Ländern ist die Verschlechterung der Wechselkurse zurückzuführen. Der Notenumlauf in Deutschland hat sich seit Beginn des Krieges unter Berücksichtigung der Reichskassen und Darlehenskassenscheine ungefähr vervierfacht, wobei allerdings noch zu berücksichtigen ist, daß wir auch die okkupierten Gebiete mit Noten zu versorgen haben; die gleiche Entwicklung in Oesterreich-Ungarn, in Frankreich, Rußland und England. Schließlich erfolgte auch eine Verschlechterung der Valuta der kriegführenden Staaten infolge von Panikerscheinungen, Krisen, insbesondere bei Kriegsausbruch, d. i. psychologischer und technischer Ursachen. So brachten in der ersten Zeit des Krieges verschiedene ängstliche Gemüter Teile ihres Vermögens ins neutrale Ausland, bezw. sie verwandelten das Vermögen in neutrale

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Werte, was ebenfalls auf die Valuta des Mutterlandes ungünstig wirken mußte.

Welche Wirkungen üben nun ungünstige auswärtige Wechselkurse auf das Inland? Jeder einzelne von uns erfährt heute diese Wirkungen tagtäglich an sich selbst. Die Wirkungen einer verschlechterten Valuta äußern sich zunächst in einer Preissteigerung der vom Ausland importierten Waren. Dazu kommen noch die enormen Schiffahrtsfrachten, besonders auf die Ueberseeprodukte. Daher ist es nur allzu begreiflich, daß die Importe auf das nötigste Maß beschränkt wurden, was jetzt im Zusammenhang mit der neuen Devisenordnung erreicht wurde. Die Hauptursache der allgemeinen Preissteigerung liegt aber in der zunehmenden Aufzehrung der Gütervorräte des Inlands. Die Erschwerung des Imports hat aber auch unserer Industrie eine Fülle von Anregungen gegeben, uns durch Herstellung von Ersatzstoffen vom ausländischen Rohstoffbezug unabhängiger zu machen.

Unter den in Deutschland getroffenen Maßnahmen für die Hebung des Standes und die Entwicklung der „Mark" im Auslande dürfte das Verbot der Einfuhr entbehrlicher Gegenstände (vom 25. II. 1916) erfolgreicher als die Devisenverordnung sein. Dadurch wird die Verschlechterung der Zahlungsbilanz durch zu großen Import, dem ein entsprechender Export nicht gegenübersteht, und damit auch die Verschlechterung unserer Wechselkurse, wenn auch keineswegs beseitigt, so doch etwas gemildert. Was aber bleibt das Ergebnis der Betrachtung der Ursachen und Wirkungen der Valutaentwertung? Diese Erscheinung ist keineswegs ein bloßer Schönheitsfehler, um den wir uns nicht zu kümmern brauchen, vielmehr wird die Lösung des Problems, je länger der Krieg dauert, immer schwieriger. Schon aus diesem Grunde ist zu wünschen, daß die eigentliche Ursache der Verschlechterung der Valuta: der Krieg baldmöglichst zu Ende gehe.

Der gefangene Ibsen

Von Karl Loewenberg

Hermann Bang, der Melancholiker, Schauspieler und Dichter, spielte einst den Oswald in den Gespenstern. Die Nordischen da oben waren Gesellschaftsmenschen mit blaßgeaderten Seelen, die nach jedem Geräusch wie nach Uebergenuß zusammenschraken. Schwüle war um sie. Biegen und Gebogensein von Körpern. Ihre Schreie ähnelten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mehr den Schreien der Männer im feurigen Ofen. Und es kam da ein Schminkgeruch von der Bühne. Ein Geruch wie die Seidentücher großer Hetären. Sinnlich, bis in den Magen und in die Fußspitzen steigend.

Frau Alving war schlank. Eine Art vielgeliebthabende Dame, die in sich die Mutter entdeckt. Wie eine Mutter kämpft. (Schreie wie in der Frauenklinik.)

Regine — o, das war eine kleine große Kokette. (Jubeljung. Ich traf sie später in Berlin.)

Oswald — Hermann Bang. Mir klingt noch in den Ohren: „Weißt Du Mutter, daß alles, was ich malte, sich um die Lebensfreudigkeit drehte?" Er spielte so, daß am Schluß die Mitspielenden ihm den Stuhl zuschoben, weil sie dachten, er bräche wahrhaft zusammen. Dann traf ich ihn nach dem Abend und er solle mir offenbaren, weshalb er den Oswald so innerlichst habe spielen können: „Das kommt daher, weil wir Modernen übersättigt sind von Kultur. Von dem Fluch der ererbten Ueberkultur. So sehnen wir uns wie auf Seide gebettete Tiger nach Freiheit, nach Lebensfreude. Doch wir sind zu schwach im Kampf gegen sie. So darf man Ibsen nicht brutal spielen wie Shakespeare. Es gehört Körpersprache zu ihm. Ein neuer Stil. Er ist der wahre Dramatiker. Aber kein Ewigkeitsdramatiker, weil er auf unsere augenblickliche Seele rechnet. (Die Griechen, Shakespeare-Engländer, Goetheaner hätten ihn nicht verstanden.)"

... Die Gefangenen haben im Lager ein Theater, auf dem sie Vaudevilles spielen. Heute spielen die Flamen etwas anderes: Ibsen: Spoken. (Gespenster.) Ich bin neugierig darauf.

Das Theater ist nicht sehr besetzt. Ein kahler Raum. Vor dem Fenster dunkle Säcke. Vor der Bühne ein roter Vorhang. Auf Holzbänken sitzen die Gefangenen. Neben mir ein Franzose. Kurz vor dem Krieg war er auf der Hochzeitsreise. Er zeigt mir das Bild seiner Braut aus Ostende. (Einst Seebad mit Parfüm und Spitzenklöpplerinnen.)

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ich erhalte ein Programm mit Beschreibung. Der S
kopf darauf sieht aus wie ein bebrillter Löwe mit Borstenh

Das Orchester beginnt zu spielen. Ich bin neugierig.
wird Oswald sein? Frau Alving (von einem Mann darge
Regine.

Da — der Vorhang geht auf.

Eine Stube mit Möbeln und Vorhängen. Wie — ein M
dort? Sie ist nur etwas herb. Etwas steif, die flämische S
klingt seltsam. Rauh.

Und dann Pastor Manders. Er hat einen langen G
Schwarze Handschuhe. Ist gelehrtenhaft eckig.

Und Frau Alving. Ein Kindergesicht. Dunkel gekleidet.
sam weich in den Bewegungen. Ihre Stimme oft etwa
Doch das merkt man bald nicht mehr. Man ist gebannt. D
kommt. Er ist etwas zu dick (zu familiär). Aber er
Man glaubt ihm. Die Gläser im Nebenraum klirren.
Schrecken durch die Zuschauer.

Der Brand. Wahrlich, rotes Licht. Die Gestalten stehe
und breit da. Ungekünstelt. Ohne Körperausdruck. S
ginnen einander zu hetzen. Frau Alving und Oswald
Frau Alving hat Stellungen, in denen sie weiblichweich ist.
verführend mit dem Kindergesicht. Oswalds Schreie sind
laut. Aber sie treffen. Frau Alvings Rufe: „Oswald –
wald" — als er ihren Liebesdienst will — machen mich
dern. Das ist, als wenn ein gefangenes Muttertier nach
Jungen ruft.

Die Lebensfreude — durch das kleine Fenster sieht man s
beschienene Berge: Frau Alving stürzt sich über ihn: „Die
— die Sonne —."

Der rote Vorhang schließt zu . . .

Mir war — als hätte ich ein Bauerndrama gesehen.
Gesellschaftsspiel mit Seidentüchergeruch. Gestalten durch
gehärtet.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und ich fragte auch diesen Oswald, wieso er habe so natürlich spielen können: „Das kommt daher, weil wir durch das Kriegsleben zu entwöhnt sind der wahren Kultur. Wir sehnen uns nach ihr. Und wir sind Gefangene. Die Künstler leiden alle unter gewisser Gefangenschaft. Gefangenschaft der Seele und Kampf gegen die Umwelt. Deshalb mein Schrei nach Lebensfreude. Ich bin jung — und der Krieg seit Urbeginn der Menschheit liegt über uns wie ein Fluch, der sich auf alle Geschlechter vererbt, sie vernichtet . . ."

Und mir ist, als hätte Hermann Bang neben mir gesessen. Der Melancholiker. Sagtest Du nicht, Ibsen dürfe nicht brutal gespielt werden? (Kampf gegen vererbte Ueberkultur.) Aber, es war auch so gut in dieser Brutalmanier. (So wenig Routine!)

Eine Art neuer Stil. (Stil des Primitiven.)

Man kann auch so wirken. Mit Wahrheit und Gefühl Ibsen spielen . . .

Die Oper eines Gefallenen

(Ein Ruf an die ernsten Bühnenleiter Deutschlands)

Von Oswald Kühn (Stuttgart)

Am Stuttgarter Hoftheater hat im Dezember 1915 die Uraufführung einer lyrischen Oper stattgefunden: „Die Lieder des Euripides." Als Verfasser stand auf dem Theaterzettel der Name Botho Sigwart, der in musikalischen Kreisen vor dem Kriege angefangen hatte, mehr und mehr Beachtung zu finden. Der Name war nicht ganz vollständig: Graf Eulenburg fehlte; ein Sprößling jenes kunstsinnigen Geschlechtes, das auf dem Gebiete der Musik mit Liedern („Rosenlieder") populär geworden ist. Die Oper hatte — eine Folge der schwierigen Verhältnisse für die Bühnen zur Kriegszeit — zur denkbar ungünstigsten Zeit (kurz vor Weihnachten) das Licht der Rampen erblickt, zu einer Zeit, wo man Werke herauszubringen pflegt, die das Kainszeichen des Durchfallens bereits auf der ersten Partiturseite tragen. Aber es kam anders. Wir erlebten eine Ueberraschung (No. 1 in diesem neuen Bühnenfalle): Die Lieder des Euripi-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des gefielen! Das spärlich erschienene Publikum wurde von S
Scene aufmerksamer, die kühle Anfangsstimmung ging in immer
Anteilnahme über und steigerte sich schließlich zu einer Wärme, zu
freudigen Ton über etwas Schönes und Eindrucksvolles, wie man
den üblichen rauschenden Premièrenerfolgen leider nur zu selten sonst
gen hört; verwandte Saiten schwangen mit. Das war mal so ganz
anderes: Schon der Text, den Ernst von Wildenbruch angeb
Schauspiel, in Wahrheit aber von Anfang an mit der Absicht der i
umzusetzenden Dichtung verfaßt hatte! Vom Siege der Tugenden, von
Schönheit und Gehobenheit, echt weiblichem Aufopferungssinn und n
bewußter Entsagung, von hohen Ideen der Menschheit, deren urspr
rauher Sinn durch die Macht der Töne bekehrt wird und sich zu allu
der Liebe wandelt: all das sang uns diese „Mär aus Althellas", glei
Botschaft neuer Hoffnungen für das Menschengeschlecht, inmitten sei
säglichen Vernichtungskampfes! Und Botho Sigwarts Musik entst
ihrer reinen Idee den Gedanken Wildenbruchs. Es klang das alles
schieden von den dramatischen Schöpfungen der mehr oder minder ver
Nachahmer des genialen Richard Strauß, daß die Leute sich fast ver
ansahen, als trauten sie ihren Ohren kaum. Eulenburg ist der Gefa
der unbewußten Nachahmung unseres modernen Meisters entronnen.
hört in seinem Jugendwerke zu den Primitiven, d. h. zu denen,
innerem Drange schaffen, die nicht an der Hand berühmter Lehrme
breiten bequemen Straßen der Allerweltstechnik gehen, sondern sich ih
und Ausdruck selber schaffen.

Auf die erste folgte die zweite Ueberraschung: Die Kritik
mit dem Publikum überein. Aus all den Besprechungen klang bei
berechtigten Einwänden wegen noch nicht absoluter künstlerische
kommenheit, ein von dem üblichen abweichender Ton hindurch. „Es
sich um eine Musik, nach deren Wiederholung man Verlangen trägt.
auf die Loslösung vom Pessimismus oder vom blutrünstigen Veris
neueren Musikdrama und in der modernen Oper wurde hingewies
Stück geht wieder mal gut aus!

War es nach all dem eine Ueberraschung, daß diese Oper in den
holungen mehr und mehr Anklang fand? Daß in den Aufführung
Leitung von Generalmusikdirektor Max von Schillings und
trefflicher Besetzung, in der die wahrhaft klassische Idealgestalt der
Darstellerin (Rhoda v. Glehn) den Eindruck vertiefte, die freudige St
wuchs und die Leute sich von den „Liedern des Euripides" auf der
und im Hause erzählten? Gewiß nicht, denn diese Geschichte und ih
stellung hatte sie gepackt, gerührt — erhoben!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nun aber folgt die größte Ueberraschung (d. h. allerdings nur für diejenigen, die die Verhältnisse nicht kennen): trotz dem sich steigernden Erfolge fand sich bisher keine deutsche Bühne, die sich des Werkes angenommen hätte! Wir haben offenbar soviel des Neuen, daß es auf eins mehr oder weniger nicht ankommt? O gewiß, im Jahre bringen die Operntheater bei uns immerhin eine ganze Reihe von „Novitäten" heraus, die jedoch ihr Dasein kaum länger als bis nach der berühmten dritten Aufführung zu fristen imstande sind. Aber gegeben werden sie doch! Da ist ein Komponist, der einmal Glück gehabt hat; er wird immer wieder aufgeführt, sobald er mit einer frischen Partitur unterm Arme ankommt, mögen dazwischen auch alle anderen seiner Werke durchgefallen sein. Oder da ist ein berühmter Dirigent, auch sonst ein einflußreicher Name, die sich für so und so viel Bühnen durchsetzen! Nur muß man zur Stelle sein! Selbst unsere Berufenen und Auserwählten müssen es sein und sind gezwungen, heute ihre Sache selber zu führen, persönlich dafür eintreten zu können! Die Reklame muß das Ihrige weiterhin tun; kein Vernünftiger wird deshalb die Komponisten schelten, wenn sie von Ort zu Ort eilen, um den ersten Aufführungen durch ihre Anwesenheit besonderes Interesse zu geben oder sie auch zu dirigieren. In den Zeitungen ist dann darüber immer wieder zu lesen. (Du mußt es dreimal sagen!) Die illustrierten Blätter bringen die Bilder des Komponisten, der Darsteller u. s. w. Das alles erfordert „unsere Zeit!" Wer nicht mitmacht, wird übersehen, vergessen. Und Botho Sigwart Eulenburg starb im Kampfe fürs Vaterland auf den galizischen Schlachtfeldern, in voller Jugend und reinem Idealismus ging er dahin! Dürfen deshalb aber unsere Bühnen sein idealistisches Werk wirklich übergehen? Nicht etwa, weil der Komponist gefallen ist, sondern weil das Werk es wert ist, aufgeführt zu werden, und weil es den Menschen Freude bringt, wenden wir uns an Stelle des Gebliebenen, dessen Mund stumm geworden, an die breite Oeffentlichkeit; an diejenigen unserer Theaterleiter, denen das Geschäft noch nicht alles geworden ist; denen wir aber versichern können, daß die leicht aufzuführenden „Lieder des Euripides" ihr Publikum finden und demgemäß die Kosten decken werden. Doch nicht von den Kosten soll hier die Rede sein, sondern von der Kunst! Möge drum dieser Ruf nicht ungehört verhallen!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Logik

Von Hermann Gottschalk

Genau anderthalb Jahre sind es also, daß ich hier in
Sofaecke gesessen bin! sagte mein Freund. Sagte e
schüttelnd wohl zum zehnten Male und rückte sich mi
nachdenklichen Augen jeden Gegenstand im Gedächtnis
ohne ihn glaublicher zu finden. Er schien des Wunde
fertig zu werden, seit er auf Urlaub da war. Nie und nimmer wollte
gelingen, das alles als Wirklichkeit anzuerkennen. Selbst dort das K
der falsch eingeschraubten Öse, es hing noch genau so schief, wie vor
halb Jahren! Vielleicht das unwahrscheinlichste, qualvollste von alle
gestand mir nicht, daß er zu träumen wähnte; daß ich ihn zum
erstarrte in meiner Umgebung; daß diese Unbeweglichkeit des Lebens i
Heimweh nach dem täglichen Tode stachelte, der sein Leben gewordı
Er gestand es nicht, aber ich las es in seinen fremd gewordenen Aug
gehörte nicht mehr hierher . . .

Wie oft in diesen Tagen, die ihm sein Major als Erholung „aufge
hatte, half ich ihm über den Stillstand seines Lebensgefühls mit neu
Fragen hinweg. Dann lebte er auf, dann sprach er aus seinem wirklichen
heraus und wurde der quälenden Schatten Herr. Dann drang auch alte
schaft aus seinen verdunkelten Augen, aus seiner Stimme, aus seinem
wieder hervor — gedämpft durch die Entfernung von achtzehn Mona
Blut und Zerstörung, erschüttert durch millionenfaches Krachen der Exp
durch das Geschrei der Zerrissenen, Verzucken unkenntlicher Glieder i
Blutschlamm-Masse, die eben noch einen fröhlichen Haufen sorgloser
Burschen bedeutete, durch die Phantasmagorie der technischen Wir
sein Gehirn wie ein mathematisches Kühlsystem durchspülte: Flug
rechnungen, Einschlagskurven, Zielbestimmungen — ein Netz von a
Linien, deren jeder Endpunkt „möglichst wirksamste Zerstörung" hie
tausend schwirrende Befehle, Meldungen hin und her, die ihn wie u
marterten — durch alles dieses hindurch, das seine Gedanken ohne Ra
kreuzte, lächelte er nur, dem friedlichen Schreiber, zu. Und ich erka
wieder, aber ich fühlte nun, daß auch das innigste seiner Worte i
blieb. Daß er sich hier nur als immer fällige Leihgabe des Todes h
fühlte. Daß das Heischen all dieser unbewegten Gegenstände na
erinnerung ein beizender Hohn war in seiner nur in Sekunden ein

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Lebenswirklichkeit. Und ich räumte hinweg, was ich konnte, indem ich ihn wieder und wieder nach „draußen" fragte, wo er doch nun einmal haftete.

Von eurem merkwürdigen Grafen wolltest du mir noch erzählen. Du wirst verstehen, daß mich eine solche Gestalt besonders anmutet.

Da wäre freilich viel zu erzählen, aber wo anfangen, wo enden? Dreiviertel Jahr lag unser Stab in seinem Schlosse, — was für ein Schloß! Du kannst es dir nicht vorstellen! — wir wohnten und arbeiteten in seinen Sälen und Galerien, schliefen in seinen Betten, wärmten uns an seinen Marmorkaminen, und er hauste im Keller und pflegte seine Frau, die den Verstand verloren hatte. Beide über siebzig! In dieser ganzen Zeit kein Tag ohne Gruß von seinen Landsleuten, Volltreffer, Blindgänger, große, kleine Kaliber, Schrapnells, Granaten — zum Glück mehr auf den Park als auf das Schloß gezielt. In einem Pavillon, wußten sie, hatten wir einen Beobachtungsstand errichtet, durch zehnfache Ummauerung bombensicher gemacht, sie wurden nicht müde, täglich ihren Beitrag zur Unterhaltung zu liefern. Immer stand noch das halbe Schloß — wir Genügsamen waren sehr zufrieden damit — und zum Glück der Salon mit dem Prachtkamin (hier ist die Photographie davon) noch immer heizbar und bewohnbar. Das Brennholz spaltet uns der Feind mit seinen Granaten von den alten Parkbäumen herunter. (Später, als keiner mehr stand, kamen die Parkettböden und Täfelungen dran; da waren wir aber schon fort).

Ja, aber der Graf?

Wich und wankte nicht. Beköstigung bekam er aus unsrer Küche, sonst ließ er sich in nichts hineinblicken. Nur zur regelmäßigen Stunde erschien er als Gast unsres Majors an unserm Kamin. Er dankte für den Platz in seinem eigenen Sessel, bemaß jede seiner Bewegungen nach den strengsten Gesetzen der Höflichkeit, ließ sich nie im geringsten anmerken, daß er ein anderes als das Gastrecht an diesen Räumen hatte, ausgenommen den Keller, in dem seine Frau inzwischen schlief oder phantasierte oder sich in die Nägel biß — Gott mags wissen.

Nun, bei klarem Verstand kann er wohl auch nicht mehr gewesen sein, sonst — —

Aber vollkommen! Er hatte sichs nun einmal in den Kopf gesetzt, auf dem Grund seiner Väter zu bleiben, solange nur noch das Kellergewölbe hielt. Jede Hilfe, jedes Anerbieten, ihn mit seiner Frau in seine gefahrlose Stadtwohnung zu schaffen, wies er ein für allemal mit Höflichkeit zurück. Und war in allem von einer so klaren, ritterlichen Bestimmtheit, daß es unfein und aufdringlich gewesen wäre, den Ernst seines Entschlusses anzuzweifeln.

Nahm er an eurer Unterhaltung teil?

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Stets! Auch wenn er nicht sprach, folgten uns seine Augen klug un
merksam. Man kann nicht einmal sagen, daß er übermäßig traurig g
wäre. Er war ein Philosoph bis in die Fingerspitzen — du weißt ja, i
französischen Sinne der sogenannten praktischen Lebensweisheit. Er hie
immer unter dem leisen Druck einer taktvoll verwahrten, aber ihn ni
lassenden abgeklärten Ueberlegenheit. Ohne die wäre sein Bleiben mitten
Verwüstung seines Erbes auch nicht zu erklären gewesen. Er verfolgte aus
Zeitungen die Kriegsereignisse, ohne irgendwelche Nervosität zu ve
Und besprach sie mit uns, die wir ihn natürlich nach Möglichkeit sch
mit ruhiger Sachlichkeit. Es war in ihm ein unerschütterter Kern, i
es Glaube sein, Abklärung, jedenfalls etwas, was sogar uns, den Si
zu einer Art Trost gereichte. Fühlten wir doch, daß er keinem vo
persönlich nachtrug, was er erlitt. Der vollkommenste Hausherr, d
erdenken ließe! Und daß sogar zuweilen ein Streifen von feiner Iron
Gesicht aufhellte, wenn wir unsere optimistischen Zukunftsgedanken nich
unterdrücken konnten, na, das konnten wir dem Armen wohl gönnen.

Vielleicht war das der versteckte Halt, was da als Ironie zum Vorschein

Allerdings ja, das erfuhren wir auf eine sehr tragikomische Weise an u
Abschiedsabend. Die Philosophie des guten alten Grafen bestand n
aus Logik. Sie scheint mir überhaupt das Um und Auf der franzö
Philosophie zu sein. Sie befaßt sich nur scheinbar mit dem Leben u
Wirklichkeit. In Wahrheit trägt sie darüber hinweg — wohin man u
und täuscht sich darum so oft. Eine „Abklärung", mit der wir Deutsch
nie begnügen werden. Nach dem häufigen Aufblitzen der Ironie i
Augen des alten Herrn mußten wir sehr, sehr oft unlogisches Zeug sp
und offenbar baute er, wie alle seine Landsleute, seinen Zukunftsglaub
den Sieg der französischen kultivierten Logik über unser Gegenteil auf.
Gründen der einfachsten Logik natürlich . . . Wir hatten unsere Verleg
befehle bekommen, am nächsten Morgen mußten wir das Quartier rä
Der gute Graf brachte uns seine besten Flaschen herauf — unwahrschei
Stoff, sage ich dir! Ich hätte nie für möglich gehalten, daß es sowa
solchen Wein, aber auch einen solchen Grafen — — na, Abschiedsstim
Nachmittags war wieder ein größerer Gefangenentransport hereing
worden, etliche bekamen gleich im Park ihre Notverbände. Die Ar
hatte, wie immer, den „Verrätern" wirkungsvoll nachgefunkt. Wir
keinen anderen sicheren Platz, als gerade vor den Kellerfenstern des S
Wie so oft. Heute waren wir, trotz seiner Haltung, doch auf Niedergesch
heit gefaßt, zumal das Schloß wieder mehrere böse Treffer bekommen
Nichts von dem. Er war wie immer unberührt. Höflich, ruhig,
kommend. Seine Ritterlichkeit erlaubte ihm nicht, seinen abziehenden

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auch nur einen Schatten nachzuwerfen. Die Unterhaltung war die anregendſte und lebhafteſte unſrer ganzen Quartierzeit. Und zuweilen ſchien es ſogar, als wollte unſer Freund ſich zu einer Abſchiedsrede aufſchwingen.

Selbſtverſtändlich war heute das Hauptthema: der Friede. Wir — namentlich der Major — konnten dem Grafen nicht genug verſichern, wie fern uns jede Feindſchaft gegen Frankreich läge, und wie froh wir wären, wenn wir die Waffen endlich niederlegen dürften.

Da ſchüttelte er tief verwundert und langſam ſeinen Kopf. Er ſtreckte die Hand aus, mit einer freigebigen Gebärde, und ſagte: meine Herren, ich begreife die Deutſchen nicht! Den Frieden! Aber ich bitte Sie! Heute können Sie ihn haben! Sie brauchen ja nur die Rheingrenze wiederherzuſtellen! . . .

Sommer

Von Wilhelm Schuſſen

Wieder rinnt der Schwalbe
Blaue, blaue Stundenuhr,
Wieder weht die Schwalbe
Trunken über alle Flur.

Rote Mohne brennen,
Erregend klingt der Wachtelſchlag,
Goldne Käfer rennen
Von Sonnentag zu Sonnentag.

Nur die Uhr muß ſchlafen,
Die der Herzen Beſtes ſchlägt . . .
Wann erreicht das Schiff den Hafen,
Das unſre liebſte Botſchaft trägt?

Wann führt ein letztes Glänzen
Den großen Schwalbenſommer ein
Mit Roſen und mit Kränzen?
Wann wird dies Wunder unſer ſein?

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Betrachtungen

Die Gestalter, von denen wir die wirkliche Zukunft deutscher Kunst erhoffen —, die Gestalter, über die wir uns in ungeduldiger Verkennung der Gegebenheiten wundern, daß sie nicht gerade jetzt (in diesen größten menschlichen und staatlichen Augenblicken) mit mächtig redenden Dingen auf den öffentlichen Platz treten — die werden erst mit dem Stoff (dem durch die Kriegsumwälzungen werdenden Neustoff des Lebens) geboren. Ihre Jugend heißt: dieser Krieg.

*

Noch niemals haben sich die Männer des ganzen deutschen Volkes so untereinander erkennen lernen können wie jetzt während des Krieges draußen im Felde, alle in derselben Uniform. Und für die Kulturpolitiker, für die schöpferischen Gestalter und Seelenforscher, die auch Soldaten unter ihnen sind, gilt dies im höchsten und wichtigsten Sinne.

*

Nach diesen vielen Monaten des Feldlebens empfindet der Dichter im Heere den Krieg nicht mehr als Ausnahmezustand, sondern als den gewöhnlichen. Durch die fortwährende Häufung und Folge von militär-technischen, strategischen, politischen, kulturellen, ethisch-moralischen Reizen stärkster und gröbster Art ist das Gefühlsthermometer beharrend, unempfindsamer (unsentimentaler!) geworden. Die Gefühlsüberstürzungen, die den gesteigerten Ausdruck der Poetik hervorrufen, bleiben aus.

Die dichterische Zusammenfassung wird dann erst wieder eintreten, wenn nach der Heimkehr in die Gleichgewichtsruhe des Friedens rückwirkend der Krieg durch tiefst gefühlte Reflexion wieder als das furchtbare Außergewöhnliche hinterherfällt.

*

Mit unserem jetzt kriegsgemäß formierten Aeußern hat sich auch i innerer Mensch (und wahrschei nicht nur vorübergehend) unter Gewaltsamkeit der Zeitereignisse ändert. Unter anderem hat unser Urteil in Dingen der K unter der Einwirkung des äuße Kampfes um Sein oder Nicht eine Reinigung, eine Höhung im spruch, eine richterliche Schärfung fahren. Nicht mehr wie früher d der kritische Geist in objekti scheidungsfreier Gastfreundschaft mögliche künstliche Geschwätz und bild in der Kunst, das sich fäls als solche ausgab. Es steht jetzt die eine prüfende Frage den W der Künste gegenüber: Ja — nein, Notwendigkeit — oder U flüssigkeit, und danach: Liebgewin oder Abstoßung. So wird das K weil es Phrase oder Spielerei, fl sein; das Große der durch die hunderte zu den ewigen Schönh gestempelten Kunstwerke aber in größer wirken; denn wie sie das K als nichtssagend unbeachtet läßt, langt nur nach ihnen die Sehn (gerade in diesen, und durch kampfgroßen Zeiten des stürme Todes wachgerufen und gefördei nicht betäubt), als nach einem wandelbar beruhenden Trost und gleich und lenkendem Ziel zur in Selbstbesinnung auf das Jd das uns unsern Krieg menschlich stalten und ertragen helfen soll.

*

Auch die größten, politische Ge umstürzende und erneuernde K mögen sie auch für die teilhabe Menschen noch so grausig ergre und heroisch bewegend sein, kö keine Veränderung oder Beeinflu der Kunst bewirken. Dem unerschi zentralen Quell- und Triebgeist

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Denk- und Bildkunst ist der Krieg nicht mehr und nicht weniger Stoff wie jedes Ereignis der Natur, des einzelnen oder der tausenden Menschen; sei es nun Weltuntergang, Frühlingsblühen, Sturzflut, Mondaufgang oder Mord, Liebesnacht, Hungersnot, Kuß, Revolution, umwälzende Erfindung im Technischen. Alles dies zieht der Kunst Vater- und Muttergeist mit stets gleichem heißen Bemühen und regsamer, beherrschender und ordnender Würde an sich und in sich. So kann es sein, daß die durch den vermittelnden Dichter besungene Liebe zweier Menschen (die eigentlich nur diese selbst angeht) den späteren Geschlechtern wertvoller und herzerfassender ist als eine noch so große Historie vom Bruderkriege, vom Weltkriege europäischer Völker.

Ist es eins was der Kunstgeist bevorzugt, leidenschaftlich vor allem andern zu halten sucht, so ist es allein nur, gebunden im Stoff oder frei schwebend in eigener Glorie — das *Göttliche*.

Gerrit Engelke (im Felde)

Literatur zu „Mitteleuropa"

Nachdem Naumann mit seinem „Mitteleuropa" in seiner glänzenden Weise für den Gedanken eines großen Wirtschaftsbundes zunächst zwischen Deutschland und Oesterreich sich eingesetzt hatte, entwickelten sich sofort lebhafte Erörterungen insbesondere der wirtschaftlichen Institutionen (wie die Handelskammern) und daran knüpften sich ausgedehnte journalistische Betrachtungen. Es konnte nicht fehlen, daß sich daran alsbald eine umfangreiche selbständige Literatur anknüpfte. Ihre wohl wichtigste Erscheinung ist eine zweibändige Veröffentlichung, die unter der Redaktion von Heinrich Herkner unter dem Titel „Die wirtschaftliche Annäherung zwischen dem deutschen Reiche und seinen Verbündeten" bei Duncker & Humblot in Leipzig herauskam. Hier äußern sich bedeutende Fachmänner aus Deutschland und Oesterreich. Die Erörterung ist fern von einer schon von voraus bestimmten Tendenz, die Angelegenheit rein sachlich und wissenschaftlich. Die Schwierigkeiten und Hemmnisse des geplanten Wirtschaftsbundes werden nicht agitatorisch verschwiegen. Alles Für und Wider wird sorgfältig erwogen. Die Herausgabe der zwei Bände erfolgte im Auftrage des Vereines für Sozialpolitik. Wer immer mit dem Studium der Frage beschäftigen und nicht auf der Oberfläche bleiben will, muß sich mit den zwei Bänden sorgfältig beschäftigen.

Das neue Werk Erich Pistors „Die Volkswirtschaft Oesterreich-Ungarns und die Verständigung mit Deutschland" (Berlin, Georg Reimer) bringt mit dankenswerter Gründlichkeit viel österreichisches Material zur Frage des Wirtschaftsbundes. Das Buch hat viel Anfechtung von polnischer Seite erfahren, ist aber für das Studium der Frage ebenso unentbehrlich wie „Ein Zoll- und Wirtschaftsverband zwischen dem Deutschen Reiche und Oesterreich-Ungarn" von Rudolf Kobatsch (Berlin, Heymann). Zwei kleinere Schriften sind wegen ihrer Verfasser bemerkenswert. Ein alter österreichischer General, Eduard Freiherr Seccuvaty von Vezza, spricht sich in der Broschüre: „Ein alter Oesterreicher und F. Naumanns Mitteleuropa" (Graz, Leykam), mit Begeisterung für den Bund aus, den auch Wilhelm von Medinger aus dem mittleren Großgrundbesitz in dem Vortrag „Das kommende Wirtschaftsbündnis" als notwendig erkennt. Mit

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

besonderer Wärme und ausgesprochener Deutschfreundlichkeit äußert sich in zustimmendem Sinne der Ungar Eduard Pálvi (Das mitteleuropäische Weltreichbündnis gesehen von einem Nichtdeutschen. Leipzig, Duncker & Humblot). Von besonderer Wichtigkeit waren die Verhandlungen, die im Januar dieses Jahres in Berlin zwischen Vertretern der deutschen und deutschösterreichischen Sozialdemokratie stattgefunden haben. Das Protokoll dieser Verhandlungen ist auch im Drucke erschienen: „Die Bestrebungen für eine wirtschaftliche Annäherung Deutschlands und Oesterreich-Ungarns. Herausgegeben vom Vorstand der sozialdemokratischen Partei Deutschlands" (Berlin, Vorwärts). Prof. Herkner hebt das hohe geistige Niveau dieser Verhandlungen in der „Oesterreichischen Rundschau" hervor. Besonders beachtenswert seien die Ausführungen Renners und Cunows. Jedenfalls zeigen diese Verhandlungen, daß die deutschen Sozialdemokraten dem Gedanken des Wirtschafts-Bundes freundlich gegenüberstehen. Es darf nicht verschwiegen werden, daß eine kleine Gruppe der reichsdeutschen Sozialdemokratie unter Führung Karl Kautskys (die Vereinigten Mitteleuropas, Stuttgart, Dietz) sich schroff gegen den geplanten Wirtschaftsbund stellt. Endlich sei auf eine seltsame Schrift verwiesen: „Mitteleuropa als Kulturbegriff" von Karl Camillo Schneider (Wien, Orion-Verlag). Während naturgemäß alle auf die in Rede stehende Frage bezüglichen Schriften sich auf die wirtschaftlichen Belange beziehen, spricht Schneider von diesen kein Wort. Er untersucht die allgemeine Kulturlage und hofft auf das Erwachen eines neuen vorerst mitteleuropäischen, später europäischen Kulturgeistes, der den ganzen geistigen Zustand der Menschheit verändern soll. Das Büchlein (7
enthält eine Menge sehr anreg
und wie mir scheinen will,
barer Gedanken.

E. Pernersto

Einige Bücher

Der Stuttgarter Volkswirtsc
Hermann Losch, der vor
als Statistiker durch seine klar
thode sehr aufschlußreiche A
geschaffen hat, schrieb in den
gangenen Jahren hin und wieder
„moralische" Erzählungen. D.
zu sozialen oder politischen
fragen unbekümmerte und he
Meinungen sagen zu können, ent
er sich des würdigen Gehrocks
bestallten Gelehrten und schlüp
die Jacke eines unbefangenen
bürgers, der anspruchslos, abe
lich allerhand Welttorheit au
Leib rückte. Er mag dabei an
Friedrich List gedacht haben, d
gelegentlich mit Anmut und
seine pädagogischen Absichten
Gewand eines plauderhaften
lers einkleidete. Diese Stücke
jetzt gesammelt vor: „Unern
Geschichten" (Verlag Meyer-
Stuttgart).

Der Pädagoge guckt auch be
aus den kleinen Proben seiner
tiven Pädagogik, der Satire.
ist er nun als Satiriker kein
samer Literat, sondern behält
in der lustigen Groteske ein gut
behaglich schwäbischer Bürger
Während für den Tagessatiriker
meinhin der Bürger, in seiner
gerung der Philister, das w
Ziel des Spottes ist, dreht si
die Sache um. Losch wird e
hoffentlich nicht übelnehmen, w
ihn so sehe: den klugen, unver
Mann, der das Weltgetriebe
Bürgerstuhl aus betrachtet u

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das Reformen und Neuern und Spekulieren, das Sentimentale und Phrasenhafte mit dem lächelnden Bewußtsein notiert: macht nur so, gebt euch Mühe, organisiert, lehrt — die Welt geht ihren Gang weiter. Einige der Stücke haben halbfertigen Kneipzeitungscharakter, andere wie der Bildungsbankerott, die Theatergarderobemaschine, Esertemak sind Erfindungen grotesker und geistreicher Selbständigkeit, die der Ausdruck eines überlegenen Weltbetrachtens sind. Hier spürt man, daß dieser Mann aus demselben Holz geschnitten ist, wie der Dichter der humoristischen Stellen im „Auch Einer".

*

Novellen aus Briefen sind keine Seltenheit. Der Brief ist ein beliebtes Hilfsmittel psychologischer Individualisierung. Joseph Winkler, der zum Kreise der „Quadriga" gehört, hat eine Novelle geschrieben, die aus Geschäftsbriefen besteht, zu denen noch ein paar Depeschen, Zeitungsausschnitte, Gründungs-Prospekte, Sitzungsberichte kommen. Das Stimmungselement ist ausgeschieden. Es ist, als ob man die Sammelmappe der Korrespondenz eines Bankhauses, die die Stichmarke „Norwegische Wasserkräfte" trägt, zum Drucker gebracht hätte. Das ist die „Novelle", die der „Forderung reinster Sachlichkeit" entsprang. Sie heißt „Der Fenriswolf" und ist bei Eugen Diederichs in Jena erschienen. Sie kommt mit einem programmatischen Anspruch: „Wir erstreben eine neue Form künstlerischer Gestaltung. Denn hier ist wohl zum erstenmal der Versuch gewagt, einen umfassenden wirtschaftlichen Stoff in konstruktiver Kühle kongruent zur Form zu zwingen, ihn aus sich selber seine Sprache bilden zu lassen . . ." „Zeigt uns die ungeheure Dynamik des gegenwärtigen Daseins ohne Sentimentalität und Mätzchen in seinen eigensten Formen und Wirkungen!" (Das geht gegen Kellermanns „Tunnel"-Romantik.) Das Vorwort läßt sich soweit hören — es klingt selber ein bißchen zu großartig für die Leistung, die dann folgt, aber man läßt sich die Rechtfertigung des Versuchs gefallen. Nur soll man nicht meinen, dies sei die einzige Form, mit der ein Dichter die Welt des Finanzkapitals künstlerisch zwingen könne. Die Novelle ist kein Anfang neuer Form, sondern ein geschicktes Beispiel, wie es auch zu machen ist. Sehr geschickt! Denn es bleibt in der Kühle geistreich und in dem gigantischen Vorwurf: die Erdrosselung nationaler Wirtschaftsansprüche durch das internationale Finanzkapital, sozusagen geschäftlich zuverlässig. Es gibt darum Leute, die das Buch nach seinen Wirtschafts-Enthüllungen einschätzen. Das erscheint uns abwegig. Die Novelle ist ungewöhnlich durch die klare geistige Disziplin und künstlerische Zucht, in der großen Führung und im sprachlichen Ausdruck.

*

Zu diesem Versuch von Disziplin, Kunstverstand und Sozialökonomik bildet ein anderes kleines Büchlein vom Gelde einen sehr lustigen Gegensatz: Dort arbeitete das Geld als unpersönliche Macht in der Wucht der eigenen Gesetze, hier erscheint es durchaus persönlich und in seiner Wirkung um so persönlicher, je mehr es mit negativen Vorzeichen seinen Weg durch die Geschichte nimmt. Auch die kleine Erzählung der Gräfin Reventlow „Der Geldkomplex" ist ein „Roman in Briefen", aber diesmal ist es eine Reihe graziöser, witziger, unkorrekter Frauenbriefe aus dem Sanatorium. Eine entzückende Laune beherrscht dies Buch, dessen Unbe-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fangenheit selbst einen Philister gewinnen müßte, so unphiliströs es auch ist; stilistisch durchsichtig und bewegt, in der Haltung geistreich und ungemein unterhaltend. Der „Geldkomplex" ist der Zwang, an das Geld denken zu müssen, vor allem an jenes, das man nicht hat, aber doch irgendwoher erwartet. Diese „Zwangsvorstellung" wird zum Arbeitsfeld der Psychiatrie und hier, in diesem Büchlein, ergibt sich die liebenswürdigste Verspottung der Adepten der Freudschen Psychoanalyse. Der Roman ist bei Albert Langen in München erschienen. Theodor Heuss

Wedekinds Bismarck

Als ich vor einigen Wochen in der Auslage eines Buchhändlers ein neues, feingebundenes Buch sah, das den Titel trug: „Bismarck, historisches Schauspiel in fünf Akten von Frank Wedekind" (Verlag G. Müller, München), schaute ich noch einmal hin, wirklich, es war kein Irrtum, der Verfasser des Erdgeistes und des Marquis von Keith hat ein historisches Schauspiel „Bismarck" geschrieben! Er ist in der Tat „in allen Wassern gewaschen" und „in allen Sätteln gerecht" (dacht ich). Außerdem ist alles Historische gegenwärtig Trumpf, wird gelesen und gekauft. Freilich, Bismarck als Dramenheld? Doch wohl in seinem tragischen Unterliegen im Kampf mit seinem jungen Kaiser? Denn das wäre ein Tragödienstoff! Ich las das Buch und gestehe es offen, — ich war enttäuscht. Sowohl von der Handlung als von der Gestaltung derselben durch Wedekind. Da laufen am Leser wie im Kino rasche Momentbilder aus Bismarcks ruhmreichen Tagen von 64 bis 66 vorüber, mit historisch wortwörtlich richtigen Aussprüchen des eisernen Kanzlers andrer bekannter Persönlichkeiten man sie in seinen Gedanken Erinnerungen, in seinen verschie Briefsammlungen und sonstigen lenwerken lesen kann. Also, ein risch unübertreffliches richtiges D Merkwürdig, und doch hat ma gesichts dieses „historischen" Bi das Gefühl, man stehe vor Wachspuppe, die so gearbeitet i sie Bismarcksche Aussprüche gibt, wie ein Grammophon, der genommen. Das Eigenleben dieser „historischen" Gest fehlt! Man will keinen Auto hören, der auf Antippen Bism Worte spricht, man möchte den dekindschen Bismarck kennen Aber da liegts eben, solch ein marck ist an sich schon ein No Das wußte der Verfasser wohl. schrieb er eben kein „historisches spiel", wie der Titel sagt, s bestenfalls eine Reihe szenische der, ein Stück „Leben Bis dramatisiert". Also lautet das des Aesthetikers. Damit ist na der Arbeit Wedekinds keinesweg Wert abgesprochen. Aber, um dramatische Gesetze und dergleich sieben Siegeln verschlossene Ding delt es sich eben in diesem Falle Sollte das der Verfasser der „ziska", des „Simson" und des „lingserwachens", von Werken die doch immer Werke strenger sierung waren, nicht selber am wissen? — Im übrigen wird kinds Bismarck eine beliebte reiferer Gymnasiasten und gesch interessierter Laien werden. Die ren Dramen Wedekinds eigne ja für solche Zwecke zweifellos w stehen aber künstlerischen Forder näher.

Otto Ki

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redakt Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unver Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Frankreichs Krieg

Von Dr Karl Albrecht, Berlin

Paul Deschanel hielt am 9. April bei einem Fest zu Gunsten der Armenier eine Rede auf Armenien. In ihr sagte er im Hinblick auf den anwesenden Abbé Wetterlé, von dem bekannt war, daß er von den Deutschen zu einer Gefängnisstrafe verurteilt worden war:

„Nach der Verbüßung Ihrer Strafe warteten Ihre treuen Elsässer, um Sie zu feiern. Und einer unserer Freunde brachte Ihnen die Jeanne d'Arc von Mercier, welche mehrere meiner Kollegen und ich Ihnen gesandt haben. Wir waren immer bei Ihnen, mit Ihnen, mit Elsaß, ganz nahe dort. Immer wachte die heilige Flamme. Wir dachten an Armenien und wir dachten an Elsaß-Lothringen. Das befreite Elsaß-Lothringen wird bald mit uns das befreite Armenien feiern."

Frankreich macht demnach noch immer die Befreiung Elsaß-Lothringens zu seinem obersten Kriegsziel und hält damit an dem Programm fest, das es schon vor dem Kriege für seine Politik aufgestellt hatte.

Kurz vor Ausbruch des Krieges, am 19. April 1914 nämlich, veröffentlichte Paul Bourget, ein Mitglied der französischen Akademie, in der Zeitschrift „Les Annales" einen Artikel „France et Angleterre", in dem er unter anderem sagte:

„Wir alle tragen seit 1871 eine Wunde an uns, die nicht vernarbt ist. Ohne Bild: wir fühlen uns alle in verschiedenen Graden und mit mehr oder weniger Klarheit als die Opfer einer grauenhaft, schmerzlichen nationalen Lage, die Fremden nicht leicht verständlich ist. Eduard der VII. hatte diesen uneingestandenen Schmerz begriffen. Wir gehören dem Lande an, das einen Akt nicht hinnehmen kann, den es in einer Stunde tragischer Notwendigkeit hat eingehen müssen — und den es nicht zerreißen kann. Man versteht, daß es sich um den Frankfurter Frieden handelt. Er beherrscht seit 43 Jahren die ganze moralische wie die wirtschaftliche und politische Geschichte Frankreichs. Nicht hinnehmen noch zerreißen. Es genügt

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einen Blick auf die Karte zu werfen, um sich darüber klar zu werden
unserer zentralisierten Organisation, wie sie ist, bede
Metz in den Händen des Feindes eine Degenspitze auf
Herzen des Landes. Hätten wir keine Vergangenheit e
ruhmreichen Nation, die uns abzudanken verbietet, le
uns die von den Elsaß-Lothringern dem Mutterland
brachten Opfer nicht die Pflicht des Gedenkens au
würde allein diese Offensichtlichkeit erklären, warum
Annäherungsversuch zwischen Frankreich und Deutsch
im voraus verurteilt ist. Keine aus Berlin gekommene Höflichkeit
gegenüber der durch unsere Geschichte und Landgestaltung festgelegten
sichtlichkeit irgendwelche Bedeutung haben können: ein Frankreich ohne
grenze lebt im Zustand eines überfallenen Landes. Es hat den Se
zu seinem Hause nicht, kann das wunderbare Bild der Schrift nicht ve
lichen, in dem sich wie in kurzem Abriß die Daseinsgesetze selbst für
wie für Klassen und Individuen zusammengefaßt finden: „Wenn der
in Waffen seine Schwelle hütet, ist all sein Besitztum in Sicherheit."
fortis armatus custodit atrium suum, in pace sunt ea quae possidet

Es ist nach dem Ausdruck solcher Sehnsucht, der dem K
voranging, begreiflich, wie stark sie erst wurde, als der Krie
Erregung ins Maßlose steigerte. Wie ein roter Faden durch
der Ruf nach Elsaß-Lothringen die öffentliche Diskussion.

Echo de Paris schrieb wieder jüngst in einem Leit
über das Ziel des Kampfes: Frankreich wird die Waffen
niederlegen, bevor ihm Elsaß-Lothringen nicht wiederherg
worden ist. Der Temps vom 1. April erklärt:

„Deutschland hat durch seine Kriegserklärung selbst die Verträge ze
die ihm Elsaß-Lothringen auslieferten. Wir befinden uns wieder gen
Vorabend des Tages, an dem Elsaß und Lothringen ausgeliefert w
Jetzt werden wir in Straßburg einziehen wie in Lille, in Metz
St. Quentin, und Straßburg und Metz werden ebenso in die fran
Gemeinschaft eingehen wie Lille und St. Quentin." Und unter den
blättern, die französische Flieger auf elsaß-lothringischem Gebiet abwerf
keines häufiger als das, durch das die Bevölkerung des Elsaß aufge
wird, die Hoffnung auf den französischen Sieg nicht zu verlieren, un
emphatisch mit den Worten zu schließen pflegt: „Vive l'Alsace françai

Ihre Bekrönung erhalten solche Auslassungen durch ein
erschienenes Buch von Stéphen Coubé: „Alsace-Lorraine et F

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

rhénane". Es ist den Unterhändlern des siegreichen Friedens gewidmet, und es trägt als Widmung das Wort, das General Joffre zu den Einwohnern von Thann gesprochen hat: „Ich bringe Euch den Kuß Frankreichs". Sein Ziel ist die „Darlegung der historischen Rechte Fankreichs auf das linke Rheinufer". Das Buch nimmt damit die nie vergessene Methode der Réunionkammern Ludwigs XIV. wieder auf und vereinigt sie mit der Art, in der Napoleon den Niederlanden gegenüber argumentierte: Historische, juristische, ethnologische und geographische Gründe werden aufgeführt, um die Zugehörigkeit Elsaß-Lothringens zu Frankreich zu beweisen.

Zunächst die Bevölkerung: Sie ist germanisch an der Oberfläche, aber vor allem auf dem Lande ist sie geistig und körperlich gallisch bis auf den Grund. Sodann das historische Recht: Wohl haben die Deutschen ungefähr 7 Jahrhunderte Elsaß und Lothringen besetzt gehalten und 9 Jahrhunderte den übrigen Teil des linken Rheinufers, aber wir können ihnen einen noch längeren und älteren historischen Besitz entgegenhalten, einen Besitz, den wir prähistorisch nennen könnten, denn er verliert sich in das Dunkel der Zeiten. Auch haben die germanischen Jahrhunderte die gallischen niemals ausgelöscht. Dann das geographische Recht: Der Rhein, dieser herrliche Fluß, der zwischen den germanischen und gallischen Ländern von Süden nach Norden fließt, ist eine von der Vorsehung gezogene Linie, ein Graben, der geschaffen ist, um uns von Deutschland zu trennen, ebenso wie die Kette der Pyrenäen uns von Spanien trennt.

Zu diesen natürlichen und geworbenen Rechten treten ergänzend die Aussprüche der großen Franzosen, die die Notwendigkeit der Zugehörigkeit des linken Rheinufers zu Frankreich klassisch formuliert haben, so Karl VII., wenn er im Jahre 1444 sagte: „Das Königreich Frankreich ist seit vielen Jahren seiner natürlichen Grenzen beraubt worden, die bis zum Rhein führten. Wir müssen dort unsere Herrschaft einrichten;" oder Turenne: „Kein französischer Soldat darf ruhen, solange ein Deutscher

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

im Elsaß ist;" oder die Republikaner wie Carnot und Da
die die Grenzen Frankreichs in der natürlichen Grenze f
dem Ozean, den Rheinufern, den Alpen und den Pyre
und denen Napoleon sich anschloß, wenn er, darin ganz
der französischen Republik, proklamierte: „Frankreich wird
oder spät seine natürlichen Grenzen zurückgewinnen, die
Rheins, die ihm von Gott bestimmt sind, wie die der
und der Pyrenäen."

Unmerklich verschiebt sich so die Beweisführung von dem
weis des Rechts auf Elsaß-Lothringen, auf den Anspruch
ganzen linken Rheinufers. Auch dieser Anspruch wird hist
und geographisch, dazu wirtschaftlich und militärisch bew
Wirtschaftlich, indem man auf Deutschlands Emporkom
blickt und zum großen Teil auf die Erze zurückführt, die De
land in Lothringen findet, und auf die Kohlen, die aus
Saarbecken gewonnen werden. Militärisch, indem der Ver
des Buches eine Aeußerung des Echo de Paris vom 10. Ja
1915 sich zu eigen macht: Zum 29. Male kommen die
von drüben übern Rhein, um unser Land zu verwüsten.
ist das vierte Mal seit einem Jahrhundert. Sie werden w
kommen, so oft sie es können. Wir müssen kämpfen, daß da
möglich wird für unsere und für die Zeit unserer Kinder und

So malt der Verfasser sich aus, wie man außer Elsaß
Lothringen auch die nördlichen deutschen Provinzen links
Rhein sich zueignen wird, insbesondere die Rheinprovinz, d
Frankreich möglich machen würde, durch Eisenbahnen die K
des Ruhrgebiets und Westfalens durch aufgezwungene Zolle
terungen nach Frankreich zu schaffen. Man wird eine Bevölk
von 7 bis 8 Millionen Einwohnern bekommen, die sich seh
teilhaft der unsern anschließen und sehr ernstlich unsere
tärische Stärke steigern würde. Es besteht also für uns ein
vitales Interesse.

Maurice Barrès unterstreicht diese Gedankengänge i
Vorrede, die er dem Werke vorausschickt:

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Was Coubé sagt, ist gut, ja ausgezeichnet, die Vaterlandsfreunde müssen ihm dankbar sein. Wir denken nicht daran, unsere Zeit damit zu verlieren, die Beweise Deutschlands zu diskutieren, das behauptet, Rechte auf Elsaß-Lothringen zu haben, weil diese Landschaften von Völkern bewohnt seien, die den Germanen mehr oder weniger verwandt seien. Unsere Väter waren hier hochgeehrt, so werden diese schönen Gebiete, wenn sie erst der preußischen Gewaltherrschaft entrissen sind, unter dem französischen Regiment bald ausgezeichnete, ernste, loyale Elemente darstellen, die sich sehr gerne unserem Volke gleichen. Ich erinnere mich unter den glücklichsten Tagen meines Lebens an die, die ich auf Wanderungen von Metz nach Koblenz in diesen Wäldern, in diesen romantischen Bergen, diesen kleinen Dörfern zugebracht habe, die von den Erinnerungen an die Revolution und an das erste Kaiserreich noch ganz erfüllt sind. Ich war nicht in Deutschland, sondern auf Gebieten, die zu Frankreich gehören. Der Rhein ist ein alter gerechter Gott. Wenn er seine Weisungen erhalten hat, wird er eine ausgezeichnete Grenze gegen Deutschland bilden. Wir werden wieder zum Leben erwecken, was Preußen entzelt hat."

So die Franzosen, die uns Annexionsabsichten vorzuwerfen nicht müde werden.

Um ihnen gegenüber festzustellen, wie man in Deutschland dachte, seien zwei neutrale Zeugnisse zitiert. Per Hallström äußerte sich in einem der jüngst erschienenen zeitpolitischen Aufsätze:

„Deutschland wollte nichts lieber als Eintracht und Freundschaft, wenn dies nur möglich gewesen wäre. Dafür spräche, neben den schwerwiegenden politischen Gründen, die lebhafte Sympathie, ja man kann geradezu sagen, die unglückliche Liebe für das französische Wesen, die dem germanischen Naturell so nahe liegt. Alles, was die wenig ehrenvollen Allianzen mit Rußland und dem englischen Protektorat versprechen konnten, wäre so ohne Schwierigkeit erreicht worden — alles außer der leeren Revanche. Denn sie ist leer und steril. Sie behauptet, Elsaß-Lothringen zu gelten, und hat allzuviele Außenstehende zu einer edlen Empörung darüber mitgerissen, daß diese deutschen Reichslande zu ihrem Stamme zurückgekehrt sind. Sie wäre übrigens gar nicht mit ihnen allein zufrieden und noch weniger mit dem, was unter gewissen Garantien möglich wäre, die Erwerbung des Metzer Gebietes. „Mit wem führen wir nun eigentlich Krieg, fragte jemand Bismarck, als der Kampf 1870 entschieden und zu bloßer blutiger Zwecklosigkeit ausgeartet war. Mit seiner gewöhnlichen Treffsicherheit erwiderte er: „Mit Ludwig XIV." Es war die gekränkte „gloire", die kämpfte, es war eine alte historische Tradition, der ein neues historisches Faktum gegenüberstand: das Recht und die Macht des geeinigten Deutschland! So ist es noch heute. In dem Ring, den

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

slavische Weltherrscherträume und angelsächsischer Konkurrenzneid um das d
Volk gezogen haben, spukt Frankreichs Geschichte gerade mit dem hinein
schon längst zu ewiger Ruhe eingegangen sein sollte."

Ueber das Recht Deutschlands auf Elsaß-Lothringen abe
Baron Beyens, Gesandter Belgiens in Berlin, an Davig
Minister des Aeußeren, geurteilt:

„Für die Deutschen gibt es keine elsaß-lothringische Frage, wenigstens
in dem Sinn, wie es die Franzosen meinen, seitdem das Waffenglück
alten germanischen Provinzen endgültig mit dem deutschen Reiche
vereinigt hat. Bei ihnen gibt es nur Meinungsverschiedenheiten hins
der Art und Weise, wie Elsaß-Lothringen zu verwalten, das nicht lei
regieren ist."

Die Wirkung

Erzählung von Arnold Kubsch

Der Sanitätswagen fuhr davon. Er torkelte ein paar Me
den Frostklumpen des Weges hin und her. Dann versch
er um die Wegbiegung.

Vor dem Hauptportal der kleinen Kirche warteten ein
erdentstiegene Schützengrabenmenschen. Auf einer Bahre s
ein Schwerverwundeter. Zwei Leichtverwundete sprachen mit einem San
soldaten. Der wies mit ausgestrecktem Arm in die Richtung des kahlen

Aus dem Eingang des Parks kam hüpfend ein kleiner, dicker Assiste
auf die Gruppe zu. Zwei verkniffene Augen forschten auf der stöhn
Masse, die auf der Bahre pulsivisch zuckte. Murmelnd sprach er ein
gedämpfte Worte mit dem Sanitäter und machte mit den Händen ein
wegung, als ob er einen Körper aufhöbe. Hastig und von einem Fu
den andern tänzelnd fragte er die beiden Leichtverwundeten nach der Art
Verwundung. Bei jedem Schritt hüpfte sein kleiner Bauch auf un
Seine Hände fuhren ihm unruhig auf dem ganzen Körper umher. Bald
er sich über den runden, zur Seite geneigten Kopf, bald knipste er ein
chen von der tadellosen Uniform. Und die Handflächen flach anein
schlagend, fragte er leicht: „Rauchen Sie eine Zigarette?" Kaum hatt
beiden in das silberne Etui gelangt, da war er schon weggerannt. Sie
noch, wie seine kleine, fleischige Hand um den Torpfosten flog.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Im Vorraum der Kirche starrten erbeutete Bajonette und rosteten krumme Kosakensäbel. Eine riesige zerfetzte Bibel predigte auf einem Haufen grünspaniger Patronen verschlossenen Ohren. In krummer Windung keuchte eine zertretene Treppe nach oben und verschwand im Dunkel.

Zwei Sanitäter wuchteten den Haufen Unglück auf der schwankenden Bahre in das innere der Kirche und legten ihn in eine Ecke zu andern Körpern. Die beiden Leichtverwundeten blieben noch im Vorraum stehen. In ihren Augen und Händen zuckte es, die neuen Dinge zu erfassen. Doch eine seltsame Scheu war in ihnen, das Gefühl, in einer Kirche zu sein. Während ihre Augen über die Bajonette glitten, wühlte sich ihr Fuß in einen Wust von kirchlichen Gewändern. Grün und rot, gelb und blau schrieen die Meßgewänder über die rohe Mißhandlung. Und in der Ecke mahnte ernst ein schwarzer Vespermantel. Auf tiefem Schwarz bohrte ein silbergestickter Pelikan, den halsaufsperrende Junge umpiepsten, seinen Schnabel in seine eigene Brust, um den Hunger der Kleinen zu stillen. „Liebe, die sich selbst aufopfert!" Auf dem schmalen Gesicht des jungen Dichters bleichte schmerzlicher Hohn.

Im Schiff der Kirche roch es nach Moder, Karbol und nassem Schutt. Die beiden Leichtverwundeten bekamen zwei Plätze als Lagerstatt für die Nacht angewiesen. Zwei wollene Decken kamen angeflogen, blieben zerknüllt liegen. Die beiden gingen, ohne den schmutzigen Mantel auszuziehen, auf den freien Platz vor dem Altar zu. Hier saßen vier Männer um ein loderndes Feuer. Aus einem runden Becken, das aus roten Backsteinen aufgebaut war, schlugen die Flammen empor. Ein paar steife Hände reckten sich ihnen entgegen. Worte huschten über der Glut hin und her.

Die Männer am Feuer drehen sich um. Der eine, von Beruf ein Lehrer, ruft: „Kommt man hierher ans Feuer, Kameraden! Hier ist's schön warm."

„N Abend!" Die übliche Frage über Verwundung macht unnütz Wellen in der Luft. Dinge, die keinen interessieren, erzeugen mechanische Bewegungen so und so vieler Sprachwerkzeuge.

Dann ist es wieder wie vorher. Die beiden Zugekommenen werden als lange Zugehörige anerkannt. Des Lehrers Backen mahlen langsam und behäbig Brot und Speck. Ein Sanitäter bringt einen Eimer voll Kakao, in dem ein Schöpflöffel klappert. Trinkbecher werden gefüllt. Auch die beiden Neuen bekommen zu trinken, dann auch Brot und Speck.

In der Ecke, wo die Schwerverwundeten liegen, huscht eine Gestalt im weißen Mantel herum. Ein paar Augen beobachten die hüpfenden Bewegungen des Arztes. Die weiße Gestalt kniet nieder, arbeitet mit den Gliedern des Oberkörpers, steht auf, kniet wieder nieder und verschwindet.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Einer lieſt in einer Zeitung. Am Taufſtein, auf dem Nahrungsmi
mediziniſche Gebrauchsartikel liegen, hantieren die Sanitäter. Des
Backen mahlen.

Der junge Dichter ſteht auf dem erhöhten Platz vor dem Alta
Augen Chriſti ſtreifen ſein weiches, blondes Haar. Und Chriſti Augen
Weinen über die zerſchmetterten Leuchter, über die Vaſen und Blum
über den goldenen Kelch, der am Boden liegt. Und mein Herz blute
die Monſtranz iſt aus dem Tabernakel herausgeriſſen und in den Sc
treten. An einigen Stellen iſt der Mörtel von der Wand gefallen.
kreisrunde, kreideweiße Löcher enden in roten Höhlchen. Vor einem
bogenfenſter bewegt ſich im Luftzug wallend ein dunkelroter Teppich.
Dichters Augen ſchauert erbarmungsvoll Traurigkeit, als er ſich wie
Feuer ſetzt. Den Mantel hat er jetzt ausgezogen und benutzt ihn al

„So'n Blödſinn!“ ſagte Einer. Alle ſehen erſtaunt auf.

„Was iſt Blödſinn?“ ſagt der Lehrer.

„So'n Quatſch! Wat der hier ſchreibt. Hat wol ooch noch keen Pulver je
Das Papier der Zeitung knittert beim Umdrehen des Blattes. „Ach
hat ne Dame jeſchrieben! Da jeht Ener vor. Rechts und links ſchla
Iranaten in, Schrapnells platzen überall in de Luft, Jewehrkugeln
Maſchinenjewehre knattern, alles uf eenen Haufen. So wat jibts ja
Menſch, ſo'n Quatſch!“

„Ja, da wird ſo allerhand jetzt zuſammengeſchrieben. Daß ſowas
tungen überhaupt drucken!“ ſagte eine andere Stimme.

„Die haben ja keine Ahnung, wie es im Krieg zugeht.“

Durch irgend eine Oeffnung kamen ein paar Schneeflocken ins Fe
wirbelt und verziſchten als Waſſertropfen auf den Backſteinen. Ein
legte ein geſchnitztes Brett von dem zerhauenen Meßpult auf die Gl

Und als die Flamme praſſelnd die neue Nahrung zu verzehren
eiferte die Stimme des mit dem Dichter angekommenen Leichtverwu
„Ja, ſie ſchreiben jetzt viel unmögliche Sachen über den Krieg. A
darüber ſchreiben will, der muß draußen geweſen ſein, der muß de
erlebt haben. Ich bin nur ein einfacher Tiſchlergeſelle, aber was gut
ſchlecht, das fühl ich auch, und was wahr iſt und was erlogen. Hier w
Kamerad iſt, mit dem ich gekommen bin,“ er deutete auf den feine
des Dichters, „der hat vielleicht was geſchrieben, ſag ich Euch. Das
Kameraden, was ganz andres, was,“ ſeine Hände fuchtelten zwiſc
Knien umher, „was, was er erlebt hat!“

Der Lehrer horchte auf. Er war ein guter, harmloſer Menſch, ſo
ſich als geiſtig Ueberlegener fühlte, ſolange er belehrend wirken konnt
bald er aber fühlte, daß ein Anderer da war, der die geiſtige Aufn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

keit etwa auf sich ziehen könnte, bei dem er einen größeren Geist verspürte als in der dicken Kapsel seines Schädels, dann empörte sich alles in ihm. Jetzt lag er auf der Lauer. Er strich sich mit der breiten Hand über seinen brutalen Nacken und lockte in wohlwollenden Worten: „Einen Dichter haben wir die Ehre in unsrer Mitte zu haben? Da wäre ich doch neugierig." Um seine Mundwinkel spielte ein heuchlerisches Lächeln. „Wollen Sie uns nicht mal was vorlesen, lieber Herr Kamerad?" Eigentlich hatte er das gar nicht sagen wollen, es war ihm nur so entschlüpft, da er anfangs dachte, der Dichter könnte vielleicht Beziehungen haben. Und nun hoffte er im Stillen, daß sich der junge Mensch weigern würde, denn der sah doch wohl noch zu jung aus, um Beziehungen zu haben, aus denen er etwaige Vorteile ziehen könnte.

„Vorlesen" hatte der Dichter gehört. Ja natürlich, vorlesen. Ein junger Dichter liest gern vor, besonders seine eigenen Geistesprodukte. Aber nein, doch nicht vorlesen. Hier an diesem Orte, unter diesen Menschen! Ein junger Dichter ist auch schüchtern, und zartfühlend. O sehr zartfühlend!

„Ich habe gar nichts da von mir," flüsterte er, als ob er sich schäme, nichts da zu haben. „Wirklich nicht! Und dann, das würde Sie ja kaum interessieren."

„Aber erlauben Sie mal, lieber Herr Kamerad! Ich bin Lehrer, und mich sollte nicht alles Geistige interessieren? Sehen Sie, der Herr Kamerad da, mit dem Sie gekommen sind vorhin, der ist — was sind Sie doch von Beruf, Herr Kamerad? — Tischler? — so, der ist Tischler, und der ist ganz begeistert von ihren Werken. Warum soll ich es nicht auch sein? Ich als Lehrer!"

Der Dichter war wieder beschämt. Er hätte jetzt gern vorgelesen. Aber er hatte doch gesagt, er habe nichts bei sich. Und fühlte, wie sein Herz gegen das Manuskript klopfte. „Leider muß ich bedauern."

Da kam ihm der Tischler zu Hilfe. „Du hast es doch in die Brusttasche gesteckt. Das weißt Du wohl gar nicht mehr. Da!" Er schlug leicht gegen den Rock des Dichters, in die Gegend des Herzens. „Da steckt es ja."

Vom Halse herauf stieg eine dunkle Röte in das Gesicht des Dichters. „Ach ja," würgte er hervor. „Daran hatte ich ja gar nicht mehr gedacht." Seine schmale Hand huschte durch die aufgeknöpfte Oeffnung des Rockes in die Brusttasche und kam mit einem zerknitterten Stoß schmutziger Blätter wieder hervorgeflattert.

Jetzt schoß die Linke darauf zu, und heiße Blicke wühlten zwischen den Buchstaben. Er suchte, was er vorlesen könne. Das, oder das? Ja: das! Nein, lieber das! Ja, das könnte sich eignen. Er hätte jetzt gerne angefangen, aber er wußte nicht, wie er es einteilen sollte. Was er sagen sollte.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Na, nun lies schon!" drängte der Tischler.

Der Lehrer setzte seinen Oberkörper zurecht. Er saß jetzt da wie ein St anwalt im Gerichtssaal. Sein dicker, fettiger Schnurrbart spreizte sich bei einem Polizisten.

„Nun seid mal ein bißchen ruhig, Kameraden! Unser junger Kam der Dichter, will uns was vorlesen." Er sprach in verfügendem Ton. Vorsitz in dieser Versammlung wollte er sich wenigstens erhalten. Er r sich an, dem Redner das Wort zu erteilen. Seine monatliche Bürg sammlung in einer dumpfen Kneipe fiel ihm ein.

Der Dichter wußte nicht, ob er aufstehen sollte zum Vorlesen oder bleiben. Er hatte gehört, daß man bei derartigen Gelegenheiten gewöl aufstände. Er gab seinem Oberkörper Schwung nach vorn, drückte rud den Bauch vor und stand plötzlich da, wie aus der Erde geschossen. Jet er stand, fiel alle Beklommenheit von seinem Körper ab. Die verh Glut der Scham wich dem lodernden Rot der selbstbewußten Freude. eine Flamme loderte sein Kopf unter der goldenen Flut der Haare.

Und seine Lippen formten Worte. Sein Mund nahm die Form an verschiedenen Gefäßen, die wundersame Gebilde entschlüpfen ließen. Wi süßer Wind kamen sie angetänzelt, leise singend durch die hellen Zweig Birken. Auf rhythmischen Wogen schaukelten silberne Schwäne. Leuc der Garten, wogend das Korn, und der blaue Himmel, der tiefe blaue Hin Erinnern schluchzte in Millionen Blütenkronen, auf jedem Grashalm fu eine Träne der Lust.

Hätte der Dichter jetzt den Lehrer angesehen, so hätte er ein sicheres Z um dessen Nasenflügel bemerkt. Noch wußte der Lehrer nicht, woran er Aber naturnotwendig mußte sich früher oder später sein Inneres gegen Art Dichtung empören, denn sie war „modern." Die andern saßen in gekehrt. Sie spürten, daß etwas mächtiges an ihr Herz gegriffen hatte, sie nur halb verstanden, das ihnen aber den Atem benahm. Der Ti strahlte. Mit seinen Blicken liebkoste er des Dichters Gesicht.

Der las weiter.

Welten tauchten herauf und Welten versanken. Menschen wurden geb empfanden Lust und Schmerz, und kämpften und kämpften und sank die Erde, die schon tausend Geschlechter verschlungen hatte. Meere k herangerauscht, ganze Erdteile erzitterten. Berge entluden sich donnernd die Wolken und fielen als Schlacken in abgrundtiefe Gewässer. Aber und ungestört kreisten die Sphären. Immerwährend, in alle Unendli hinein.

Der Dichter hielt erschöpft inne. Das Gedicht war ja auch zu Ende. S ausgepumpt fiel er auf seinen Platz zurück. Er duckte den Kopf, den wußte, daß ihn jetzt die Urteile der fremden Menschen peitschen würde.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein Aufatmen wurde hörbar. Die Oberkörper ruckten verlegen hin und her. Hände tasteten herum, Köpfe reckten sich und klappten wieder nach vorn. Das Gesicht des Tischlers strahlte noch immer.

In des Lehrers Gesicht war das ungewisse Zucken einem hämischen Grinsen gewichen. Als ob er einen eigensinnigen Schulknaben auf einer unrechten Tat ertappt hätte. Er hustete ein paar Mal bedeutungsvoll, als ob er sagen wollte: Ruhe! Wie in seiner Versammlung erhob er sich langsam zu seiner ganzen Würde. Der Vorsitzende mußte doch dem Herrn Referenten danken.

Es traf den Dichter wie ein Peitschenschlag, als der Lehrer sagte: „Sie deklamieren sehr gut, lieber Herr Kamerad. So möcht' ich es auch können. Und schöne Gedanken haben Sie vor uns entwickelt. Wie alt sind Sie, wenn ich fragen dürfte?"

„Zwanzig Jahre," bebte die Stimme des Dichters.

„Zwanzig Jahre," wiederholte der Lehrer. Und im Brustton der Ueberzeugung, die nur ein Mann von reiferen Lebensjahren sich errungen haben kann, fuhr er fort: „Ja sehen Sie, lieber junger Freund, als ich so jung war wie Sie! Gott ja! Da habe ich ja auch geschwärmt, und war voller Ideale. Ja, und ich habe auch wohl mal ein paar Reime geschmiedet, von Träumen und Liebe und sowas. Gott ja! Wenn man jung ist! Dann geht die liebe Jugend gern mal mit einem durch. Aber jetzt, wenn man die Stürme des Lebens kennen gelernt hat, den rauhen Kampf ums Dasein, ja sehen Sie, dann verlernt man sowas, dann vergißt man die Ideale seiner Jugend. Und dann, sagen Sie, warum machen Sie das eigentlich, warum dichten Sie? Wir haben doch unsern Schiller und Uhland und allenfalls noch Julius Wolff. Das genügt uns doch vollkommen. Warum dichten denn überhaupt noch so viele Leute, wo das noch dazu schlecht bezahlt wird? Das kann ich nicht begreifen." Jetzt lag ein blöder Zug um seine Lippen. Wie ratlos hing der Schnurrbart an beiden Seiten herab.

„Ich kann es auch nicht begreifen," fiel der Dichter ein.

„Was denn?" schnellte der lauernde Geist des Lehrers wieder empor. „Was können sie nicht begreifen?"

Beängstigend gähnte Stille in das Feuer.

„Ach ich meinte nur so . . ."

„Ach so, wenn Sie meinen? Gewiß! Alles in Allem war das ja sehr schön, was Sie uns da vorgetragen haben. Man kann ja auch nach so Wenigem noch kein endgültiges Urteil abgeben. Ich würde mich sehr freuen, und gewiß auch die andern Herren Kameraden" — hier drehte er mit einer Verbeugung den Oberkörper im Kreise zu jedem Einzelnen — „noch etwas von Ihnen zu hören."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Er log. Aber die andern machten so zufriedene Mienen, da glaubte er als Vorsitzender, dem Redner noch einmal das Wort erteilen zu müssen.

„Also wenn ich bitten dürfte, Herr Kamerad!“ Es sollte recht schmelzend klingen.

„Lies doch noch was vor!“ bat eindringlich der Tischler.

Und wie junge Dichter sind: er ließ sich noch einmal verführen, seine Mächte zu entfesseln. Vielleicht, daß er diesmal tiefer dringen würde.

Jetzt stand er da, wie eine Fahne, die im Morgenwind dem Heere voranflattert. Seine seherhaften Augen durchbohrten das Papier, durchbohrten den gegenübersitzenden Lehrer, die Wand, ein paar Bäume in der Ferne und blieben irgendwo im All haften. Seine anfangs weiche Stimme wuchs und schwoll und wurde riesengroß wie das Donnerrollen der Elemente in der Natur. Alles dehnte sich an ihm, die Kirche wurde ihm zu klein; er erfüllte alles, das ganze Dorf, das ganze Land. Er wurde selbst ein Element, eine Naturkraft, urgewaltig, alles mit sich fortreißend, nur gebändigt von einer klaren Macht. Der Wille, der helle, ewigkeitenjunge Wille der Welt regierte ihn, sonst nichts, nur der Wille, der jubelnde Wille der Welt!

Während der Dichter las, predigte, gebar, Feuer spie, wurden die müden Seelen der Männer alle wach. Wilde Erregung schoß ihnen durch die Glieder, ihre Stirnen fieberten, ihre Hände verkrampften sich ineinander, zuweilen blieb ihr Herz stehen, um dann wieder wütend loszurasen, Schweiß trat in ihre Achselhöhlen, in ihren Augen brannte der Wille der Welt.

Der Lehrer saß vernichtet da. Sein Oberkörper war auf die Oberschenkel geklappt. Er hatte Kampf ums Dasein, Jugendideale, monatliche Bürgerversammlung vergessen. Sein Herz hetzte ihm den Willen der Welt durch die Adern, Willen der Welt, Willen der Welt, alles hämmerte; Willen der Welt.

Da geschah etwas ganz Unerhörtes. Als alle die ums Feuer sitzenden Körper so vom Willen der Welt besessen waren, wühlte sich die pulsivisch zuckende Masse eines Schwerverwundeten mit Schlagadernschuß durch den Hals aus ihrer Deckenverknäulung, blinzelte einmal nach hinten zur Orgel hinauf, kroch auf allen Vieren zur Tür, stieß diese, die bloß angelehnt war, leise auf und begann, die Treppe im Vorraum hinaufzukriechen. Durch das Emporheben des Oberkörpers durch die höheren Treppenstufen bekam der ganze Körper senkrechte Haltung und ging schließlich wie ein gewöhnlicher Mensch mit zwei Beinen durch die Tür auf den Orgelsitz zu. Der Orgelsitz stand dicht am Abgrund. Das Geländer der Galerie, das dem Orgelsitz als Rückenlehne gedient hatte, war abgerissen und bereits früher als Brennholz verwendet worden. Der Wille der Welt setzte den schwer zerrütteten Körper, der augenblicklich wieder Mensch geworden war, auf den Orgelsitz und hob

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihm die Hände auf und formte die Stellung der Finger, als ob sie Akkorde griffen.

Blitzartig stiegen in dem neugeborenen Menschen Erinnerungsfetzen empor. Von unten herauf griffen sie mit spitzen, heißen Fingern nach seinem Herzen. Das war die Orgel seiner Heimatkirche. Hoch über Wagenrasseln und dem Stampfen der ächzenden Stadt saß er und ließ seine Seele in die tönenden Tasten verbluten. Sein ganzes Leben lag vor ihm, ein ewiges Stranden und Landen. Blumen verwelkten, Wangen verblaßten, und rings gähnte Staub, überall erstickender Staub. Helle Fenster brannten in die Nacht, Musik klang, und irgendwo weinte leise ein junges, verhärmtes Weib. Weinen lassen, her die Würfelbecher! Wir haben ja noch unser Leben zu verwürfeln! — Und dann ein Tag, wo die Erde in ihren Grundfesten erbebte. Tausend Bahnen rasselten von einem Punkte auseinander, und wo sie hielten, regnete der Himmel Eisen. Meere von Blut versickerten zwischen fremden Schollen. Die Erde zerbarst, blutrot flammte die Schlacht, und dann — Dunkel, wochenlanges, undurchdringliches Dunkel. In Schmerzen, unverstandenen, war seine Seele tot. Nun war sie erwacht, durch diesen alles erfüllenden Willen; dieser Wille hatte seinen eigenen Willen aufgerufen, zu neuem Leben in Schönheit und Lust.

Und er spielte, er spielte grandios, urmächtig, elementar, er spielte den Willen der Welt. Spielte dieser Mensch wirklich, oder spielte der Dichter, der noch immer unten Feuer spie! Jedenfalls gab die Orgel keinen Ton. Denn der Blasebalg wurde ja nicht getreten. Aber der Mensch spielte, den Rücken mit dem Kopf als gradlinige Fortsetzung weit nach hinten übergebeugt. Gewaltig wuchteten seine Hände über die Tasten und kneteten und wühlten in den Eingeweiden der Orgel. Wild stampften die Füße auf den Pedalen umher, daß es ein unheimliches Klappern gab.

Schließlich erfüllte das Klopfen der Finger auf den Tasten und das Poltern der Beine die Luft. Denn der Dichter hatte geendet und saß halb seelenlos auf seiner Kiste. Alle andern waren wieder atemlos. Nur mühsam konnte der Lehrer wieder Haltung gewinnen.

Da plötzlich ein Schrei: „Der Mann mit dem Schlagadernschuß!" ein Krachen, wie wenn eine Decke jäh einstürzt, ein Sanitäter stürzt auf den Ausgang zu. Im jähen Entsetzen drängt alles unter die Orgel. Zu unzähligen Stücken ist der Orgelsitz zersplittert, und von oben — den todgewohnten Soldaten quellen die Augen vor Angst aus dem Kopf — hängt der Mann mit dem Schlagadernschuß an den Beinen herunter, mit dem Kopf nach unten. Die Füße haben sich in einigen stehengebliebenen Holzstümpfen der Galerie verfangen. Weit breitet der Mensch die Hände aus, als ob er den Raum umfassen wollte. Wie ein segnender Priester, denkt der Dichter, nur mit dem

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kopf nach unten. Da wird es ihm klar: er muß helfen, losma oben. Vielleicht, daß noch . . .

Und während er hochschauend unter dem Hängenden hindurch prallt ihm ein warmer Strahl ins Gesicht, es will ihm die Augen er faßt hin, beide Hände sind blutig. Da kann er nicht mehr auf er muß sich an eine Säule lehnen. Auf der Galerie sagt eine Stir hat auch das letzte Mal gespielt."

Als die Sanitäter den haltlosen Körper des Toten vorbeischlepp eine Bahre fallen lassen, steht der Dichter noch immer besinn der Säule.

Zwei Gedichte aus dem Zyklu „Johann Sebastian Bach"

Von Ernst Lissauer

Lindes Präludieren

Wie präludiert der Meister heute sanft!
Als sei der Wind aus der Lade
Geschlüpft und bliese
Ueber Miere und Rade,
Bach sitzt am Ranft,
Klingend fächelt die Wiese.

Vision

In allen Wölbungen war schon lange Nacht.
Ein Funke glomm im westlich letzten Glase.
In der schwarzen Kirchenhalle
Allein mit seinem Schalle
Saß Bach.

Immer strömte das Rauschen und Branden
Und schwoll und stieg,
Die Fliesen schwanden,
Ein Meer Musik

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Stand hoch bis in die Spitze der Laterne,
Es wuchs, es schlang,
Es vergingen
Die Himmel von seinem Singen,
Die Erde versank
In tönende Ferne.

Und nur er war.
Er saß, von Flut umkreist.
Weltanfang war.
Ueber den Wassern blies Urgeist.

Beethoven

Von Max Barthel

Meister, die Mörser und schlanken Haubitzen,
die kühlen Mörder aus Bronze und Stahl
donnern allstündig einen Choral,
fressend umzückt von springenden Blitzen.
Psalmen und qualmen den Schlachtensang
die armen ermordeten Wälder entlang.

Der du, wie wir, dem Weltall verweigert,
dich mit unendlicher Klarheit gesteigert,
daß du, taub allem Haß und Getöse
in dir die eigene Schönheit und Größe
staunend erbaut und wissend errichtet,
Fröhlich das Neuland der Menschheit gesichtet:

Meister, wir alle im Schlachtengestöhne
sind deine Kinder, sind deine Söhne.
Wollen, wenn die Geschosse streifen,
dem Schicksal in den Rachen greifen
und singen in den Schrei der Kanonen:
„Seid umschlungen! Millionen . . .“

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vom Reden und Schweigen

Nachdem in dem Feldzuge gegen den König Perseus von Makedonien die Römer unter drei Feldherren, welche ihrer Aufgabe in keiner Weise gewachsen waren, durch unglückliche und schlaffe Kriegsführung in eine mißliche Lage gekommen waren, sandten sie endlich den rechten Mann auf den Kriegsschauplatz. Es war Lucius Aemilius Paullus, der Sohn des gleichnamigen Konsuls, der bei Cannae fiel, ein Mann von altem Adel und reicher Kriegserfahrung, die er sich in Spanien und Ligurien erworben hatte. Der römische Geschichtsschreiber Livius läßt ihn beim Antritt seines Kommandos folgende Rede halten (Buch 44, Kapitel 22).

„Bei jedem zufälligen Zusammenkommen von Menschen und bei jedem Gastmahl gibt es Leute, die sich's zutrauen, Heere nach Makedonien zu führen, die wissen, wo man das Lager aufzuschlagen habe, welche Gegenden man besetzen müsse, wann und über welchen Paß man in Makedonien eindringen, wo man die Getreidemagazine anlegen, auf welchen Land- und Wasserwegen die Verpflegung nachschaffen, wann den Feind angreifen, wann sich ruhig verhalten müsse. Und diese Leute glauben nicht nur bestimmen zu können, was man tun müsse, sondern, sobald der Konsul etwas anders macht, als sie es für richtig halten, so machen sie ihm Vorwürfe, als wären sie seine Ankläger vor Gericht. Solches Verhalten lähmt die Tatkraft des Mannes: denn nicht jeder ist gegen ungünstiges Gerede so fest und standhaft, wie es Fabius war, der lieber seine Herrschgewalt durch die Unbeständigkeit des Volkes beschränken ließ, als daß er den Staat unter günstiger Nachrede schlecht leitete. Durchaus bin ich nicht der Meinung, man dürfe an ei
herrn keine Kritik üben, v
wohl, wer alles nur na
Kopfe ausführen will, eher
kopf als ein Weiser. Wo
kommt es an? Zunächst
einem Feldherrn nur einsi
sonders im Kriegswesen u
und durch eigene Erfahru
lehrte Männer Kritik übe
nur solche, die bei den kri
Unternehmungen zugegen
das Gelände, die den Feind,
umstände vor Augen haben,
sam auf demselben Schiffe
mer der Gefahr sind. W
jemand sichs zutraut, in de
den ich zu führen haben w
Ratschläge zu erteilen, die de
nützlich sind, so soll er de
seine Hilfe nicht vorenthalten
mich nach Makedonien begleit
Schiff, sein Pferd, sein Z
Marschgelder soll er von mir
Wem dies aber zu unbequem
die Muße der Stadt den
den des Felddienstes vorz
muß nicht vom Lande aus
mann sein wollen. Die S
sich bietet Stoff genug zu Ge
sie soll ihre Geschwätzigkeit
selbst beschränken und sichs ge
lassen, daß auch wir mit uns
ratungen im Lager uns
geben werden."

Dieses die Worte des Pau
als Oberfeldherr trotz seine
Jahre bald darauf in der
bei Pydna (168 v. Chr.) oh
und Panzer durch die Reihe
tend seine Leute ordnete, in
als einer Stunde das Geschi
doniens entschied und im Kö
seus den vornehmsten Gefa
den je ein römischer Feldher
gebracht hat, empfing. Noc
sind die Worte beherzigenswe
noch heute ist das Geschlec

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht ausgestorben, die da meinen, sich bei ihrem Glase Wein oder Bier ein Urteil über alle Dinge, von denen sie nichts — oder was noch schlimmer ist — wenig verstehen, erlauben zu können. Der Vormarsch gegen Paris, die Marneschlacht, der lange Stellungskrieg im Westen, der scheinbare Stillstand im Osten, die Nichteinnahme Rigas, der Fall von Erzerum und Tiflis, die Berichte aus dem großen Hauptquartier, die Handhabung des Unterseeboots- und des Luftkrieges, die Beziehungen zu Amerika, die Lebensmittelversorgung — über alles geben sie ihr Urteil ab, immer erzählen sie, wie alles verkehrt gemacht werde, wie sie es anders gemacht haben würden, und wie alles dann gut und herrlich sein würde.

Demgegenüber übt der rechte Soldat stets die Schweigsamkeit und die Enthaltsamkeit im Urteil über Dinge, von denen man nichts versteht, wie unsere Soldaten es vom Prinzen Friedrich Karl singen:

Friedrich Karl, du Mann vom Worte,
Wenig sprichst du, doch am Orte
Machst das Wenige du wahr.

(Klabund, das deutsche Soldatenlied, 1915, S. 104.) Im Jahre 1866 wurde von den Kriegsgästen des preußischen Großen Hauptquartiers die Schweigsamkeit des Generalstabs übel vermerkt. „Man erfährt aber auch garnichts", beklagte sich einmal einer der Herren bei Moltke, der darauf lächelnd erwiderte: „Ich danke Ihnen namens meiner Offiziere; es ist das beste Kompliment, welches dem Generalstabe gemacht werden kann." Und von demselben Moltke schreibt der Abgeordnete Ludwig Bamberger in seinen Charakteristiken: „Wenn mich vor Jahren, ehe ich abgehärtet war, manchmal die schöne Zeit jammerte, die man da im Reichstag verfaß, so hatte ich immer Trost im Anblick des damals noch in voller amtlicher Tätigkeit befindlichen Moltke, der so aufmerksam und pflichttreu dasaß und zuhörte wie wenige. Und seine Zeit zu Hause war doch auch etwas wert! Zuhören ist eine der schwersten Künste, und auch das Können, wie so manches, heute am besten preußische Militärs. So verstand es Moltke."

Ein rechtes Gegenbild zu diesem militärischen Schweigen, dessen auch Lord Curzon in seinen Kriegsgeboten gedenkt: Carlyle, der nach Darwins Schilderung keinen zu Worte kommen ließ, indem er stundenlang über die göttliche Macht des Schweigens sprach, die er am göttlichsten in jenem Johnson wiederfand, der doch nach Macaulays Schilderung als ewiger Wirtshauskumpan die Zunge nicht ruhen ließ.

T. O. Achelis

Familienbriefe der Maria Theresia*)

Stefan Großmann schließt die feinsinnige und warme Einführung in die Auswahl aus den Briefen der großen Kaiserin mit Klopstocks Grabschrift für Maria Theresia:

Schlaf sanft, du Größte deines Stammes,
Weil du die Menschlichste warst!
Das warst du, und das gräbt die ernste Geschichte,
Die Totenrichterin, in ihre Felsen.

Die Größte, weil sie nicht der Herrschbegier Gewalt über ihr Inneres

*) Band 3 der neuen hübsch ausgestatteten Ullsteinschen Sammlung „Die Fünfzig Bücher". Außerdem sind erschienen „Paris 1870/71" (Eingeleitet von Karl Scheffler), „Oesterreichische Novellen", „Berliner Novellen" von E. Th. A. Hoffmann, „Der junge Fritz in Rheinsberg" (W. von Molo), „Herodots Orientalische Königsgeschichten" (P. Ernst).

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ließ wie eine Katharina, weil sie ihr Frauenschicksal ganz erfüllte, ganz Weib, ganz Mutter war — im Gegensatz zu Elisabeth — weil sie groß war im Handeln, — nicht nur im Dulden, wie Luise.

Wer einen Hauch dieses mit Freuden und Leiden überschütteten Lebens spüren will, der lese die Briefe, die hier in kluger Auswahl in einem hübschen, bunten Bändchen vorliegen. Vor allem die Briefe an ihre Kinder — meist aus der französischen Urschrift übertragen — geben ganz unmittelbare Einblicke in das Seelenleben dieser mütterlichen Kaiserin. Sie hat 16 Kinder geboren. Sie schreibt wohl einmal: „wenn der liebe Gott mir die bewahrt, die ich habe, würde ich recht zufrieden sein, wenn es bei zehn Kindern bliebe. Denn ich fühle, wie das mich schwächt und sehr altern läßt; es würde mich wenig bekümmern, wenn es mich nicht weniger fähig für Kopfarbeiten machte." Hie und da erwähnt sie, daß sie, überwältigt von Müdigkeit, es mache wie die Hunde, die zu jeder Stunde schlafen können. Dabei aber: welche „Kopfarbeit" wird geleistet! Von der hohen Politik erfahren wir aus den Briefen so gut wie nichts, aber jedes Wort an die Kinder ist schwer von Weisheit und Güte. Sie kennt die Wesensart jedes Kindes, sie nennt ihre Schwächen mit unerbittlicher Offenheit beim Namen, sie gibt, um ihr Selbstbewußtsein im Gleichgewicht zu halten, kluge Dosen des Gegengiftes, indem sie alle guten und edlen Anlagen im Sonnenschein ihres Lobes wachsen läßt. Die „Instruktionen" und Briefe an ihre Söhne, die Erzherzöge Ferdinand, Maximilian, vor allem an den Thronfolger, den späteren Josef II., sind unschätzbare Anweisungen zur Konzentration, zur geistigen Arbeit, zur Selbstbeherrschung, die allein die Macht verleiht, zu beherrschen. Nie vergißt erwähnen, welche Arbeit es sie hat, sich selbst zu der „Gelassen Geistes" heranzubilden, die ihr legenheit ausmacht. Je unerl sie im Mahnen war, je stä Unterwerfung unter die A ihrer Erfahrung fordert ode die Autorität der Kirche, um voller, demütiger schließt Schreiben: „Deine gute alte S — oder: „Indem ich diese beschließe, nehme ich Sie bei küsse Sie zärtlich und wünsc Sie mir diese langweilige Redeweise verzeihen, indem den Fonds sehen."

. . . . Die Briefe an die sind immer und ausschließ Fürstenerziehung gewidmet. Korrespondenz mit den Töch in den unvergleichlich zart derben, liebenden und besorgte vollen und stolzen Briefen leichtsinnige, reizvolle Marie nette, die 15jährig aus ihre kam, — in diesen Briefen ve sich in bezaubernder Art die R der Herrscherin an die junge mit den graziösen Winken der den Frau an die junge un fahrene Anfängerin in der L der Mutterschaft. Hier wür Zitat grob wirken, aus dies zernden Gewebe mag kein herausgezogen werden. Ein einziger Art bilden diese B man wird geneigt zu glaub die große Kunst der Erziehu diesen Blättern sich spielend lasse — und wird doch wied tisch im Gedanken daran, wi wie bitter wenig sie ausrichte ten! Wir atmen dankbar a die große Frau nicht mehr mußte, wie tragisch in Mari nettens Schicksal alle bösen M

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Mutter zum Grotesken verzerrt, sich erfüllten, — daß ihr Sohn und Nachfolger anbetete, was sie verbrannte und verbrannte, was sie anbetete — das zu schauen, wurde ihr nicht erspart. Der immer „aufgeklärte" hat ihre Klarheit nie erreicht. Und doch hielt ihre Liebe stand. Denn Liebe, sorgende, ordnende Hausmutter-Liebe für ihre Kinder, wie für ihr Volk, war das Gesetz ihres Lebens. Selbst ihr großer Feind, selbst Friedrich konnte nicht die stolze und sichere Harmonie ihres Herzens stören, wie schwer er auch ihren Herrscherstolz kränkte. Ihre Niederlagen gaben ihr Kräfte der Demut, durch die ihre Seele Siegerin blieb.

Elly Heuss-Knapp

Eine Mythik des Oesterreichers?

Was das ist, eine Mythik des Oesterreichers? Das ist nämlich ein Buch, heißt „Oesterreich und der Mensch" (bei S. Fischer, Berlin), wurde von Robert Müller geschrieben und hat den Untertitel „Eine Mythik des Donau-Alpenmenschen". Ein Platzregen großer Worte: Der Mensch, die Mythik, der Donau-Alpenmensch. Man schlägt auf und liest zuvor die Titel der Kapitel: Oesterreich und die Frau, Oesterreich und der Mann, Oesterreich und die Welt. Das ist also der Mensch. Ist er nicht ein bißchen verdächtig, dieser Mensch, hat er Blut, Haut, Haare, Augen, oder ist er nur eine Geschäftstafel? Ich erinnere mich, eine Reihe Bücher gesehen zu haben, die gar nicht Mythik, sondern mehr Text zu Photographien sein wollten, die Kapitel waren überschrieben: Paris (oder Berlin oder Wien oder London) und die Frau, — und der Mann, — und die Welt. Die Photographien fehlen. Aber der Text ist da. Letzte Erinnerung an die fehlenden Photographien, wenn als Siege österreichischer Frauenwelt Mode und Nachkunst genannt werden. Nach solchen Erkenntnissen mißtraut man dem Völker- und Rassenfasching, der da als verkleideter Männergesangsverein, zur Mythik des Oesterreichers aufgeboten wird. Man mißtraut der Gesundheit dieser urweltlichen Gebräuntheit, die nur den Gletscherbrand von Johannes V. Jensen darstellt. Eine aus Dänemark importierte Mythik, nein, nicht einmal das, sondern nur made in Austria. Bleibt der Donau-Alpenmensch. Da ich aber mit dem Karst auch etwas zu tun habe und doch ein Oesterreicher bin, frage ich ganz erstaunt und egoistisch: „Und ich?" Der Donau-Alpenmensch ist nicht Oesterreich, er gehört zu ihm, aber er ist es nicht.

Nun sind die Hüllen gefallen. Die großen Worte zerplatzten wie Leuchtraketen. Aber das Buch bleibt lesbar, weil es amüsant ist, weil es verdreht, umstülpt, weil es „Oesterreich und das Feuilleton" ist. Nicht ein Feuilleton, das sich an Heinrich Heine emporgeturnt hat und noch immer vom „jungen Deutschland" zehrt, sondern ein neues, wagemutigeres, weltreisehaftes, dessen Hexenmeister eben Johannes V. Jensen ist. Aber dieser Feuilletonismus ist nicht minder hemmungslos wie der alte, nicht minder gefährlich. Vielleicht gefährlicher, weil er so neu aussieht.

Das muß gesagt werden, vielleicht schärfer, als es nötig aussieht. Aber es ist nötig. Denn dieses Buch bekennt sich nicht zum Feuilleton, es bekämpft es scheinbar und hat die Gebärde des Menschhaften. Das ist es: Gebärde. Ein Wort der österreichischen Literatur und die Tat eines (hoffentlich verflossenen) Oesterreich. Was war denn immer unser Leid? Nichts anderes, als daß uns eine

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mythik versprochen wurde und wir erhielten: Oesterreich und die Frau, Oesterreich und der Mann. Die Gebärden regierten, das so tun als ob — Oesterreich und der Mensch — schon wieder einmal ein Versprechen. Und darin hören wir schon wieder einmal, daß Oesterreich frauenhaft sei. Aber ihr Freunde, nicht diese Töne. Nicht mehr. Wir glauben an die menschliche Kraft im Oesterreicher, an sein Lebensgefühl, aber eben weil wir glauben, wollen wir uns nicht mehr betäuben lassen, wollen wir denen, die da mit Gebärden kommen, auf die Hände sehen und auf die schauspielerhaften Finger klopfen.

Oskar Maurus Fontana

Otto Flakes neuer Roman

Seit dem Einzug der Brüder Hart in das literarische Berlin wiederholt sich ständig das Motiv, daß es einen jungen Menschen aus dem altfränkischen Idyll irgend einer Heimat in die technische Internationalität der modernen Großstadt schleudert. Auch Flake läßt seinen Lehrer Horn diese Wunderwandlung erleben. Aber er erhöht das Tempo und steigert die Erlebensquantität durch die Mystik eines visionären Ereignisses. Horn, durch realste Erschütterungen (Irrenhaus, Operationssaal, Tod der Mutter) seelisch zermürbt, erwirbt den Ring, dessen Art uns die Gyges-Sage vertraute.

Unsichtbar der Umwelt stürzen im rasenden Wirbel die Orgien der Großstadt, der Gesellschaft auf Horn ein. Alle technischen Funktionen des großen Lebens begleiten, steigern, verdichten, stärken die Kurve der Fabel. Horns innerer Mensch, umwuchert vom ren Erfolg, aller Möglichkeiten Herr sieht und erkennt das Be des Geldes und der Machtfa Trotz allem technischen Tempe geistiger Gehalt. Horn der S wird wesentlich! Alles äußer schehen wird Gleichnis. Horn der Jagd im Auto, D-Zug, S dampfer, hinter dem Komfor Kultur und dem Tumult des Fl geht ein zur Wahrheit der Wirkl Hinter der Inszenierung der hält Selbstbesinnen Ausschau. nach dem Wirbel des Traume gehetzter Jugend wird Mann.

Otto Flake schreibt dieses se Buch eines seltsamen Lebens u Chronist überzeugt und sachlich. Sätze sind ohne Phrase, geha Brücken für die Architektur des zen. Jede Anekdote, jede Stim ist brandenburgisch, ökonomisch stellt auf Klarheit und Ziel. Sinnliche wird nicht artistischer das Psychologische nicht dok alles subordiniert sich dem leber Gehalt.

Otto Flake ist einer der w jüngeren Prosaiker, die einen verständlichen, natürlichen und doch gestauten und geistig di nierten Stil schreiben. Vor aber, und dieses verursacht den weis, steigert sich hier die Int der Wirkung von Fabel und stetig. („Horns Ring" bei S. F Berlin).

Schon ist Horn Symbol für derne Lehr- und Wanderja so drängt diese Epik in steter Er lung zu höchster, künstlerischer E zu äußerster Monumentalität.

Hannes Jo

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redakti Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverl Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 17:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-10-28 17:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

AP30
.M15
10. Jahrg.
1916
1.-2. Bd.

Generated on 2019-10-28 17:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Generated on 2019-10-28 17:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Digitized by Google

PENN STATE UNIVERSITY LIBRARIES
Original from
PENN STATE

Generated on 2019-10-28 17:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913877
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google